Aus

Schubarts Leben und Wirken.

Von

Eugen Nägele.

Mit einem Anhang:

Schubarts Erstlingswerke und Schuldiktate.

Stuttgart.
Verlag von W. Kohlhammer.
1888.



M. Christian Friederich Daniel Schubart.

Aus

Schubarts Leben und Wirken.

Von

Eugen Nägele.

Mit einem Anhang:

Schubarts Erstlingswerke und Schuldiktate.

Stuttgart.
Verlag von W. Kohlhammer.
1888.

Druck von W. Kohlhammer in Stuttgart.

Vorwort.

Vorliegende Arbeit sucht hauptsächlich eine in Schubarts Leben noch nicht genügend bekannte Zeit, seinen Aufenthalt in Geislingen, zur Darstellung zu bringen und von Schubart in dieser Zeit ein vollständiges und richtiges Bild zu geben.

Um dieses Bild, also nicht bloß das des Dichters Schubart, sondern noch mehr das seiner ganzen Persönlichkeit, möglichst wahrheitsgetreu zu machen, wurde es ins einzelne ausgeführt.

Dies gilt namentlich von der sachlichen und chronologischen Seite der Darstellung, von der Verteilung des Stoffs in die Jahresabschnitte, von der Berücksichtigung des Lokalen und von den litterarischen und psychologischen Untersuchungen. Bürgschaft für die Objektivität leisten die Zitate und der Anhang. Um das Bild etwas abzurunden, wurde auch Schubarts Charakter, sowie sein früheres und späteres Leben kurz dargestellt.

Durch eine solche Verwertung und Vorführung des gesamten Materials wollte vorliegende Schrift einerseits den Geislinger Aufenthalt ein für allemal erschöpfend behandeln, so daß sie auch als Kommentar und Ergänzung zu den bisherigen Darstellungen betrachtet werden kann, andererseits den vielen neueren Beiträgen zu einer abschließenden Lebensbeschreibung Schubarts bescheiden sich beigesellen. Diese Absicht möge auch das Überwiegen des Stofflichen und etwaige andere damit zusammenhängende Mängel entschuldigen.

Der Anhang ist trotz mehrfacher Kürzung — denn es hätte noch weit mehr zum Abdruck gebracht werden können — sehr umfangreich geworden. Doch dürfte in ihm der Schubartfreund und Schubartforscher manches Beachtenswerte und wohl auch Ansprechende finden. Die hier veröffentlichten Erstlingswerke und Schuldiktate sind zugleich nebst den Briefen, die im Text sorgfältig berücksichtigt und im Anhang genau registriert sind, das beste Mittel, den ganzen merkwürdigen Mann kennen zu lernen, soweit dies bei einem Schubart, dessen Bedeutung mehr dem Leben angehörte, aus schriftlichen Denkmälern überhaupt möglich ist.

Während der Arbeit wurde dem Verfasser vielfache und ausgiebige Unterstützung zu teil. Besonderen Dank schuldet er Frau Bertha Maria Bertheau, verwitw. Frauenknecht, und Herrn Dr. Adolf Wohlwill in Hamburg, sodann den Herren: Graf Kurt von Degenfeld-Schonburg, Oberst J. E. von Günthert in Stuttgart, Universitätsbibliothekar Dr. Geiger in Tübingen, Pfarrer Hauff in Beimbach, Stabsarzt Dr. Strauß in Stuttgart, Pfarrer Sandberger in Königsbronn, Dekan Klemm in Sulz (früher Diakonus in Geislingen), Professor Dr. Veesenmeyer und Präzeptor Müller in Ulm. Außerdem durfte er sich des Entgegenkommens verschiedener Verwaltungen und Beamten von Bibliotheken und Archiven, so in Stuttgart, Tübingen, Geislingen, Ulm, Augsburg, München, Berlin, sowie freundlicher Mitteilungen von vielen anderen Seiten erfreuen.

Möge nun die vorliegende Arbeit wohlwollende Aufnahme und milde Kritik finden.

Geislingen, im Januar 1888.

Professor Nägele.

Inhaltsübersicht.

Vorbemerkungen, Zusätze und Berichtigungen.

Betreffs des Drucks sei bemerkt, daß für Zitate, Zwischenbemerkungen, einzelne Untersuchungen u. dergl. besonders zum Zweck der Übersichtlichkeit eine kleinere Schrift gewählt wurde; betreffs der Orthographie, daß bei der Wiedergabe solcher Stücke, von denen die Originale vorlagen, besonders für den Anhang und bei einigen erstmals veröffentlichten Briefen die ursprüngliche, bei allen andern aber, auch bei den von Strauß veröffentlichten Briefen, die jetzige Schreibweise eingehalten ist.

Quellen.

Schubarts Werke selbst sind meist im Text oder Anhang zitiert, insbesondere die Gedichte und Veröffentlichungen aus der Geislinger Zeit (S. 229 bis 293 und S. 131), die Epicedien (S. 121), die deutsche Chronik, die (Augsburger) Vorlesungen (S. 347), die Selbstbiographie (S. 442) und die vielfachen älteren, in den Jahren 1785 (Zürich), 1785/86 (Stuttgart s. S. 213), 1787 (Frankfurt), 1802–1803 (von Ludwig Schubart, Frankfurt), 1812 (Zürich s. S. 79), 1829 (Frankfurt, s. S. 106), 1839/40 (Stuttgart, Scheible), 1842 und 1862 (Stuttgart) erschienenen Sammlungen von Schubarts Gedichten oder Schriften.

In nachfolgendem mögen die wichtigeren Schriften über Schubart, die wir mit Dank gegen die Verfasser benützten, noch besonders aufgeführt sein, während kleinere Abhandlungen gleichfalls genügend im Text genannt sind:

D. Fr. Strauß, Schubartiana. Morgenblatt 1847, Nr. 167–170.

D. Fr. Strauß, Schubarts Leben in seinen Briefen. Berlin, Dunker, 1849. — D. Fr. Strauß, kleine Schriften biogr., lit. und kunstgesch. Inhalts. Leipzig, Brockhaus, 1862, besonders S. 427–450 (Nachlese). —

Die beiden letzten Arbeiten sind vereinigt in D. Fr. Strauß, Gesammelte Schriften, herausgegeben von Zeller, VIII. und IX. Band (Bonn, Strauß, 1878), mit einem Vorwort des Herausgebers.

J. G. Fischer, Mitteilungen aus Schubarts Lehrerzeit. Morgenblatt 1859 Nr. 3 und 4.

J. G. Fischer, Schubarts volkstümliche Bedeutung. Besondere Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg 1882 Nr. 16 und 17.

Fr. Pressel, Briefe Schubarts an einen jungen Ulmer. Morgenblatt 1861, Nr. 36 und 37.

Fr. Pressel, Schubart in Ulm, ein Vortrag (abgedr. aus der Freya) Ulm, Nübling 1861.

A. Wohlwill, Weltbürgertum und Vaterlandsliebe der Schwaben. Hamburg, Meißner, 1875.

A. Wohlwill, Beiträge zur Kenntnis Schubarts in Schnorrs von Carolsfeld Archiv für Litteraturgeschichte VI, 1877.

A. Wohlwill, Neue kleine Beiträge. Archiv XV, 1887.

A. Sauer. In: Deutsche Nationallitteratur, herausgegeben von J. Kürschner, 81. Band. Stürmer und Dränger III, Berlin und Stuttgart, Spemann.

Gust. Hauff, Schubarts Gedichte, historisch-kritische Ausgabe. Leipzig, Reclam 1884.

Gust. Hauff, Chr. F. D. Schubart in seinem Leben und Wirken Stuttgart, Kohlhammer 1885.

K. Geiger, Zu Schubarts Leben und Schriften. Besondere Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg 1885, Nr. 16, 18 und 19.

Zusätze.

Zu S. 10: Geburtstag. Behielte das Kirchenbuch recht, das neben dem Geburtstag auch den Tauftag und zwar als solchen den 26. März 1739 angiebt, so hätte Schubart — aus Irrtum oder Liebhaberei — sein Geburtsfest an seinem Tauftag gefeiert.

Zu S. 35: Haug, damals (1763–66) Pfarrer in Magstatt. Der boshafte Druckfehler Pfaffer (statt Pfarrer) in Strauß (1849, I S. 67) hat Brachvogel veranlaßt, in seinem Roman „Schubart und seine Zeitgenossen", 1864 (s. auch S. 187), schwäbische Pfarrer fortwährend Pfaffer zu titulieren.

Zu S. 92 und 171. Natürlich geht die Bemerkung über Schubarts Lyrik (S. 92 unten) nur auf die Zeit bis 1767, diejenige über das Griechische (S. 171 unten) nur auf die Lehrthätigkeit.

Zu S. 110. Über die Reichsstädte hat sich Schubart allerdings oft auch sympathisch geäußert. Es entsprach Schubarts Eigenart, sich in dieser

und in anderen Beziehungen in Gegensätzen und Extremen zu bewegen, s. Wohlwill, Weltbürgertum und Vaterlandsliebe der Schwaben S. 9, 19 und 20.

Zu S. 166. Das fragliche Kunststück wird von einem Kandidaten erzählt, den Friedrich d. G. auf die Probe stellte.

Zu S. 189. Zum Neujahrstraum äußert sich Hauff in einer freundlichen Zuschrift: Ich kann diese Erklärung des Traumes nicht billigen. Es giebt Träume, deren prophetischen Charakter man nicht wegdisputieren kann, vgl. Jean Pauls Vorahnung seines 25 Jahre später erfolgten Todes.

Zu S. 193. Böckh hat später seinem Schwager doch noch geschrieben, vergl. den Brief in Strauß, Nachlese 3; diesem ist eben die Abmahnung S. 193 Z. 18—20 entnommen.

Zu S. 204, Z. 16 v. o. Die Briefe schweigen nur bis zum Himmelfahrtsfest 1774, von welchem Datum ein Brief Schubarts an seine Frau nach Geislingen erhalten ist, s. Pressel, Schubart in Ulm S. 15.

Zu S. 212. Betreffs der Ursachen von Schubarts Gefangennahme glaubt Wohlwill, einer seiner vielfachen dankenswerten Mitteilungen zufolge, nicht, daß der Wiener Hof von Schubarts Chronik Notiz genommen hat. Riedels Connivenz läßt er bestehen, Maria Theresias Einmischung aber scheint ihm durchaus unglaubwürdig.

Zu S. 213 Z. 8 v. u. Schubart selbst bekam bald nach diesem Todesfall, im August 1783, von seinem Schwiegervater und einer Schwägerin Besuch auf Hohenasperg. Besondere Beilage des St.A. für Württemberg 1880 S. 97, 1885 S. 301.

Zu S. 250 ff. Zur Krankheit Häckhels. Man wird mit Hauff annehmen dürfen, daß Strophe I bis II nur eine — allerdings weit ausholende — Verherrlichung der Quelle und ihrer Entstehung, also im Gegensatz zur Note S. 252 keine Beziehungen auf Häckhels Krankheit enthalte. Dann steht nichts im Weg, in der dritten Strophe des Wechselgesangs den Hinweis auf ein Jagdunglück, das Häckhel betroffen, zu sehen.

Zu Diktat 82 (S. 356 f.). Lustig ist es, in der (wegen ihrer Länge nicht abgedruckten) „Anleitung zum Briefschreiben“ zu lesen, welche Titel Schubart etwa beanspruchen konnte. Da heißt es u. a. erstens: „Den Tittul Hochedelgebohren bekommen vornehme Amtleute, Magister auf Universitäten, kaiserl. gekröhnte Poeten u. a.“ Zweitens: „Ein Studirter bekommt noch den Tittul Hochgelehrter darzu.“ Drittens: „Kandidaten der Theologie oder wie man bei uns sagt, die Magister, wie auch die Vicarii werden tittulirt: Ehrwürdige und Wohlgelehrte.“ Viertens: „Conrectores und Präceptores sind Hochedle und Wohlgelehrte.“ Fünftens: „Schulmeister in kleinen Städten und Dörfern und alle dergleichen krummgebükte Creaturen in schwarzen Röken und gestrikten Kappen nennt man nur schlechtweg: Hochgeehrtester Herr Schulmeister.“

Bemerkungen zu den Bildern.

Die bekanntesten Bilder Schubarts stammen aus der Zeit seines späteren Lebens, so namentlich das beste, das von Ölenheinz gemalt und in dem Kupferstich von Morace viel verbreitet ist. Wir hatten für unsern Zweck nach einem Bild zu suchen, das Schubart in jüngeren Jahren darstellt. Solche waren nach der von uns S. 210 (unten) wiedergegebenen Erzählung vorhanden; ein in Wachs bossiertes Bild eines Augsburger Künstlers nennt Schubart in der Chronik 1775 S. 608; sein Verfertiger war Bückle, der (nach Klemm, Württ. Vierteljahrsh. 1884 S. 116) in Geislingen 1742 geboren, wahrscheinlich der Freund von S. 209 oben war. Da alle Nachforschungen nach diesen oder noch älteren Bildern vergeblich waren, wählten wir dasjenige, das der 1777 erschienenen Schrift „Vorlesungen über die schönen Wissenschaften" vorangestellt ist und höchstwahrscheinlich aus dem Jahr 1774 stammt, also der Geislinger Zeit sehr nahe steht. In der Unterschrift ist Schubart durch M. nach der soeben (S. X unten) erwähnten Gewohnheit jener Zeit als Magister bezeichnet. Als Künstler geben sich an: Klemann [sonst unbekannt] pinx. und [Joh. Mich.] Söckler sc.


Das Meriansche Bild von Geislingen stammt zwar schon vom Jahre 1643, stellt aber das Städtchen unzweifelhaft so dar, wie es in den Jahren 1763—69 ausgesehen. Dies bezeugen zwei Bildchen des Malers Früeholz vom Jahr 1762 (s. Klemm, Württ. Vierteljahrsh. 1884 S. 20). — Zu der von Merian unten angebrachten Erklärung bemerken wir, daß zu Schubarts Zeit die Wohnung des Vogts in dem mit Ziffer 9 bezeichneten Hause und das Haus Nr. 4, das alte Schloß, damals des Visierers Wohnung war. (Heute befindet sich in jenem die Oberamtei, in diesem das Kameralamt.) — Schubarts Schulhaus ist durch die Kirche verdeckt. Sein Wohnhaus ist auf dem Merianschen Bild — allerdings etwas klein — zwischen Nr. 4 und dem links davor stehenden Brückentürmchen eingezeichnet. Deutlich tritt das Zollhaus (10) hervor. — (Für den heutigen Besucher bemerken wir, daß sich die Eisenbahnlinie über dem Städtchen an dem Bergabhang hinzieht, der dem Beschauer zugekehrt ist.)

Schubarts Wohnhaus. Die Wohnung befand sich im obern Stock des durch seine Unregelmäßigkeit auffallenden großen Gebäudes. Der Standpunkt des Beschauers diesseits des „Stadtgrabens" ist auf dem Bilde von Merian einige Schritte herwärts von dem jetzt abgebrochenen Mühlenthor (11).

Das Bild „aus dem Innern von Geislingen" zeigt die Mitte der Hauptstraße, besonders das altertümliche Zollhaus, an dessen Ecke die jetzt so genannte Schubartstraße sich öffnet, und weiter oben das durch den Wirtsschild kenntliche Gasthaus zum weißen Roß (s. u. S. 25 f., 163, 204).

Berichtigungen.

S. 14 (Z. 12 v. u.): treibt; S. 31 (Z. 15 v. o.): zur Folge; S. 37 (Z. 7 u. 6 v. u.): der, gericht; S. 41 (Z. 6 v. o.): Schubarts; S. 46 (Z. 13 v. o.): 1759; S. 48 (Z. 9 u. 14 v. o.): Ekstase, Kanzelreden; S. 51 (Z. 2, 10, 17, 18, 20, 21 des Gedichts): Und, dreinzustürmen, Grenade, Ramlern, Namen, Dithyrambensturme; S. 54 (Z. 13 v. o.): zugerauscht; S. 57 (Z. 15 v. o.): der erscheinende; S. 60 (Z. 19 v. o.): streiche scheinen; S. 66 (Z. 15 v. o.): 1776; S. 80 Z. 1 v. u.): nordische; S. 83 (Z. 10 v. u.): den; S. 88 (Z. 17 v. u.): und charakteristischen; S. 90 (Z. 8 und 12 v. o.): Sie; S. 103 (Z. 10 v. o.): 1768; S. 111 (Z. 19 u. Z. 7 v. u.): öfters, 1762; S. 113 (Z. 8 v. o.): 1767; S. 133 (Z. 9 u. 13 v. o.): Doppelnummer, (an)betrifft; S. 148 (Z. 17 v. o.): 49/50; S. 173 (Z. 1 v. u.): S. 22; S. 181 (Z. 16 v. o.): abgewartet; S. 196 (Z. 4 v. o.): 63; S. 202 (Z. 9 v. o.): Eine; S. 205 (Z. 4 v. o.): gewesen; S. 206 (Z. 12 u. 9 v. u.): schmachtete, Ärger; S. 254 (Z. 14 v. u.): Caramussal; S. 259 (Z. 18 v. u.): der; S. 298 (in Spalte 4 Z. 13 u. 14 v. o.): 115.



Geislingen (nach Merian) von der Südseite.

Einleitendes über Geislingen und Schubart.

1. Geislingen.

Geislingen „an der Steig“, heute eine aufblühende württembergische Oberamts- und Industriestadt mit 5 000 Einwohnern, liegt in einer der schönsten Landschaften der schwäbischen Alb. Prächtige Berge umschließen das etwas hochgelegene Städtchen; an ihren scharfkantigen Stirnen ragen gewaltige Felsenriffe aus den Buchenwäldern empor und da und dort sind die Höhen mit Türmen und Ruinen bekrönt. Steil überm Städtchen erheben sich auf den östlichen Bergwänden der wohlerhaltene Ödenturm und die Felsen und Überreste der Burg Helfenstein. Ihnen gegenüber, das Rohrachthal beschattend, steht ein Bergkoloß mit zwei scharfen Felsenecken, der weithinauslugenden Schildwache und dem sagenumwobenen Geiselstein. Thalabwärts öffnet sich zwischen den schönen Formen des Steilrandes der Alb hindurch ein Blick in mildere Gaue, zum nahen Filsthal, zum Schurwald und Hohenstaufen. Und stehst du auf den Gipfeln ringsumher, so mag dein Auge über weite Gebiete des Vaterlandes hinschweifen, sei's ins liebliche Neckarland, zu den Stuttgarter Höhen, zum bedrohlichen Asperg und zu ferneren Zügen, oder nordwärts zu den Limpurger Bergen, sei's über den Albrücken weg Aalen und Ulm zu oder gar zu den fernherglänzenden Alpen.

Das Städtchen selbst ist eben gelegen und füllt langgestreckt heute die ganze Thalschlucht. Es ist durchzogen von der breiten uralten Heerstraße, der entlang sich die Altstadt fast rechtwinklig aufgebaut hat; kurze, schmale Seitengassen durchqueren das Rechteck.

In der Mitte stehen sich das hübsche Rathaus und das ehemalige Zollhaus schräg gegenüber; eine obere Seitengasse führt zur ehrwürdigen gotischen Kirche, die manches Altertum birgt, und zum „alten" Schulhaus; in einer unteren Gasse, am Fuß des Helfensteins, stehen nahe bei einander ein altes helfensteinisches Schloß und ein gleichfalls beträchtliches Gebäude, das wir als Schubarts Wohnhaus kennen lernen werden. Das Innere des Städtchens verleugnet den kleinlichen Charakter früherer dorfähnlicher Verhältnisse nicht. Neben wenig größeren, vor Alter oft unregelmäßig gewordenen Gebäuden, steht eine Anzahl schmaler, zum teil minimal kleiner Häuser mit tiefgelegenen Erdgeschossen, oft noch mit Schubfenstern. Doch gewinnt das Innere jetzt ein immer freundlicheres Aussehen und außen herum schließen sich neue Stadtteile an.

Vor 125 Jahren war Geislingen ein unbedeutender, seit Jahrhunderten sich gleich gebliebener Ort mit 1500 Einwohnern[1]), umschlossen von einem festen Mauerring mit Türmen und Wassergräben. Es gehörte damals, seit dem Niedergang der Grafschaft Helfenstein, zu dem verhältnismäßig sehr bedeutenden Gebiet der Reichsstadt Ulm.

Die Einwohner waren zum größten Teil Kleinhandwerker. — Die Bürgerschaft hatte ihr eigenes „Gericht" (Stadtrat) mit drei Bürgermeistern an der Spitze. — Von Herrschafts wegen waren aufgestellt: ein Obervogt (regelmäßig einer vom Ulmer Adel), ein Visierer und ein Zoller für die hier so wichtige Heerstraße, sowie verschiedene Schreiber. „Durch obrigkeitliche Vorsorge, sagt Haid, war daselbst auch ein Physikus und ein geprüfter Chirurgus, sowie ein Apotheker wohnhaft." Weitere Angestellte waren die zwei Geistlichen, der Pfarrer und der Diakonus (schwäbisch „Helfer"), sowie der Thurn- und Taxissche Postverwalter. — Nehmen wir zu diesen Beamten noch einige wenige hervorragende Bürger hinzu, so haben wir, da wir die Lehrer im Sinne jener Zeit nicht nennen dürfen, sämtliche „Herren" des Städtchens kennen gelernt. Eine Vereinigung derselben von eigentümlicher Art war die „Stubengesellschaft", deren Hauptaufgabe die jährliche Veranstaltung eines Essens auf der Rathausstube war.

Im Herbst 1763 stand für Geislingen ein seltenes Ereignis bevor, die Anstellung eines neuen Lehrers. Selten war das Ereignis deswegen, weil es für die ganze Jugend nur zwei

[1]) Haid, Ulm und sein Gebiet 1786 S. 637 und 645; dazu das Diktat Nr. 71 und 117 im Anhang XIV.

Lehrer gab, den Schulmeister für die Knaben und den Kantor für die Mädchen, von diesen aber der erstere, Wilhelm Georg Röbelen, schon volle 50, der Kantor, des Schulmeisters „eheleiblicher" Sohn, immerhin 7 Jahre im Dienste der Gemeinde stand [1]).

Während zu des Kantors Verpflichtungen namentlich der Musikunterricht (auch der instrumentale) gehörte, der zu jener Zeit in den Volksschulen mehr berücksichtigt wurde als heutzutage, war der Schulmeister noch mit „der Haltung der lateinischen Schul" beauftragt, welche daselbst 1750 in widerruflicher Weise eingerichtet worden war [2]).

Schon lange reichten des alten Röbelen Kräfte für die schwere Aufgabe, eine Schar von 100—150 Knaben zu unterrichten und zu erziehen, nicht mehr aus; darum hatte er schon 1759 „bei nunmehr hochansteigendem Alter und denen dasselbe begleitenden Beschwerlichkeiten", um die Erlaubnis gebeten, sich auf eigene Kosten einen Lehrgehilfen oder Adjunktum einzuthun und zwar „den lobwürdigen Studiosum Strauben", einen Geislinger, „welcher eine von seinen annoch ledigen zwei Jungfer Töchter zu heurathen wirklich versprochen"; dieser Adjunkt war ihm auch beigegeben worden, aber nach wenigen Jahren, eben im Herbst 1763 gestorben [3]).

Nun nahm der Magistrat die Angelegenheit selbst in die Hand; aber, statt einen neuen Schulmeister zu bestellen und den alten zu pensionieren, was damals eben noch nicht Brauch war, griff man zum gleichen Mittel, das der Schulmeister zuvor privatim gewählt, und machte sich daran, einen Adjunkten zu suchen, dessen Gehalt größtenteils der bis zu seinem Absterben in Amt und Einkommen verbleibende Schulmeister zu bestreiten hatte.

Der Gehalt eines solchen Adjunkten betrug an und für sich kaum mehr als 100 fl., Straub hatte 94 fl. bezogen, wogegen der Schulmeister sich immer-

[1]) Klemm in den Württemberg. Vierteljahrsheften 1884 S. 254, wozu unsere weiteren Mitteilungen, die aus den Gerichtsprotokollen s. Anhang I geschöpft sind, eine Ergänzung bilden mögen.

[2]) Ein früher bestehender Lateinunterricht, damals dem Kantor übertragen (Klemm in: Neue Blätter aus Süddeutschland für Erziehung und Unterricht 1879, S. 61), hatte aufgehört.

[3]) Wir haben von ihm ein Gedicht, das er, zugleich im Namen seiner 14 Lateinschüler, auf den Tod des am 26. Juni 1763 in seinem 9. Jahre gestorbenen „Ehren-Sohns" des Obervogts von Baldinger machte.

hin auf 400 fl. und der Kantor auf 300 fl. stellte. Aber der Neuanzustellende hatte sichere Aussicht, nach des Schulmeisters Absterben dessen Amt und Einkünfte voll und ganz zu erhalten, und so war die Stelle nicht so übel.

2. Schubart im Herbst 1763.

In einem anderen schwäbischen Städtchen, über dem breiten Rücken des Albuchs drüben, von Geislingen etwa 5 Meilen entfernt, in der Reichsstadt Aalen lebte damals der etwas über 24 Jahre alte Kandidat der Theologie **Christian Schubart,** der Sohn des dortigen Helfers. Schon 3½ Jahre waren es, daß er seine Studienzeit beendigt oder vielmehr abgebrochen hatte, und nun harrte er im Elternhause der Anstellung.

Wie und wo konnte er eine solche erhalten? Diese Frage war bei den damaligen Verhältnissen nicht so einfach. In den vielen Stätchen, welche es zu jener Zeit in Schwaben gab — es waren ihrer von den Ritterschaftsgebieten abgesehen zwischen ein und zwei Hundert —, herrschte kein Mangel an Kandidaten und zuerst wurden die „Landeskinder" berücksichtigt. Im Gebiet der Reichsstadt Aalen, deren meiste Stellen übrigens der Fürst-Propst von Ellwangen vergab, fand sich keine Gelegenheit. In solchem Fall sah sich ein Kandidat meist auf einen glücklichen Zufall, auf umständliche Bewerbung oder persönliche Begünstigung angewiesen.

Mehr als eine Anstellung im Schuldienst konnte der junge Schubart für den Anfang kaum erwarten. Zu jener Zeit hatten die Geistlichen in den kleinen Territorien ihre Laufbahn häufig mit einem niederen Schuldienst zu beginnen. Auch Schubarts Vater, Johann Jakob, war zuvor in Obersontheim, wo unser Schubart 1739 geboren wurde, Lehrer und Pfarrvikar und später in Aalen anfangs Präzeptor und Musikdirektor gewesen, und unser Schubart selbst hatte schon da und dort „informiert", d. h. Privatunterricht erteilt. Der Lehrstand lag gewissermaßen in der Familienüberlieferung. Schon der Großvater, Walter Bartholomäus Schubart, war in Altdorf bei Nürnberg Kantor an der protestantischen Kirche und Stadtschullehrer gewesen. Auch ein jüngerer Bruder unseres Schubart, namens Jakob, hatte den Lehrberuf ergriffen und übte ihn damals im benachbarten Königsbronn als Hausinformator aus. Ferner hatte Schubart seit 1761 einen Schulmann zum Schwager, den von ihm hochverehrten Gottfried Böckh, welcher anfangs Konrektor in Wertheim, seit 1762 Rektor in Eßlingen war.

Schubart dachte also an einen Schuldienst. So schreibt er am 10. Februar 1763 (Nr. 4) an Böckh: „Mein Bruder Jakob will in dem Stuttgarter Wochenzettel eine Nachricht von einem erledigten Schuldienst oder Provisorstelle gelesen haben. Ist etwas daran, so melden Sie[1]) es uns, wenn Sie es für gut halten."

Inzwischen vertrieb sich der junge Mann die Zeit mit Musik und Studien, mit Briefschreiben, mit Aushilfe im Kirchendienst und mit Privatunterricht, mit den Unterhaltungen, die ihm das kleinbürgerliche Leben seiner Heimatstadt und ein zärtliches Verhältnis bot, und mit kleineren Reisen: ein freies, planloses Leben ohne alle Ordnung und Befriedigung, ohne Anstrengung und ohne Frucht. Durch seine Aushilfspredigten und durch eine jedoch nur vorübergehend bekleidete Hauslehrerstelle, durch Musikunterricht und durch Gelegenheitsgedichte verdiente er sich ein Kärgliches; sonst aber war er ganz auf die Unterstützung seines Vaters angewiesen.

Schon hatte es den Anschein, als sollte ihm auch das vierte Jahr auf diese Weise dahinschwinden. Die Hoffnung, durch den Fürstpropst von Ellwangen, Anton Ignaz, einen Grafen Fugger-Glött, der auch evangelische Stellen zu vergeben hatte, eine Anstellung zu erhalten, hatte ihn getäuscht. Die fortdauernde Aussichtslosigkeit erfüllte Schubart, der so gern vom Glück träumte, allmählich mit Ungeduld und Unzufriedenheit.

Am 13. August 1763 klagt er seinem Schwager (Nr. 7): „Übrigens lebe ich noch immer vom Schoß meines Glückes entfernt. Ich muß den traurigen Ton annehmen:

---

[1]) Schubart redet seinen Schwager Böckh (geb. 1732 in Nähermemmingen bei Nördlingen) bis zum Herbst 1767 mit „Sie" an, später wurde das Verhältnis immer freundschaftlicher. In dem Gedicht „Denkmal in Wingolfs Halle" (aus den 80er Jahren) führt er diesen Biedermann unter seinen Freunden folgendermaßen auf:

„Böckh, der mit goldenem Stabe die Jugend
Durchs Labyrinth des Lebens leitet,
Und ihr zeigt der Wanderung Ziel,
Des Himmels goldene Pforte;
Nicht durchs Blut allein, — zerrinnt nicht Blut im Grabsand?
Durch des dauernden Geistes Züge gelockt,
Nenn ich dich Freund! Es hör' es der Himmel!"

O Leben, klein Geschenk, wenn dich mein Geist durchdenket,
Mir nichts, als eine lange Nacht!
Dein hoffnungsreicher Lenz, der andern Rosen schenket,
Hat nichts als Dornen mir gebracht.

Mein Morgen ging hervor, verhüllt in Finsternissen,
Mein Mittag, ohne Sonnenschein;
Und Gott! darf ich von da auf meinen Abend schließen,
Wie trüb, wie traurig wird er sein!

Wie schwer ist's in der Welt, sich Gönner zu erwecken!
Zwingt mich ein trauriges Geschick,
Wie Satans Bild, krummschleichend Staub zu lecken?
Grausamer Weg zu meinem Glück!

Es schüttelt jeder Tag von seinen leichten Schwingen
Für Thoren oft ein Glück herab.
Mich läßt der Himmel nur brotlose Lieder singen —
Und zeigt mir späten Trost — das Grab.

Ein prophetisches Jugendgedicht Schubarts; das erste dieser ernsten Art, in der er später noch so manches singen sollte. Der Unwille, den er über den Zwang zu kriechender, staubleckender Bewerbung ausspricht, mochte ihm von einem in diese Zeit fallenden Besuch zu Ellwangen noch besonders in den Gliedern liegen. Krummschleichen und Staublecken war seine Sache sein ganzes Leben lang nicht. — Doch ein Beweis, wie Klage und Scherz bei ihm nahe zusammen wohnt, ist es, daß er unmittelbar nach diesen stimmungsvollen Versen bemerkt: „Sehen Sie, so muß man für die Langeweile Elegien dichten. So oft mich's hungert, mache ich Verse."

So saß Schubart damals manche Stunde (Nr. 7 Schluß) in seines väterlichen Hauses oberstem Stockwerk, das er sein Tuskulum nannte, lesend und sinnend, träumend und klagend, dichtend und musizierend; dann blickte er wohl getröstet zum Dachladen hinaus, hoffte aufs neue und — sah sich stets wieder auf dem gleichen Fleck, in Aalen.

Im September 1763 wurde die Ruhe dieses Tuskulums gewaltig gestört: das etwas baufällig gewordene Helferhaus wurde ausgebessert und ein neuer Dachstuhl aufgesetzt. Mitten in dieser Verwirrung (Nr. 8) kam unvermutet die älteste Tochter des Hauses, Juliane, Böckhs Gemahlin, mit ihren 2 Kindern zu Besuch; ihr Mann wollte nachfolgen. Es ging sehr lebhaft im Helferhaus zu und Christian freute sich seiner Nichte und seines Neffen. Da wurde die Unruhe noch durch einen weiteren Umstand vermehrt, durch die Nachricht — von der Schulstelle in Geislingen.

Es lag nicht allein in des Vaters und der Familie Wünschen, daß sich Christian um diese Stelle bewerbe. Dieser selbst hatte noch einen besonderen Grund, sich nach einem Unterkommen zu sehnen. Er wünschte wohl hauptsächlich, ein geliebtes Mädchen bald als Frau heimzuführen. Sodann aber mochte er auch hoffen, auf solche Weise am ehesten jenes innere und äußere Glück, von dem er träumte, zu erreichen und durch ein aufrichtiges Berufsleben sich von den ihm noch anklebenden Schlacken seines früheren Lebenswandels und dem drückenden Gefühl eines Daseins ohne jede Leistung zu befreien. Nicht der Aufsicht der Eltern wollte er sich entziehen, wie schon gesagt wurde, sondern eine Existenz wollte er sich gründen. Daß es ihm nebenbei lieb war, seinen Eltern vom Brot zu kommen, sagt er selbst in der Lebensbeschreibung[1]).

Trotz alledem ging er nicht hastig, sondern fast zaghaft und prüfend vor, wie eine Reise nach Geislingen und das Schreiben beweist, das er am 22. September 1763 von dort an Diakonus Abelen in Geislingen richtete[2]).

Hochehrwürdiger, hochgelahrter
hochzuverehrender Herr Helfer!

Euer Hochehrwürden haben bei meinem gestrig gehorsamsten Besuch so viel Aufrichtigkeit in dero Betragen geäußert, daß ich es wage, Sie um etwas ergebenst zu ersuchen. Die Ursache meines Hierseins ist denenselben sehr bekannt und ich bin nur deswegen noch hier, um eine etwas bestimmtere Antwort zu erwarten. Weil sie mir aber erst auf künftige Woche versprochen wird, so gedenke ich morgen wieder abzureisen.

Ich will es Ihnen als einem rechtschaffenen Theologen nur gestehen, daß die Umstände, unter welchen hiesige Stelle angenommen werden soll, mir wenig Lust inspirieren würden, wenn ich nicht glaubte, daß sie abgeändert werden könnten. Damit aber meine Eltern nicht glauben, als wenn ich in Ansehung der Gründung meines Glückes etwas verabsäumte, und ihnen die Umstände hiesiger offener Stelle mit Fleiß so klein und unvollkommen vor

---

[1]) Über diese bemerken wir hier zum voraus, daß sie der Hauptsache nach aus den Jahren 1778 und 1779 stammt, aus einer Zeit, wo Schubart mancher Einzelheit sich nicht mehr recht erinnerte und ganz andere Ansichten als früher hatte, und daß Schubart sie schrieb in der ausgesprochenen Absicht, junge Leute durch sie zu ermahnen, anders zu leben als er gethan. Überarbeitet hat er sie wohl 1791.

[2]) Wohlwill, Archiv VI, 346. Den Anfang nach dessen gütiger Mitteilung.

Augen stellte, so bitte [ich] euer Hochehrwürden gehorsamst, mir nur wenige Zeilen entweder an den Herrn Stadtpfarrer oder meinen Vater mitzugeben, worin die Beschaffenheit der erledigten Adjunktur wirklich so vorgestellt wird, wie sie sich gegenwärtig befindet. Euer Hochehrwürden werden sich einen jung[en] Freund der Wissenschaften zeitlebens verbinden, wenn Sie sub fide theologica sagen, in wie ferne die hiesige Stelle mit meinen eigenen wenigen Fähigkeiten und dem einmal ergriffenen Studio verhältnismäßig ist, — ferner, ob ich als ein ehrlicher Mann bestehen und wegen meines ferneren Glückes, das ich niemalen in Schulmeistersgrenzen einzuschränken gedenke, nicht Gefahr laufe. Das verlange ich hiermit gehorsamst von einem Theologen, der so viel Rechtschaffenheit, Menschenliebe und zugleich Einsicht als Euer Hochehrwürden besitzt. Ich werde meinen Eltern dieses Zeugnis vorlegen, damit sie hienach urteilen können, in wie ferne ich die Sache weiter betreiben soll oder nicht. Das Zeugnis eines einsichtvollen Mannes ist mir gewichtiger, als der Lärm des Pöbels, der mich zu etwas verleiten will, das mir in der Folge schädlich sein könnte."

Gleichzeitig verhandelte Schubart, wie aus dem Geislinger Gerichtsprotokoll vom 29. September 1763 hervorgeht (s. Anhang I, 1), mit dem Geislinger Obervogt von Baldinger, in dem er sofort einen Gönner gefunden zu haben scheint. In einem Memoriale an diesen äußerte er verschiedene Wünsche; so möchte er vom Elementarunterricht und verschiedenen Funktionen (dem Leichenbitten und der wohl mit irgend welchen Zeremonien und Sprüchlein verbundenen „Weinverehrung" bei Honoratioren-Hochzeiten) entbunden werden; ferner möchte er predigen dürfen, den Titel eines Präzeptors führen und das Direktorium der Musik und die Organistenstelle erhalten. Da man bei der vom Gericht vorgenommenen Wahl Schubart sofort seinen 3 Mitbewerbern vorzog, so wurde über all dies am 10. Oktober eine Punktation (s. Anhang I, 4) aufgesetzt, dieselbe Schubart zugeschickt und von diesem am 12. Oktober angenommen. Bald kam Schubart selbst nach Geislingen und wurde am 26. Oktober der mit dem Kirchen- und Schulwesen betrauten Abteilung des Ulmer Rats, dem Pfarrkirchenbaupflegamt [1]), kurz „Hüttenamt" genannt, zu Prüfung vorgestellt und angenommen.

[1]) Die Protokolle des Pfarrkirchenbaupflegamts scheinen gerade aus diesen Jahren verloren zu sein. Diejenigen einer engeren Kommission desselben, des Religionsamts, sind im Archiv zu Ulm noch zu finden. Diese enthalten über die Anstellung nichts.

In seiner Lebensbeschreibung (I. Teil, X) schildert Schubart den Vorgang, den er mit einer Bewerbungsreise nach Ellwangen in Verbindung bringt, kurz folgendermaßen: „Ich war kaum zu Hause angelangt, als ich den Ruf [?!] zum Präzeptorate und Organisten in Geislingen erhielt.

So wenig mir Ort und Stelle anfangs gefallen wollten und so klein und notdürftig der mir ausgemachte Gehalt war, so nahm ich doch die Stelle an, um meinen Eltern vom Brot zu kommen. Ich nahm also meinen Abschied in Aalen, wurde allgemein beklagt[1]) und reiste mit dem schwersten Herzen nach Geislingen[2]). Denn ich hinterließ nebst so vielen teuren Freunden auch ein Mädchen, das mich aufs zärtlichste liebte und welches ihre Eltern, die sehr wohlhabend waren, nicht aus den Augen lassen wollten. (Sie ist hernach durch eine sonderbare Schickung die Gattin meines Bruders[3]) geworden und kürzlich in ihrem Blütenalter gestorben. Ein Rosmarinstengel auf dein Grab, Katharine, von deinem dir so lieben Schubart und dann — gute Nacht bis aufs Wiedersehen.) Nach ausgestandener Prüfung in Ulm trat ich also mein Amt an, voll Widerwillen und mehr als einmal entschlossen, mich in die weite Welt hinein zu werfen und von ihr die Entscheidung meines Glücks zu erwarten. So wenig wußte ich damals, daß unter allen Geschäften des Lebens kaum eines edler und verdienstvoller ist, als das Geschäft eines würdigen Schulmannes; — die Welt mag ihm einen noch so niedrigen Rang und schlechten Gehalt anweisen. Fühlt er nur die Würde seines Amtes vor Gott, so ist er geehrt und belohnt genug. Oft habe ich schon gedacht: ihr guten Schulleute habt schlechten Weltsold, damit euch Gott im Himmel an seinem großen Lohn nichts abrechnen darf. — Aber ich wilder Mensch war damals nicht fähig, eine so ruhige Betrachtung anzustellen."

Einen wilden Menschen heißt sich hier Schubart und wir haben vielleicht Lust, diesen Menschen in seiner Entwicklung kennen zu lernen, ehe wir uns anschicken, ihn durch sein Geislinger Leben und Wirken zu begleiten. Spannender freilich und bekannter ist die nachgeislingische Zeit Schubarts, ist sie doch der reinste Roman. Aber menschlich nahe tritt uns Schubart nur, wenn wir ihn in

---

[1]) Dies zu betonen vergißt er nicht! Die Abschiedspredigt, die er hielt, läßt er unerwähnt. Die hiezu gedichteten Verse hat er nachher in Geislingen gezeigt.

[2]) „Kathrinchen hing an meinem Pferd" (s. Anhang XV).

[3]) 1775 heiratete sie, jedoch in zweiter Ehe, Schubarts Bruder Konrad, Stadtschreiber in Aalen. Christian Schubart kam selbst zur Hochzeit, nachdem er zuvor herzlich gratuliert hatte: „Empfahe all den Segen, der mein war, den mir aber Geschick und eigene Schuld raubte."

seiner Kindheit und Jugend betrachten; und diese ganze Zeit zusammen mit dem Aufenthalt in Geislingen muß um so wichtiger erscheinen, als sie von Schubarts Leben weit über die Hälfte ausmacht.

3. Rückblick auf Schubarts Jugend.

Geboren ist Christian Friedrich Daniel Schubart am Gründonnerstag[1]) den 26. März 1739 in Obersontheim[2]), einem Residenzort der damaligen Grafschaft Limpurg, wo sein Vater Johann Jakob zunächst als Kantor angestellt und damals noch nicht gar lange mit Helene Juliane, der Tochter des angesehenen Forstmeisters Hörner (s. Anhang III) vom benachbarten Sulzbach am Kocher, verheiratet war[3]). Schon 1740 kam Schubarts Vater in die nahgelegene schwäbische Reichsstadt Aalen, wo er später Helfer wurde.

Des Vaters Geschlecht, dem fränkischen Stamm angehörig, war weit verzweigt im mittleren und östlichen Deutschland und hatte mehrere nicht unbedeutende Männer als Gelehrte, Schriftsteller und Musiker aufzuweisen. Der Mutter Verwandtschaft lebte in der Grafschaft Limpurg, einer überwiegend fränkischen, wenn auch schwäbische Elemente enthaltenden Landschaft bei „schwäbisch" Hall. So rollte denn fränkisches Blut in Schubarts Adern. Durch den Aufenthalt in Aalen und durch sein späteres Leben ist er mehr und mehr Schwabe geworden, obwohl beachtet werden mag, daß er auch den im Leben so wichtigen Zeitraum vom 17. bis 22. Jahr in Franken verbrachte.

Wenn es sich darum handelt, von Schubarts Abkunft Schlüsse auf seinen Charakter zu machen, so dürfte mehr als die Stammeszugehörigkeit die große Differenz im Wesen der Eltern in Betracht zu ziehen sein. Nicht

---

[1]) Dieses Datum scheint ganz zweifellos; der Feiertag blieb Schubart und seinen Angehörigen wichtiger als das Datum. Daher er stets seinen Geburtstag am Gründonnerstag beging, vgl. Nr. 103 (13. April!), 116 (27. März), 137 (1. April). Aus diesem Grund auch die verschiedenen Irrungen. Der Eintrag im Kirchenbuch, von der Hand eines jungen Diakonus, der zugleich Stellvertreter des Hofpredigers war, lautet freilich auf den 24., kann aber ganz wohl auf einem Irrtum beruhen.

[2]) jetzt württembergischen Oberamts Gaildorf.

[3]) Nämlich kaum einige Monate. Sie hatte ihm schon am 8. Juni 1737 ein Mädchen geboren, das wohl frühe starb.

allein die Lebhaftigkeit des Temperaments und die Sinnlichkeit, sondern mehr noch eine merkwürdige Mischung und unharmonische Vereinigung verschiedener Eigenschaften ist es, was Schubarts Charakter kennzeichnet.

Vom Elternpaar wissen wir, daß der Vater[1]) ein origineller, gewaltiger, sehr begabter, aber leidenschaftlicher Mann, die Mutter eine stille, einfache, weiche Natur voll Herzensgüte und emsiger Sorgsamkeit gewesen. „Die Talente, die in der Folge den Sohn ausgezeichnet haben, lagen stark markiert, aber noch roh in dem Vater," die Leidenschaftlichkeit dürfte der Sohn unverfeinert überkommen haben. Andererseits sollte auch die Weichheit, die aus der Mutter Wesen spricht, in dem des Sohnes hervortreten, so sehr, daß derselbe in mehr als einer Hinsicht Züge von Weiblichkeit trägt.

Von den Familienverhältnissen sei nur angeführt, daß die Eltern sehr unbemittelt waren und daß Christian 4 jüngere Geschwister hatte, 2 Brüder, Jakob und Konrad, und 2 Schwestern, Juliane und Jakobine.

Über seinen Aufenthalt im Elternhaus 1739—53 sagt Christian Schubart in der Lebensbeschreibung:

„In meinen jungen Jahren ließ ich wenig Talent blicken, dagegen desto mehr Hang zur Unreinigkeit, Unordnung und Trägheit.

Ich warf meine Schulbücher in den Bach, schien dumm und trocken, schlief beständig, ließ mich schafmäßig führen, wohin man wollte, und konnte im 7. Jahr weder lesen noch schreiben." [Hang zu Unordnung und Trägheit, scheuen Trotz neben Empfänglichkeit und Willigkeit, träumerisches Fürsichbleiben neben plötzlicher Ausgelassenheit zeigte Schubart sein ganzes Leben lang.]

Bald zeigten sich die außerordentlichen Talente glänzend:

„Plötzlich sprang die Rinde, die mich einschloß und ich holte nicht nur meine Mitschüler in weniger Zeit und meist durch eigene Anweisung ein, sondern übertraf sie auch alle. Sonderlich äußerte sich in mir ein so glückliches musikalisches Genie, daß ich einer der größten Musiker geworden wäre, wenn ich diesem Naturhang allein gefolgt wäre. Im achten Jahr übertraf ich meinen Vater schon im Klavier, sang mit Gefühl, spielte die Violine, unterwies meine Brüder in der Musik und setzte im 9. und 10. Jahre Galanterie- und Kirchenstücke auf." [Frühreife Kindheit, die der bejahrte Mann mit Selbstgefallen hervorhebt! Natürlich war das musikalische Wunderkind der Stolz der Eltern, besonders des Vaters. Der Hang Schubarts wurde auch bald so sehr zur

---

[1]) Dr. Geiger, bes. Beil. des Staatsanz. für Württemb. 1885 S. 279. Vgl. Schubarts Gedicht: „Dank für die Harfe." — Ein ideales Bild dieses Pfarrherrn hat sein Enkel im „Freimütigen" 1809 gezeichnet. Scherz, Begabung für Poesie, Freimut, Lehrtalent, Redekraft, Liebe zur Jugend und zum schönen Geschlecht, Gewalt der Leidenschaft hat der Sohn mit dem Vater gemein. Letzterer hat voraus: Beharrlichkeit und Charakterstärke.

Leidenschaft, daß er (Lebensbeschr. III. Teil, IV. Absch.) „das Anziehen, Frühstück und Schule darüber vergaß und man ihn mit Gewalt von seinem Hackbrett wegjagen mußte, — worüber der Alte nur lächelte und einen Kernorganisten für das Städtchen weissagte.“] „Auch im Lateinischen, Griechischen und andern Elementarkenntnissen nahm ich so schnell und sichtlich zu, daß mein Vater den Entschluß faßte, mich den Studien zu widmen.

Mein Herz öffnete sich von Tag zu Tag mehr, je nachdem es Schönheit und Wahrheit anstrahlte, und aus seinen tausend Öffnungen sprang unter dem trüben Sumpfgemisch auch mancher reiner Wasserstrahl.“ [Als solche reine Regungen des jugendlichen Herzens erwähnt Schubart seine bis zur ausgelassensten Begeisterung sich steigernde Liebe zur Natur, seine Zärtlichkeit gegen seine Gespielen, denen er Märchen dichtete, seine Neigung zum Mitleiden und Barmherzigkeit und seinen Hang zu ernster Stimmung, in der er oft den Kirchhof besuchte, um dem dumpfen Gefühle seines Herzens Luft zu machen. — Der letzterwähnte Zug, das merkwürdige Überspringen von einer Stimmung in die entgegengesetzte, das „Schauern und Tändeln“, charakterisiert nicht bloß Schubart, sondern jene ganze empfindsame Zeit.]

„Sehr früh fand ich Geschmack an der Lektüre und verschlang sonderlich die altdeutschen Romane und Rittergeschichten. Luthers derber Ton gefiel mir schon damals, weil er mit meinem und meiner Mitbürger Geist so innig sympathisierte.“ Einen der unvergeßlichen, süßesten Augenblicke seines Lebens nennt er den, als er in seinem 12. Lebensjahre von einem preußischen Werbeoffizier, einem Hern von Maltitz, mit dem seinen Vater namentlich auch die Begeisterung für Friedrich den Großen zusammenführte, die ersten Gesänge des Messias von Klopstock hörte[1]. Schon damals erglühte der junge Schubart für den großen König, der übrigens in ganz Schwaben verehrt wurde. Seine Empfindungen bei der Konfirmation schildert er so: „Ich glaubte in Himmel blicken zu dürfen, als ich das erstemal zum heiligen Abendmahl ging; aber — ach! mich packte die Welt, und Gott ließ den Vorhang fallen.“ — „Unbefestigt im Guten, voll Durst nach Genuß, von tausend süßen Ahnungen durchzittert und voll edler Anlagen kam ich nach Nördlingen in das dasige Lyzeum, beinah gleich fähig, ein Engel oder Teufel zu werden.“

In Nördlingen lernte Schubart 1753—56. Auch von dieser Zeit weiß er seine Fortschritte, besonders im humanistischen Studium, sehr zu rühmen. Namentlich wird es richtig sein, wenn er sagt, den Anregungen, die er damals von seinem Lehrer, Rektor Thilo, empfangen, danke er das meiste, was er gelernt habe.

---

[1]) Erste Veröffentlichung (Gesang 1—3) 1745, 2. (Ges. 1—5, Band I) 1751, der II. Band (Ges. 6—10) folgte 1755 (56), der III. (Ges. 11—15) 1768 (69), der IV. (Ges. 16—20) 1773.

Weiter berichtet er: „Die geflügelte Fertigkeit, womit ich das Klavier spielte, das Gefühl, mit dem ich sang und deklamierte, meine schöne Handschrift und die immer heitere, in die äußerste Offenherzigkeit getauchte Laune erwarben mir in Nördlingen manchen Freund.“ Abgesehen von diesem Klavierspiel aber war er in der göttlichen Tonkunst ohne Übung, außer mit einigen liederlichen Fiedlers, die, setzt er bei, „nur meine Sitten verderbten“. Vom Unterricht in der Religion beklagt er, daß derselbe so kalt gewesen sei. „Die Seele des Christentums, seine herzbessernde Kraft blieb mir unbekannt.“ Sofort fährt er, fast unvermittelt, weiter: „So lebt' ich also zaumlos, als ein luftiger, sinnlicher, gedankenloser Jüngling, mein Leben dahin; dachte wenig an Gott, weniger an Jesus, selten ans Leben jenseits des Grabes.“ Letzteres mag wahr sein, aber Schubart giebt sich in seiner Lebensbeschreibung keine Rechenschaft darüber, wie es so kam. Wohl weist er in dieser Schrift auf die Kraft der Religion hin und beklagt, daß sie ihm in der Jugend unbekannt geblieben; aber nicht ein Mangel im Religionsunterricht war es, den er als Ursache einer so früh auftretenden Zuchtlosigkeit anklagen durfte; um so weniger, als er ja bis zu seinem 14. Lebensjahre einen trefflichen Religionsunterricht in Aalen genossen hatte und auch in Nördlingen oft zum Superintendenten Maier und in dessen tiefernste Andachtsstunden kam; sondern, was ihm fehlte, das war Erziehung und Selbstzucht. Selbstzucht hat er sein Lebtag nicht zu üben vermocht; Erziehung aber ging ihm gerade in Nördlingen ab. Aus dem Elternhaus entlassen, lebte er hier frei und unbeaufsichtigt, war er ja doch bei einem allerdings biedern und rechtlichen, aber fremden und jedenfalls nachsichtigen, wenn nicht gleichgültigen Mann, einem redseligen Chirurgen, in Kost. Die Schule konnte diesen Mangel an Aufsicht nicht ersetzen. Nicht uninteressant ist das Zeugnis des Rektors Thilo über den 16jährigen Schubart (Strauß Nachlese): „Seine Fortschritte im Lernen verdienten alles Lob, wenn nicht bei seinen natürlichen Fähigkeiten noch weit größere möglich wären. Sein geschwinder Begriff mache ihm jede Arbeit leicht; durch lebhafte Einbildungskraft und Witz habe er es in der Poesie, in zierlicher lateinischer und deutscher Schreibart schon weit gebracht und verspreche dermaleinst einen tüchtigen und rührenden Redner abzugeben. Zwar habe seine Einbildungskraft noch etwas Wildes und Verworrenes: doch besser überschießende Fruchtbarkeit als ein dürrer und trockener Kopf. Dazu seine Fertigkeit in der Musik, seine saubere Handschrift und seine, so lange sie in ihren Schranken bleibe, angenehme Munterkeit. Kurz, es könnte etwas Rechtes aus ihm werden, wenn seine Aufführung seinen Gaben entspräche. Aber da sei wenig Gutes zu vermelden. Gleich anfangs [!] sei an dem Ankömmling ein Hang zu allerhand Unfug, zu Schwatzen und Herumlaufen, Mutwill und Possen zu bemerken gewesen. In Abwesenheit des Rektors machte er vom Katheder herab komödiantenweis Personen nach und verursachte einen Tumult in der Schule, daß die Vorübergehenden stehen blieben. Doch das war noch nicht das Schlimmste. Bald verlautete von unzüchtigen Reden, die er in der Schule und selbst in der

Kirche angebracht und womit er auch die Kleinen geärgert habe. Billette solcher Art, von ihm geschrieben, kamen in fremde Hände. Er scheine einen zu starken Umgang mit Handwerksburschen gehabt zu haben und auch jetzt noch seine Geschicklichkeit in der Musik auf eine niederträchtige Art zu mißbrauchen. Vorstellungen gegenüber zeige er bald weichmütige Reue, bald auffahrenden Trotz, niemals aber nachhaltige Besserung."

Wir haben hier eine treffende Charakteristik des Jünglings und Thilo deutet an, daß Schubart so mangelhaft erzogen schon ankam. Da wird's mit der Zeit nicht besser geworden sein.

Mit Recht verweist Hauff auf die Wahrheit des Satzes von Göthe: Niemand glaube, die ersten Eindrücke der Jugend verwinden zu können. — Elternhaus, Heimatort und die Verhältnisse, in denen sich der Jüngling bis zu seinem 20. Jahre bewegt, sind es, welche den Menschen für sein ganzes Leben beeinflussen, am allermeisten jene Frühreifen, die alles rasch und bleibend in sich aufnehmen und deren Entwicklung so bald abgeschlossen ist.

Was Schubarts Erziehung betrifft, so scheint schon das Elternpaar durch Ungleichheit und Nachsicht Fehler gemacht zu haben; namentlich aber war später die so notwendige und bei Christian doppelt erforderliche Mitwirkung des Vaters an der Erziehungsaufgabe unmöglich.

Aber selbst die sorgsamste Beaufsichtigung wird nicht im stande sein, Beeinflussungen von seiten der tagtäglichen Umgebung zu verhindern. Wir kennen nun das damalige Leben von Aalen nicht näher; Schubart hebt nur die Genügsamkeit der Bürger, ihre altdeutsche Sitte, ihre Biederkeit, das Wilde, Starke und Kernige ihres Wesens hervor. „Was in Aalen gewöhnlicher Ton ist, scheint in anderen Städten thrazischer Aufschrei und am Hofe Raserei zu sein." Aber schon daraus erkennen wir, daß dort jene Natürlichkeit und Derbheit herrschte, die ebenso ein Vorzug wie ein Nachteil des kleinstädtischen Wesens sein kann. Stellen wir uns nun vor, mit welcher Wonne der junge Schubart, dieser aufgeweckte, sinnlich angelegte Knabe, sich dem ganzen eigentümlichen Leben und Treiben eines solchen Städtchens hingab! Wie ist da so oft natürliches, biederes Wesen mit Gemeinheit, Sitte mit Unsitte gemischt! Der Knabe reibt sich mit Lust auf den Gassen und unter den Alten herum, wird vielleicht bewundert und bevorzugt, aber was man ihm thut und sagt, was er sieht und hört — denn alles vollzieht sich vor seinen Augen und vor seinen Ohren — ist nichts für seine junge Seele. — Auch an den unsittlichen Präzeptor Rieder mag mit Hauff erinnert werden. — Bedenken wir weiter, mit welcher Freiheit sich Schubart vom 14. bis zum 17. Jahre in Nördlingen, obwohl er ihm eine mildere Art als seiner Vaterstadt nachrühmt, bewegen konnte; wie er hier seinen Umgang nach Gutdünken wählen durfte, wie er mit Fiedlern und Handwerksburschen verkehrte und nicht nur im Hause und in der Rasierstube seines redseligen Kostgebers, sondern auch in mancher „Herberge" seiner Laune und seinem Leichtsinn die Zügel schießen ließ! Gewiß, solche Umgebung muß auf den jugendlichen Schubart nachteilig gewirkt haben. Und wenn er selbst sagt, daß

ihn das Leben dieser Städte nachhaltig beeinflußt habe, wenn er von einem Sumpfgemisch seines jugendlichen Herzens spricht und wenn uns Thilo die Mängel seiner sittlichen Verfassung bezeugt, so werden wir nicht zu weit gehen, wenn wir Schubarts Fehler zum Teil auf diese Jugenderfahrungen und schon auf die frühesten zurückführen. Es scheint uns fast, als ob Schubart in zwei Aufsätzen über die Erziehung, welche in der Zeitschrift „Der Neue Rechtschaffene“ 1767 (28. und 29. Stück) und 1768 (25. und 26. Stück) erschienen sind und die wir unbedenklich ihm zuschreiben (s. Absch. VIII), selbst auf diese Erfahrungen hingewiesen habe. Im ersten Aufsatz (S. 235) lesen wir: „Unsere Erziehung kann uns auf immer zu glücklichen und auch auf immer zu unglücklichen Menschen machen. Es ist gewiß, daß nichts einen stärkeren Eindruck auf unser ganzes Leben macht, als das, was wir in unserer Jugend gelernet, gesehen, gehört haben und was uns schon in unserer Jugend angenehm war.“ Dann folgt ein langer Exkurs über den Hauptfehler, der in der Erziehung damit gemacht werde, daß man sich um die Sonderart des Kindes nicht bekümmere, daß also die Eltern ihre ungleichartigen Kinder oft gleich erziehen wollen. Als Beispiel wird die Geschichte eines ungleichen Bruderpaares Emil und Abrast angeführt, welche von den Eltern mit gleicher Milde gehalten wurden, von denen aber Abrast ein unglücklicher Bösewicht, Emil ein weiser und gelehrter Mann und die Stütze seiner Vaterstadt wurde. — Im nächsten Jahrgang der Zeitschrift sucht Schubart diese Bemerkungen über Erziehung zu ergänzen, S. 211—216. Es heißt: „Wenn rechtschaffene Eltern auch alles gethan haben, was in ihrem Vermögen war, so werden sie doch noch immer fragen müssen: ob sie nichts unterlassen haben, das ihren Kindern heilsam gewesen wäre“ u. s. w. — „Einen sehr schädlichen Fehler in der Erziehung machen die schlechten Beispiele aus, mit denen wir unsere Kinder gemeiniglich bekannt machen. — — — Wer weiß nicht, daß Kinder alles nachzuahmen gewohnt sind? In ihren kindischen Spielen äffen sie immer den Ton, die Gebärden, die Ausdrücke, die Handlungen derer nach, mit welchen sie umzugehen pflegen (s. S. 13). — — Öffentliche Schulen, wo gesittete und ungesittete Gemüter in einer gewissen Vertraulichkeit mit einander leben, sind aus dem Grunde, so viel Vorzügliches man ihnen sonst eingestehen muß, gefährlich. — — Ich mißbillige daher, daß man den Kindern fast überall die tägliche Gesellschaft, ja selbst die Vertraulichkeit mit dem Gesinde gestattet. — — Die Eltern sollen ihren Kindern nur deswegen nicht die Gesellschaft des Gesindes und niedriger Leute gestatten, weil diese gemeiniglich nicht gesittet genug sind. Weiter geht meine Warnung nicht als auf den ungesitteten Pöbel und dieser wohnt auch oft in Palästen. — —“

Wir verfolgen Schubarts Jugendleben weiter. — In Nördlingen war es auch, daß Schubart zuerst mit einem Gedicht auftrat. Frühere Jugendprodukte, so sehr solche zu erwarten wären, sind weder erwähnt (abgesehen von Schularbeiten) noch erhalten

und auch dieses erste Gedicht ist verloren: es war eine „prosaisch-poetische Nänie auf das Erdbeben Lissabons" (1. Nov. 1755, damals viel besungen), das hernach in Schwabach gedruckt wurde. Schon in diesem ersten Gedicht zeigt sich Schubarts Neigung zum Großen, Gigantischen, Grausenhaften. — Gleichzeitig hat er seine ersten Volkslieder gedichtet, von denen er außer dem verlorenen: „In Schwaben war ein Bauernmädchen" das bekannte scherzhafte Lied nennt: „Der Schneider Franz, der reisen soll". So tritt schon in diesen Jugendgedichten der Kontrast zwischen dem Einfachnatürlichen und dem Gesuchtgroßartigen, dem Gespreizten hervor, der Schubarts spätere Werke kennzeichnet.

Dem dreijährigen Aufenthalt in Nördlingen folgte ein zweijähriger, 1756—58, zu Nürnberg, wo Schubart die Schule zum h. Geist besuchte. Hier in der hochaufschallenden, musikalischen Stadt, in der auch sein Vater aufgewachsen war, lebte er die seligsten Tage seines Lebens.

Seine Seele klang unter diesen harmonischen Menschen und mit reiner Lust denkt er im Alter an die heiligen Stunden der Freundschaft zurück. Hier fand er Bildung und Kunst, hier als Musiker, als Dichter und Rezitator[1]) reichen Beifall, hier sogar seine erste Anstellung als Frühmesser und Organist. — In Nürnberg erwachte auch seine volle Begeisterung für Friedrich den Großen, der er in manchem frischen Lied Ausdruck gab. Als ein preußischer General bis hart an Nürnberg kam, spähte er von einem Dachladen aus nach den tapferen Husaren. Seine kriegerischen Lieder wurden allgemein bekannt und gesungen; leider sind sie vollständig verschwunden. Aber „um diese Zeit erwachten in mir — nur zu frühe für meine Ruhe und zu störend für Wissenschaft und Tugend — die Empfindungen der Liebe. Mädchenreiz war mir unter allen Reizen, womit der Schöpfer das Antlitz der Natur schmückte, der unwiderstehlichste. So unschuldig meine Liebe noch war, so war sie doch der unselige Funke, der hernach zur Flamme aufloderte und meine Seele peinigte." Übrigens sagt er selbst, er hätte in Nürnberg bleiben, also nicht studieren sollen. „Man sieht, daß mir die Vorsehung auf mehr als einer Seite zurief: bleibe in Nürnberg! Aber ich Sturmkopf — schmachtete nun nach dem tosenden Universitätsleben, und meine Eltern gaben es zu."

---

[1]) Er „erklärte seinen Brüdern den 2. Teil des Messias, der damals herauskam", s. S. 12, Anm.

Nachdem Schubart noch den Sommer oder Herbst 1758 bei dem Pfarrer Schülen in Lauterburg[1]) zugebracht hatte, einem gelehrten Mann und Meister im Vortrag, den Schubart auch in seinem Gedicht „Denkmal in Wingolfs Halle" als seinen Freund rühmt, bezog er die Hochschule. Statt nach Jena, wo Klopstock 1745—46 studiert hatte, wohin aber jetzt die Gefahren des (7jährigen) Krieges den Weg sperrten, kam Schubart nach Erlangen.

Diese Hochschule war zwar nicht zum Besten bestellt, aber eben damals des Krieges wegen gut besucht, so daß Schubart in eine nur gar zu bunte Gesellschaft geriet. Von seinem Universitätsleben schreibt Schubart: „Ich war hier in meinem Elemente. Frei, ungebunden, durchstreift' ich tobender Wildfang Hörsäle, Wirtshäuser, Konzertsäle, Saufgelage, — studierte, rumorte, ritt, tanzte, liebte und schlug mich herum."

Am meisten hat ihn jedenfalls das gesellschaftliche, bezw. musikalische Leben Erlangens angezogen, in dem er sich mit Auszeichnung bewegte. „Ich war damals der beste Flügelspieler und Dichter in Erlangen." In dieser Zeit komponierte er auch Gleimsche Kriegslieder; und als er einmal eine Reise nach Bayreuth machte, wohin ihn u. a. die Tüchtigkeit der dortigen Hofkapelle lockte, konnte er unangefochten mitten durch preußische Truppen ziehen, da er sie durch diese Kompositionen und seine preußische Begeisterung einnahm.

Daß er in Erlangen eine Menge Freundschaften schloß, braucht nicht hervorgehoben zu werden. Doch 20 Jahre nachher will er sich nur noch weniger Freunde gerne erinnern.

Von seinem Studium rühmt er einerseits nicht ohne Selbstgefallen die Menge der Fächer, andererseits aber verfehlt er nicht, hinsichtlich der Art und Weise und des Erfolgs seines Studiums sich selbst, zum Teil auch die Lehrer und die Verhältnisse anzuklagen.

„Anfangs war ich ungemein fleißig, lernte Hebräisch, hörte Logik, Metaphysik und Moral, Naturrechte, Geschichte und schöne Wissenschaften, hernach die Theologie nach allen ihren Teilen. Die Weltweisheit hatte unter allen diesen Wissenschaften damals die meisten Reize für mich. — Der trockene Ton, mit dem man Theologie lehrte, schreckte mich, und ich wähnte, es wäre die Natur der Wissenschaft, was doch ein Fehler des Vortrags war. Dieser Wahn schwächte schon damals in mir das Interesse der Religion und artete nach und nach in todkalte Gleichgültigkeit gegen sie, oder vielmehr gegen den schulmäßigen Vortrag des Christentums aus!" [Schubart hat also die

---

[1]) Einem Ort auf dem Albuch, etwa $1^1/_2$ Meilen von Aalen, 3 von Geislingen.

einzelnen Teile der Theologie studiert, aber dieses Studium hat, will er sagen, seine Religiosität nicht nur nicht gefördert, sondern für lange geschädigt.]

Aber nicht bloß sein sittliches und religiöses Leben schildert er als mangelhaft, sondern auch den ganzen wissenschaftlichen Gewinn seines akademischen Aufenthaltes hält er, wenigstens bei der Abfassung seiner Lebensbeschreibung, für äußerst gering. Auch hierin giebt er seiner leichtsinnigen Umgebung, seiner eigenen Leidenschaftlichkeit und Gottentfremdung die Schuld und malt dies in übertriebener Weise also aus: „Da ich — mit Angst meines Herzens schreib' ich's nieder — Gott aus den Augen setzte, dem Ruf der himmlischen Weisheit nicht folgte, alles Feuer ins Äußere jagte und seine Zentralkraft schwächte; da ich tumultuarisch studierte, die Anstrengung scheute und nur das ergriff, was ich ohne viele Mühe haschen konnte: so erreicht' ich den Zweck meines akademischen Studierens[1]) beinah gar nicht. Ich war ein Bach, vom Sturme kraus, auf dessen Fläche sich Wahrheit, Wissenschaft und Tugend nicht spiegeln konnten. Von Leidenschaften gepeischt, braust' ich unter meinen Freunden sinnlos einher, ohne Ordnung, ohne Klugheit, ohne Fleiß, ohne Sparsamkeit, häufte Schulden auf Schulden und ward von meinen Gläubigern ins Karzer geworfen, worin ich vier Wochen lag und bei den Besuchen meiner Freunde und einer zärtlichen Freundin, bei einem guten Klaviere und in der Gesellschaft meines luftigen Leichtsinns die Schande des Gefängnisses beinahe vergaß." Eine nachfolgende sehr gefährliche Krankheit hatte nur flüchtige Entschlüsse und große Unkosten zur Folge und so sahen sich die Eltern, die die Last solcher Ausgaben nicht mehr bestreiten konnten, veranlaßt, ihn dem Strudel zu entziehen.

„So kam ich [1760, wahrscheinlich im Frühsommer] in Aalen an, mit einem brausenden Studentenkopf, einer Seele voll wissenschaftlicher Trümmer und einem beinah ganz verwüsteten Herzen."

„Ich empfand zwar einige Beängstigungen des wiederkehrenden verlorenen Sohnes; der Anblick meines Vaters, der eben von einer schweren Krankheit aufgestanden war, durchschnitt mir das Herz: aber das Mitleiden meiner Mutter über meine blasse hagere Gestalt kam der Bestrafung meines Vaters zuvor. Mein Vater war zufrieden, daß ich predigen konnte, ziemlich fertig Latein sprach und kühn und verwegen über die Revolutionen in der Weltweisheit zu räsonnieren wußte. Etliche neue Sonaten, die ich mit Ausdruck und Fertigkeit auf dem Klaviere spielte, erwarben mir wieder seine volle Gunst. Meine Predigten gefielen allgemein."

Nun begann in Aalen für den jungen Mann ein mehrjähriges Vakanz- und Bummelleben, wie wir S. 5 erwähnt[2]). Er trieb

---

[1]) Darunter wird hier zunächst die wissenschaftliche und religiöse Reife eines Theologen zu verstehen sein.

[2]) Pahls Denkwürdigkeiten S. 9: Man erzählte sich [in der Mitte der

vorwiegend Musik, in der er sich auch im benachbarten Ellwangen übte, setzte „teils aus Zeitvertreib, teils aus Neigung" eine Menge Musikstücke, bildete die Stadtmusik in Aalen, gründete ein kleines Orchester für seine Aufführungen und errang sich einen immer höheren Grad von Spielfertigkeit, „phantasierte mit feuriger Erfindungskraft und zeigte die volle Anlage zu einem großen Organisten". Es scheint, daß dieses freie Leben seine Gesundheit wieder kräftigte; er „rang lange schon mit einem durch Ausschweifungen zerstörten Körper" (Lebensbeschr. I. Teil, VI).

Von jetzt ab führte er mit seinem Schwager Böckh einen uns noch erhaltenen Briefwechsel (Nr. 1 vom 9. Juni 1760).

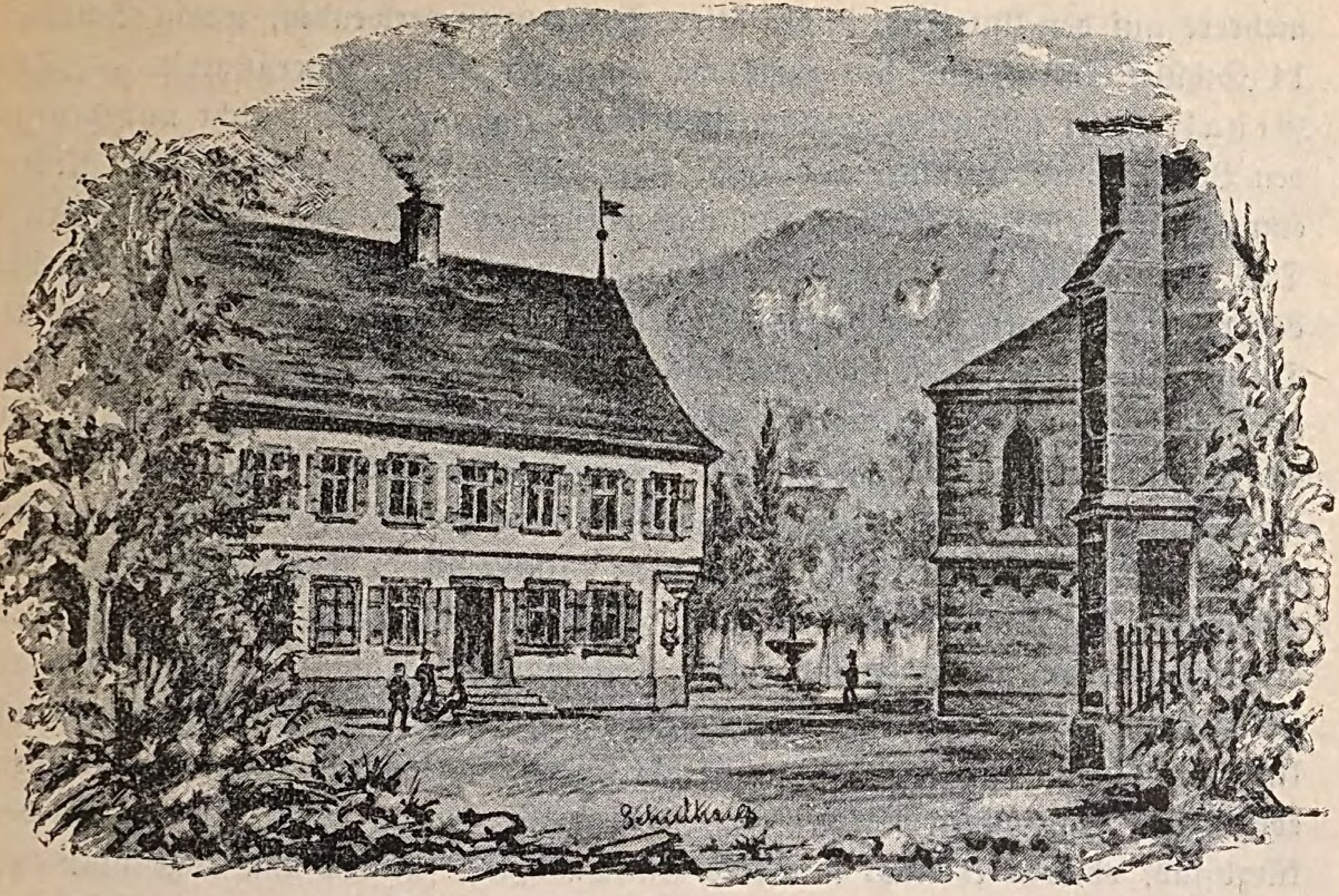
Eine Unterbrechung bildete es, als er in Ablösung seines Bruders Johann Jakob bei dem Ökonomen, Löwenwirt und Eisenwerkspächter (Admodiateur) Rudolf Bletzinger in Königsbronn eine Hauslehrerstelle übernahm, von wo aus er auch benachbarten Provisoren Musikunterricht erteilte, öfters in Heidenheim verkehrte und in dem Albuchdörfchen Bartholomä predigte. Bald überließ er diese Stelle wieder seinem Bruder, um nach Aalen zurückzukehren und in dessen Umgegend aushilfsweise zu predigen. Trotz übermäßigem Pathos predigte er volkssinnig und ansprechend, vergleicht sich aber später selbst einem toten Sprachrohr. Einmal beging er den Unsinn, eine ganze Predigt in Versen zu halten. In Neubronn sagte der Geistliche nach einer feurigen Rede: Selig seid ihr, die ihr das wißt, wenn ihr's thut. Ein andermal mußte er es sich gefallen lassen, daß sein väterlicher Freund Schülen von Lauterburg, der sich von der Dichtung und der Philosophie mittlerweile ab- und dem Pietismus zugewendet hatte, seine Predigt „ein Gemälde voll hoher Lackfarben, aber ohne Geist und Kraft" nannte. — Näheres über die Jahre 1760—62 ist weiter nicht bekannt. Aus dem Herbst 1762—63 wissen wir von einigen kleineren Reisen, die Schubart machte.

70er Jahre] eine Menge Anekdoten von dem Mutwillen seines Jugendlebens, man konnte seine ungedruckten Gedichte aus dieser Zeit auswendig; man wiederholte lange Stellen aus den Predigten, durch die er als Kandidat die Gemeinde erbaut hatte.

Zuerst besuchte er im Herbst 1762 auf längere Zeit seinen Schwager in Eßlingen; dann überreichte er im Februar 1763 dem Fürstpropst von Ellwangen in bekannter Absicht eine Ode, in der er ihn unter dem Titel „Der gute Fürst" verherrlichte und für die er (Nr. 3 und 4) 4 bare Karolin bekam, wahrscheinlich ging er im Herbst noch einmal nach Ellwangen; ferner machte er nach Pfingsten (Nr. 6 vom 23. Juli 1763) eine Sommerfahrt durchs Limpurgische, über Untergröningen, Sulzbach a. K., Gaildorf, Oberroth, Michelbach, Michelfeld, Schwäb. Hall, Obersontheim, wobei er in mehreren Ortschaften predigte; und endlich besuchte er im August (vgl. Nr. 7, 3. August und Nr. 8, 13. September, das übrigens nach Nr. 9 [ohne Datum] fallen muß) den württembergischen Pfarrer Balthasar Haug in Niederstotzingen, dem er zuvor in einem Brief (Nr. 5) seine Anerkennung und seine Ehre für die Dichtkunst im allgemeinen und für ihr Erwachen und ihre Verbreitung in Schwaben bekundet hatte.

Balthasar Haug, 1731 zu Stammheim bei Calw in Württemberg geboren, hatte in Tübingen studiert und sich frühe durch Gedichte und Abhandlungen bemerklich gemacht. In Stotzingen bei Heidenheim a./Brenz war er seit 1757 Pfarrer. 1760 hatte er sich durch eine Ode auf Maria Theresia den Lorbeerkranz errungen. 1761 veröffentlichte er „Müßige Stunden", 1762 „Zustand der schönen Wissenschaften in Schwaben", 1763 den „Christ am Sabbath". Das Schriftchen über den „Zustand" u. s. f. enthält keine Daten, sondern meist allgemeine Betrachtungen und Vorschläge (darunter den der Gründung einer Gesellschaft und einer Monatsschrift).

So war denn der Herbst des Jahres 1763 herangekommen und da sollte es Schubart gelingen, im Gebiet der benachbarten Reichsstadt Ulm seine erste Anstellung zu finden. Die Nachricht von dieser Stelle hatte ihm entweder sein Schwager Böckh oder sein Bruder Jakob zukommen lassen, welch letzterer damals noch bei Bletzinger war und die Sache durch dessen Frau, eine geborene Krähmer von Geislingen, erfahren haben mag.



Altes Schulhaus.

Schubart in Geislingen 1763—1769.

I. Abschnitt.

Der Einstand in Geislingen, Oktober 1763 bis Januar 1764. Amtsantritt, Verlobung und Verheiratung.

An einem der letzten Oktobertage 1763 trat Schubart sein Amt an. Seine Schulstube befand sich in dem S. 2 erwähnten alten Schulhaus [1]) bei der Kirche, welches außerdem noch die Schule des Kantors und die Wohnung des Schulmeisters enthielt und heute an der abgestumpften Ecke gegenüber dem Chor der Kirche ein Reliefbild Schubarts aus Bronze trägt.

Schubarts Aufgabe war, die Stelle des Knabenschulmeisters in ihrem ganzen Umfang, die eines Musikdirektors für die Stadt- und Kirchenmusik, sowie eines Musiklehrers für die Schuljugend, und endlich den Dienst eines Organisten, diesen wenigstens zur Hälfte, zu versehen. Daraus erklärt sich die öfters erwähnte hohe Zahl von täglich 9—12 Stunden. Von diesen waren

[1]) Wahrscheinlich im untern Stock. Das Gebäude (1565 erbaut, im 17. Jahrhundert zu Schulzwecken eingerichtet) wurde seither mehrfach verändert.

mehrere auf den Unterricht in den alten Sprachen zu verwenden, worin Schubart 14 Schüler antraf, eine des Tags war auch der Musik eingeräumt[1]). — Der Gehalt belief sich neben Hausmieteentschädigung und einem nicht unbedeutenden Bezug von Naturalien auf etwas über 200 fl., worin wohl manche Nebeneinnahmen[2]) nicht eingerechnet sind und wozu später u. a. noch Zulagen kamen[3]). Das Einkommen war also verhältnismäßig nicht schlecht, nur war das, was dafür geleistet werden sollte, viel zu viel, und war die Art und Weise der Dienstleistung eine höchst unerquickliche. Unerquicklich war, was Schubart bald erfahren sollte, namentlich der sog. Weihnachtsgesang, wo die zwei Lehrer mit 42 Schülern 8 Tage lang, vom 25. Dez. bis 1. Januar, beim Schein von Papierlaternen von Haus zu Haus singen und Beiträge einsammeln mußten, um hievon einige Gulden zu erhalten[4]). Unerquicklich waren ferner die Verrichtungen, die dem Schulmeister bei Hochzeiten und Leichen zufielen; besonders dann, wenn, wie es bei Schubart der Fall war, der Adjunkt höchstens auf ein „Douçeur" rechnen durfte, die eigentliche Taxe aber in den Beutel eines andern floß. Unerquicklich mußte endlich das persönliche Verhältnis nicht nur zum alten, sondern ebenso sehr zum jungen Röbelen sein, welch letzterer sich in seinen Einnahmen verkürzt sah, obwohl er nicht nur eine Entschädigung für den ihm abgenommenen Musikunterricht bekam, sondern auch die Hälfte des Organistendienstes behielt.

Von den verschiedenen Wünschen, die Schubart vor seiner Anstellung geäußert, mochte ihm die Titulatur besonders am Herzen liegen, namentlich der Titel eines Präzeptors. Wenn dieser amtlich nur für den Fall in Aussicht genommen wurde, daß der Schulmeister sterbe, so hat Schubart selbst den Titel bald unbekümmert und immer fort geführt, hieß jedoch offiziell stets nur „Schuladjunkt an der deutschen und lateinischen Schule". Die andere Benennung „Musikdirektor" scheint gleichfalls eine von Schubart geforderte Neuerung gewesen zu sein. Der dritte Amts-

---

[1]) Der Stundenplan dürfte sich nicht sehr unterschieden haben von demjenigen, den Klemm in den „Neuen Blättern aus Süddeutschland für Erziehung und Unterricht" 1883, S. 106 mitteilt.

[2]) Zu Privatstunden scheint es an Gelegenheit nicht gefehlt zu haben, gab es doch damals schon in G. förmliche Privatlehrer. Auf der Registratur der Oberamtei in Geislingen befanden sich früher eine oder mehrere Klagschriften Schubarts gegen Privatlehrer, Winkelschulmeister. [Mitgeteilt von Oberamtmann Camerer in Nürtingen.] Übrigens hat sich später sein Bruder Johann Jakob gleichfalls von Privatstunden in Geislingen genährt.

[3]) Die Quittungen von Schubarts eigener Hand sind noch in den Registraturen der Hospital-, Almosen-, Sondersiechen- und der Stadtpflege erhalten.

[4]) Der Ertrag belief sich auf rund 80 fl.; hievon bekam Schubart 7 fl.

name „Organist", der sich nicht ganz mit den Verpflichtungen deckte, wurde von Schubart am seltensten gebraucht. Mit Vorliebe unterzeichnet er: „S. S. theol. Cand., p. t. Praec. et Music. Director Geissl.", ein ausgiebiger Titel, vor dessen Länge und gelegentlicher Verlängerung ihn der Ehrgeiz nicht zurückschrecken ließ.

12 Jahre nachher persifliert Schubart eine solche Anstellung durch folgendes Ausschreiben in der „Deutschen Chronik" 1775 S. 629 (2. Oktober):

„Nachricht. Welcher Magister hat Lust Schulmann in — zu werden? — Er muß gut Latein, Griechisch und Hebräisch verstehen; auch etwas Französisch und Italienisch. Im Christenthum, Rechnen, Schreiben, Zeichnen, Historie, Geographie, Feldmessen muß er Meister seyn. Informiren darf er nicht mehr, als Tags 12. Stunden, darneben kann er sich noch mit Privatstunden was verdienen. Da man den Organisten mit ihm ersparen möchte; so wärs gut, wenn er die Orgel spielen, gut geigen, und den Zinken aufm Thurm blasen könnte. Den Geistlichen aßistirt er zuweilen im Predigen und Catechisiren. Weil er die Leichen hinaussingen muß, so muß er eine sehr gute Stimme haben. Seine Besoldung besteht aus 100. Gulden an Geld, etwas Naturalien, freye Wohnung, 6. Ellen Krautland, freye Eichelnmast und eine Miststätte vor seinem Haus. Den Rang hat er gleich nach dem Burgerstädtmeister, der gegenwärtig ein Gerber ist; ausser dem solls den Buben nicht erlaubt seyn, ihn mit Erbsen zu schießen. Es wäre dem Magistrat sehr lieb, wenn der Kandidat ledig wäre. Der Vorfahr im Amt hat eine sehr häusliche und gottesfürchtige Wittwe hinterlassen. Sie ist zwar schon eine Funfzgerin; kann aber doch noch lang leben —"

Auch in anderen Chroniknummern und in mehreren Diktaten äußert sich seine Satire über die Schulmeisters-Existenz.

Die Erlaubnis zu predigen scheint Schubart von der zuständigen Behörde, dem Religionsamt in Ulm, bald nach seinem Einstand erhalten zu haben, obgleich die Protokolle von der Erteilung selbst nichts erwähnen. Nur davon reden dieselben, Ende November, daß in Ulm die Rede gehe, Schubart habe sich in Aalen schlimm aufgeführt, und daß deswegen Bedenken wegen der ferneren Zulässigkeit Schubarts zum Predigtamt entstanden seien, s. Anh. I, 3. Aber der Obervogt, der Schubart zu vernehmen hatte, berichtete hierüber so günstig, daß Schubart seine Erlaubnis behielt, s. Anhang I, 4.

Die ungünstigen Gerüchte über Schubarts sittliche Aufführung möchten wir nicht für grundlos halten. Daß sie sich aber im Ulmischen verbreiteten, daran war wohl eine Skandalgeschichte mit schuld, die sich in nächster Nähe von Geislingen, in dem Bergdorf Türkheim abspielte, wo Pfarrer Wölfflin gerade in diesen Wochen wegen Unsittlichkeit gemaßregelt und nach Mähringen versetzt wurde. — Unter allen Umständen war es für Schubarts „ferneres

Glück" im Ulmischen nicht günstig, daß das gewichtige Religionsamt von Anfang an gegen ihn Verdacht und Argwohn hatte.

Darüber, welchen Eindruck Schubart in Geislingen machte, fehlen uns bestimmte Nachrichten. Ein Tagbuch z. B., das wir aus jener Zeit kennen, das des Geislinger Chirurgen Johann Wolfgang Frühholz (geb. 1726, examiniert und selbständig seit 1753), fortgeführt bis 1777, erwähnt zwar alles Mögliche, nennt aber Schubart nur einmal, und zwar bei der Wahl seines Amtsnachfolgers, als nämlich am 3. Oktober 1769 „der neue Schuladjunktus Leipheimer vor den Schubarth von einem ehrbaren Gericht durch 6 Stimmen erwählt worden". Daß dagegen „den 7. Maii 1764 der allhiesige Herr Pfarrer M. Daniel Miller gestorben, in dem 84. Jahr, daß sich in diesem Monath Herr Obervogt an des seel. Kriegs-Herrn Besserers Fräulein [wieder] verheurathet, daß am 20. Nvbr. 1764, der neue Herr Helfer, Ludwig Albrecht Vetter, allhier eingezogen und am 25. d. darauf sammt dem neuen Herr Pfarrer Jakob Heinrich Abelen fürgestellt worden" und derartiges ist stets erwähnt.

Schubarts Eindrücke von Geislingen sind im XII. Abschnitt des I. Teils seiner Lebensbeschreibung folgendermaßen geschildert:

„Geislingen liegt in einem fruchtbaren Thale, von felsigten Bergen gegürtet, hat Gesundbäder[1]), herrliche Gegenden, Wiesen, Gärten, wohlfeile Lebensmittel[2]) und beinahe alles, womit der genügsame Weltbürger seine Pilgerhütte schmücken kann. — Das erste Ansehen dieser Stadt fällt dem fühlenden Wanderer sonderbar auf. Die Berge und Felsen, die auf die Häuser zu stürzen drohen, die Trümmer der alten gräflich geiselsteinischen[3]) Burg, der Heidenturm[4]), ernst und feierlich an der Bergspitze stehend — alles dies ist so romantisch, daß der Sänger eines Ariost-Wielandschen Gedichtes eine der malerischsten und poetischen Szenen hieher verlegen könnte.

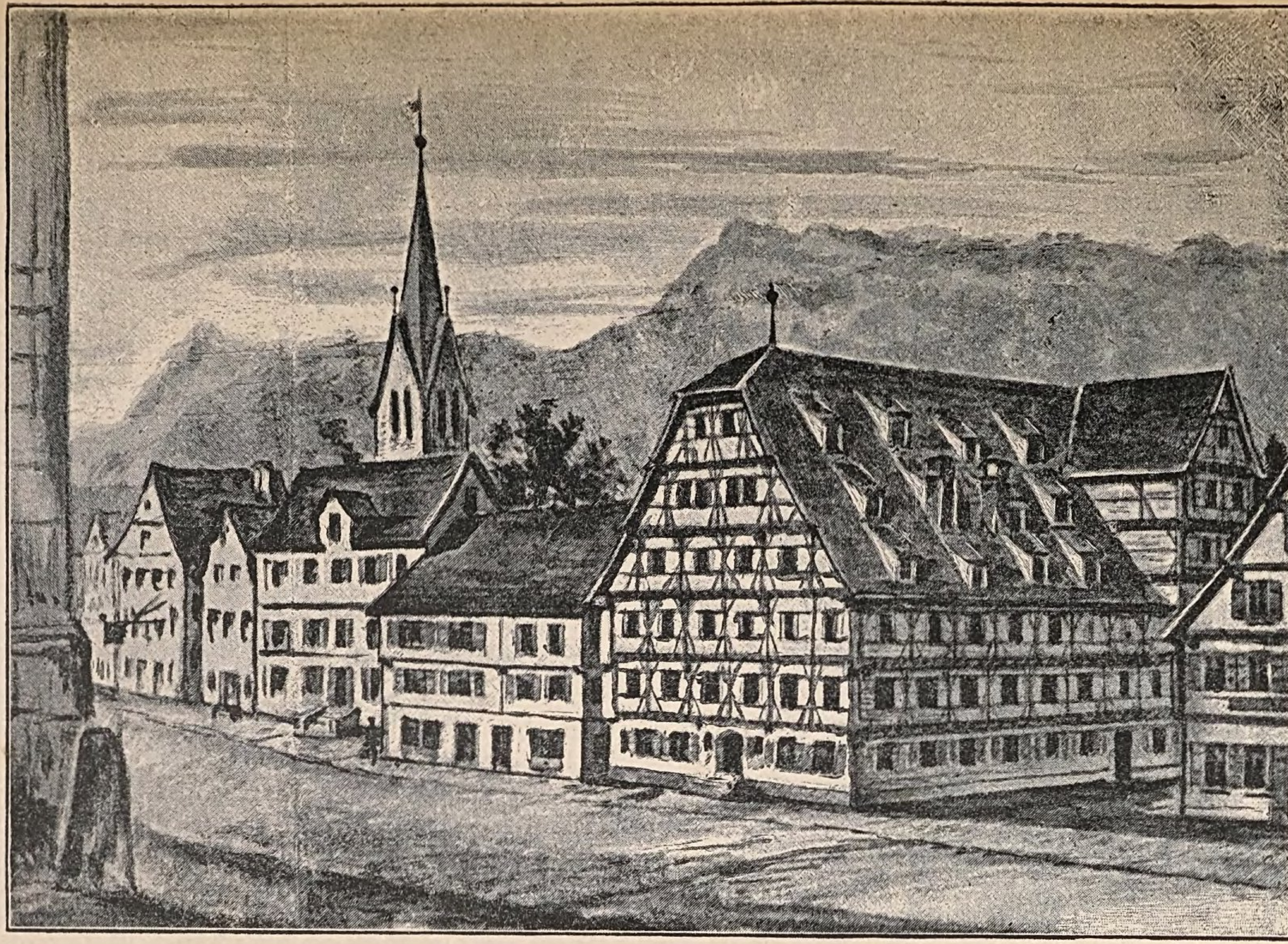
---

[1]) Nächst der Stadt und zu ihr gehörig das früher von Ulm sehr besuchte Rötelbad, so genannt nach einer jetzt schwach fließenden eisenhaltigen rotfärbenden Quelle; besonders aber eine Stunde entfernt das Bad Überkingen im oberen Filsthal, weiter draußen Bad Ditzenbach.

[2]) In Brief Nr. 44 spricht er von „der Teure der Viktualien".

[3]) Soll heißen „helfensteinisch", oberhalb dem jetzigen Bahnhof. Der Geiselstein über dem Rötelbad, der schönste Fels in weiter Umgebung, hat keine Ruinen, vielleicht nie eine Ritterburg getragen, sondern als bloße Zufluchtsstätte gedient.

[4]) Heidenturm statt Ödenturm ist aus der schwäbischen Aussprache aid für öd (= einsam) zu erklären.



Aus dem Innern von Geislingen: das Zollhaus.

Die Bewohner dieses Städtchens haben für den, der aus der weiten Welt daher kommt, ein verdrießlich steifes Aussehen. Sie gleichen beinahe den verzeichneten elfenbeinernen Figuren, die ihre Drechsler auf Kästen und Toiletten machen, sowie man auch dem großen Albrecht Dürer nachsagt, daß er seine Figuren von den alten, ehrwürdigen, steifen Nürnberger Bürgern erborgt habe. Doch bei genauer Untersuchung entdeckt man bald eine Gruppe biederer, redseliger Menschen von altdeutschem Zuschnitt."

Schubarts Entdeckungen scheinen sich zunächst auf die schönere Hälfte der Einwohnerschaft erstreckt zu haben; denn eine seiner ersten Thaten war, sich einen Ersatz für das von den Eltern der Katharina aufgelöste Verhältnis zu suchen, war seine Verlobung. Hätte die Überlieferung Recht, so wäre der erste Schritt hiezu schon am ersten Tage seines Dortseins geschehen. Fr. Pressel giebt dieselbe folgendermaßen wieder:

„Es war Flachsmarkt in Gmünd. Die Weißroßwirtin Allgöwer von Geislingen besuchte ihn mit ihrer [jüngeren] Schwester, Helene Bühler. Auf dem Tanzboden spielten Musiker von Aalen auf. Und das fröhliche Mädchen sagte zu einem: „Grüßet mir auch euern Landsmann, unsern neuen Präzeptor Schubart!" und hüpfte ahnungslos weiter. — Etliche Zeit war seitdem verstrichen, da traf der neue Präzeptor in Geislingen ein und sein erster Gang war zu dem Oberzoller Bühler. [Schubart trat also ein in jenes der „Zoll" genannte große Haus an der Hauptstraße, das die Wohnung des Oberzollers war, ein gewaltiger eichener Bau aus alter Zeit mit über einander vorragenden Stockwerken.] Schubart blieb den ganzen Nachmittag, den ganzen Abend, und als es Nacht wurde, war er noch da. Ein Teil der Familie ging zu Bette, der alte Bühler nickte verschiedenemale ein, aber Schubart war noch immer da, ja saß zuletzt wie eine Bildsäule da, stumm und regungslos. Man glaubte, er schlafe. Was war zu thun? Sollte man ihn wecken? Aber mußte ihn dies nicht beleidigen? Und wieder verstrich eine gute Weile.

Da schlug es 12 Uhr. Und mit dem Schlag richtete sich Schubart auf und sprach wie in dem Tone eines Sehers: „Herr Oberzoller, ich bekomme heute noch eine Frau. Die ist es, welche mir den Gruß aus Gmünd geschickt hat, Ihre Helene." „Wo denken Sie hin, Herr Schubart? Ich bin ein Mann ohne Vermögen — —". Doch Schubart gab sich nicht zufrieden, bis ihm versprochen wurde, daß er bis zum Morgen eine Antwort haben solle. Und so ging er endlich. Der Oberzoller aber sprach mit dem Frühesten bei seinem Gevatter, dem Visierer [Manner], ein.

„Gevatter," sagte der, „wenn der Schubart zu mir käme, er hätte die Wahl unter meinen drei Töchtern!" Dies wirkte. Der Oberzoller ging und gab Schubart das Jawort. An diesem Tage wurde im Bühlerischen Hause zum erstenmal Kaffee getrunken aus Tassen, die vom Visierer entlehnt worden waren."

Die Familientradition weicht von der eben mitgeteilten Darstellung etwas ab. So wird das kurze Gespräch mit dem Spielmann nach Geislingen ins weiße Roß verlegt, während allerdings ein Besuch des Gmünder Flachsmarktes nicht zu den Unmöglichkeiten gehört. Namentlich aber schiebt die Überlieferung zwischen Schubarts Ankunft und Werbung einige Besuche im weißen Roß ein, wo Schubart die hübsche Helene öfters zu sehen Gelegenheit hatte, anfangs vielleicht auch wohnte. Als Hauptgrund der Zögerung des Oberzollers nennt die Familie das Vorhandensein einer älteren, gleichfalls noch ledigen Schwester Magdalena. Beziehungen Schubarts zu Bühlers waren vielleicht durch die Bekanntschaft mit Frau Bletzinger (s. S. 20) gegeben. Jedenfalls vollzog sich die Verlobung kaum 1½ Wochen nach seiner Ankunft und hat Schubart seine Katharina in Aalen, die beim Abschied noch kurze Zeit zuvor weinend an seinem Pferde hing, auffallend rasch vergessen.

Daß die Verlobung schon am 5. November stattgefunden hat, beweist nachfolgende Verlobungsanzeige an die Eltern (Strauß, Nachlese 2) mit merkwürdiger Weise französischer Adresse:

A Monsieur
Monsieur Schubart,
Ministre de la Parole de Dieu a Aalen.

Geliebteste Eltern!

Ganz unvermutet habe ich mich gestern zum Heiraten entschlossen, und nun schicke ich einen Extraboten, um den Konsens der lieben Eltern einzuholen. Es ist die jüngste Tochter des hiesigen Herrn Oberzollers mit Namen Helene Bühlerin, eine geschickte und tugendhafte Jungfer, 19 Jahre alt, nicht allzureich, aber von einer Familie, die mein Glück auf die Zukunft vergrößern kann. Der hiesige Herr Stadtschreiber ist des Herrn Oberzollers Bruder, ein Mann, von dem meine Besoldung abhängt, und von vielem Gewicht. — Auf den Sonntag oder acht Tage darauf werde ich meine erste Predigt thun, weil ich die Freiheit zu predigen von Ulm aus erhalten habe. Der alte Röbelen liegt so krank darnieder, daß er wohl schwerlich mehr acht Tage leben wird . . . In so wichtigen und interessanten Umständen meines Lebens befehle ich meine Wege Gott, er wird's wohl machen. Daneben bitte ich um den Beistand meiner Eltern, den ich aber unverzüglich erwarte. Ich befehle mich Ihrer Liebe und bin der lieben Eltern gehorsamer Sohn

Geislingen, den 6. November 1763. Christian.

Der Bot ist bezahlt.

Man sieht, Schubart hat Eile. Die Eltern müssen sich rasch entschließen; der Bote wartet auf die Antwort. Um den Eltern etwas Angenehmes zu sagen, vergißt der Sohn nicht beizusetzen, daß er predigen dürfe. Und um ihnen die Heirat plausibel zu machen, stellt sich der Schubart, der sein Lebtag nicht gerechnet, ganz berechnend an. Natürlich hing vom Stadtschreiber nicht die Besoldung ab, sondern nur ein Teil der Ausbezahlung. Sollte er aber bei

diesem Schritt je gerechnet haben, so hat er sich gründlich verrechnet. Denn weder der Schwiegervater, noch dessen Bruder, noch die eigene Frau haben für den Anfang um Schubarts Ehestand und Thätigkeit besondere Verdienste.

Rasch folgte die Trauung, 3 Tage vor des Mädchens zwanzigstem Geburtstag, am 10. Januar 1764. Hören wir, wie Schubart seinen Schwager Böckh hiezu einlädt (Nr. 10):

Geislingen, den 29. Dezember 1763.

Teuerster Herr Schwager!

Wieder ein Auftritt in dem Schauspiel meines Lebens! Noch sehe ich öfters mit Belustigung meine Amtsmiene im Spiegel und jetzt soll ich die Rolle eines Hochzeiters spielen. Der 10. Tag des Monats Jenner ist der Tag meiner Trauung. Dem Namen nach kennen Sie schon meine Braut aus dem Briefe meines Vaters. Sie sollen sie auch von Gesicht kennen. Wollen Sie das, so beschleunigen Sie Ihre Reise so sehr, daß Sie auf den Montag über 8 Tage hier seien. Ich weiß es gewiß, Sie kommen, denn Sie sind für mich die wichtigste Person aus der Freundschaft — — Kann ich meine geliebte Schwester ausschließen? Mit aller Liebe eines Bruders lade ich sie auf meine Hochzeit. Ich erwarte sie, ohne sie wiederholter Weise um ihre Gegenwart zu bitten.

Übrigens ist mein Glück auf einem sehr guten Weg. Weiter sage ich nichts, denn ein Bräutigam macht kurze Perioden. Mündlich will ich Ihnen mehr sagen, als was ich wegen der Menge von Geschäften schreiben kann.

Ich bin mit aller Hochachtung und Liebe

Dero 2c.

Schubart.

Gewiß ist Schubart voll der besten Vorsätze, aber auch voll der besten Erwartungen in diese Ehe getreten. Es war ein merkwürdiger Bund. Schubart selbst möge uns seine Frau in einem Abschnitt seiner Lebensbeschreibung[1]) schildern:

„Sie ist," sagt er, „ein Weib geraden und einfältigen Herzens, zur Demut und Niedrigkeit gewöhnt, häuslich, geschickt zu allen Verrichtungen der Hausmutter; sie liebt nach Grundsätzen und nicht nach vorüberrauschenden sinnlichen Eindrücken; — sie empfand gleichsam mit dem Verstand, der bei ihr ungemein richtig, scharfblickend, und die beständige Leuchte ihres Lebens war. Ihre Leidenschaften lagen tief versteckt, wie angefesselt vom Verstande; wenn sie sich aber zeigten, so waren sie heftiger als bei mir selbsten und sie konnte sich durch nichts als durchs Gebet helfen. Ihr Herz war immer zum allgemeinen Wohlwollen gestimmt, dem Mitleid geöffnet, Bruder- und Schwesterliebe

[1]) Er schreibt hiezu in Brief Nr. 159, 1782: Was ich von dir denke, — wie ich dich liebe — dir für deine Liebe so dankbar sei, soll mein Lebenslauf bezeugen."

ausgießend, stark den Anblick des Elends auszuhalten, der ihre Lieben traf und zu einer Mütterlichkeit gebildet, die alle Minuten bereit war, ihr Leben dem Glück ihrer Kinder aufzuopfern. Sie war ihrer vaterländischen Religion einfältig zugethan, liebte die gemeinen redlichen Leute mehr, als die in Weltglanz gekleideten, dabei war sie doch eine Feindin aller Niederträchtigkeit. Eine schwarze Wassersuppe, selbst verdient, und im Kreise ihres Mannes und ihrer Kinder gegessen, war ihr lieber, als die Ehre an der fetten Tafel eines reichen Wollüstlings zu schmarotzen. Stille, häusliche Seligkeit, ruhiger Besitz eines kleinen, rechtmäßig erworbenen Eigentums, zuweilen ein goldener Zirkel von ihren Verwandten und Freundinnen um sie her; ihre Kinder versorgt und glücklich zu wissen, und einst mit Gott versöhnt in den Armen ihres Mannes zu sterben, das war alles, was sie sich wünschte; alles Übrige war ihrer genügsamen Seele Überfluß und Greuel." — „Man sieht aus dieser Schilderung," fährt Schubart fort, „daß sich mein Weib durch ihre Verheiratung nicht glücklich machen konnte. Es war die Verbindung des Sturmes mit der Stille, der feurigen Thorheit mit der abgekühlten Vernunft, der Anarchie mit der Ordnung."

Noch höher stellt Schubart seine Gattin in den Briefen und Gedichten, die er aus seinem Kerker an sie richtete.

Selbstverständlich fällt die Charakteristik, die der Sohn Ludwig Schubart (in Lebensbeschr. III. Teil, VI.) von dieser Frau giebt, noch viel günstiger aus. Nachdem er ihre unverbrüchliche Treue geschildert, fährt er fort:

„Alle Anlagen und Kräfte ihres Geistes und Herzens waren durch ihre Verbindung mit diesem Manne gleichsam mit Gewalt hervorgetrieben worden, und es stund wenige Jahre an, so übertraf sie ihre Brüder und Schwestern dergestalt an Geistesbildung, daß sie sie in allen ihren Angelegenheiten als ein Orakel zu Rate zogen. Allmählich lernte sie den schweren, wildfreien Charakter ihres Mannes so ganz kennen und zähmen, daß sie alles aus ihm herausbringen, immer allein den rechten Zeitpunkt zu treffen und ihn unvermerkt an Zielpunkte zu führen wußte, die ihn selbst überraschten und ihm eine Lobrede ihres so oft verschmähten Verstandes abnötigten. Ohne sie und ihre kluge Haushaltung wäre er mehr als einmal in die äußerste Verlegenheit geraten und hätte wahrscheinlich den Knoten nur durch einen Streich der Verzweiflung gelöst." — Und etwas früher sagt derselbe: „So oft er sich auch von ihr verirrte, so kehrte er stets mit reuiger Liebe wieder, erwärmte sein verwildertes Herz an ihrer immer gleichen Frömmigkeit, Treue und Sitteneinfalt und lauschte dem Rat ihrer kältern Vernunft."

So wird es denn nicht vieler Worte mehr bedürfen, um die guten Eigenschaften der Frau Helene Schubart hervorzuheben. „Es lag in ihr ein gediegener sittlicher Kern, sagt Strauß, ein Herz voll Liebe und Treue, auch viel natürlicher Verstand."

Aber, sagen wir mit Strauß, damals, bei ihrer Verheiratung, war sie zu der vom Gemahl und vom Sohn gerühmten Ausbildung und Höhe noch nicht gelangt, konnte es auch nicht wohl, umwaltet von den Einflüssen der Ihrigen und dem zwar ehrenwerten, aber dumpfen und beschränkten Kreise ihrer Vorstellungen und Bestrebungen befangen. — Das waren bürgerlich rechtschaffene, prosaisch geordnete, aber auch jeder höheren Bildung ermangelnde Menschen, denen nicht nur die poetischen Exzesse des Schwiegersohns zum Anstoß gereichen mußten, sondern selbst seine höheren litterarischen Bedürfnisse und Bestrebungen als Exzesse erscheinen.

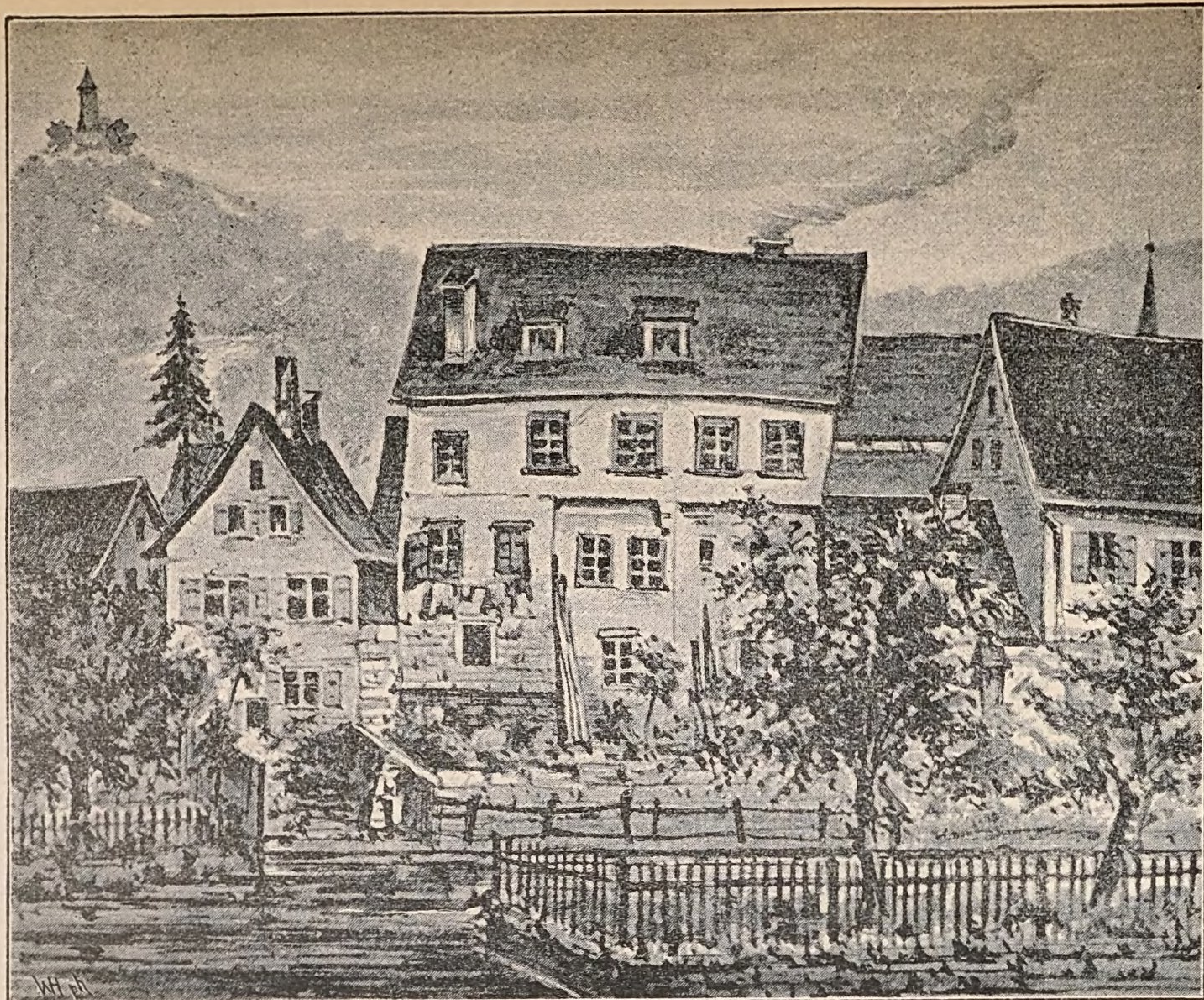
Der Charakter der Bühlerischen Familie war das gerade Gegenteil des Schubartischen: solid, praktisch, nüchtern, streng, spießbürgerlich beschränkt. Von der Weißroßwirtin Kathrine († Juni 1783) sagt z. B. Schubart in seiner Beileidsbezeugung: Sie war ein gutes Weib, Mutter, Tochter, Haushälterin und immer für die Menschheit zum traulichen Umgang und fürs Mitgefühl geöffnet. Was ihr an höherer Erkenntnis abging, wird Gott nun in einer besseren Welt nachzuholen wissen."

Seiner Frau selbst hält er in einem Brief vom Oktober 1783 (Nr. 180) vor: „Wahr ist's, dein moralischer Charakter ist weit fester als der meinige. Ordnung, kalte Vernunft (!), Bedächtlichkeit, edleres Herz, Geduld, Demut, Sanftmut zeichnen dich vor 1000 Weibern aus. Aber mußt du deswegen andere verdammen, denen diese Tugenden sauer werden . . . und es vielleicht an höheren Eigenschaften — an Glaube, an Liebe, an Hoffnung — an Gottes- und Christusverehrung — an vollströmendem Brudergefühle — an grenzenloser Dienstfertigkeit auch gegen die grimmigsten Feinde, — an Herzlichkeit und Weichheit des Charakters — bei weitem mit dir aufnehmen?" — Was insbesondere den Oberzoller anbelangt, so werden wir Gelegenheit haben, dessen Benehmen sehr zu mißbilligen. Solche Verstandesmenschen können auch kalt und hart, ja, wenn die Rücksichten aufhören und die Leidenschaften erwachen, grob und blindfeindselig sein.

„Gewiß," sagt Strauß, „konnte bei der kurzen Bekanntschaft weder die Frau noch deren Familie auf einen solchen Schwiegersohn vorbereitet sein." Aber der zunächst Getäuschte war zweifellos Schubart. Hat er seine Wahl auch nicht von Anfang an als eine Übereilung angesehen, so kam ihm doch schon im ersten Jahre das Mißliche seiner neuen Lage zum Bewußtsein; und das bestand nicht darin, daß er sich an die Ordnung des Hausstandes oder an seine Frau zu gewöhnen hatte, sondern darin, daß er in allem, was er that, von einem Schwiegervater und einer ganzen großen Familie

beaufsichtigt und gehofmeistert wurde. Dazu kam, daß er sich jetzt mehr als je mit der gesamten Bürgerschaft stellen mußte. Daß ihm dies lange nicht gelang, darf ihm nicht verargt werden; hinderlich war jedenfalls, wie Wohlwill Archiv VI, 348 nachweist, der Gegensatz zwischen dem Schubartischen Naturell und dem Wesen der schwäbischen Kleinstädter oder Älbler, das ein guter Kern in rauher und spröder Schale ist und für Schubart lange unangenehm blieb. Einmischungen aber von seiten der Familie und des Schwiegervaters mußten Schubart im Grund der Seele zuwider sein und den großen Nachteil haben, daß die Verständigung zwischen Schubart und seiner Frau, die von Anfang an möglich war, so lange unterblieb und so oft unterbrochen wurde.

Die Wohnung, die das junge Pärchen bezog, war eine Mietwohnung. Der Eingang in das Haus liegt in der etwas düster und eng von der Hauptstraße abbiegenden Schloßgasse, der es seine altertümliche Vorderseite mit der Jahreszahl 1634 zukehrt. Besser und freundlicher, wiewohl mit verbogenem Dachstuhl, zeigt es sich von der Rückseite, die nach dem hier an der Hauptstraße hin laufenden „Stadtgraben" geht. Von hier aus ist es auf unserem Bild aufgenommen. Es ist ein gewaltiger Bau, der den Bewohnern durch seine Geräumigkeit und seine Helle wohl behagen konnte. Trittst du ein, so findest du weite altertümliche Räume, einen riesigen, mit Backsteinen belegten Öhrn und hohe Stiegen mit einigem barocken Schmuck. Der oberste Stock enthält 2 Wohnungen; die hinten hinaus gelegene war die Schubartische. Es ist ein freundliches, aus 4 nicht ganz symmetrischen Zimmern bestehendes Logement mit etwas breiten Fenstern und mit heiterem Ausblick auf die hübsche Wasserpartie des bläulichen Stadtgrabens, an den schon damals ein Gärtchen mit Gartenhäuschen stieß, ferner auf die Brücke und Straße am früheren Mühlthor, auf die Giebel und Dächer der unteren Vorstadt und weiterhin auf den im Hintergrund breit postierten Tegelberg.



Schubarts Wohnhaus in Geislingen.

II. Abschnitt.

1764 bis Frühling 1765.

1. Briefwechsel des Jahres 1764.

Über das Jahr 1764 sind wir im Leben Schubarts wenig unterrichtet. Die aus dieser Zeit vorhandenen 4 Briefe teilen keine Erlebnisse und Einzelheiten mit; sie sind entweder litterarhistorischen Inhalts oder — Jeremiaden über seinen Zustand im allgemeinen. Es läßt sich nur annehmen, daß Schubart in diesem Jahr die Bekanntschaft verschiedener Ulmer z. B. von Neubronners und Häckhels gemacht hat, wohl bei deren Badeaufenthalt im Rötelbad oder in Überkingen. Ferner wissen wir, daß gegen Ende dieses Jahres oder am Anfang des nächsten der Bruder Schubarts, Jakob, nach Geislingen zog, um hier als Privatlehrer sein Brot zu verdienen. Vielleicht hat dieses Zusammensein mit einem geliebten Bruder zufolge gehabt, daß Schubart weniger Briefe schrieb, als es später der Fall war. Daß er in dieser Zeit mehrere Gelegenheitsgedichte verfertigte, ist zwar bezeugt, doch sind sie nicht erhalten. Eines dürfte er auch auf die im Mai vollzogene Hochzeit des Obervogts mit Fräulein von Besserer gedichtet haben.

Hinsichtlich Schubarts schriftstellerischer Thätigkeit beweisen die Briefe, daß er die beste Absicht hatte, in das litterarische Leben Deutschlands einzutreten. Er mochte hoffen, jetzt der Dichtkunst leben zu können, jetzt da er, der Freund der Freiheit und Ungebundenheit, zu voller Selbständigkeit und er, der Verehrer des schönen Geschlechts, zu einer jungen und holden Gemahlin gelangt wäre. — Ideale und Irrtümer!

Unter den Briefen ist von besonderem Interesse der an Wieland (Nr. 11, 20. Juni 1764), welchen Schubart, wie schon ein Jahr zuvor den an Haug (s. S. 20), in dem Bestreben schrieb, mit den schwäbischen Dichtern in Berührung zu treten.

Wieland, obwohl nur 6 Jahre älter als Schubart, war schon seit 12 Jahren ein berühmter Schriftsteller, während dieser bis jetzt nichts Nennenswertes geschaffen. Wieland, wie Schubart, ein Pfarrerssohn, geb. 1733 in Oberholzheim bei Biberach, frühentwickelt wie Schubart, und wie dieser nach einem Kindheitsaufenthalt in einer schwäbischen Reichsstadt, in fremden Schulen erzogen (Kloster Bergen bei Magdeburg und in Erfurt 1747—50), war wie

Schubart früh bekannt mit dem litterarischen Leben und von Klopstocks Messias früh angeregt und von Begeisterung erfüllt. Auch in Wielands Seele begegneten und bekämpften sich die orthodoxe und die rationalistische Richtung, aber der Gärungsprozeß konnte bei ihm ruhig und langsam verlaufen und Wieland ward nicht Theolog, sondern Jurist. Und in seinem Lebenswandel war er das gerade Gegenteil von Schubart: er war ein Freund der Einsamkeit, sogar auf der Hochschule, ein Wassertrinker, ein rein platonischer Liebhaber, ein sorgsamer Sohn und Haushalter, später ein zufriedener Ehemann und durchaus pünktlicher Beamter. Schubart übertraf er auch durch ungleich größeren Geist und feine vielseitige Bildung; endlich war Wieland ein Glückskind, Schubart nicht. Auf die sorgenfreie Kindheit und Jugend war für Wieland ein 2jähriger Studienaufenthalt in Tübingen 1750--1752, ein 8½jähriger in der Schweiz 1752 bis 1760 (meist im Umgang mit Dichtern und als Hauslehrer in vornehmen Familien) und dann die Ernennung zum Senator der heimatlichen Reichsstadt Biberach 1760 gefolgt, wo er bald (1761) Kanzleiverwalter und Theaterdirektor wurde, unter günstigen Verhältnissen leben und arbeiten, mit Graf Stadion auf Warthausen und mit einer früheren Geliebten, der Frau La Roche, geistreichen Verkehr halten und „das künftige Glück" ruhig abwarten konnte. Mehr als 30 größere und kleinere Werke und Schriften waren bis 1764 von Wieland erschienen, die meist religiöser, zum kleineren Teil pädagogischer, philosophischer oder politischer Art waren. Dem Geislinger Präzeptor war Wieland besonders von seiner religiösen Seite bekannt. Schon aber hatte Wieland im Umgang mit der Welt und im Getriebe des Lebens „die ätherischen Regionen verlassen" und hatte sich bei ihm die Umkehr zum Weltlichen oder wie er sagte, „der Sieg der Natur über die Schwärmerei" vollzogen. Der zeitgenössischen deutschen Litteratur war er jedoch seinen eigenen Briefen zufolge inzwischen etwas fremd geblieben.

Der Brief Schubarts an Wieland zeugt von Kenntnis der neuesten Litteratur, von kritischer Ader und von Selbständigkeit im Urteil; von sich selbst bekennt der Schreiber nur die leidenschaftliche Neigung zu den schönen Wissenschaften, die ihm so viele Stunden seines jungen Lebens versüße.

Er rühmt Wieland (neben Klopstock) zunächst als religiösen Dichter gegenüber den anderen, besonders lyrischen Sängern der damaligen Zeit (Gleim, Gerstenberg, Lessing, Weiße und dem vielgelesenen Franzosen Gresset) und schildert in überschwenglichen Worten das Entzücken, das ihn bei Wielands Dichtungen ergreife, das Hochgefühl, ein Christ zu sein, und die Hoffnung, in einer andern Welt „sich in die Reihen derjenigen großen Geister hindrängen" zu dürfen, die ihn hienieden belehrt.

Dann urteilt Schubart über die zeitgenössische Litteratur: „Wenn ich meinen Rührungen trauen darf, so vermute ich wirklich, daß wir jetzo in der Zeit des guten Geschmackes leben." — Gewiß, es stand unendlich besser als 20, ja als 10 Jahre zuvor. Schubart meint sogar, man sei noch

weiter als im Zeitalter Ludwigs XIV.[1]). — Nur fürchtet er Übertreibungen in sprachlicher wie metrischer Richtung und Machtlosigkeit der eben erwachten Kunstkritik. Winkelmann, Hamann und Abbt schreiben ihm nicht volkstümlich genug, da „sie nicht anders als durch ein Sprachrohr mit uns reden wollen." Dann kommt er, wie im Brief an Haug, auf Schwaben: „Was kann man denn von unserem Schwaben hoffen? Ich mache mir in Gedanken eine Landkarte über Schwaben und sehe die Gegenden des schönen Geschmacks wüste, verwildert und unangebaut. Die wenigen Kolonisten verlieren sich nach und nach aus unsern Gegenden und lassen einem Wieland und etwa noch einem Gemmingen[2]) die Ehre, den sinkenden Ruhm der Schwaben als Atlante[3]) zu tragen."

Schon nach 8 Tagen antwortet ihm der pünktliche Wieland von der Zuschrift Schubarts sichtlich erfreut und angeregt:

Schubart sehe den Zustand der Wissenschaften in Deutschland und seine (Wielands) Leistungen zu rosig an. Es sei verwegen, von diesem Mischmasch größerer und kleinerer, an Verfassung, Religion, Sitten und Lebensart so sehr verschiedener und meistens noch unter dem Joch der Barbarei darnieder gedrückter Völker und Völkchen, welche zusammen die deutsche Nation ausmachen, zu glauben, daß sie in Hinsicht des Geschmackes und der schönen Litteratur sogar noch weiter seien, als die französische in dem Jahrhundert Ludwigs XIV. Die Übertreibungen würden den Nationalgeschmack nicht verderben. „Er muß erst den wirklichen Grad der Güte erlangt haben, ehe er sich wirklich verderben kann." Auch von den Schwaben scheint sich Wieland, der nichts von schwäbischem Lokalpatriotismus wissen wollte[4]), wenig zu

---

[1]) Ähnlich sagt er in den „Epicedien" 1770: „Unser Jahrhundert wird einmal in der Geschichte mit eben so viel Würde und Glanz erscheinen, als das Jahrhundert der Auguste und Ludwige."

[2]) Eberhard Fr. Freiherr von Gemmingen aus Heilbronn, 1726—91.

[3]) Beliebte Phrase bei Schubart. Ähnlich schreibt er an Haug (Nr. 5 s. S. 20) „Wieland und Sie müßten wahrhaft atlantische Schultern haben, wenn Sie unsern sinkenden Ruhm noch erhalten wollten." An den gleichen (Nr. 16, 9. Oktober 65): „und Atlas zu sein, der den sinkenden Ruhm seiner Landsleute trägt." Das gleiche Bild in der Vorrede zu den Zaubereien. — Es ist ein sehr charakteristischer Zug Schubarts, daß er einzelne kräftige Phrasen öfters, ja lange Jahre hindurch anwendet. Als Beispiel sei hier noch angeführt die Anwendung des Bildes vom Schwindsüchtigen, der von den Ausdünstungen des Kranken genese. Dieses gebraucht Schubart mindestens dreimal, an Böckh: in Nr. 52 (Januar 1769); an Wolbach (10. Br., März 1769); an seinen Bruder in Nr. 175 (Oktober 1783).

[4]) So hat er sich schon 1751 verächtlich geäußert über „schwäbische Gedichte", die in Tübingen erschienen waren, s. seine ausgew. Briefe (Geßner 1815) I, S. 14.

versprechen. „Herr ....., welcher Ihr Freund, aber aus guten, wiewohl etwas veralteten Ursachen, die sich von meinem Züricherschen Aufenthalt [1752 bis 59] herschreiben, nicht sehr der meinige ist, hat freilich den Schwaben auf eine Art geschmeichelt, die den Schwaben und ihm wenig Ehre macht[1]. Der gute Mann gehört in diesem Stück unter die Leute, welche mit einem Fünkchen von poetischem Geist und einer allzu seichten Gelehrsamkeit sich berufen glauben, sich unter die zahlreiche Armee der Skribenten enrollieren zu lassen." Seine eigenen poetischen Leistungen möchte Wieland nicht sehr hoch stellen und bittet daher auch in künftigen Briefen alle Komplimente wegzulassen; in der Korrespondenz werde er etwas träge sein müssen, er habe zu wenig Zeit; er schließt übrigens, nachdem er sich noch nach den Verhältnissen Schubarts erkundigt und eine Versetzung nach Biberach als etwas nicht Unmögliches angedeutet hatte, selbst mit einem Kompliment, indem er Schubarts Brief „eine sehr geistreiche und elegante Zuschrift" nennt.

Bald hernach schrieb Schubart an Böckh (Nr. 12, 3. Juli 1764). „Ich wollte Ihnen geschwind sagen, heißt es im Anfang, daß meine kleine Familie — ich, meine Frau und mein Hund[2]) — uns wohl befinden. — Meine Freunde, fährt er so ziemlich unvermittelt fort, sind die Musen, bei denen ich mich nach meinen Arbeiten erhole." — Man wird wohl mit Recht aus dieser Stelle auf eine gewisse Gleichgültigkeit schließen dürfen, die im Haus eingekehrt ist.

Dann folgt eine lange Abhandlung über eine geradezu erstaunliche Menge litterarhistorischer Erscheinungen, eingeleitet von der patriotischen Bemerkung: „Unsere deutsche Litteratur fängt an, auch den Ausländern wichtig zu werden," und nachher „und wir sind Deutsche! welch eine Ehre für Sie und Ihren kleinen Christian Gottfried." Nun kommt Klopstock mit seinem neuen Schauspiel Salomo, Ramler, die Karschin, Mendelssohn, Wieland, Haug u. s. f. an die Reihe. Von seiner eigenen Muse sagt Schubart: „Wie hat Ihnen mein Neubronnerisches[3]) Gedicht[4]) in Absicht auf die Wahl des Silbenmaßes, der Fiktion, des Ausdrucks gefallen. Ich werde Ihnen viel-

---

[1]) Wohl Haug in: „Zustand der schönen Wissenschaften in Schwaben"; derselbe ist übrigens in Schubarts Brief nicht erwähnt; nur Gemmingen, der aber Schwaben nicht verherrlicht, sondern in seinen „Briefen" 1753 verhöhnt.

[2]) Schubart liebte den Pudel, vgl. die Schuldiktate z. B. Nr. 47b, 118.

[3]) Von Neubronner, eine Ulmer Familie, damals vertreten durch Franz Daniel, regierenden Bürgermeister 1745, † als Ratsälterer 1766.

[4]) Das Gelegenheitsgedicht, das erste, das aus der Geislinger Zeit erwähnt ist, scheint verloren zu sein.

leicht bald zeigen, daß ich wirklich[1]) so kühn bin, meiner Muse einen höheren Schwung zu erlauben[2])."

Nicht unwichtig sind folgende Urteile: „Die neue preußische Schulordnung ist etwas, das nur Friedrich sagen kann. Allein, wer wird eine so weise Einrichtung in dem Chaos unserer schwäbischen Staatsverfassung nachahmen können?" Und über die Theologen: „Sie bringen zu unserer Zeit wenig Neues und noch Ungesagtes hervor. — O, mein wertester Herr Bruder, wie wenig Clemms[3]) finde ich unter den heutigen Theologen! Die meisten seufzen, wenn sie beweisen, überzeugen, rühren sollen und wehe dem Sektierer, dem Atheisten, dem Freigeist, der ihnen widerspricht! Kurz, der Theolog soll Genie haben, und mehr soll er haben als andere, er soll ein ehrlicher Mann sein und ein Weltbürger; außerdem sind solche Leute, wenn sie gleich den Kopf wie ein Schilf senken, exemplarische Ignoranten."

Der Brief an Haug (Nr. 13, 5. Sept. 1764) ist schon minder devot als der vom Jahr zuvor (s. S. 20). Haug hatte damals den dritten Teil seines Gedichts: „Der Christ am Sabbath" herausgegeben und inzwischen manche Kritik erfahren müssen. Auch Schubart hält mit seiner Meinung nicht hinter dem Berg, doch muntert er ihn in fast freundschaftlicher Weise auf. Über Wieland urteilt er in diesem Brief:

„Herr Wieland, mein sehr guter Freund [man bedenke: infolge des einzigen Briefs!] ist es gegenwärtig allein, der um uns her ein wenig Aufsehen macht. Ein wahrhaftig großer Geist, ein Kenner der Sprachen, ein vortrefflicher Schriftsteller und ein liebenswürdiger Privatmann. Er übersetzt den Shakespeare [allerdings 1762—1766] und arbeitet für sich an einem vortrefflichen Werke[4])."

---

[1]) Schubart schreibt mit andern, z. B. Wieland, meist statt „gegenwärtig" das schwäbische „wirklich".

[2]) Wohl Odendichtung! Vom Jahre 1764 ist uns nichts erhalten.

[3]) Professor in (Stuttgart und in) Tübingen 1767—1775, Verfasser einer theologischen Encyklopädie 1762—73. Schubart widmete ihm einen Nachruf in der deutschen Chronik 1775 S. 495.

[4]) Diese Behauptung kann Schubart nicht auf Grund des Wielandschen Briefes machen, da Wieland eine solche Arbeit mit keiner Silbe erwähnt, sondern nur von künftigen Versuchen redet. Von einem zweiten Brief aus dieser Zeit aber wissen wir nichts. Schubart spricht also wohl nur eine nahe liegende Vermutung aus. Es scheint dies das erste Beispiel zu sein, daß Schubart gegenüber gewissen Personen in den Briefen auf Kosten der Wahrheit renommiert.

Dieser Briefwechsel Schubarts mit den 2 zeit- und stammesgenössischen, auch räumlich nicht so sehr entfernten Dichtern, und der Inhalt der Briefe an seinen litterarisch gleichfalls nicht unbedeutenden Schwager Böckh bekundet seinen kritischen Blick und sein Selbstbewußtsein, seine Absichten und seine Hoffnungen. Noch hat er keine litterarische That aufzuweisen. Die Produkte seiner Jugend läßt er vollständig unerwähnt; weder Haug noch Wieland kennen ihn als Verfasser irgend eines Gedichts; er naht sich ihnen nicht als ein zur Zunft Gehöriger, nur als ihr Verehrer, als Freund und Kenner der Dichtung, aber schon als Kritiker. Er scheint in diesem Jahr (s. Nr. 12) eine Menge Bücher gelesen zu haben, wenn er gleich am Ende desselben (Nr. 14 Schluß) schreibt: „Ich bin in Absicht auf die neueste Litteratur öfters wie relegiert." Keines, dessen er habhaft werden konnte, blieb ungelesen; und selten blieb eines, das er gelesen, unbesprochen. Schubarts Briefe sind daher oft so recht ein Spiegelbild seines wissenschaftlichen Strebens. Wohlthuend berührt sofort sein liebevolles Eingehen auf die schwäbischen Verhältnisse und sein Blick für das große Ganze, sein Patriotismus, mit dem sich die Begeisterung für den großen Friedrich, die für ihn nach mehr als 20 Jahren noch ihre Früchte tragen sollte, verbindet. — Es war nicht von ungefähr, daß er sich zunächst an Wieland und Haug wandte. Beide betrachtete Schubart als vorwiegend religiöse Dichter und für geistliche Dichtung hat er sein Leben lang geschwärmt. Die Klopstockische Richtung beherrschte in diesen Jahren noch das ganze geistige Leben. Sodann hat Schubart, obgleich er in seiner Lebensbeschreibung (I. Teil, I) sagt: „Mit ihrem eisernen Arm winkte mir stets die strenge Bescheidenheit und ich schwieg", allezeit eine große Neigung bewiesen, sich in Briefen und Gedichten an hervorragende Zeitgenossen zu wenden.

Aus dem seitherigen gewinnen wir den Eindruck, als werde Schubart bald etwas Selbstgeschaffenes folgen lassen. Aber in welcher Art? Wir kennen ihn als Verfasser von Gelegenheitsgedichten, von volkstümlichen Liedern, Oden und als Freund religiöser Dichtung. Welchem Gebiet wird er sich zuwenden?

Aber kann er denn? hat er Zeit und erlauben es ihm die Umstände? Wie haben sich seine Privatverhältnisse gestaltet? Beantworten wir die letzte Frage kurz mit: Sehr schlimm!

2. Schubarts häusliche Verhältnisse.

Mehr und mehr hat sich dem jungen Ehemann der enge Horizont mit schweren Wolken umzogen; langsam, aber immer bedrohlicher ist ein unheilschwangeres Gewitter heraufgestiegen.

Schon im Brief an Wieland vom Juni 1764 wetterleuchtet's und grollt ferner Donner; der Brief an Böckh vom Juli täuscht uns nicht über die unbehagliche Situation hinweg; zur Zeit des Briefes an Haug ist der Himmel immer schwärzer geworden und der Weihnachtsbrief an den Konsulenten Häckhel in Ulm (Nr. 14) zeigt, daß außer dem häuslichen noch anderweitig Unglück im Anzug ist. Und kaum war das Ereignis eingetreten, in dessen Erwartung sich ihm Häckhel zum Gevatter angeboten hatte: kaum war Schubart durch die Geburt des ersten Söhnchens beglückt worden, 17. Februar 1765 — Ludwig Albrecht nannte es der Vater[1]) —, da kam das Gewitter zum Ausbruch.

Was nützt es Schubart, daß sein ihm so lieber Bruder Jakob bei ihm weilt und er mit dieser treuen Seele herzlichen Verkehr pflegen kann? Dieser gerade ist es, der die Lage verschlimmert.

Der Schwiegervater hat am 4. März 1765 beim Obervogt ein langes Anklageschreiben gegen Schubart und seinen Bruder eingereicht (Strauß, Nachlese 2). Es beginnt:

Wohlgebohrener Herr!

Gnädig Hochgebietender Herr!

Was mein Tochtermann, den Präzeptor Schubart Leyder vor eine unanständige, niederträchtige, Ärgerlich, verschwenderisch, zum Verderben gereicht, vor Gott und der Welt ohnVerantworliche LebensArt und Würthschaft führet, wird sich aus nachfolgender wahrhaffter erzöhlung leicht abnehmen lassen. — —

Es wird nun mitgeteilt, daß Schubart täglich Braten, Fleisch und andere gute Bissen nebst Thee und Kaffe genießen, immerzu Tabak und darunter auch Knaster rauchen, den Bierkrug stets vor sich haben und zweifelhafte Gesell-

[1]) Nach dem Taufpaten Ludwig Albrecht Häckhel.

schaften bedienen, mit Hintansetzung seiner obliegenden Schulgeschäfte da und dort Einkehr machen wolle. Er komme selten zur bestimmten Zeit in die Schule, als worwider schon lange die ganze Burgerschaft klage, beherberge Leute, die ihm Schuldbriefe überliefern, 1—2 Tage, berausche sich bei allen Gelegenheiten, häufe durch unnötigen Büchereinkauf seine Schulden, lege Wein auf die Kindbett seiner Frau in den Keller und trinke ihn vorher selber aus, und habe, was allgemein bekannt sei, das Laster, von seinen Nebenmenschen zu lügen und übel zu reden.

Manniglich bekannt und erweisliche Sachen seien es, daß er sein Weib, welches zu hausen begehrt und sich ohne Magd behilft, etliche Tage vor ihrer Niederkunft also traktieret, daß sie blaue Augen in die Kindbett gebracht, und daß er 2 Tage vor dieser Niederkunft (auf Veranlassung seines Bruders) auf Kuchen[1]) gefahren, dann durch die Ortschaften gejohlet und nachher das Weib nebst ihrer Schwester zum Haus hinaus gejaget, letzterer auch Beulen beigebracht und sie blutrünstig geschlagen, ja sogar zum Zeichen seiner Tollheit — eine Kunkel[2]) in den Stadtgraben hinausgeworfen.

Besonders unehrerbietig benehme sich auch gegen ihn, den Kläger, und gegen seine Tochter des Präzeptors Bruder, der seit seinem Hiersein ihm und seiner Tochter zum Schaden und zur Last falle, und der ebenso wollüstig sei, wie Schubart, und diesen zu allem Bösen zu verleiten suche.

Deswegen sehe er sich genötigt, unterthänigst zu bitten, den jungen Schubart als einen teilhabenden Eheverderber und anderweitig schädlichen Menschen, der bis dahin täglich seinem Bruder sogar in die Schule zulaufe und vermutlich Geschwätzwerk zutrage, nacher Haus zu seinen Eltern zu weisen, mit seinem Tochtermann aber hochbeliebig dienlich erachtete Korrektionen vorzunehmen. — Der Schluß des Schreibens lautet:

Dieweilen ich meinen etlichundzwanzigjährig redlich und Sauererworbenen Schweiß auf ihne verwendet und bei ausbleiblicher Besserung und ferner dergleichen vorkommend grobe Exzessen, mich Schwerlich würde enthalten können, solche Mittel zu gebrauchen, welche mich mit ihme ohnglücklich machen könnten. Vor solche hohe Gnade, an welcher mich Dero hochberühmte Gerecht- und Billichkeitsliebe nicht zweiflen lässt, wird der allmächtige Gott Vergelter seyn, ich aber werde nebst unterthänigem Danck, unter Submissester Veneration ersterben

Euer Wohlgebohrn und Gnaden,
meinem gnädig hochgebietenden Herrn,
unterthänig gehorsamster Knecht
Johann Georg Bühler
Zoller.

[1]) Eine Ortschaft unterhalb Geislingen.

[2]) Spinnrocken. Die Geislinger Tradition weiß noch beizufügen, daß diese Kunkel über Nacht in dem Stadtgraben eingefroren und dort noch längere Zeit sichtbar gewesen sei.

Jetzt begreifen wir, warum Schubart in seinem Brief an Wieland vom 20. Juni 1764, also dreiviertel Jahr nach seiner Ankunft in Geislingen, über seine Umgebung klagt, daß er den Besten nur mit Zurückhaltung trauen könne und daß er unter Dummköpfen wohne, denen seine Liebe zu den Wissenschaften als etwas Verderbliches erscheine; warum er am 5. September an Haug schreibt: „Fragen Sie mich nicht, wie ich mich befinde: elend, von undankbaren Arbeiten niedergedrückt, kaum noch das Gerippe eines Liebhabers der Künste und Wissenschaften, von Freunden und Feinden verfolgt unter dem Schutte der allerniedrigsten Verrichtungen, öfters im Kampfe mit Dürftigkeit und Gram"; und warum er am Weihnachtsabend 1764 an Häckhel das gräßlichste Klagelied über sein Dasein schickt.

Freilich, er machte ungeheure Fehler: er war leidenschaftlich jähzornig, unvorsichtig und verschwenderisch, gern in heiterer Gesellschaft und oft beim Trunk, voll Spotts gegen seine Umgebung, ungeduldig, gleichgültig, wohl auch grob gegen seine Frau, ungleich und nachlässig im Amt. Aber alle Schuld auf ihn zu werfen dürfte doch nicht billig sein.

Die Prosa des Lebens war zu überraschend über den jungen Mann hereingebrochen: er hatte ein Amt, das ihn bis zum Übermaß mit Geschäft belastete, Schüler, die ihn weniger durch ihren Wissensmangel als durch ihre Pöbelhaftigkeit ärgerten, einen Hausstand ohne genügendes Einkommen, so daß er sich auf die Unterstützung seines Schwiegervaters angewiesen sah, eine Gattin, die ihn noch nicht verstand und ihn durch ihre kalte Vernunft und ihre ewigen Klagen reizte, einen Schwiegervater, der es ihn offenbar spüren ließ, daß er ihn unterstützen müsse, eine Verwandtschaft, die seine Lebensweise sowenig als seine Bestrebungen billigen wollte, eine Bürgerschaft, die sich lange gegen ihn verschloß, Kollegen, die ihm übel wollten, Vorgesetzte, die ihn nicht zu behandeln verstanden. Was Wunder, wenn ihn seine Amtsüberbürdung, die kleinlichen Anschauungen seiner ganzen Umgebung, seine Vereinsamung, sein Mangel an Geld und sein Mangel an Zeit fast zur Verzweiflung brachten? Er flüchtet sich zu den Wissenschaften, aber es fehlt ihm in seinem „Winkel" an geistiger Nahrung; er fühlt Kraft und Lust zu dichten

und zu schaffen, aber sein Amt und die Sorge um das tägliche Brot lassen ihm keine Zeit. Er studiert Bücher durch, aber begeht die Thorheit, ihretwegen unverhältnismäßige Ausgaben zu machen. Er schreibt Briefe, aber nur um desto tiefer seine Not zu empfinden. Er mag an einem Teil seines Amts nur Freude gehabt haben, aber 9 bis 12 Unterrichtsstunden des Tages vermögen die beste Kraft aufzureiben und die größte Lust auszutreiben, und wenn er von Neid und Schmähsucht schreibt, so dürfte nicht bloß Kollege Röbelen, der Kantor, sondern eine ganze Clique von Menschen, dürften Vorgesetzte und Bürger mit Recht gemeint sein. Dazu noch das Unwürdige der Lage, das der etwas verwöhnte, eitle Mann doppelt schwer empfand.

„Er ist (s. Nr. 14) ein Mensch, der eine Frau hat, die zugleich seine Magd ist, der unter liederlichen Arbeiten keucht, der vor dem Sarge einer alten Spitalfrau mit 8 geflickten Mänteln wie unsinnig ein Totenlied schreien muß; der unter 120 Tataren [seinen Schülern] mit der Knute in der Hand, 12 Stunden des Tags umherwandeln muß, der endlich an des Herrn Ruhetag mit 9 Furien, die anstatt brennenden Fackeln Fiedelbögen tragen [seine Musikanten], gemartert wird; der die heiligen Christfeiertage mit 42 Eseln [seinem Singchor] und einem Maultier, das auf lateinisch Cantor heißt, von Haus zu Haus betteln gehen muß; der mit allen diesen tötenden Verrichtungen nicht sich selbst, sondern einem ausgedienten deutschen Schulmeister den Branntwein ins Haus schaffen muß; der endlich, um den Kelch des Elends und der Niedrigkeit bis zur Hefe auszusaufen, k e i n e n F r e u n d um sich hat, dem er seinen Jammer klagen kann! Und der Mensch soll noch b e n e i d e t werden können! .... In Nürnberg hat zu meiner Zeit ein Mann einen Affen abgerichtet, welcher sich mit gravitätischer Miene unter einen Haufen Katzen setzte, und sobald er den Takt gab, so fingen die Katzen erbärmlich darnach zu schreien an. Eine völlig prophetische Satire auf mich; denn der Affe, der den Takt giebt, bin ich, und meine Buben sind die Katzen, welche schreien. Der Unterschied ist nur der, daß sich der Mann in Nürnberg mehr damit verdiente, als ich ..." — die erste derbe Klage, die wir von Schubart auch ü b e r s e i n L e h r a m t hören. Spätere Auslassungen, solche in den Briefen und in den Diktaten, klingen noch mißmutiger.

Was übrigens auf jene Klageschrift des Oberzollers erfolgt ist, wissen wir nicht, wahrscheinlich nur eine Ermahnung Schubarts durch den Obervogt. Diesen schildert Schubart selbst als einen Mann von Lebensart, schönen Kenntnissen und edelstem Herzen. Jedenfalls wurde „der teilhabende Eheverderber" J a k o b

nicht ausgewiesen, derselbe blieb vielmehr noch 1½ Jahre, bis Oktober 1766.

Auf eine Stelle des Bühlerischen Klageschreibens möchten wir noch hinweisen, welche einen merkwürdigen Zug in Schubarts Wesen offenbart: seinen Hang zum „lästern". Die Furie für Schubart ganzes Leben war seine Zunge. Nie und nimmer konnte er sie zügeln; was er dachte, was er empfand, was ihm einfiel, Gutes und Schlimmes, Hohes und Gemeines, Witz und Zote, Begeisterung und Hohn — heraus mußte es und das war sein Verderben!

Freilich ist dieser Zug nur ein Teil seiner gänzlichen Unfähigkeit sich zu beherrschen. Und wie im Reden, so ließ er sich auch im Schreiben, also namentlich in seinen Briefen, stets von seinen Stimmungen, seinen Grillen beherrschen und oft zu gewagten, übertriebenen, ja unwahren Behauptungen hinreißen. Eben darum aber geben diese Briefe ein so treues Bild von Schubarts Dasein, und so unbegründet es ist, jede beliebige Äußerung Schubarts auf die Goldwage zu legen, so berechtigt und notwendig ist es, aus den Briefen sich ein Bild zu machen von dem Zustand und den Phasen des gemütlichen und geistigen Lebens dieses Mannes.

III. Abschnitt.

Das Jahr 1765 (von Juli an). Schubarts häusliche Verhältnisse. Beginn der litterarischen Thätigkeit.

1. Die häuslichen Verhältnisse.

Über ein halbes Jahr schweigen die Briefe. Der erste, der uns wieder Kunde giebt (Nr. 15 an Böckh vom Juli 1765), lautet ruhiger, aber noch nicht gefaßt. Schubart tobt nicht mehr, aber er grollt und jammert Doch hat er zwei Freuden: seine Bücher und seinen Sohn.

„Wenn ein grober Verbrecher vor seinem Richter steht, so schlägt er die Augen unter sich und schweigt. Ich bin dieser grobe Verbrecher, Sie sind mein Richter, ich wende mein Antlitz weg und schweige. Aber, um frei zu sprechen,

sollte denn das ein Laster sein, wenn ein Mensch, wie ich bin, sich scheut, am Tage seinen Freunden unter das Gesicht zu sehen? — Niedergedrückt von kleinen undankbaren Geschäften, umringt von den häßlichsten Larven der Unmenschlichkeit [den Schulkindern], eingekerkert durch den Despotismus meiner Zollerischen Freunde [=Verwandten], bekomme ich eine solche Nachteulennatur, daß ich allemal blinzle, wenn ich einem so heiteren und lichtvollen Mann ins Angesicht sehen soll .... — Ohne die Bücher, diese wahre Wollust meines Geistes, würde sich hier mein Leben in stetem Gram verzehren und ich noch lebend für die Welt und meine Freunde unbrauchbar werden. Sie wissen nun schon genug von dem was verdrießlich ist und nun sollen Sie etwas Heiteres sehen. Und da kommt Ihnen denn mit allen Grazien der Kindheit geschmückt, ein Knäbchen entgegen; er heißt Ludwig — und ist mein Sohn. Mein Sohn! Diese Vaterfreude hält mich oft für tausendstündigen Gram schadlos."

Man möchte aus diesem einzigen Satz schließen, daß Schubarts Familienleben nie so schlimm gewesen, als es der Schwiegervater darstellte. Gewiß hat sich der liebebedürftige, zeitlebens so gern verzeihende Mann seiner Frau nach den heftigsten Szenen wieder versöhnlich genähert. Er that es auch damals und machte sein Unrecht dadurch gut, daß er sich von seiner Frau und deren Verwandten „einkerkern" ließ. Zweifellos war die Dürftigkeit der Verhältnisse häufig Ursache des Unfriedens. Aber Schubart hat sich auch redlich bemüht, seine Einnahmen zu vermehren. Unter seinen 9—12 täglichen Stunden dürften sich mehrere Privatstunden finden. Sodann übernahm er im Herbst 1765 in Kuchen während der Krankheit des dortigen Pfarrers Ott das Vikariat, infolge dessen er alle Wochen wenigstens dreimal predigen mußte (? Nr. 17). Er that das, wenn auch gerne, so doch nicht zu seinem Vergnügen, sondern um mehr zu verdienen. — Und wenn er sich jetzt von seiner Frau abhängig fühlte, so bleibt es zweifelhaft, ob sie ihm damals schon in der richtigen Weise entgegenkam. Daß noch anderthalb Jahr später der unparteiische Böckh an Jakob Schubart schrieb: „wenn der gute Mann nur nicht beweibt wäre, so ließe sich alles aus ihm machen", spricht gewiß eher zu Schubarts als zu seiner Frau Gunsten.

Noch mehr für ihn spricht, daß er sich von der Last der Geschäfte nicht abhalten ließ, sich dem eifrigsten Studium zu widmen.

2. Schubarts Studien und Litteraturkenntnis. Der Anfang seiner litterarischen Thätigkeit.

Schubarts Studium galt zunächst weniger der zeitgenössischen Litteratur als vielmehr den alten Klassikern. Im schon erwähntem Brief (Nr. 15, vom 23. Juli 1765) schreibt er im unmittelbaren Anschluß an das schöne Bekenntnis von seiner Vaterfreude:

„Eine kleine Bibliothek, die sich so ziemlich durch meinen Eifer vermehrt, steht diesem Vergnügen zu seiten. Und sie darf es. Denn man kennt die stillen Reize der Musen nicht mehr als in meiner Situation. Ich könnte Ihnen ein Verzeichnis von verschiedenen neuen, sehr guten Büchern geben — aber wie kann ein Korporal mit dem Prinzen Eugen[1]) von der Kriegskunst reden! Das wenigstens sollen Sie wissen, daß ich schon seit einem Jahr allen Eifer und Fleiß auf das Lesen der Alten wende und alle Zeit verwünsche, die ich auf das Lesen einiger witzigen Luftspringer nur allzu verschwenderisch verwendet habe. Das Alter der Vernunft läßt uns für den falschen Plan der leichtsinnigen Jugend immer noch büßen — sehr schwer büßen." Eine wohl etwas übertriebene Selbstanklage, die auf den Gedanken hinausläuft: was hätte ich durch rechtzeitiges Studium der Alten werden können!

Eben jetzt sollten für Schubart diese klassischen Studien der Anfang zu eigener dichterischer Thätigkeit werden.

Doch bevor wir auf dieselbe eingehen, dürften einige Vorbemerkungen erlaubt sein, zunächst

a) eine kurze Übersicht über die litterarischen Verhältnisse Deutschlands bis 1765.

„Wir stehen vorne an dem goldenen Alter," schrieb an Ostern 1748 der Schweizer Bodmer, nachdem ihm die ersten Gesänge von Klopstocks Messias und der Frühling von E. Chr. von Kleist bekannt geworden waren. Vor diesem in der That wichtigen Zeitpunkt (man nennt auch das Jahr 1746, in dem eben die Messiade erschien) lag ein dreißigjähriges Schaffen und Ringen, welches die vielseitige poetische, kritische und schönwissenschaftliche Thätigkeit Bodmers und Breitingers in Zürich und Gottscheds in Leipzig, die Entstehung der ernsten Dichtungen eines Haller, der heiteren eines Hage-

---

[1]) Ähnlich 4 Jahre später an Haug (Nr. 60, nach dem Original): „Doch ich plaudere mit Ihnen von den schönen Wissenschaften und das lautet ebenso, als wenn ein Gefreiter mit Friedrich dem Großen sich von der Taktik besprechen wollte."

born, und der satirisch-komischen eines *Zachariä*, *Liscov* und *Rabener*, der gereimten Erzählungen und Herzensergüsse eines *Gellert*, der Erstlingswerke eines *Lichtwer* und *Kästner* und vieler andern, namentlich aber die Herausgabe einer Anzahl von schönwissenschaftlichen *Zeitschriften*, besonders der Bremer Beiträge, umfaßte. Übrigens „kam die Poesie selbst über anakreontische Lieder, Fabeln und poetische Erzählungen in dieser Periode nicht hinaus. Die Dichtkunst war den meisten Dichtern eine anmutige, schöne Wissenschaft, um die Menschen zu belehren und zu ergetzen".

Die neue Zeit, d. h. die *nach 1748*, der jedoch das goldene Zeitalter selbst erst nach Sturm und Drang folgen sollte, unterschied sich von der vorangegangenen wesentlich durch die höhere Begabung der Dichter — wir brauchen nur die Namen *Klopstock*, *Lessing*, *Wieland* zu nennen, — durch idealeren Zug, höheren Stil und bessere Sprache, sodann durch Erweiterung des Gebietes der „schönen Wissenschaften" und durch die größere Teilnahme des Volkes. Diese Zeit umfaßt etwa die *Jahre 1748—1773*; *es ist noch nicht die klassische*, aber an Regsamkeit steht sie ihr kaum nach. Noch schafften die alten Schriftsteller rüstig mit und immer neue Kräfte traten hervor. Da bekam die poetische Litteratur Deutschlands Selbständigkeit und nationalen Gehalt, und die deutsche Sprache, kaum erst siegreich über das Französische und das Gelehrtenlatein, wurde sicherer, kräftiger, edler. Das ganze geistige Leben nahm einen ungeahnten Aufschwung, von Jahr zu Jahr wuchsen die Erfolge und traten neue, überraschende Fortschritte zu Tage. Die *Wissenschaft* ward immer mehr vertieft und einerseits durch neue Fächer, wie Philosophie und Ästhetik erweitert, andererseits in vielen Gebieten aus alten Fesseln befreit und aufgeklärt. Noch deckten sich scheinbar die Begriffe Gelehrter und Schriftsteller und das Reich der „schönen Wissenschaften" umfaßte das ganze menschliche Denken und Wissen. Bei solcher Regsamkeit vollzogen sich auch auf dem Gebiet der *religiösen* Anschauungen starke Wandlungen. Wie zu Anfang des Jahrhunderts der Pietismus ein neues religiöses Leben erweckt hatte, das nur so häufig in Einbildung und in Abkehr vom praktischen Leben ausartete, so versuchte man jetzt bald in vorsichtigerer, bald in radikalerer Weise die alten Formen und Formeln umzugestalten oder zu beseitigen und die Religion zur Herzenssache zu machen oder mit dem Verstande auszusöhnen. Aus dieser freieren Richtung entwickelte sich unter dem Einfluß der allseits erwachenden Aufklärung in der Philosophie, der Philologie und dem Erziehungswesen allmählich der *Rationalismus*. Niemand, der sich um das Geistesleben bekümmerte, blieb von diesen religiösen Fragen unberührt. Religiöse Schriften bildeten damals einen wesentlichen Teil der Litteratur (nach Nicolai $^1/_3$). — Was die *Dichtung* im besonderen anbelangt, so herrschte in allen Gattungen ein reges Schaffen; sie gewann mannigfachere, schönere Formen, anfangs durch Nachahmung französischer und englischer Muster, später durch das erneute Studium der Alten, namentlich auch der Griechen, und schon gesellte sich zur Lyrik und Epik auch das Schauspiel. Nicht zum mindesten wurde die *Prosa*

ausgebildet sowohl durch die Predigtwerke der Theologen als durch wissenschaftliche Untersuchungen aller Art und durch die an Zahl stets wachsenden und damals besonders trefflichen Zeitschriften (namentlich die Litteraturbriefe Lessings seit 1759). So begannen „die schönen Wissenschaften", die seither Sache einzelner Gelehrten gewesen waren, mehr und mehr Gemeingut des Volkes zu werden. Wer in ihren Zirkel eintrat, fühlte sich bezaubert und berufen mitzuschaffen und der Sache neue Anhänger zu wecken. Erfüllt von Weltverbesserungsgedanken und überzeugt von der unter allen Umständen guten Wirkung der „schönen Wissenschaften" traten ihre Freunde und Anhänger wie Kulturapostel auf, besonders da wo dieses neue Licht erst langsam eindrang. Gerade für solche Mission eigneten sich die in unserer Periode so vielfach auftretenden Dichter zweiten und dritten Rangs, welche Verehrer und Anhänger der größeren Geister, Schöpfer und Förderer einzelner minder bedeutender, dabei keineswegs unwichtiger litterarischer Richtungen und wirksame Verbreiter der gesamten schönen Wissenschaften wurden.

b) Schubarts litterarische Kenntnisse und Beziehungen.

In die Mitte der hier kurz gezeichneten Periode fällt Schubarts Entwicklung und in ihr Ende der Anfang seiner litterarischen Thätigkeit. So originell Schubarts Wesen war, so war er doch in litterarischer Hinsicht ganz ein Kind seiner Zeit. Von früh auf hatte er sich den geistigen Bewegungen seiner Zeit ganz und voll hingegeben, gingen sie doch aus von den Besten und Größten der Nation, für welche Schubart sein Leben lang schwärmerische Verehrung bekundete. In seiner Begeisterung für Klopstocks Messias und Oden ward er in mancher Hinsicht auch dessen Nachahmer. Übrigens hielt er sich auch mit den Dichtungen der übrigen Zeitgenossen und mit der damals besonders blühenden Kritik stets auf dem Laufenden. Wir können dies zum teil aus dem, was er selbst, natürlich ohne Absicht auf Vollständigkeit, in den Briefen und der Lebensbeschreibung hierüber angiebt, ersehen.

Aus der Jugendzeit bis 1763 nennt Schubart in der Lebensbeschreibung außer den lateinischen und griechischen Schulklassikern an Schriftstellern, die ihm bekannt geworden seien, folgende Namen: Klopstock, Bodmer, Haller, Young (vom ersten habe er 1751 die drei ersten Gesänge des Messias gehört; die eben genannten Dichter seien ihm von Rektor Thilo empfohlen worden; Haller neben dem Engländer Young auch von Pfarrer Schülen), ferner Gleim (dessen Grenadierlieder er in Musik gesetzt) und Cramer (den er als Vikar zum Muster genommen). — Außer diesen führt er in den wenigen

Briefen bis 1763 folgende Schriftsteller an: Gerstenberg und Weiße (es seien zwei Originalgenies), Gellert, den er besonders hoch stellt wegen seines deutschen Wesens, seiner Gefälligkeit, Verständlichkeit, Popularität, und seines religiös-sittlichen Gehalts[1]), Crugot (der Christ in der Einsamkeit), von Justi (die Natur und das Wesen der Staaten), Clemm (Einleitung in die gesamte Theologie), Sulzer (Handbuch der schönen Wissenschaften), Zachariä (habe sich überschrieben). Von Schwaben kennt er Gemmingen, Duttenhofer, Huber, Haug („Zustand der schönen Wissenschaften in Schwaben" und der „Christ am Sabbath"), Moser (verschiedene Schriften, jedenfalls Herr und Diener samt dessen Beherzigung) und natürlich Wieland. Von Zeitschriften liest er „die Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste" (erscheint seit 1757 in Leipzig, herausgegeben von den Berlinern Nicolai, Mendelssohn, Felix Weiße) und „die Briefe die neueste Litteratur betreffend" (gegründet 1754 von Lessing), als deren Verfasser er Abbt, Flögel und Nicolai in Schutz nimmt, indem er das Recht der Kritik anerkennt. Auch die „allgemeine deutsche Bibliothek" (seit 1765 in Berlin und Stettin erscheinend, geleitet von Nicolai und geschrieben von etwa 40 Mitarbeitern) wird Schubart bald bekannt. Aus diesen Schriften allen scheint er auch seine ästhetischen Kenntnisse geschöpft zu haben, so daß sich der Widerspruch zweier Stellen in der Lebensbeschreibung (I. Tl. IV) erklären würde, der darin besteht, daß er in der einen darüber klagt, er habe in Erlangen keinen Lehrer der Ästhetik und der klassischen Litteratur der Alten[2]) gefunden, in der andern aber sich der bei seiner Rückkunft nach Aalen zu Tag getretenen Überlegenheit in der deutschen Sprache rühmt, weil er „in der dasigen Gegend der erste war, der Ästhetik studiert" habe. (Übrigens begegnen solche auf ungenauer Erinnerung beruhende Widersprüche häufig.)

Nach den wenigen Briefen aus den Jahren 1763–65 kennt er noch weiter Lessing (den er übrigens im Brief an Wieland Nr. 11 mit Gerstenberg, Weiße und Gleim zu den leichteren, weil nicht wie Klopstock, Wieland, Milton und Young religiös-moralischen Dichtern, rechnet), Ramler („bester Odendichter"), die Karschin („der Deutschen ihre poetische Amazone"), Hamann

---

[1]) Zu den „Schwäbischen Beiträgen zu Gellerts Epicedien" Stuttgart 1770 lieferte Schubart außer einigen Gedichtchen die kurze litterargeschichtliche Abhandlung: „Einige Züge aus Gellerts Charakter." Es heißt da: „der Geschmack des deutschen Publikums war zu der Zeit als Gellert auftrat, gänzlich verdorben. Gottsched warf sich zum Areopagen des guten Geschmacks auf . . Haller und Bodmer wurden niedergedonnert. — Aber ein wohlthätiger Genius sandte uns einen Hagedorn und Gellert und der gute Geschmack fing mitten in der Nacht zu leuchten an."

[2]) Allerdings war die akademische Wissenschaft damals nur für das Brotstudium zugerichtet; Ästhetik lehrte zuerst Baumgarten in Frankfurt a. O. um 1740–62 und klassische Philologie ward gleichfalls noch keine geboten.

(Sokratische Denkwürdigkeiten) und Abbt (einen aus Ulm gebürtigen Gelehrten, damals Professor in Rinteln), ferner die Verfasser von umfangreichen Predigtwerken aus jener Zeit: Mosheim, Cramer, Jerusalem, Schlegel, dazu noch mehrere Theologen wie Semler, Dietelmayer und Bruker (Anmerkungen zum englischen Bibelwerk), weiter den Philosophen Mendelssohn, den Kunstforscher Winkelmann, ein Künstlerlexikon von Füeßli und eine Anleitung zur Beredsamkeit von Müller; als Zeitschriften zu den früheren die schon erwähnte „allgemeine deutsche Bibliothek" und „das geistliche Magazin." — Weitere Kunde über Werke, die ihm bekannt geworden, giebt Schubart erst wieder in den Briefen vom Jahr 1767 an. Dieselben kommen für unsere Zwecke, Schubarts litterarische Bildung darzustellen, nicht in Betracht.

Dagegen haben wir hier diejenige Stelle aus der Lebensbeschreibung einzuschalten, welche seine Studien in Geislingen schildert, da dieselbe größtenteils gerade auf diese Zeit sich zu beziehen scheint.

„Alle diese [Schul-] Geschäfte entfremdeten mich so wenig von den Wissenschaften, daß ich in meinem Leben nie fleißiger studierte als in Geislingen[1]). Wo ich ging und stand und saß und wandelte, da begleitete mich ein gutes Buch. Ich fing nun an, die Wissenschaften systemmäßig zu studieren und las deswegen das Gute der alten und jungen Welt. Der Lesegeist bemeisterte sich meiner Seele so, daß ich alles ohne Wahl und Ordnung verschlang, wie mir's unter die Hände fiel. — Nur Leibnitze sind fähig, so tumultuarisch[2]) zu lesen, ohne sich zu verwirren, aber Leuten von gemeinem Schlag ist nichts schädlicher als diese stürmische Methode. Die Seele wird mit allen ihren Fähigkeiten so lange im Kreis herumgejagt, bis sie betäubt und schwindelnd niederstürzt und entschlummert; denn nichts zeugt größeren Schlummer, als Übertreibung und Unordnung. Meine Lieblinge, die ich fast niemals weglegte, waren Klopstock, Bodmer, Ossian, Shakespeare, Geßner, Young, Gerstenberg, Gleim als Grenadier, Uz und die Karschin; die übrigen Dichter las ich wohl alle, aber sie wirkten nicht so allgewaltig auf mich wie die genannten. Unter den Alten las ich Homer, Virgil, Lukan und Horaz am fleißigsten, aber je vertrauter ich mit den Griechen[3]) wurde, je mehr schien es mir, daß die

---

[1]) Hieher möchten wir auch die Stelle setzen, in welcher Haug, Schwäb. Magazin 1777, S. 475 Schubarts Aufenthalt in Geislingen folgendermaßen kurz abmacht: Sch. war 6 Jahre in Geislingen, machte die schönen Wissenschaften und die Didaktik zu seinen Hauptstudien und las vornehmlich alle neue Schriften, wobei aber wegen seiner Anhänglichkeit an allem, was neu, auffallend und kühn ist, der Schaden fast die Vorteile davon übertraf.

[2]) Diese Einsicht hat er früh gewonnen. 1769 warnt er seinen Freund Wolbach (Brief 11) vor „chamäleontischem" Studieren.

[3]) Griechisch konnte Schubart jedenfalls genügend, um die Klassiker zu lesen. Daß er sich dabei auch einer der damals erscheinenden Übersetzungen be-

Anhänger an Latiums Muse nach Klopstocks Ausdruck das Ei wählten und die Henne fliegen ließen. Winkelmann, Mendelssohn, Lessing, Klotz, Herder, Hume, Flögel, Abbt waren meine Prosamuster und die Kunstrichter, die ich allen andern weit vorzog. Doch vergaß ich nicht den Aristoteles, Cicero, Quintilian damit zu verbinden und immer freute es mich, wenn ich auf die Quelle kam, aus der gedachte Kunstrichter schöpften. — Ich las die besten Kunstrichter mit Vergnügen und Nutzen, hatte aber nicht Stärke genug, sie zu wannen und die häufige Spreu von der reinen Frucht zu sondern. Als ich anfing, den Plato und Aristoteles zu studieren, so nahm meine Extase für die Neuen in merklichem Grade ab. Das Sublime der platonischen Philosophie, die sich zuweilen, wie Kleuker bemerkt, zu den Höhen der Christenreligion aufschwingt, der reine Fluß seines Stils, wo man jedes Goldkorn im Grunde sieht, und der richtige, scharftreffende, kritische Blick des Aristoteles scheint mir noch von wenig Neuern erreicht worden sein. — Wenig alte und neue Kanzelredner blieben von mir ungelesen, ich fand aber, wie unsicher, ja wie lächerlich es sei, sie in kleinen Städten und auf dem Lande nachzuahmen (wie ich doch zuweilen mit manchem Thoren that), daher zog ich meine homiletischen Regeln von den Bedürfnissen meiner Zuhörer ab.

Die damals wie vom Sturme getriebene Schneeflocken[1]) die Luft durchkreuzenden pädagogischen Schriften durchlas ich meistens, von meinem prüfenden Freund Böckh geleitet, und fand wie er, daß sich nur weniges auf unsre Schulen in Schwaben anwenden ließ. — Doch brachte dies Wenige schon sehr gute Früchte. — Die ernste Weltweisheit, die damals den kindischen Belletristen zu lieb sich aufzuputzen anfing, liebte auch ich im Gewande, das ihr Feder, Kant, Mendelssohn, Meiners, Flögel, Riedel und Garve umwarfen, mehr als in ihrem alten staubigten Mantel. — Tacitus, Thucydides, Xenophon, Hume und Robertson lehrten mich die Geschichte schätzen, und mein Vaterland beklagen, das damals an guten Geschichtsschreibern noch so arm war."

Diese eingehende Schilderung bestätigt vollauf, was Schubart (oben S. 43) über seine früheren und jetzigen Beschäftigungen geschrieben.

Wie wenig mochte seine nächste Umgebung von diesem Treiben wissen, wie geringschätzig darüber urteilen! Schubart fühlte sich einsam und es mußte ihm vorkommen, als sei er im deutschen Süden, besonders in Schwaben, einer der wenigen, die am Aufschwung der schönen Wissenschaften Anteil nähmen. Daß es noch

---

diente, spricht nicht dagegen. Seine griechischen Zitate hat er jedenfalls nicht bloß zum Prunk gemacht.

[1]) Das gleiche Bild Chronik 1774, S. 3 von den Zeitungen und 1775 S. 1 von den Neujahrswünschen.

manchem anderen so erging, zeigen die Urteile mehrerer Zeit- und Landesgenossen, und doch war es damals nicht so gar übel in Schwaben bestellt.

c) Litterarischer Zustand Schwabens zu jener Zeit.

Wenn sich Schwaben auch erst seit etwa 20 Jahren an der litterarischen Bewegung beteiligte, so war es damit doch mancher deutschen Landschaft noch weit voran; und war auch die thätige Teilnahme an derselben noch lange eine sehr vereinzelte, so fehlte doch bei den vielen Gebildeten weder die Bekanntschaft mit der Litteratur noch das Verständnis dafür. Ja Schwaben hatte gegenüber von Niederdeutschland noch das voraus, daß es sich vom französischen Wesen viel freier erhalten hatte als jenes; es war naturwüchsiger geblieben. Jetzt freilich, nachdem das geistige Leben in Niederdeutschland einen so gewaltigen Aufschwung genommen hatte, zum Teil gefördert durch das Fremde, zum teil im Kampf gegen dasselbe, konnte es scheinen, als sei Schwaben ein Böotien. So rasch wie im deutschen Norden oder wie in der Schweiz ging es hier nicht. Die Ursache davon war besonders die Zerrissenheit des Stammes in so viele und unter sich so verschiedene Staaten, das Vorherrschen des mittleren Bürgertums in jeder Beziehung, die Abneigung gegen alles Importierte und alles Besondere und — begründet im schwäbischen Haß gegen alles Kastenwesen — das Fehlen sogenannter gelehrten Gesellschaften, welche die Poesie berufsmäßig betrieben hätten. Und wenn es doch in den 50- und 60er Jahren zusehends besser wurde, so geschah dies nicht etwa durch Gründung von Schulen und Bündnissen, nicht durch die Macht der Kritik oder der Satire, auch nicht unter gegenseitigen Kämpfen, sondern es war eine Folge der guten schwäbischen Durchschnittsbildung, der günstigen sozialen Verhältnisse, des regen politischen Lebens und des verständnisvollen Wirkens einzelner stammesgenössischer Schriftsteller. Unberechtigt war daher der noch lange Zeit fortgesetzte Hohn der niederdeutschen Kritiker, übertrieben auch die Klage einheimischer Schriftsteller über den jämmerlichen Zustand Schwabens. Denn was wir von einigen schwäbischen Dichtern in den Jahren 1750 bis — setzen wir nur 1765 wissen, was uns von den Bestrebungen in Städten wie Stuttgart, Augsburg, Ulm, Tübingen, Eßlingen, Biberach bekannt ist, ja schon das, was wir aus Schubarts Briefen und Studien erfahren, bezeugt, daß das litterarische Niveau Schwabens keineswegs so nieder war, wie man es bisweilen darstellte, ja daß es sich mit demjenigen des übrigen Deutschlands, von den hervorragendsten Punkten abgesehen, allmählich ausgeglichen hatte. Von Württemberg bezeugt dies aus nicht viel späterer Zeit u. a. der warm geschriebene Aufsatz Schubarts in der deutschen Chronik 1774 S. 339 „Ist mir doch so wohl ums Herz, wenn ich von meinem Vaterlande Schwaben was Gutes schreiben kann. Laßt die Ausländer uns immer für Böotier halten; sind wir's doch nicht" u. s. f. Aber schon früher hatte mißliebigen Angriffen gegenüber, wie sie auch der jugendliche Schubart anfangs, ehe sich sein Gesichtskreis erweiterte, zu machen geneigt war, mancher

Wohlmeinende, wie Duttenhofer (1750), ein unbekannter Verfasser der „Gedichte eines Schwaben" (1756), Balthasar Haug in seinem „Zustand ꝛc." (1762), Wieland in einem Brief an den Neuen Rechtschaffenen (1767, sechstes Stück) mit mehr oder weniger sachlichen Gründen die litterarische Ehre Schwabens zu retten versucht.

Es ist hier nicht der Ort, eine litteraturgeschichtliche Darstellung über das damalige Schwaben zu geben, wir müssen uns mit kurzen Notizen für unser engeres Gebiet begnügen.

Die bedeutendsten schwäbischen Dichter und Schriftsteller unmittelbar vor und um 1765 waren der geistliche Liederdichter Fr. Phil. Hiller, geb. 1699[1]), der Jurist und Dichter Fr. Karl v. Moser, geb. 1701, und besonders Christ. Martin Wieland, geb. 1733; auch der Kritiker Abbt, geb. 1738 (IV, 11), darf wohl mit vorangestellt werden; in zweiter Linie sind zu nennen Eberh. Freih. v. Gemmingen, geb. 1726 („Briefe nebst anderen poetischen und prosaischen Studien" 1753), dessen Freund Ludwig Huber, geb. 1723 („Oden, Lieder und Erzählungen" 1751), Georg Jakob Duttenhofer, geb. 1729 („schwäb. Gedichte" 1751, arbeitete meistens für andere und in anderer Namen), Balthasar Haug, geb. 1731; auch Schubarts Schwager Böckh verdient hier als Schriftsteller angeführt zu werden, derselbe beabsichtigte schon in den 60er Jahren eine deutsche Litteraturgeschichte zu schreiben; seine Gedichte freilich nennt Schubart „Kinder des Verstandes". Als Volksdichter sind zwei Oberschwaben: Seb. Sailer, geb. 1714, und Städele von Memmingen bekannt genug. Außerdem wuchs gerade um die Mitte des Jahrhunderts eine ganze poetische Generation heran, z. B Miller, Thill, Hartmann, Stäudlin, Affsprung, Weckherlin. Mehrere der erwähnten Männer erfreuten sich vermöge ihres volkstümlichen Tons und ihres ganzen Lebens und Wirkens einer Popularität, die der Verbreitung der schönen Wissenschaften in Schwaben sehr förderlich war. Und die meisten derselben lassen sich, wie dies von Wohlwill geschehn, anführen als Beweise dafür, daß zu einer Zeit, wo im übrigen Deutschland unter den Gebildeten das Interesse für litterarische und ästhetische Gegenstände vorherrschte, in Schwaben auch das öffentliche Leben noch nicht erstorben war. Die meisten entwickelten neben ihrer dichterischen auch eine sozial-politische Thätigkeit im freiheitlichem und patriotischem Sinne. Und zwar blieben nur wenige bei den nächstgelegenen Verhältnissen stehen oder in engem Partikularismus befangen; zum mindesten beseelte sie das Bewußtsein der schwäbischen Stammesgemeinschaft. Von hier aus neigte der eine mehr einer deutsch-patriotischen Richtung, ein anderer mehr dem idealen Weltbürgertume zu. Der Patriotismus äußerte sich bald mehr bald minder bewußt in verschiedener Weise; der eine wollte das ganze Reichssystem verbessern, der andere schwärmte im allgemeinen für Deutschlands Größe; dieser zeigte Begeisterung für Friedrich den Großen,

---

[1]) Auffallend ist, daß Schubart diesen Dichter, der damals in dem nur 3 Meilen von Geislingen entfernten Steinheim lebte und dort auch 1769 starb nicht aufsuchte.

jener Anhänglichkeit an das Kaiserhaus, mancher beides zugleich. Die politischen und namentlich die patriotischen Bestrebungen mußten sich damals noch nicht in Fraktionsfessel schlagen lassen. Schubart insbesondere beweist eine große Vielseitigkeit, doch ist die Grundlage seiner politischen Anschauung eine Vereinigung des schwäbischen Stammesbewußtseins mit großdeutschem Idealismus, von welch letzterem seine Verehrung Friedrichs wie Josephs, Klopstocks und anderer Größen je nur ein Teil ist. Auch in dieser Form des Reichspatriotismus steht Schubart auf dem Boden schwäbischer Anschauungen.

Das sind einige Züge aus dem geistigen Leben, welches in Deutschland und Schwaben herrschte, als Schubart im Spätsommer des Jahres 1765 mit seiner ersten größeren Dichtung hervortrat.

Vielleicht hatte er schon mehrmals ein Gedicht auf Friedrich den Großen begonnen. Wenigstens sagt er in seinem Hymnus auf ihn (1786):

Als ich ein Knabe noch war,
Wo Friedrichs Thatenruf
Über den Erdkreis scholl;
Da weint' ich vor Freude über die Größe des Mannes,
Und die schimmernde Thräne galt für Gesang.

Als ich ein Jüngling ward
Und Friedrichs Thatenruf
Über den Erdkreis immer mächtiger scholl!
Da nahm ich ungestüm die goldene Harfe,
Dreinzustimmen Friedrichs Lob.

Doch herunter vom Sonnenberge
Hört' ich seiner Barden Gesang.
Hörte Kleist, der für Friedrich
Mit der Harf' ins Blut stürzte;
Hörte Gleim, den Kühnen,
Der des Liedes Feuerpfeil
Wie die Granade wirft,
Hörte Ramler, der mit Flakkus Geist
Deutschen Biedersinn einigt.
Auch hört ich Willamov, der Friedrichs Name
Im Dithyrambensturm wirbelt.
Dich auch hört ich, o Karschin, deren Gesang
Wie Honig von den Lippen der Natur
Träuft. Da verstummt' ich,
Und mein Verstummen galt für Gesang.

Der Tod des deutschen Kaisers, Franz I., veranlaßte Schubart, vor dem preußischen das österreichische Herrscherhaus zu besingen.

3. Die Ode auf den Tod Franciscus I., römischen Kaisers.

Am 18. August 1765 war Kaiser Franz I., seit 1736 Gemahl der Maria Theresia, Kaiser seit 1745, in Innsbruck gestorben[1]) und schon am 1. September hat Schubart seine Ode beendigt.

Daß er diesen Stoff wählte, hing u. a. mit seiner obenerwähnten politischen Stellung zusammen; der Trauerfall mag den jungen Dichter wirklich innerlich berührt haben; sodann fällt der Vorgang Haugs ins Gewicht, der 5 Jahre zuvor Maria Theresia besungen und dadurch den Lorbeerkranz erworben hatte; weiterhin aber veranlaßte ihn zu diesem Gedicht seine Sucht nach Großartigem und nach Gelegenheit zu glänzen; endlich war damals das Gelegenheitsgedicht — denn ein solches ist die Ode — ganz besonders im Schwang. Daß Schubart die Form der Ode wählte, war in den litterarischen Verhältnissen, in dem hohen Ansehen begründet, welches damals die Odendichtung genoß.

Die Anfänge der deutschen **Odendichtung** fallen ins Ende der 20er Jahre des 18. Jahrhunderts. Bis Ende der 40er Jahre sind es Ramler und Uz, die sich in dieser Dichtungsart auszeichnen. Allmählich war sie eine Art von Kristallisationspunkt der Lyrik geworden. Klopstock namentlich wandte sich ihr seit 1747 mit seiner ganzen Kunst und seinem ganzen Pathos zu. Allein nirgends waren und blieben die Deutschen so sehr Nachahmer wie in der Ode. Vorbilder waren anfänglich die Franzosen und Engländer, später die Alten, besonders Horaz, seltener (wie für Willamov in seinen Dithyramben 1763) Pindar. Die Odenpoesie war hochangesehen, sie galt für die höhere Lyrik, ja zeitenweise für die höchste Dichtungsgattung. „Indes hat sie für uns immer etwas Fremdartiges behalten, wenigstens im Formellen, oder auch in der dichterischen Einkleidung. Es herrscht darin einerseits eine überspannte Gefühlsschwelgerei und krankhafte Empfindlichkeit, andererseits ein unmännliches, gehaltloses Spielen und Tändeln mit rein gemachten und darum ganz unwahren Empfindungen" (Koberstein).

---

[1]) Frühholz (s. S. 24) schreibt hierüber in sein Tagbuch: Den 18. Aug. Seyn Ihro Römische Kayserliche Majestet Franciscus der erste, Nachts um 10 Uhr, in Inspruck, unvermuthet in den Armen Ihres ältesten Printzen, Joseph deß II. jetzigen Kaysers, gestorben, darauf auf dem Waßer nach Wien geführet, und alda beygesetzt. Hier wurde den 16. 7br. ein TrauerTag so auch im ganzen UlmerLand angestelt, von 10 biß 11 Uhr geläutet, jedermann gienge in Trauer-Kleider in die Kirche, das Gericht in langen Mänteln.

Schubart versuchte, die Odendichtung zu vervollkommnen und zwar durch Anlehnung an Pindar; aber es ist ihm nicht gelungen. Er kannte die Art und die Dichtungen seiner Vorgänger gut, wie die Vorrede zu seiner Ode zeigt, aber er war nicht im stande, ihre Fehler zu vermeiden. Er verwendet den gleichen umständlichen, barocken Apparat, das gleiche Wortgepränge, den gleichen Vorrat an unwahren oder unklaren Empfindungen, wie seine Zeitgenossen. Doch nähert er sich den besten Odendichtern durch große Sprach- und Reimgewandtheit, durch kunstvolle, auf Abwechslung zielende Anordnung, durch seine Fülle von Phantasie und durch eine mitunter überraschende Beherrschung und Zuspitzung des Gedankens, Vorzüge, die noch heute für viele Mängel entschädigen.

Der Gedankengang der umfangreichen Ode ist folgender: Der Donnergott scheint wider das Vaterland entbrannt; allwärts droht Unheil; die Muse fährt erschrocken von der schwankenden Erde zu himmelnahen Höhen auf und gewahrt von dort das Entsetzliche, das sie wieder in die Gebirge Tirols hinabzieht: Kaiser Franz ist tot. Der Todesengel hat ihn jäh dahingerafft. Die verwitwete Theresia, der Sohn Joseph, das treue Volk stehen im tiefsten Schmerz; Nacht senkt sich über die grauenvolle Szene. Plötzlich wird's hell: der Genius Deutschlands und die Schutzgeister der deutschen Provinzen erscheinen; sie stimmen ein Lied an, in welchem sie das glänzende Leben des Kaisers besingen und seinen Tod beklagen. Da erblicken sie Joseph; bei seinem Anblick verändert sich die ganze Szene: der Donnerer legt seine Blitze weg, die Genien entschweben mit Jauchzen gen Himmel und die Muse steigt von ihren Felsen, um sich des durch Joseph neu erblühenden Lebens zu freuen.

Die Anlage der Ode ist kunstreich; die drei Teile, die je wieder in drei „Strophen" zerfallen: Strophe, Antistrophe, Epodos, sind symmetrisch richtig gebaut und wechseln mit jambischem und daktylischem Versmaß ab, die erste und letzte in zwölf Zeilen, die mittlere in zehn; die Reime sind verhältnismäßig gut und gewandt, in der Antistrophe kommen zweimal dreifache Reime vor. Das beste aber am Gedicht ist das Lied der Schutzgeister: zwölf Strophen, ein Beweis, daß für Schubart das einfache Lied, also

nach damaliger Auffassung die Lyrik zweiten Grades, ein geeigneteres Feld war, als die geschraubte Ode.

Von Bartholomäi in Ulm mit einer Vorrede des Dichters herausgegeben, fand denn auch die Ode mancherorts Beifall und am kaiserlichen Hof wurde sie so gut aufgenommen, daß Schubart im Frühjahr 1766 zum kaiserlichen gekrönten Dichter ernannt wurde, s. S. 63.

Schubart selbst hat die Bedeutung seines Gedichts, das er wiederholt eine pindarische Ode nennt, nicht gering angeschlagen, namentlich hebt er in einem Brief an Böckh (Nr. 17, 10. Oktober 1765) das Mühsame der Dichtungsart hervor.

Wenn er im gleichen Schreiben sagt: „Herr Wieland und sonsten Männer von Geschmack haben mir bereits Beifall zugewünscht", so läßt sich dies mit dem, was wir von Schubarts Briefwechsel wissen, nicht recht vereinbaren. Derjenige Brief, in welchem Wieland, sichtlich zum erstenmal, die Ode erwähnt, stammt vom 18. Juni 1766 (Nr. 23) und beginnt mit einer Entschuldigung, daß er Schubart schon Jahr und Tag einen Brief schuldig sei. Allerdings lautet dann das Lob ganz überschwenglich. „Was soll ich Ihnen von der Ode sagen, womit Sie das Gedächtnis des guten Kaisers Franz beehrt haben? Es ist nicht sehr anständig, einem Autor so geradezu von seinen Werken zu sprechen; aber ich bitte Sie ein für allemal, erlauben Sie mir, mit Ihnen immer ohne Circumherumschweifungen, wie mit einem Freund und lieben Bruder im Apollo zu sprechen, wenn ich anders dieser Ehre würdig bin; denn ich gestehe Ihnen aufrichtig und in vollem Ernst, daß seitdem ich Ihre Pindarische Ode gelesen und oft wieder gelesen, empfunden, überdacht, studiert habe — mein Genius den Ihrigen mit einer Art von Ehrfurcht ansieht, welches mir (unter uns gesagt) eben nicht mit vielen Leuten zu begegnen pflegt. Ich sage Ihnen also, mein Freund, daß seitdem ich aus dieser Probe die Größe, Stärke und Schönheit Ihres Geistes kennen gelernt habe, ich keine Ruhe haben werde, bis wir einander persönlich kennen". Und am Schluß: „Sie sind zum Dichter geboren und also wird Ihnen eine Äneide so wohl gelingen als ein Hirtenlied und ein komisches Gedicht so gut als der ätherische Flug des Vogels Jovis". — Wenn Schubart schon im Oktober 1765 von einem Beifall Wielands sprach, so ist dies entweder Flunkerei oder Irrtum, der z. B. dadurch entstanden sein kann, daß er Wieland für den Verfasser einer der günstigen Rezensionen hielt, die damals allem Anschein nach über die Ode erschienen sind.

Ganz anders als Wielands Urteil klingt die mit K. unterzeichnete Rezension, die dieser Dichtung in der „Allgemeinen

deutschen Bibliothek, des 5. Bandes zweites Stück 1767" S. 53 bis 58 zu teil wurde und von Nicolai selbst stammt.

Sie beginnt mit einer Besprechung der Vorrede: „Der junge Dichter bemerkt in der Vorrede, daß da Deutschland bereits den feinen versteckten Plan des Horaz an Ramlern und an Uzen die Kühnheit, den Philosophen mit sich auf die Schwingen der Ode emporzuführen, bewundere, nun weiter nichts übrig bleibe, als die Pindarische Ode. Weil, wie der Verfasser sagt, Willamoven die Zeit über den Wolken so lang wird, daß er zu der Fabel herabsinkt, so glaubt Herr S., ihm sei es vorbehalten, Pindarische Oden zu machen." Zum Gedicht selbst heißt es: „Wir bemerken an diesem jungen Dichter eine ziemliche Versifikation und das ist auch alles; denn seine Einbildungskraft ist herzlich kalt. Es wäre also ratsam gewesen, daß er sich bei der Fabel vor der Hand noch aufgehalten hätte, denn zur Pindarischen Ode gehört mehr als unser Verfasser leisten kann". Sodann werden viele Stellen (es sind etwa 18) aus dem Gedicht streng kritisiert und teilweise lächerlich gemacht; meist sind es schwulstige Phrasen oder unzutreffende Bilder, die getadelt werden; Stellen, welche Schubart später auch zum Teil geändert hat. Weiter heißt es: „Mit einemmal erscheint der Schutzgeist Deutschlands und die Schutzgeister der Provinzen und singen ein Liedlein, dazu die Versart zwar Cramern[1]), aber die Schreibart gänzlich Johann Christian Günthern[2]) abgeborgt ist. Das Lied der Schutzgeister ist 12 Strophen. Es sind hin und wieder leidliche Stellen darin, wie denn überhaupt ein solcher Gesang den Kräften des Verfassers angemessener ist als eine pindarische Ode." Der Schluß lautet:

„Wir haben uns bei diesem Gedicht ohnedem schon allzulang aufhalten müssen, um nur einigermaßen zu sagen, wie wenig der Verfasser zu der erhabenen Dichtart, in der er sich zu zeigen vorgenommen, geschickt sei. Und gleichwohl werden dergleichen unreife Versuche in manchen gelehrten Zeitungen gelobt, ja wohl Meisterstücke geschimpft, ohne zu überlegen, was ein Meisterstück in der schönen Wissenschaft für ein Ding sei."

Aus dem Schluß mag man vermuten, daß diese scharfe Kritik zugleich gegen irgend eine andere gerichtet ist, in welcher Schubarts Gedicht ein Meisterwerk genannt worden war.

---

[1]) Auch J. A. Cramers (geb. 1723) Oden haben bisweilen dreistrophige Systeme, sowie wechselnden Versbau.

[2]) Günther, 1695—1723, ein Schlesier, hat im Charakter, im Lebensgang und in seiner Poesie mit Schubart auffallende Ähnlichkeit; er war eine der wenigen wirklichen Dichternaturen aus dem Anfang jenes Jahrhunderts. Die Vergleichung mit ihm spricht nicht zu Ungunsten Schubarts, nur dürften die Ähnlichkeiten nicht auf Nachahmung, sondern auf Wesensgleichheit beruhen. Gekannt allerdings hat ihn Schubart, wie ein Epigramm in der Chronik 1790, Reclam S. 215 beweist.

Über Schubarts Odenpoesie im allgemeinen fällt Strauß in der Schlußbetrachtung folgendes Urteil:

„Daß Schubart sich auch auf das Gebiet der Ode und des Hymnus — und zwar oft und mit einer gewissen Vorliebe — wagte, war ein Mißgriff, zu dem ihn seine Bewunderung Klopstocks, sein Hang zum Großartigen und Pompösen überhaupt, verleitete. Hier ging es ihm wie seinem orgelnden Frosch: er „künstelte nur", und wenigstens seine Leser „empfinden nichts". Die Ode, der Hymnus, muß ein tüchtiges Knochengerüste von Gedanken haben, vom Worte in straffen und doch edlen Formen umkleidet; so waren Pindar, Horaz, Klopstock ebenso sehr Denker als Dichter, und ihre Sprache von innen heraus durch die Größe ihrer Gedanken geschwellt. Schubart ist warm an Empfindung, frisch und kräftig in Anschauung und Ausdruck; aber ein Denker ist er nicht, und der Kothurn findet sich unter seinem poetischen Hausrate nicht vor: so greift er, wo er den Soccus der volksmäßigen Dichtung verlassen will, zu Stelzen, sucht Erhabenheit durch Schwulst, Gedanken durch Wortungetüme, Allegorien u. dergl. zu ersetzen, fällt aber dazwischen immer wieder in die ordinärste Prosa herunter. — — Überhaupt Mangel an feinerem Geschmack, an Sinn fürs Passende und Schickliche, ist ein Fehler, der durch Schubarts ganze Dichtung, nur da merklicher als dort, sich hindurchzieht. — — Diesem Mangel an Geschmack geht ein Mangel an Logik zur Seite. — — Damit hängt zusammen, daß ihm im Feuer der Rede bisweilen die Gedanken vergehen, und Dinge entschlüpfen, die er eigentlich nicht sagen wollte. — — Daß er den mythologischen Zopf von Cypria, Amor und Grazien ꝛc. noch nicht abgelegt hat, ja daß sich ihm derselbe durch Vermengung der klassischen Mythologie mit der nordischen und beider mit der christlichen nicht selten zum Weichselzopf durcheinanderwirrt, erklärt sich aus der Zeit seiner früh abgeschlossenen Bildung. Dieser zahlt er auch darin noch seinen Tribut, daß er personifizierte Abstrakta besingt. — — "

Unser Urteil über das erste größere Gedicht Schubarts wird zwischen den entgegengesetzten Ansichten die Mitte halten müssen. Ein Meisterstück war es nicht; hiezu war der Verfasser zu sehr Nachahmer und das Gedicht zu sehr Kunstprodukt; aber sämtliche Verhältnisse, Zeit und Tendenz gerecht erwogen muß es immerhin eine bedeutende Leistung genannt werden, die zu großen Hoffnungen berechtigte. Der 26jährige Dichter einer solchen Ode ließ Besseres und Schöneres erwarten, als er in den nächsten 4 Jahren folgen lassen konnte.

4. Schubarts Ode auf den Tod seines Großvaters Hörner wird uns kurze Zeit beschäftigen. Es war ein merkwürdiges Zusammentreffen für den Dichter, daß, während er an der Ode auf

den Tod des Kaisers arbeitete, die Nachricht vom Tod seines Großvaters (24. August 1765) einlief. Vielleicht hat er die Ode auf diesen Trauerfall drunter hinein, jedenfalls gleich nach Beendigung der ersten verfertigt. Ihre Mitteilung (citiert ist sie von Haug, Schwäb. Magazin 1777 S. 779) verdanken wir dem dermalen in dem oben erwähnten Königsbronn angestellten Pfarrer Sandberger, der ebenfalls von Hörner abstammt.

Der Inhalt dieser Ode (s. Anhang III) ist folgender: Die Todesmuse fliegt auf und sinkt am Grab des Greisen nieder. Da erscheint des Toten Genius und preist in einem aus kürzeren Strophen bestehenden Lied das Geschick und die Tugend des Begrabenen, der ein Christ und Patriot gewesen. Hierauf entschwebt der Genius in die Luft, der Dichter blickt nach und schaut den Vollendeten in seiner Verklärung. Ja sein Blick dringt noch weiter, bis in die Geheimnisse der Auferstehung, wo der Alte an der Spitze seiner ganzen Nachkommenschaft in goldner Sphären Harmonie vor Gottes Throne erscheint und der Dichter ein neues Lied singen und verkünden wird, daß keiner zurückgeblieben sei.

Der Apparat in dieser Ode ist den Verhältnissen entsprechend einfacher, als der in der ersten; auch ist der Ton weniger geschraubt. Die fliegende Muse, der erscheinende Genius, das eingelegte Lied, den Blick in den Himmel und Ähnliches hat diese Ode mit jener und mehreren anderen gemein.

5. Schubart nach seiner Ode auf den Kaiser. Sein Briefwechsel.

Es ist unverkennbar, wie Schubart durch die Veröffentlichung seines ersten größeren Gedichts, desjenigen auf Kaiser Franz, Freudigkeit und Selbstvertrauen gewinnt. Voll Vergnügen schickt er die Ode an seine Bekannte, denen er sich teilweise jetzt erst als Dichter vorstellt. Neue Entwürfe steigen in ihm auf und es ist, als ob er sich mit seinem Dasein und seiner Umgebung aussöhnen wollte.

Den Brief an Haug (Nr. 16) schließt er mit der Versicherung: „Vielleicht werden Sie stärkere Versuche von mir lesen oder gar keine!“ und mit der Einladung: „in Gesellschaft einiger Freunde ein Werk anzufangen, das der Aufnahme der schönen Wissenschaften in Schwaben zugänglich wäre.“ — Das

Schreiben an Böckh (Nr. 17) enthält die wohlthuenden, von Familienfreude und Familienfrieden zeugenden Worte: „Mein junger Sohn, diese Freude meines Herzens, fährt vortrefflich fort; er bekommt Zähne ohne Geräusch und gafft alle Gegenstände mit Aufmerksamkeit an. Auch meine Frau ist wohl auf und empfiehlt sich Ihnen tausendmal."

Eine weitere Folge des litterarischen Auftretens bestand für Schubart darin, daß sein Briefwechsel bedeutend anwuchs. Eine Probe seines Verkehrs mit Freunden ist uns erhalten in den von Fr. Pressel im Morgenblatt (1861 Nr. 36 f.) veröffentlichten „Briefen Schubarts an einen jungen Ulmer" Namens Wolbach.

Der Anfang dieser Korrespondenz fällt eben in den Oktober 1765, eine Zeit, in welcher sich Schubart mehrfach über seine ausgedehnte Korrespondenz äußert. — Im Eingang der Publikation sagt Pressel: „Zu Schubarts Freunden gehörten damals etliche hoffnungsvolle Jünglinge in Ulm, gereiftere Zöglinge des dortigen Gymnasiums[1]). Mit jenem feinen Gefühl, das dem jugendlichen Gemüt in seinem dunkeln Drang oft in so überraschender Weise eigentümlich ist, hatten sie schon in den ersten Flügen der Schubartischen Muse, den Oden, das Walten einer schöpferischen Kraft verspürt und brachten dem Geislinger Schulmeister ihre Huldigung dar. Und dieser empfänglich und mitteilsam wie er war, wie hätte er nicht bereitwillig Schülern entgegen kommen sollen, mit denen er nicht im Schulstaub zu kriechen brauchte, die ihm vielmehr eine willkommene Begleitung auf seinen Entdeckungsreisen im Gebiete des Schönen waren?"

Im ersten Brief begrüßt Schubart den jungen Wolbach[2]), der ihn gelegentlich auch um Belehrung über verschiedene Stellen in den Klassikern bittet, mit folgenden Worten:

„Ihr letzteres Schreiben ist mir aus einem doppelten Grunde sehr angenehm gewesen, weil ich daraus sowohl einen neuen Freund als auch einen Verehrer der schönen Wissenschaften mehr habe kennen lernen." — — Auf sich selbst kommend, sagt er: „Vielleicht haben Sie meine bisherigen Arbeiten, aus

---

[1]) Mit diesem war damals (1622—1809) ein höherer, philosophischer Kurs für ein akademisches Studium der Philosophie und Theologie u. s. w. verbunden; s. W. Kapff, Geschichte des Ulmer Gymnasiums. Gym.-Programm von 1858. 63. 64.

[2]) Andreas Wolbach, 1746 in Ulm geboren, zeigte früh außerordentliche Talente, kam schon 1761 zu den öffentlichen Vorlesungen, studierte anfangs Philosophie und Theologie, 1770—73 in Jena Jurisprudenz. Nach Ulm zurückgekehrt (1776 Steueradjunkt, Chronik 1776, S. 728) starb der Edle nach nur 10jährigem Dienst 1783. — Die 12 Briefe fallen in die Zeit vom 6. Okt. 1765 bis 5. Sept. 7169.

einer Wirkung einer allzu lebhaften Einbildungskraft, mit mehrerem Feuer betrachtet, als Leuten genug zu sein scheint, die die nämlichen Gegenstände mit kälterem Blute beherzigen. Wenn Sie vielleicht Funken von Genie in einigen meiner Gedichte bemerkt haben, so mag es denjenigen Versuchen zu statten kommen, die, si Deus nobis haec otia faciet, künftig von mir herauskommen sollen." Falls Wolbach ihn um Auslegung der Alten angehen wollte, so müßte er ihn beständig um Geduld bitten, „da ich wegen meines mühsamen Amtes, wegen eines weitläufigen Briefwechsels und meines eigenen Studierens halber, nur Fragmente von Minuten zu solchen Expeditionen übrig habe." — Der weiteren Briefe werden wir später erwähnen; sie sind in der That um so interessanter, weil Schubart in denselben wie Pressel bemerkt, „als der Gebende" erscheint.

Zu dieser zeitraubenden Korrespondenz kam im Herbst 1765 noch sein Vikariatsamt, weswegen wir begreifen, wenn er an Böckh schreibt (Nr. 17, 10. Okt. 1765): „Wenig und nichts bedeutende Dinge mag ich nicht an Sie schreiben, und zu weitläufigen und bedeutenden Briefen fehlet mir die Zeit. Ich habe alle Tage 12 Informationsstunden und dazu noch seit kurzem ein Vikariat auf dem Lande erhalten, wo ich alle Wochen wenigstens 3 mal predigen muß. Wie wenig Zeit bleibt mir also übrig, um der bessern Muse zu gedenken und meinen seit einiger Zeit außerordentlich weitläufigen Briewechsel zu besorgen; und dennoch thue ich beides, aber man muß Geduld mit mir haben."

So vergeht denn der Winter 1765/66, ohne daß wir von Schubarts Leben und Treiben etwas erführen. Der einzige Brief aus dieser Zeit ist der zweite an Wolbach (16. Jan. 1766), der eingehend über ein philologisches Thema (historische und poetische Auffassung einer Horazischen Ode) handelt und in dem es zu Anfang u. a. heißt: „Es ist für mich eine Art von Erfrischung, wenn ich zuweilen aus einer Wolke vom niedrigsten Schulstaub hervorgehen und mich mit einem guten Freunde von den schönen Wissenschaften besprechen darf."

IV. Abschnitt.

Das Jahr 1766.

Jetzt, da Schubarts dichterische Thätigkeit erst recht begonnen, da er zu neuen Arbeiten sich anschickte, jetzt mußte ihm die Schwere des Amts und das Ärmliche seiner Stellung besonders fühlbar

werden. Aber da war nirgends Rettung, nirgends Besserung. Wie könnte die Klage da ganz verstummen? Es ist wahrhaftig schon viel, wenn Schubart gelernt hat, über sich und seine Lage wehmütig oder höhnend Scherze zu machen, wenn sich sein Groll in beißende Satire, sein Unwillen in melancholische Resignation umwandelt. Er selbst konnte seiner Lage nur in einem Punkte aufhelfen und in diesem dürfte es auch wirklich immer besser geworden sein: im häuslichen Leben. Zwar betrachtet er sich immer noch als „eingekerkert", als „Sklaven", aber der Schritt zum Besseren besteht eben darin, daß er sich diese Sklaverei gefallen läßt. Wir hören wenigstens von keinen Exzessen, sondern sehen ihn im Schoß der Familie väterlich verkehren, ja sogar ausgesöhnt mit seinem Schwiegervater [1]).

Doch sollte ihm kein Friede werden. Schon war eine neue Fehde ausgebrochen, welche sich, wie es scheint, lange fortsetzte, und ihm auch finanziellen Schaden brachte: die mit seinen geistlichen Vorgesetzten, bezw. Amtsbrüdern. Diese mögen freilich vieles in seiner Amts- und Lebensführung tadelnswert gefunden, mögen aber auch manches mißverstanden und übertrieben und scheinen namentlich an seinem Predigerdienst in Kuchen unnötigerweise Anstoß genommen haben. Einmal war (s. Nr. 18) die ganze geistliche Gesellschaft, besonders der Pfarrer Abelen, mit dem er doch früher gut stand, übrigens sich auch später wieder besser stellte, über ihn ungehalten; Abelen hatte sich sogar nicht entblödet, ihn in einer Predigt zu „bringen" und es kam wirklich dahin, daß Schubart für einige Zeit sein Vikariat verlor [2]).

Es ist merkwürdig, daß der Theolog Schubart sein ganzes Leben hindurch sich nie mit der Geistlichkeit vertragen wollte. In der Lebensbeschr. Teil I, XII bezeichnet er dies als sträflichste Unklugheit. — An diesem Verhältnis scheint

---

[1]) Er giebt ihm am 16. Juli einen Brief an Böckh mit, worin er diesen zugleich bittet, seinen Schwiegervater zwar zu beehren, „aber sich in einigen Fällen zu prospizieren".

[2]) Doch scheint es Schubart später wieder bekommen zu haben, da Ott erst 1767 einen ständigen Vikar erhielt. Dieser geriet, nebenbei bemerkt, bald mit der Frau Pfarrer in Kollision und erfreute sich hiebei der Unterstützung des Schubart befreundeten schalkhaften Amtmanns Kiderlen von Altenstadt.

nicht so sehr Schubarts religiöse Stellung oder das Vorgehen der Geistlichkeit gegen Schubart schuld gewesen zu sein, als vielmehr „ein gewisser innerer Widerwille", den Schubart gegen die Mehrzahl dieser Leute empfand. Er erblickte in den meisten ungenügende Organe für die Erziehung und Leitung des Volkes, beschränkte Pedanten, geistlose Halbgebildete, menschenfeindliche, selbstgerechte Potentaten, Gegner seines Bildungs- und Freiheitsideals, kulturelle und soziale Dunkelmänner. Zweifellos war der zuerst angreifende Teil Schubart; die Geistlichkeit aber hat ihm ihrerseits nichts geschenkt und war ihm an Macht überlegen. — Bezeichnend für Schubarts fortgesetzten Kampf gegen die Geistlichen ist die Notiz, die er in der deutschen Chronik 1774, S. 182 voll Entrüstung giebt, daß ein bewährter Schulmann durch seinen Scholarchen in den Tod getrieben worden sei: „Wer sollte nicht lieber in den Schottischen Bleigruben arbeiten, als ein Schulmann seyn, wann zumalen ein Zelote sein Oberaufseher ist."

Es war Mitte März; der Frühling erwachte und den Dichter trieb es ins Weite. Da lädt ihn Böckh über Ostern zu Besuch ein. Wie gerne möchte der Vielgeplagte eine solche Erholungsreise machen! Amtlich wäre es ihm möglich. „Aber, schreibt er ihm (Nr. 18, 26. März, also an seinem 27. Geburtstage):

„Bedauern Sie mein Schicksal, das so grausam um meine Ruhe herstürmt, daß ich alle Augenblicke zehnfachen Schiffbruch leide. Ich darf nicht! — Das können Sie nicht begreifen? So denken Sie denn einen 1000 fältigen Sklaven, den Sklaven seines Weibs und seines Schwähers, den Sklaven zweier tyrannischen Pfaffen und einer ganzen Schar von Hohenpriestern und Schriftgelehrten, den Sklaven eines hochwohlgeb. HE. Obervogts und seiner 12 Landsknechte, der wohlehrenfesten Richter, den Sklaven des Ulmischen Senats, des Kammergerichts zu Wetzlar [warum?] und Sr. römischkaiserlichen Majestät Josephi II., und endlich den Sklaven seines Amts und öfters den Sklaven eines jedweden Narren, der seinen Dummkopf zu mir in die Schule schickt, — den unendlichen Sklavenstand denken Sie und sagen Sie mir noch, daß ich zu Ihnen kommen solle.

Im Ernst, Herr Schwager, habe ich jemals gewünscht, mündlich mit Ihnen zu reden, so ist es jetzo. Jetzo, wo meine Geschäfte immer drückender, und mein Einkommen immer schlechter wird; jetzo, wo ich dem rasendsten Zeloten, der jemals gewütet hat, zu einem Gegenstand der unsinnigsten Epanorthosis auf der Kanzel dienen muß; jetzo, wo die Wut der Pfaffen mich von der Kanzel verdrängt, und jetzo, wo ich ein Ball in den Händen der dümmsten Freunde [= Verwandten] bin, die ihn nach Belieben von einer Seite auf die andere schmeißen.

Mein ganzer Charakter verändert sich! Menschenfreundlichkeit wird verfluchender Menschenhaß, Liebe zum Leben ein Wunsch des Todes, die Freude

der Musen ekler Gram, jeden Scherz wischt die bleierne Hand der Traurigkeit aus der Seele weg und die Melancholie sinkt dicker als ägyptische Finsternis auf meinen Geist herab."

Auf ein Trostschreiben seines Schwagers antwortet er (Nr. 19) mit entsagungsvollen, um Mitleid bittenden Versen:

Freund Jonathan,
Sieh deinen Bruder an,
Der hier im Thal des finstern Grames wallet,
wo Scherz und Freude weit entflieht,
und wo sein hypochondrisch Lied
aus Drachenhöhlen wiederhallet.
Hier, wo mein Lebenspfad
statt Rosen lauter Dornen hat,
und wo bei jedem Schritt, zu dem mein Fuß sich hebet,
mir Blut an meinen Fersen klebet, —
Hier, du mein Jonathan,
auf dieser finsteren und klippenvollen Bahn,
sieh deinen Bruder an!

Noch ehe diese Klage vor die Ohren Jonathans kam, hatte dieser seinem David eine Freundschaftsgabe geschickt, die dem Elenden wohl der willkommenste und kräftigste Trost war, ein Fäßchen Wein. Dasselbe scheint übrigens mehr für die Frau Präzeptor bestimmt gewesen zu sein, vielleicht als Ersatz des letztjährigen, dürfte auch eine minder eigennützige Verwendung gefunden haben. Schubart will sich dafür erkenntlich zeigen.

Aber, „was gebe ich Ihnen, l. Schwager?" schreibt er (Nr. 20)

„Ich armer, durstiger Poet,
der fast aus Hunger betteln geht
und immer schwach und niemals satt
ein Chaos in dem Beutel hat.
Ein armer Mann, ein kranker Mann,
der hektisch von dem Busen keuchet
und wie ein Greis am Stabe schleichet
und kaum die Rippe decken kann. —
Ein Knabe, wie ein Pavian[1]),
der bietet mir nur alle Vierteljahre
mit kotichtem Gesicht und mit zerzaustem Haare
12 kupferrote Kreuzer an[2]).

---

[1]) Ähnliche Epitheta giebt er seinen Schülern in den Diktaten öfters.

[2]) Das Schulgeld, vierteljährlich 12 Kreuzer, eigentlich zu des Schul-

Ach, Bruder, hier gebricht's! —
am Geld! des Menschen bester Kraft,
Die aus den Eseln Doktor schafft, —!
Drum nehme [!] nur für deinen Rebensaft
Dies wenige! – ha, Schwager! — nichts."

Vielleicht war Schubart nie unzufriedener als im Anfang des Jahres 1766. Aber schon von Mai an werden seine Klagen etwas seltener. Freilich verstummen sie niemals, ja, es erfolgen noch einigemal (s. V, 1767, 4) recht heftige Ergüsse, aber es scheint denn doch, als habe Schubart gelernt, seine Lage ruhiger zu beurteilen und sich zeitenweise darein zu schicken.

Dies hatte verschiedene Gründe. Der wichtigste ist wohl der, daß er nach allen Seiten hin und namentlich auch auf dem Gebiet der Litteratur, eine reiche Thätigkeit entwickelte. Damit im Zusammenhang steht der andere, daß es ihm äußerst wohlthuend war, nun da und dort Anerkennung zu finden. Und endlich sind es verschiedene mehr dem privaten Leben angehörige Ereignisse freudiger und ernster Art, die mit zu einer ruhigeren Stimmung beigetragen haben mögen. Wir wollen diese und andere Einzelheiten im nachfolgenden chronologisch aufführen.

1. Ende Mai traf das Diplom seiner Ernennung zum gekrönten Dichter ein, was er am 6. Juni seinen Freunden Böckh und Haug (Nr. 21 und 22) und am 29. Juni Wieland (Nr. 23) mitteilt.

Er schreibt hierüber an Haug (Nr. 21, 6. Juni): „Ich bin kaiserlich gekrönter Poet und Mitglied der deutschen Gesellschaft in Altdorf geworden. So verguldet man mir, wie dem Ochsen in der Fabel, die Hörner, daß ich den Abgang des Futters nicht merken soll."

Wenn er gleich ein anderes mal scherzt, für die Verstöße seiner Ode sei er dadurch genug gestraft, daß er habe kaiserlich gekrönter Poet werden müssen, „eine Ehre, die sonst manchem poetischen Schneider widerfuhr und über die ich von Herzen lache"; und wenn er gleich seinem Schwager ähnlich schreibt (Nr. 24, 16. Juli): er wolle ihm mit nächstem eine Kopie des Diploma schicken, das ihn zum Poeten geschaffen habe, „eine Ehre, deren schon manches poetische Rindvieh gewürdigt worden", so ist doch zweifellos und durch die häufige Erwähnung

---

meister Röbelens Einkommensteilen gehörig, hatte Schubart vielleicht als Abschlagszahlung einzuziehen.

des Ereignisses und durch wiederholte Benützung des Titels poëta laur. Caes. erwiesen, daß Schubart durch diese Ernennung sich geehrt und geschmeichelt fühlte.

Was es mit der Mitgliedschaft der d. Gesellschaft in Altdorf auf sich hat, ist uns unbekannt; sie wird nie mehr erwähnt.

2. Am 30. Mai ward Schubart sein zweiter Sohn Johann Jakob geboren (Nr. 22). Den 1. Juni schreibt er hierüber an seinen Vater (Strauß, Nachlese):

Liebster Papa! Ich habe ihnen eine angenehme Neuigkeit zu melden. Meine Frau hat abermals einen Buben frisch wie die Morgenluft, zur Welt gebracht, den ich zur Ehre meines geliebten Vaters Johann Jakob genannt habe, und ihn hiermit der Liebe seiner Großeltern von meiner Seite empfehle. Meine Frau liegt im Bette, so gesund wie eine Braut. An Kindern fehlt es mir also nicht, aber — an Brot. Doch

Beschert Gott den Hasen,
Beschert er auch den Wasen,

sagt ein echter Sohn unseres Stammvater Herrmanns. Und ich verzweifle so lange nicht an der Vorsorge Gottes, so lange Gott an meiner eigenen Rettung nicht verzweifelt. — Hier folgt abermals ein Gedicht von mir[1]) — so neumodisch, als eine Taille nach dem neuesten französischen Gout zugeschnitten. Giebt Gott Leben, Freudigkeit, Muse und gesunde Einfälle, so soll noch manche Scharteke von mir in die weite Welt fliegen, die meiner Familie keine Schande machen soll. — Es kommt ein Kind nach dem andern und mit gesunden Köpfen kommen sie. Ich aber wende mich mit einer wahren leidenden Miene, und frage nicht einmal: Woher nehmen wir Brot? — Gott, der die Sperlinge ernährt, wird doch auch keinen Poeten verhungern lassen. — Der Bruder Jakob arbeitet in seiner eigenen Laufbahn fort und ißt stark. Wann doch die Aalemer ihm ein sicheres Brot gäbten! — Ein ehrlicher Pedant wäre mir doch immer lieber, als ein Asot[2]). — Doch ich schließe, sonst wird meine Laune zu sokratisch. — Ein Exemplar von mitfolgenden Gedichten bitte dem Herrn Stadtschreiber, als einen Anmahner wegen des noch immer rückständigen Federnthalers, und die übrigen ins Limpurgische zu schicken.

Gott segne meine liebe Eltern, von denen ich allezeit sein werde
ein gehorsamer Sohn
Christian.

3. In die gleiche Zeit fallen mehrfache Berührungen mit dem Grafen von Degenfeld in Eybach.

---

[1]) Gedicht auf den Grafen Degenfeld.

[2]) Präzeptor Rieder, dem Schubart in der Lebensbeschreibung nachruft: „Ausschweifungen der Wollust haben ihn an Bettelstab gebracht, ich beklag ihn mit dankbaren Thränen!"

In seiner Lebensbeschreibung sagt Schubart hierüber: „In Eybach, wo ich auch einigemale predigte, lernte ich an dem Grafen von Degenfeld einen wahrhaftig edlen Mann und an seiner Gemahlin, einer Baronessin von Riedesel, eine Dame von vielem Geschmack, ausgezeitigtem Urteile und einer Geisteshoheit kennen, wovon ich noch kein lebendes Beispiel sah.“ Der Graf ist August Christoph, regierender Reichsgraf seit 1762, der Erbauer des neuen Schlosses (1766—1768) zu Eybach, der Stammhalter des Grafenhauses, als „leutseliger, biederer Mann“ allgemein gerühmt.

Im Brief Nr. 22 teilt Schubart seinem Schwager mit:

„Noch vor dieser poetischen Standeserhöhung [derjenigen zum poëta laureatus] machte ich beiliegendes Gedicht auf den Grafen von Degenfeld [s. Anhang IV], welches ungemein wohl aufgenommen worden, ohnerachtet ich an dem Herrn Dr. Kazner aus Stuttgart [einem fruchtbaren Litteraten[1]), nachmals gräfl. Degenfeldischem Hofrat] einen gefährlichen Nebenbuhler hatte. — — Vergangenen Sonntag [1. Juni] habe ich in Eybach vor den gnädigsten Herrschaften gepredigt und

„Nicht aus Stolze rühmet ein Weiser
Das Gute, das er thut“

(Schlegel)

mit vielem Beifalle. Daß ich an der gräflichen Tafel abermals gespeist, daß ich im Zirkel der Wissenschaften von bestellten Prüfern herumgejagt worden, daß ich viele Gnade genossen, daß ich einen freien Zutritt bei den gnädigsten Herrschaften habe — gehört in keinen Brief, sondern in die Chronik meines Lebens.“

Montag, den 2. Juni fand die Feierlichkeit der Grundsteinlegung des neuen Schlosses statt. Hiebei wurden mehrere Gedichte überreicht, darunter auch eines von Schubart (s. Anhang IV, 1).

In 13 einfachen, flüssigen Strophen unterhalten sich zunächst der Dichter und die Muse über die erstaunliche Veränderung, die am Sitz des Grafen vor sich geht und über die Persönlichkeit des Erbauers; dann erscheint hoch in einer goldenen Wolke der Genius des Hauses Degenfeld und singt ein 7strophiges Lied zu Degenfelds Ruhm; in 5 Schlußstrophen giebt der Dichter eine poetische Beschreibung der Einweihung.

Die Ode hat mehrfache Anklänge an die 2 ersten, namentlich an die Ode auf den Tod des Kaisers.

---

[1]) Im „Denkmal in Wingolfs Halle“ erwähnt ihn Schubart:
„Kann ich schweigen von dir, Kazner,
Mann von schönem Geist und schönerem Herzen?“ u. s. f.

Wohlwill (Archiv XV S. 26) sagt mit Recht: „Dieser, wie so mancher anderen der Schubartschen Dichtungen, gereicht es zum Nachteil, daß der Verfasser, weder die Natur des zu behandelnden Gegenstandes, noch die Schranken der eigenen Begabung beachtend, einen allzuhohen Flug versuchte und daher das [von Sch. selbst öfters citierte] Pindarum quisquis studet aemulari in nur allzu augenfälliger Weise illustrierte."

Vierzehn Tage nach dem Einweihungsfest, am 16. Juni 1766, ist in Eybach des Grafen zweiter Sohn, Johann Christoph Maximilian, geboren. Schubart begrüßte dieses Ereignis mit einem verhältnismäßig schlichten und einfachen Gedicht, s. Anhang IV, 2. Statt der Menge sonstiger mythologischer Gestalten, wie sie uns in anderen Oden begegnen, erscheint in diesem Gedichte nur ein Seraph. Das Lied, das er singt, bildet wieder die lyrische Einlage der Ode.

Weitere Beziehungen zu dem Grafen und seiner hohen Gemahlin, denen 1769 und 1773 noch 2 Söhne geboren wurden, finden wir im Jahr 1777 (s. im letzten Abschnitt). Auch in der Gefangenschaft scheint Schubart von dem Paare nicht vergessen worden zu sein. Von den Söhnen ward derjenige, dessen Geburt Schubart besang, k. k. Reichshofrat und Kämmerer, und reichbegütert in Siebenbürgen † 1816, der ältere k. k. Kammerherr und Rittmeister † 1807.

4. Im Juni trägt sich Schubart mit zwei Entwürfen, wie aus dem Brief an Haug (Nr. 21) hervorgeht.

a) Der Buchhändler Bartholomäi, der auch mit Wieland in Verbindung stand, drang auf eine Monatsschrift und Schubart schlug ihm den grotesken Titel „der Eremit" vor. Der Eremit wäre er selbst in seinem Winkel, in seiner verdrießlichen Einsiedelei[1]). Er lädt Haug zur Teilnahme ein, mit dem Bemerken, daß die Monatsschrift, die man mit allem Möglichen, auch mit einer Kritik der neuesten schwäbischen Schriften ausstatten könne, mehr auf Bildung des Geschmacks als auf Besserung der Sitten abzielen würde. Die Ankündigung des Vorhabens, womit er zugleich eine Abhandlung von der Didaktik verbinden wolle, möchte er sich selbst vorbehalten. — Aus diesem Plan ist, wiewohl ihn Schubart am 7. Februar 1767 (Nr. 29) wiederholt, nichts geworden. Schubart beteiligte sich später an einer anderen Zeitschrift.

---

[1]) Dieses Bild behält Schubart noch längere Zeit bei; so in Nr. 29: „Ich lebe indessen immer noch wie ein Eremit" und noch öfters.

b) Im gleichen Brief (Nr. 21) schreibt er am Schluß:

„Unter der Presse ist
Das Heiligtum des Genies, ein Gesicht

womit ich nächstens aufwarten werde. Was hiemit folget, ist ein armseliger Prodromus, verfertiget in einer kleinen lustigen Stunde."

Über dieses Werk schweigt Schubart in seinen andern Briefen vom Juni. Am 16. Juli 1766 dagegen (Nr. 24) teilt er Böckh mit: „Gegenwärtig wende ich sehr viel Fleiß auf das Heiligtum des Genies, welches ich herauszugeben gedenke. Ich werde es dem Herrn Wieland zur Durchsicht schicken und es ihm auch zueignen." Da ihm nun Schubart damals ein Schriftchen „die Zaubereien" gewidmet hat, so ist dieses mit jenem identisch und hat Ende Juli seinen neuen Namen erhalten.

Am 16. August 1766 schreibt er an Wolbach (4):

„Meine Zaubereien sind bald fertig, dem Druck übergeben werden zu können, und dann mögen Sie sehen, was ich für ein Zauberer bin."

„Unter der Presse" konnte es also jedenfalls am 6. Juni noch nicht sein, damit hatte Schubart offenbar dem guten Haug etwas vorgeflunkert. — Wäre es fertig gewesen, so hätte er gewiß am 29. Juni 1766 Wieland gegenüber hievon gesprochen; diesem deutet er nur an, daß er ihm ehestens eine von seinen Arbeiten schicken werde. Betreffs des Titels möchten wir vermuten, daß Schubart den Plan hatte, den vergeblichen, sich in hundert Phasen erneuernden Kampf des Genies mit den Thorheiten und Gemeinheiten der Welt in der Weise vorzuführen, daß die Hauptvertreter derselben in den heiligen Bereich eines idealen, zaubermächtigen Wesens, etwa Apollos, gebracht und dort entlarvt würden. Von da aus kam er dann leicht zu dem neuen Titel „Zaubereien".

5. Große Freude erregte bei Schubart die Ankunft eines neuen, von uns oben S. 54 angeführten Schreibens von Wieland, wahrscheinlich des zweiten, das er von diesem Dichter erhielt, datiert vom 18. Juni 1766.

Daß Wieland jedenfalls seit Herbst 1765 an Schubart nicht mehr geschrieben, geht aus diesem Brief deutlich hervor; redet er ja doch offenbar zum erstenmal von der Ode auf Franz. Wahrscheinlich hat aber sein Stillschweigen schon vom 26. Juni 1764 an gedauert, in welcher Zeit Wieland besonders die komischen Erzählungen und den Anfang des Agathon schrieb. In seinem Brief entschuldigt er sich dafür, daß er einem Genie, dessen Entdeckung ihm so angenehm gewesen sei, als ein gefundener Schatz einem Geizigen, schon Jahr und Tage einen Brief schulde. Auch Schubart äußert neben dem Dank für den Brief seine Freude über das Glück, einen Freund wieder gefunden zu haben, den er „beinahe schon halb" verloren schätzte. „Ein einziger Brief von Ihnen entschädigt mich für das ängstliche Harren eines ganzen Jahres." Außer dem S. 54 Mitgeteilten schrieb Wieland noch von seinem Verlangen nach per-

sönlicher Bekanntschaft mit Schubart, den er am liebsten nach Biberach „transplantieren“ möchte.

Die Antwort Schubarts vom 29. Juni 1766 strömt über von Verehrung.

Er sehe, Gott habe ihn noch nicht vergessen, weil er ihm Wieland zum Freund erweckt habe, einen Mann, dessen Geist schon oft die einsamen Stunden seines Lebens ausgefüllt habe — mit Empfindungen von Wonne und Freude. Dann feiert er Wielands Vielseitigkeit. Seine eigene Muse schimmere freilich noch schwach um den Fuß des Helikons, wie ein Johanniswürmchen in der Sommernacht. Er werde noch manchen mißlungenen Versuch machen müssen, ehe er sein richtiges Feld gefunden habe; er wolle noch Pindar studieren. „Und ich soll einmal die Ehre haben, Sie bei mir zu sehen? soll ich das nur hoffen dürfen? — Gott, welch eine Freude würden Sie einem Einsiedler machen, der auf einmal aus seiner Zelle hervorbrechen, Ihnen in die Arme stürzen, und tausendmal Wieland! sagen würde.“ Ja, sehen wolle er ihn. „Wie wird es mir ergehen, wenn ich Sie noch von Angesicht zu Angesicht sehe, betaste, fühle, umarme.“ Und sollte es Wieland nicht gelingen, ihn nach Biberach zu verpflanzen, ein Glück, unter dessen Vorstellung er fast erliege, und sollte sich eine anderweitige Veränderung mit ihm zutragen, so würde er dennoch sicher einmal nach Biberach zu Wieland kommen. „Denn aus der Nachbarschaft ziehen und Sie nicht sehen, heißt nahe bei der Sonne sein und frieren.“ — Auf diesen Brief antwortet Wieland am 1. Oktober 1766.

Über Schubarts Stellung zu Wieland möchten wir hier gegenüber seiner scheinbar maßlosen Verehrung bemerken, daß sich Schubart ihm nicht kritiklos hingiebt. Schon im Spätsommer 1763 äußert er sich vor seiner Berührung mit Wieland: „Ich glaube, daß Wieland ein großer Mann ist, aber damit lasse ich mir nicht alles aufdringen, was er geschrieben . . . ich habe ja selbst Augen, womit ich lese und Empfindungen, die öfters statt der Kritik entscheiden können“ (Nr. 9). — Über Wielands Agathon urteilt er (Nr. 20, Vorsommer 1766): „Verschwendete griechische Litteratur, wollüstig poetische Schilderungen, langweilige Digressionen machen das Verdienst des Agathon aus“; ähnlich (Nr. 21): „Sie werden viel Philosophie, griechische Litteratur, einen erfindenden Kopf und nachdrücklichen Stil, aber auch ein schlimmes Herz gegen Religion und gute Sitten finden“ und (Nr. 22): „Wielands Agathon ist Wieland selber. Philosophie, griechische Litteratur, abgeführter Stil, Schöpfergeist, alles ist hier; nur nicht ein durch den Geist der Religion geläutertes Herz. Was wird dieser Proteus der Schriftsteller noch alles thun?“ — Ein Jahr nachher enthält er dem jungen Wolbach (6) den Agathon wegen „des närrischen Zeugs“ und der aufregenden Situationen vor. — Was Schubart an Wieland immer hochschätzte, das war „der gründliche Gelehrte, der wahrhaftig gute Kopf und der Mann, der die Alten versteht und wie ein Alter denkt“ (Nr. 26); namentlich aber hatte ihm Wielands große Höflichkeit geschmeichelt.

6. In den Sommer 1766 fällt die Ode Badkur, s. Anhang V, vollendet im Juli (Nr. 24). Der Dichter besingt die Heilung seines Freundes Häckhel durch die Quellen des Überkinger Bades. Der ganze Schubartische Vorrat von Göttern, Genien und Napeen, von Schwefel, Gift und Leichen, von Liebe, Leier und Mondenschein, von Thränen, Seufzern und Küssen wird aufgewandt, um den anspruchslosen Stoff zu einem auf weitere Kreise berechneten Gedicht aufzuputzen.

Schubart selbst war mit ihm wohl zufrieden und nennt es eine durchdachte Arbeit (Nr. 24). „Mein Herr Gevatter . . hat mich auf dieses Sujet gebracht. Die Welt mag urteilen, ob ich es gut ausgeführt habe. Ich werde nun alle meine folgenden Arbeiten in diesem Format drucken lassen [es war dem Ulmer Publikum in hübscher Ausstattung geboten worden], um den Liebhabern Bequemlichkeit zum Zusammenbinden zu verschaffen.“ — Dieses Gedicht fand einige Anerkennung; so heißt es in der Allg. d. Bibl. (1769) X, 1 S. 234: „In der Badekur ist die Pindarische Ode, bis auf einige Nachlässigkeiten, ziemlich geraten.“

Auch diese Ode hat mit den vorangegangenen große Ähnlichkeit. Es findet sich z. B. wieder die Einlage eines Wechselgesangs. Der freiere Charakter ist durch eine prologartige Einleitung, das Pomphafte durch Bilderreichtum und Strophenwechsel gesteigert.

In der Einleitung schildert der Dichter, wie sein Freund der Kanzlei in Ulm entstürmt und sich zu den Musen, Nymphen und Liebesgöttern des ländlichen Aufenthalts flüchtet. Die erste Strophe drückt des Sängers Schmerz aus über den Zerfall Deutschlands durch die Schwelgerei, in der Gegenstrophe wird diese Klage vom Genius Deutschlands wiederholt; im erzählend gehaltenen Epodos entflieht der Genius und weint auf seiner Kinder Grab. In der zweiten Strophe läßt die Mutter Erde auf des Genius, ihres liebsten Sohnes, Klage Lebensquellen aufsprudeln, von welchen, wie die Gegenstrophe erzählt, der sterbende Musenfreund zu neuem Leben erweckt wird. Den Dank hiefür bezeugen der Genesene und seine Geliebte in einem jubelnden Wechselgesang. Die letzten acht Zeilen des zweiten Epodos handeln von den zukünftigen Besuchen des Paares in Überkingen. — Durch die Betrachtung über deutsches Wesen und dessen Zerfall bekundet der Dichter seine allezeit regen

patriotischen Gefühle und erhält das Gedicht, das an sich mehr privater Natur ist, allgemeinere Bedeutung.

Von weiteren Beziehungen Schubarts zu seinem Gevatter wissen wir aus dem Geislinger Aufenthalt nur, daß Häckhel noch zweimal Pate stand. Später, ehe und als Schubart sich in Ulm niederließ (1775), zeigt sich Häckhel als väterlicher Fürsorger für die ganze Familie. Nicht umsonst widmete ihm, als er am 16. Februar 1775 starb, der Dichter einen poetischen Nachruf, der separat gedruckt wurde[1]), und einen prosaischen in der Deutschen Chronik 1775 S. 111.

„Ulm. Diese Stadt hat den 12. dieses Monats einen seiner würdigsten Männer an Herrn Stadtamman Häckhel verloren. Er erwarb sich durch unermüdeten Fleiß alle diejenigen Kenntnisse, die zur ruhmvollen Verwaltung seiner wichtigen Ämter erforderlich waren. Er liebte mit Wärme sein Vaterland, und äußerte seinen Eifer für selbiges in verschiedenen interessanten Geschäften, die es ihm auftrug. Die Aufnahme der Wissenschaften, des guten Geschmacks und der feinern Sitten, lag ihm sehr dringend am Herzen. Mit gesetztem und ruhigem Geiste das Labyrinth einer Rechtssache durchwandern, das Recht mit Mut zu sprechen, und die Schmach der unterdrückten Unschuld zu rächen sind die Hauptzüge im Charakter seiner Amtsverwaltung. Seine Privatfreuden waren freie, zwanglose Unterhaltungen mit Leuten von Geschmack; Musik, Dichtkunst, Geschichte, freie Gespräche über den Zustand der Litteratur war da gemeiniglich der Stoff der Unterredungen mit ihm. Er besaß das beste Herz, das weder im Glück aufschwoll, noch im Unglück einschrumpfte. Dies machte Ihn allen Menschen angenehm. Die Großen schätzten Ihn; die Gelehrten und Weisen ehrten Ihn, und den gemeinsten Menschen nötigte sein menschenfreundliches Betragen Hochachtung mit Liebe vermischt ab. Er starb im 44ten Jahr seines Alters, mitten unter den glänzendsten Aussichten in ein Leben, wo er die Früchte seines Glücks und seines Fleißes erst genießen konnte. Die ganze Stadt benetzt sein Grab mit Thränen und ich — verstumme vor Schmerz! denn er war mein Freund, mein Wohlthäter."

Weyermann, der diesen Nachruf Schubarts teilweise wörtlich benutzt, entnehmen wir noch folgende Daten (II, 151): Ludwig Albrecht Häckhel, geboren in Ulm 9. Januar 1731; studierte 1751 ff. in Erlangen und Jena, ward 1755 Ratskonsulent, bald darauf Comes palat., 1767 Stadtamman, Gerichtspräses, Kreisdeputierter und Scholarch.

7. Am 14. Juli 1766 wurde Schubart von einem traurigen Ereignis betroffen, über das er 2 Tage nachher (Nr. 24) an Böckh berichtet:

---

[1]) Zu finden als Nummer 4250 in dem Sammelband der Stadtbibliothek in Ulm: Hochzeits-, Leichen- und Gelegenheitsgedichte aus Christian Ulrich Wagner, des Sohns Buchdruckerei von den Jahren 1750—1788, 4152—4313. 4. IV. A. 8.

„Liebster Herr Schwager,

Auch ich habe es erfahren, daß meine Kinder Menschen sind. Mein kleiner Johann Jakob ist plötzlich erkrankt, gestorben und schon begraben. Urteilen Sie, ob ich die Empfindungen der Mutter ausgedrückt habe, wann ich dieses Denkmal an den Sarg heften ließ:

Nun kenn ich ihn, den tödlichsten der Schmerzen,
Nun weiß ich auch, was Mutterliebe thut;
Denn ach! es fällt aus meinem Herzen
Der erste Tropfen Blut.

Mein erstes[1]) Kind, die schönste meiner Freuden,
Des jungen Frühlings Morgenrot,
mein Jakob starb! — Ein Wort voll Leiden
und grausam wie der Tod.

Still wie der Balsam, fleußt die mütterliche Zähre,
auf seines Vaters Gruft herab.
Ein Blick des Vaters sieht hinauf in jene Sphäre,
Der andere sinkt ins Grab.

Die zwei letzten Zeilen schildern meine Verfassung bei diesem Umstand vollkommen." —

Auch in dem nächsten Schreiben an Böckh (22. Juli 1766, Nr. 25) kommt Schubarts ernste Stimmung, seine Sehnsucht nach innerem Frieden, ja nach der Ruhe des Grabes, schön zum Ausdruck.

„Ich arbeite mit Händen und Füßen durch den Strom der Zeit. Bald Schule, bald Musik, bald Kanzel[2]), bald freundschaftliche Briefe, bald Geschäfte für die Welt und bald Geschäfte für mein Haus — so werde ich armer blasser Mann durch dieses Leben fortgepeitscht und nicht eher wird dieser abgegeißelte Rücken heil werden, als bis er — auf Hobelspänen liegt. Wann wir doch näher bei einander wären und unsere Launen, seien sie lustig oder traurig, einander mitteilen könnten, um uns dieses Leben so süß, so lehrreich zu machen, als es uns möglich wäre. — Gut denken und gut empfinden und beides einem gleichgestimmten Freunde mitteilen zu können; manchmal auf den Blumen der Freude hüpfen, manchmal aber auch von dem denkenden

---

[1]) D. h. das erste Kind, das der Mutter starb. Der Erstgeborene war ja Ludwig.

[2]) Also wieder, trotz der Feindschaft der Herren von der Diözese, s. S. 60.

Auge eines Freundes zum gestirnten Himmel emporschauen und — Gott sehen und empfinden, nur dies, guter, empfindender Schwager, nur dies namenlose, entzückende Ding heiß ich — das Leben genießen. — Und davon bin ich entfernt; aber wie ich hoffe nicht auf ewig."

8. Da uns dieser Brief zeigt, daß Schubart insbesondere einen gleichgestimmten Freund vermißte, haben wir hieran anschließend einiges über Schubarts Umgang in diesen Jahren mitzuteilen. Selten wird ein Mensch des Freundes so sehr bedurft, selten aus der Freundschaft so viel Segen empfangen haben, wie Schubart; nie war er besser als im freundschaftlichen Umgang mit geistig ihm gewachsenen, charakterfesten Männern. Der Freundschaft hat er später mehrere Gedichte gewidmet: „Freundschaft macht die Menschen — Gottes Engeln gleich" „Nur die Freundschaft hat allein ewig Sonnenschein" singt er. In Geislingen selbst nun hatte er zwar vielfachen Verkehr, aber keine Freundschaft. In seinem Gedichte: Denkmal in Wingolfs Halle, worin er alle seine Freunde aufführt, erwähnt er aus der Geislinger Zeit nur Kazner und Miller. Immerhin war der Umgang, den er fand, nicht so durchaus unbefriedigend; es war ja auch sein Bruder Jakob lange Zeit bei ihm. In seiner Lebensbeschreibung läßt er denn auch der Schilderung seiner Studien eine solche seines wissenschaftlichen und geselligen Umgangs folgen, welche der Zeit nach großenteils gerade hieher gehört:

„In der Naturlehre, in physischer Menschenkenntnis hatte ich an dem sel. Dr. Rau zu Geislingen einen mündlichen Führer, der mir manchen großen Blick gab. Die schöne Bibliothek und Kupfersammlung des Geislingischen Obervogts, Herrn von Baldinger, gaben mir Gelegenheit, meine heiße Liebe zu den schönen Künsten einigermaßen zu befriedigen. Er selbst hatte viel Geschmack, den er auf seinen Reisen nach Italien und Frankreich ausbildete. Auch hielt sich ein junger Maler, Namens Schneider, in Geislingen auf, ein Zögling der Jesuiten, der meinem Urteil über die Werke der Kunst nachhalf, und mir einige praktische Anweisung gab. Er hätte, vermöge seines trefflichen Genies, ein großer Künstler werden können, wenn er sich nicht durch die ausgelassenste Liederlichkeit selbst gemordet hätte. Er war Tonkünstler, las die Dichter mit Empfindung, schrieb und sprach gut in mehr als einer Sprache, erhaschte in seinen Gemälden die Natur oft auf der That, war sonderlich zum Hogarthischen Stile geneigt, versäumte aber die Zeichnung; sein Kolorit war anfangs blühend, stand aber in weniger Zeit ab. — Sonst hatte er große Entwürfe in seiner Seele. Er malte einmal in eine Dorfkirche die zwölf Apostel

nach dem dritten Gesange des Messias mit ungemein vielem Geiste. Er ging von Geislingen nach Ulm, von da unter die kaiserlichen Soldaten, ward losgekauft, in Augsburg sehr unterstützt — und starb, oder verweste vielmehr an den Folgen seiner Ausschweifungen noch bei lebendem Leibe, mit Gellerts Moral in der Hand, nachdem er mit schwachem Odem seufzte: — „so sollt' ich gelebt haben!" — Er ernährte seine arme Mutter und all die Seinen bis in den Tod, war barmherzig gegen die Notleidenden, und wenn er nicht besoffen war, der angenehmste, witzigste und lehrreichste Gesellschafter. — Auch über solche Seelen wird sich Gott erbarmen! Richte nicht, Leser, sei fromm, und lerne warten!!

Die ehemalige Freundschaft zu diesem Jünglinge wird diesen Auswuchs in meiner Lebensbeschreibung entschuldigen. Man mißdeutete mir die Freundschaft mit ihm; allein wenn ich Kopf fand, so sah ich über die Sitten weg."

Mittels einer Bemerkung über seine Odendichtung („Um diese Zeit schrieb ich einige pindarische Oden und ließ sie drucken, nicht ohne Beifall des Publikums") und über die „Zaubereien", geht Schubart in der Lebensbeschreibung über zu seinem Verkehr mit auswärtigen Freunden und Bekannten, zunächst mit Wieland.

„Mit diesem trefflichen Manne, an dem ich die erste Hälfte seines Lebens, wo er so ganz für die Religion Christus glühte, höher schätze, als die zweite, wo das Feuer für die christliche Religion so merklich erkaltet ist, stund ich einige Zeit in Briefwechsel, und sein Umgang würde sehr vieles zur Auszeitigung meines Geistes beigetragen haben, wenn es mir nach seinen menschenfreundlichen Gesinnungen gelungen wäre, näher um ihn zu sein, und mich in seinem Lichte zu wärmen." Sodann — nach einer Mitteilung über den Herbst 1766 (s. u.): „Meine kleinen Versuche in der Dichtkunst und einige prosaische Aufsätze, die ohne Namen in Wochenschriften erschienen, verschafften mir zugleich manche Bekanntschaft mit würdigen Männern. Ich schweige von dem poetischen Lorbeerkranze[1]), womit man mich beehrte, denn diese Art von Ehre ist unter allen die verwelklichste; aber teuer sind mir die edlen Menschen, in deren Gesellschaft mich meine Muse einführte. Es sind teils Ulmische, teils auswärtige Freunde, mit denen ich von dieser Zeit an beinah einen ununterbrochenen Briefwechsel unterhielt, der interessanter[2]) als mein ganzes Leben wäre, wenn ich ihn noch der Welt mitteilen könnte, und nicht durch nachherige fast beständige Wanderungen die meisten Briefe verloren hätte. Auch erhielt ich um diese Zeit einen Antrag zum Rektorat in Öhringen, der, ich weiß

[1]) Die Ernennung zum gekrönten Dichter.

[2]) Gewiß sind uns ganz außerordentlich viele Briefe verloren gegangen. Wie viele mag z. B. nur die Entstehung und die Mitherausgabe des „Neuen Rechtschaffenen" (s. u.) Herbst 1766 bis Anfang 1769 verursacht haben!

nicht durch welchen Zufall, wieder zerstäubte. So lange ich in diesem Zirkel von Geschäften herumgejagt wurde, so hatte ich wenig Zeit zu Exkursionen mit der lustigen Bruderschaft[1]). Besuche meiner Eltern, Geschwister, meines trauten Böckh, einiger hoffnungsvollen Ulmischen Jünglinge und sonderlich kleine Spaziergänge nach Altenstadt zu dem damaligen Amtmann Kiberlen, einem Manne von Liscovs Laune[2]), das Umherklettern auf meinen Bergen, wo ich die Riesentrümmer der altdeutschen Ritter aufsuchte, machten mir die leeren Stunden in Geislingen zu elysischen Augenblicken (s. auch Abschnitt IX).

Noch einiges über die Ulmer Freunde, unter welchen Wolbach obenan steht. Diesem widmete er gerade im Jahr 1766 (16. Aug. Brief 4) eine Ode, die er gleichzeitig unter die Zaubereien mit der Überschrift: „An den jungen Medon[3])" aufnahm. Dieselbe sollte den wegen unglücklicher Liebe wie durch Zauberei gänzlich umgewandelten Jüngling wieder zur Vernunft bringen.

„Meine Ode, schreibt er unter dem gleichen Datum, ist keine Elegie, sondern eine Strafrede, die Sie auf Befehl des Apollo wieder zur Weisheit zurückführen soll." Mit diesem Brief hat Schubart erst spät geantwortet. „Warum ich so lang nicht geschrieben habe? O, da fragen Sie nur die Zeit, warum sie mich nicht schreiben läßt? — Ein junger Mann, der wie Herkules immer Ställe auszumisten und Löwen zu bekämpfen hat, ist froh, wenn er des Tages Last und Hitze überstanden hat, raucht eine Pfeife Tabak, trinkt seinen Krug Bier,

„Liegt in sein Bett und deckt sich zu
und schläft bis an den Morgen."

Beten Sie für mich und erflehen Sie mir bessere Muse von Gott; dann sollen Sie auch einen fleißigeren Korrespondenten an mir haben.

Es ist mir ohnlängstens ein geistiges Vergnügen gewesen, an dem jungen Herrn Kolb einen liebenswürdigen Freund der schönen Wissenschaften persönlich kennen zu lernen. Ich habe ihn zu mir eingeladen, er hat mir etwas von Alembert gelehnt, ich glaubte, alle Tage, ihn auf einige Stunden bei mir zu sehen, aber, traurig wie Geßners Mylon: „steh ich da! u. s. f."

---

[1]) Welche Bruderschaft gemeint ist, darüber ist nichts Näheres gesagt; offenbar eine solche, mit der er Ausflüge in benachbarte Ort- und Wirtschaften hätte machen können.

[2]) Seine Laune scheint er in einer Weise ausgelassen zu haben, die sogar ein Einschreiten des Ulmer Religionsamtes gegen ihn veranlaßte. Es wird im Protokoll vom 14. Nov. 1768 über seine Freundschaft mit dem Vikar von Kuchen und über seine Liebhaberei für ein Marionettentheater geklagt. Dieses Spiel solle ihm durch das herrschaftliche Pflegamt verboten werden. s. S. 60.

[3]) Den Namen Medon giebt Schubart auch einer Figur in einem Gedicht auf Gellert in den Epicedien S. 37.

Was für ein Kolb dies gewesen, ist uns nicht bekannt. Weyermann nennt Georg Ulrich Kolb, geb. 1743, Theolog und Lehrer, sowie dessen Bruder Albrecht, geb. 1752, späteren Pfarrer.

Auch der aus Geislingen gebürtige Joh. Heinr. Prieser, geb. 1749, damals Student in Ulm (1774 Rechtskonsulent [Chronik 1774 S. 508] 1790 schwäb. Kreisgesandter, 1783 in den Reichsadelstand erhoben), gehörte zu Schubarts näheren Bekannten. Schubart spottet im 10. Brief an Wolbach (Mai 1768) über Priesers „Eroberungen" in Geislingen. In demselben Brief erwähnt er einen Wagner. Ob dies ein Glied der Ulmer Buchdruckersfamilie oder ein geb. Geislinger ist, derselbe, an den Schubart am 14. Nov. 1768 auf dem gleichen Bogen, wie an Wolbach (8) einen Brief schreibt, ist nicht zu ermitteln.

Zweifellos stammt auch Schubarts Freundschaft mit Joh. Mart. Miller aus dieser Zeit. Miller, 1750 in Ulm geboren, blieb bis 1770 dort, um erst 1770—1775 in Göttingen Theologie zu studieren. Von da an bewährte er sich als Schubarts treuester Freund. In dem Gedicht: Denkmal in Wingolfs Halle feiert Schubart diesen Miller unmittelbar nach Schülen (S. 17) und vor Kazner (S. 65).

Abgesehen von dem brieflichen oder litterarischen Verkehr war Schubart durch die Ulmer Badgäste in und bei Geislingen stark in Anspruch genommen. Der Ulmer Aristokratie behagte es, im eigenen Land vortreffliche Badgelegenheiten zu haben, und sie frequentierte neben dem Rötelbad, das nur wenige Minuten oberhalb Geislingens gelegen ist, das hübsch gelegene Mineralbad Überkingen im benachbarten Filsthale. Schubart konnte sich gegen Bitten und Einladungen nicht ablehnend verhalten und hatte manche Stunde der Geselligkeit zu opfern, ohne daß ihm sein stets bereites Entgegenkommen irgendwie genützt hatte. Galt es nur, eine Predigt zu halten, wie dies am 25. Juli 1766 in Überkingen, „vor einer vornehmen und geschmackhaben wollenden Badgesellschaft" der Fall war (Nr. 25), so war nichts einzuwenden, wiewohl auch da manches Unpassende mit unterlaufen mochte. Aber es ist sehr zu vermuten und auch bezeugt, daß die Städter mit ihrem genialen Landpräzeptor bisweilen auch Mißbrauch trieben und daß dies

wohl zu ihrer Unterhaltung, nicht aber zu Schubarts Förderung beitrug.

9. Im September 1766 sind die „Zaubereien" fertig, eine Satire in prosaisch-poetischer Mischform s. Anhang VI. Sie ist Wieland zugeeignet und wird eingeleitet durch 2 Gedichte, nämlich eine Anrede an Wieland und eine „Vorrede" über des Dichters traurigen Zustand. Da diese zweite nichts, gar nichts von Zauberei erwähnt, so liegt die Vermutung nahe, es sei dies der S. 67 erwähnte „Prodromus" zu dem projektierten „Heiligtum des Genies". Auch die mehrfach vorkommenden Benennungen: „Gemälde, Gesicht" deuten auf die Identität beider Arbeiten.

In der Anrede „an den großen Zauberer Caramussal auf dem Berg Atlas", „der ein Geschöpf des Herrn Wieland im Don Sylvio ist" (Nr. 27; s. Don Sylvio 6, 1), feiert Schubart den Schöpfer Caramussals, nämlich Wieland, als den noch größeren Zauberer. In der Vorrede (s. Anhang VI) schildert der Verfasser, wie ihn oft mitten in seinem Jammer ein Drang zu dichten überkomme, freilich aber der Satire oft die Elegie nachhinke.

Die eigentlichen Zaubereien, 9 Stücke, behandeln Verwandlungen in ovidischer Art, nur stets mit satirischer Tendenz. Im „Zauberhain" wird ein barbarisches Volk in Eichenklötze, im „Pseydokleist" ein Naturdichter in einen Nachtstuhl, in der „belohnten Wohlweisheit" ein Ratsherr in einen Esel, in der „Rache einer Napee", eine eitle herzlose Schöne in eine Felsennadel, ihr Verehrer, ein Predigtamtskandidat, in einen sie umschwärmenden Uhu, in „Irion oder die Schule des Vergnügens" der in der Unterwelt schmachtende Sträfling (übrigens unter schwächlicher Motivierung) in einen Schulmeister verwandelt; in dem Gedicht „die entzauberte Eifersucht", das „an den jungen Medon" (S. 74) gerichtet ist, wird ein liebeskranker Jüngling von Apollo geheilt und zur Vernunft zurückgeführt. Ein weiteres Stück: „Chil der Verderber und Gonkutsch der Glücksbote" stellt dar, wie der gewaltige Zauberer Abusamma, der in dem großen Streit mit Caramussal zwei seiner hervorragendsten Gehilfen verloren, sich aus dem edlen Turk, einem Schöngeist, den neuen Genius des Glücks und aus einem heuchlerischen Priester, dem Braminen Iran, den Dämon des Verderbens schafft. „Die Macht des

Plutus“, das Gegenstück zur „Wohlweisheit“, schildert, wie der Gott des Reichtums einen Esel in einen Menschen, namens Gingang, verwandelt und wie unter dessen Regierung jene Zustände sich bilden, die überall herrschen, wo der Mammon regiert. Die letzte Zauberei „Spencer“ behandelt den Tod des mit seinem Sohn verhungerten Dichters und dessen Verwandlung in einen Genius.

Es ist kaum nötig, darauf hinzuweisen, daß sich diese Verzauberungen auf Schubart, seine Umgebung, seine Erfahrungen und seine Ideale beziehen. Er selbst schreibt an Haug (Nr. 27): „Sie werden den Schlüssel um so leichter finden, da Sie mich und meine Situation kennen.“ Am deutlichsten tritt diese Beziehung hervor im „Zauberhaine“, worin sich Anspielungen auf Geislingen, vielleicht auch Ulm finden (so in der Schilderung der bildungsfeindlichen Bewohner, in der Erwähnung eines „gotischen Tempels, dessen Gewölbe von dem Geplörre dickleibichter Pfaffen wiedertönten“)[1], ferner in der „belohnten Wohlweisheit“, einer ebenso kurzen als kecken und kräftigen Satire auf die Hohlheit mancher obrigkeitlichen Köpfe und auf die kleinrepublikanischen Verhältnisse; besonders aber im „Irion“, worin die Schilderung von Irions Los fast wörtlich übereinstimmt mit dem, was Schubart in den Briefen und den Schuldiktaten über seine Arbeit und seine Umgebung sagt. In Nr. 28 (wahrscheinlich vom November 1766) schreibt er auch an Böckh, gegen den er auffallend lang von diesem Werke geschwiegen hatte: „Irion, ach der arme Irion . . . Kennen Sie den ältesten Bruder Ihrer Frau? so kennen Sie auch diesen Unglücklichen.“ — „Die Rache einer Napee“ bekundet Schubarts Freude am Landleben und seinen Sinn für die Natur.

---

[1]) Wenn man in dieser Zauberei liest: „sie schleppten ihn in ein stinkendes Gefängnis, noch heutiges Tages in gesitteteren Staaten der Lohn des Patrioten“, so denkt man an den oben erwähnten Patrioten Moser, der 1759 bis 1764 von Herzog Karl Eugen auf dem Hohentwiel gefangen gehalten wurde, oder auch an Huber, dem dasselbe Los fast gleichzeitig auf dem Asperg blühte, oder an Liscov, der um die gleiche Zeit in sächsischen Gefängnissen schmachtete, unwillkürlich aber auch an das spätere Schicksal des Patrioten Schubart 4 Dichter! Den Despotismus der damaligen Monarchie hat Schubart in diesen Zaubereien, weil von ihm noch nicht berührt, sonst nicht gegeißelt.

Über die Entstehung der Zaubereien sagt er in demselben Brief: „Herr Wieland hat mich ermuntert[1]), in dem weiten Feld der poetischen Fiktion einen Versuch zu thun und ich weiß nicht, durch was für einen Mechanismus der Seele ich auf diese Einkleidung verfiel.“ Wir haben auf den Zusammenhang der Zaubereien mit einem Entwurfe, der eine Verherrlichung des Genies werden sollte, schon oben S. 67 hingewiesen und gesagt, wie es von jener Idee zur Satire auf die bestehenden Verhältnisse nur ein kleiner Schritt gewesen sei. Die „Einkleidung“ dürfte sich dem Dichter auch durch die phantastische Form, in der er schon damals manches Schuldiktat gab, leicht nahe gelegt haben. Eine Erinnerung an Ovids Metamorphosen hat die bestimmtere Fassung erzeugt, wobei sich in denjenigen Verwandlungen, als deren Resultate Felsen und Baumstorzen erscheinen, Eindrücke der Geislinger Landschaft erkennen lassen. Bei der Schöpfung der Satire: Chil und Gonkutsch, bei der Namengebung und in einigen kleineren Zügen war unbedingt Wielands Don Sylvio von entscheidendem Einfluß. Schubart hat später noch öfter in ähnlicher Weise, wenn auch minder herb, Satiren geschrieben; einige Schuldiktate, einige Stücke im N. Rechtschaffenen und in der Chronik (z. B. die Träume) sind verwandte Phantastereien; davon zu schweigen, daß viele andere Satiren aus jener Zeit, z. B. „ein Päckchen Satiren aus Oberdeutschland“, München 1770, oder Herels Satiren s. X. Abschnitt, ganz ähnlichen Charakter tragen.

Die Satire hatte schon in den ersten Jahrzehnten jenes Säculums, in dem sich der Kampf gegen das Alte, Überlebte und für die Selbständigkeit des menschlichen Geistes vollzog, durch Hagedorn und Haller und besonders durch Liscov und Rabener eine hohe Ausbildung erhalten, ist sie doch „die einzige Waffe, die auch dem Schwächeren oder Unterdrückten nicht geraubt werden kann“; auch Wieland bediente sich ihrer im komischen Epos.

Schubart war ein solcher Unterdrückter und darum gebrauchte er sie unendlich oft; doch hat er sie in der Rede besser gehandhabt als in der Schrift. Wie er sie aber auch führte, Glück hat sie ihm nie gebracht, wenn es gleich von den „Zaubereien“ selbst scheint, als ob sie ihm keine besonderen Verlegenheiten bereitet hätten. Über Schubarts Satire sagt der Sohn (Lebensbeschr. III. Tl., am Schluß von V): Weit mehr Verdruß, Feinde und Verfolgungen zog er sich mündlich durch seine Satire zu als schriftlich.

Für die Beurteilung der Zaubereien ist maßgebend geworden, was Schubart in seiner Lebensbeschreibung über sie sagt: „Die Zaubereien, eine unglückliche Nachahmung Ovids, sind ein schwarzes Denkmal eines verdorbenen, mit seinem Zustande unzu-

---

[1]) Wann dies Wieland gethan und ob er es überhaupt gethan, ob also hier Schubart seinem ernsten Schwager gegenüber nicht eine leere Entschuldigung gebraucht, läßt sich nicht sicher entscheiden. Das Schreiben vom 18. Juni 1766 dürfte kaum so ausgelegt werden können!

friedenen Herzens. Daher sind sie voller Ausfälle auf Leute, die besser waren als ich, und voll Murren über meine Situation, die doch Vorbereitung auf eine bessere [!] war. Wieland, dem ich sie dedizierte, merkte es wohl und bestrafte mich deswegen im Ton der menschlichen Schonung, der ihm so eigen ist."

Wie diese vorwiegend moralisch gehaltene Selbstkritik lauten auch zeitgenössische Rezensionen nicht günstig. So sagt die Rezension in der Allgem. Deutschen Bibliothek: X, 1 (1769) S. 234: „Die Zaubereien gefallen uns von seinen drei Schriften [Badekur, Zaubereien, Todesgesänge] am wenigsten, wenn wir die Zueignungsschrift ausnehmen, worin Herr Wieland charakterisiert wird. Die satirische Laune kleidet den Verfasser gar nicht." — Die Erlanger Zeitung äußerte sich nach Schubarts eigenen Worten (Nr. 36) teils anerkennend, teils tadelnd. Im dritten Stück der 1767 von Klotz in Halle gegründeten „Deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften" 1768 wurden die Zaubereien, wie Schubart sagt (Nr. 41), „schrecklich exorziert". Ähnlich schreibt er an Wolbach (5): „Meine Zaubereien haben gewaltig gelitten in der Zensur, indem man Absichten darinnen suchen wollte, an die ich in Ewigkeit nicht gedacht habe." Diese Neigung, in Satiren persönlich Anzügliches zu wittern, charakterisiert das ganze Zeitalter (s. Koberstein V, 534); auch Wieland hatte darunter viel zu leiden; gegen Schubart dürfte eine solche „Empfindsamkeit" übrigens nicht unbegründet gewesen sein.

Eben darin liegt die Bedeutung der Satire. Man hat daher auch dieses Werkchen in neuerer Zeit wieder mehr gewürdigt. Sehr anerkennend hat sich schon Wieland geäußert, der sich sowohl beim Buchhändler bedankt und diesem über den Verfasser schreibt: C'est un homme d'un génie capable de bien des grandes et belles choses, als auch Schubart gegenüber sich folgendermaßen ausspricht:

Biberach, den 1. Oktober 1766.[1])

Sie hätten mich auf keine edlere und angenehmere Art dafür beschämen können, mein wertester Freund, daß ich aus einer Nachlässigkeit, die kaum zu vergeben ist, Ihnen nicht schon längst für die freundschaftliche Mitteilung des Manuskripts Ihrer Zaubereien gedankt, und Sie, wie ich zu thun willens war, aufgemuntert habe, sie dem Publiko nicht vorzuenthalten — als dadurch, daß Sie mir selbige gedruckt zusenden. — Ich erstatte Ihnen also nunmehr auf einmal zweifachen Dank, und sage Ihnen, daß ich die Zaubereien, ihres originellen Schwungs halber, im Manuskript und im Druck mit außerordentlichem Vergnügen gelesen und wieder gelesen habe. [Ganz ebenso hat sich Wieland bei der lobenden Erwähnung der Ode ausgedrückt].

Sie haben ein dezidiertes Talent für die höhere Dichtkunst, mein Freund, und das Herz möchte mir bluten, einen so guten Kopf

---

[1]) Aus Schubarts Vermischten Schriften, Zürich 1812. II, S. 333.

in Umständen zu sehen, welche so übel zu seinen edlen und liebenswürdigen Talenten passen. Warum ist es nicht in meiner Gewalt, Sie hieher zu versetzen? Ich schmeichle mir, daß ein täglicher Umgang zwischen uns, Ihrem Genie und dem meinigen viel Dienste thun würde; aber nachdem ich diesem Wunsche zwanzigmal nachgedacht habe, so find' ich nichts, das wir Ihnen geben könnten, als wieder einen Schuldienst. Die verzweifelten Schuldienste![1]) Wie entsetzlich muß einem Geiste, wie der Ihrige ist, diese sklavische Arbeit sein! Doch was sag ich? ich sehe, daß Ihnen die Arbeit eines Galeerensklaven erträglicher vorkommen muß, da Sie lieber das Rad des Irion wälzen wollten. — Ich kann Sie nicht verdenken, mein liebster Freund; aber wie ist zu helfen? Unsere Fürsten bekümmern sich nichts um die Günstlinge der Musen — Sie haben Pferde, Huren und Jagdhunde zu unterhalten. Wir müssen uns also schon unserem Schicksal unterwerfen. — Sed dantur gradus — wenn wir uns nicht in die Umstände setzen können, die wir uns wünschen, so müssen wir wenigstens trachten, aus zween Übeln das kleinere zu wählen. Melden Sie mir also geradezu, wie hoch Sie Ihre Einkünfte in Geislingen jährlich bringen, und wie viel Zeit Sie Ihrem Amt widmen müssen, damit ich sehen kann, ob Sie sich verbesserten, wenn Sie in dieser kleinen Reichsstadt, worin ich Aktenstaub schlucke, in den nämlichen Ämtern Schulstaub schluckten — mit der Anwartschaft auf das Rektorat, und (wofern Sie predigen) mit der Hoffnung, dereinst in das geistliche Ministerium [= Kirchendienst] zu gelangen. Ich habe keine Ruhe, bis ich durch eine offenherzige Eröffnung über Ihre Umstände in den Stand gesetzt bin, zu sehen, ob ich etwas für Sie thun kann. Ich liebe Sie gar sehr, und möchte mich gerne von ganzem Herzen für Sie interessieren.

Eh und bevor wir über diese Angelegenheiten uns mit einander expliziert haben, werde ich Ihnen wenig oder nichts anders schreiben, und doch muß ich Ihnen sagen, daß ich wünschte, Sie möchten die Zaubereien Ihr letztes in der poetischen Prosa sein lassen. Sie ist zwar originell und vortrefflich, aber wenn man von den Musen und Grazien so geliebt wird wie Sie, und dabei die Sprache so meisterhaft in seiner Gewalt hat, so soll man, meiner Meinung nach, ganz in Versen dichten — und in kurzem wollen wir uns über irgend einen schönen und fruchtbaren Gegenstand für Ihre Muse besprechen.

Inzwischen gehe ich seit geraumer Zeit mit dem Einfall um, eine Wochenschrift mit Ihnen in Gesellschaft zu schreiben[2]). Wir haben ihrer schon mehr als 150 — die meisten sind mittelmäßig oder schlecht; der Jüngling, der mordische Aufseher, und etwa noch der Greis, sind die einzigen

---

[1]) Wieland selbst hatte den Schuldienst kennen gelernt, allerdings von der angenehmen Seite, indem er während seines Aufenthalts in der Schweiz (1752—60) in Zürich und in Bern Hauslehrer gewesen.

[2]) Wieland wurde von Bartholomäi in Ulm um einen „guten, brauchbaren und beständigen Vertrag tribuliert".

guten, die ich kenne, c'est à dire, von deutschen Originalen. Beinahe alle Titel sind erschöpft — aber Stoff ist noch unendlich viel übrig. Schreiben Sie mir Ihre Gedanken hierüber, und machen Sie mir Vorschläge über die besondere Bestimmung, die wir unserer Wochenschrift geben wollten. Ich will schon in der Schweiz einen ehrlichen Mann von Curts Bruderschaft bekommen, der das Buch auf Bedingungen verlegen soll, wodurch Ihre Situation um etwas weniger unangenehm werden könnte, denn Bodmer und Geßner denken sehr gut von Ihrem Genie. —

Adieu für diesmal, mein lieber Freund und Bruder im Apollo. Ich habe sehr, sehr viel zu thun, und muß also abbrechen. Schreiben Sie mir fein oft, fein viel, fein lang. Ihre meisterhaften Briefe machen mir unendlich viel Vergnügen. Apropos ich bedanke mich auch gar schön für die wahre Horazische Ode an den Herrn Caramussal. Sie sagen viel zu viel Gutes von mir, wenn es Ihnen anders Ernst ist — ich bin ein bloßer Dilettante, und mehr nicht. Leben Sie wohl, guter Mann, ich bin von Herzen

Ihr
bester Freund
Wieland.

Schubarts Antwort ist uns nicht erhalten. Was aber die Wochenschrift anbelangt, so hat er zugesagt, wenn er auch seinem Schwager Böckh gegenüber noch thut (Nr. 28, November 1766), als habe er Bedenken.

„Ich rechne es mir zwar zur Ehre, in Gesellschaft eines so berühmten Mannes zu schreiben (denn wenn ich mich schäme, so verberge ich mich in die Falten seines Rockes), aber sollte nicht seine Irreligiosität, die aus allen seinen neueren Schriften hervorbricht, mir in Zukunft an meinem Glück hinderlich sein können? Man könnte just glauben, daß ich das gemacht, was ich nicht gemacht habe. Was thäten Sie in dieser Situation?"

Was Wieland zu seinem Anerbieten veranlaßte, war wohl weniger die Absicht in der Wochenschrift ein eigenes Organ zu bekommen (denn er hat sich hernach kaum viel mit ihr abgegeben) als der menschenfreundliche Wunsch, Schubarts Bestrebungen zu unterstützen und seine Lage zu verbessern. Auch muß ihn Schubarts gewandte Feder überrascht haben. Vielleicht hat noch Schubarts Verleger Bartholomäi bei der Sache mitgewirkt, obwohl der Verlag der Schrift nach Lindau kam.

Zu bemerken ist, daß obiger Brief der letzte von Wieland an Schubart ist, den wir haben. Daher teilen wir hier aus Schubarts Vermischten Schriften II, 310 mit, was Wieland 44 Jahre

später an Schubarts Sohn über seinen Verkehr mit dessen Vater schrieb:

Hochgeschätzter Herr und Freund!

Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen die mir anvertrauten Briefe später als recht ist, zurückschicke. Es trifft sich gerade, daß meine Zeit desto weniger in meiner Gewalt ist, je näher das Stundenglas des Lebens zu Ende läuft.

Der Moment, in welchen die wenigen, zwischen Ihrem seligen Vater und mir gewechselten Briefe fallen, ist beinahe ganz aus meinem Gedächtnis verwischt. Das Lesen dieser Briefe hat indes verschiedene Umstände wieder darin aufgefrischt, hauptsächlich diejenigen, die mein etwas sanguinisches Projekt betreffen, von welchem in den Briefen die Rede ist. In meinem damaligen Alter pflegt man die Schwierigkeiten der Ausführung dessen was man eifrig wünscht, immer für übersteiglicher zu halten, als sie sind. Ihr Herr Vater befand sich damals in dem kleinen ulmischen Landstädtchen, in einer äußerlichen Lage, worin ich mir ihn nicht ohne den lebhaftesten Unmut denken konnte, und ich brannte vor Verlangen, ihn nach Biberach zu versetzen, wo er sich, wenigstens vergleichungsweise, merklich verbessert hätte. Dieses Verlangen war übrigens nichts weniger als uneigennützig! Denn ich stellte mir damals alle Dinge in der Welt noch sehr rosenfarbig vor, und je mehr ich meine Vertraulichkeit mit den Musen vor meinen ehrlichen Biberachern verheimlichen mußte, desto überschwenglicher war das vielseitige Interesse, welches durch den persönlichen und vertrauten Umgang mit einem (wie ich wähnte) ganz gleich mit mir gestimmten Günstling und Priester der Musen und Grazien, in meine geistige und litterarische Existenz kommen müßte. Daß dieses nicht ganz der Fall gewesen sein würde, offenbarte sich mir erst in der Folge, als die Korrespondenz zwischen Ihrem Vater und mir aufhörte. Übrigens standen zwischen meinem Wunsch und dessen Erfüllung nicht geringe Hindernisse, von denen keines der kleinsten war, daß der alte Mann, welchem Schubart succedieren sollte, noch am Leben war. Während der daher entstehenden Verzögerung kamen nach und nach neue Steine des Anstoßes hinzu, zu deren Wegräumung ich zuletzt sogar den Willen verlor, und worüber ich mich nicht wohl näher erklären kann. Genug es stand auf den Tafeln des Schicksals geschrieben, daß Schubart und Wieland nicht beisammen leben sollten, und weil doch what ever is, is right, so muß wohl auch dies das Rechte gewesen sein.

Ob und wieviel Sie in der Biographie Ihres seligen Vaters von dem, was ich hier geschrieben, Gebrauch machen können oder wollen, bleibt Ihnen gänzlich überlassen — ebenso, wie meine alten Briefe an Ihn. Daß sie nicht geschrieben waren, um einmal gedruckt zu erscheinen, fällt in die Augen — in diesem flüchtigen, nachlässigen, ungleichen Stil sind so ziemlich alle Briefe aus der ersten Hälfte meines Lebens geschrieben, und ich habe alles darin gelassen, wie es ist, weil ich in keinem Abschnitt meines Lebens anders oder besser scheinen will als ich war.

Auf die angekündigte Ausgabe der sämtlichen Schriften Ihres verewigten Vaters freue mich, und bitte Sie, mich unter die Subskribenten zu setzen.

Weimar, den 18. November 1810.

Ihr ergebenster Freund und Landsmann
Wieland.

Auffallen muß, daß auch hier der Zeitschrift „Der Neue Rechtschaffene" mit keiner Silbe erwähnt wird.

10. Der Herbst war herangekommen und Schubart fühlte Bedürfnis, sich nach einem so arbeitsreichen Sommerhalbjahr, so gut es ging, zu erholen. Schon im Juli (Nr. 24) sagt er: „Solche Arbeiten, unter dem Druck ermüdender Geschäfte, erschüttern einen Menschen von meiner Natur manchmal sehr heftig." Nach Aalen trieb es ihn wieder einmal, zu den Eltern, von denen er seit 3 Jahren entfernt war. Eine etwa achtstündige Fußwanderung genügt, um aus dem Geislinger Thal über die einförmige Hochfläche des Albuchs hinweg, am Kollmannswald hin[1]) durch ein halbes Dutzend Ortschaften in das Kocherthal und nach Aalen zu gelangen. Aber kaum war Schubart in Aalen angekommen und hatte einige heitere freie Stunden dort verlebt[2]), so verfiel er in eine heftige Krankheit. „Im Jahr 1766, sagt er in seiner Lebensbeschreibung, besuchte ich meine Eltern und eine schwere Krankheit führte mich abermals [d. h. wie schon in Erlangen] dicht an dem Rand des Grabes. Ich ließ mich, so krank ich war, nach Geislingen bringen, und Gott gefiel es, mir durch den schon gepriesenen Arzt Rau meine Gesundheit wieder zu geben." Seine Mutter hatte ihn begleitet.

Über die Krankheit selbst schreibt Schubart 25 Jahre nachher an Posselt (Nr. 305): „Bruder, sei unverzagt! Ich habe 1766 eben diese Krankheit gehabt; mir schwollen die Gelenke an Händen und Füßen; höllischer Schmerz raste in allen meinen Gliedern. Ich brauchte da wenige Mittel, mehrenteils solche, die das artritische Gift von den edleren Teilen entfernt hielten, und als der Kalk der Gicht ausgetobt hatte in den äußeren Gliedern: so genas ich."

---

[1]) In der Chronik 1776 S. 657 läßt Sch. in diesem Wald einen hochpatriotischen Waldbruder Franz hausen.

[2]) In einer solchen examinierte er einen Schüler Böckhs, namens Rieger, s. Nr. 26, über welchen s. Pahls Denkwürdigkeiten S. 7.

In den Briefen, die er kaum genesen schreibt, hat er natürlich seine Krankheit öfters zu erwähnen. So an Böckh (Nr. 26, 21. Oktober).

„Ich habe einen Herbst gehabt, an den ich noch lange denken werde. In einer Zeit, wo ich mir Mühe gab, das Joch meiner Geschäfte ein wenig abzuschütteln, um in den Armen der Ruhe neue Kräfte zu sammeln, werde ich auf die Folter gespannt, muß mit den Empfindungen von einem Schmerz zum andern forteilen, sehe alle Freuden vor mir fliehen, gehe an der Krücke und habe keinen Trost als — meine Thränen. — — Jetzt empfinde ich allmähliche Erleichterung in meinen Gliedern, habe etwas Appetit zum Essen, und komme nach und nach wieder zu Kräften. Gott gebe, daß es auch von Dauer sei; so wünsche ich mir selbsten, weil ich gern lebe. — Ihre Trauben haben in der That auch ihren Anteil an meiner Genesung. Ich habe in 3 Wochen nichts mit einer so lüsternen Begierde genossen als eben diese Trauben.“ (Im gleichen Brief teilt er mit, daß er nunmehr von Wieland dessen Schriften geschenkt bekomme; Wieland sei ein ganz anderer Kenner der Alten als Haug, dessen Briefe die Mühe des Dechiffrierens kaum verlohnen. „Haug glitscht über die bloße Glasur der Wissenschaften hinweg, weiß sich aber dadurch in dem Ruf eines Gelehrten zu erhalten, daß er manchmal Funken von Genie von sich aussprühen läßt.“)

An den gleichen Haug dichtet er jedoch schon am 25. Okt. (Nr. 27) eine Ode (s. Anhang VII) über den Kontrast ihrer beiderseitigen Lage. Die „finstere Koloratur“ derselben rechtfertigt er folgendermaßen:

„Meine Krankheit, die mich schon vor die Thore des Todes geführt hat, und die nun schon in die 4. Woche, wiewohl mit einem guten Anscheine der Besserung fortdauert, hat einen solchen Eindruck auf mein Temperament gemacht, daß ich, wie ein Käuzlein in verwüsteten Stätten, nur immer klagen und Töne der Wehmut und des Schmerzens in die Mitternacht ausheulen möchte.“ Daß Sch. aber den Mut nicht verloren, zeigt folgende Stelle: „Soll ich mir meines Mißgeschicks halber die Haare aus dem Kopfe raufen? Soll ich es thun, liebster Freund? Nein, ich thue es nicht; Sie möchten mir sonst wie Byron seinem Könige zurufen: Hilft denn eine Glatze für die Betrübnis?“

Und an Wolbach den 16. Oktober 1766 (Br. 5):

„Mein Herr und Freund,

Sie sind mir ein rechter Freund! Sterben ließen Sie mich, ohne einmal nach mir zu fragen, ohne an mich zu schreiben, ohne mir was Schönes vorzusagen und einen Versuch zu machen, ob Sie den entfliehenden Geist wenigstens nicht noch einige Minuten aufzuhalten vermöchten. Aber er mag sterben, rufen Sie mit der gleichgültigen Miene einer jungen Frau, die auf ihren kranken,

alten und reichen Mann mit fröhlicher Wehmut herabblickt. Vielleicht hätten Sie mir gar die altdeutsche Grabschrift nachgeschickt:

Hier liegt Herr Schubart Lobesan	Drum ruht er hier im pace;
Ach Gott! das war ein guter Mann.	Macht auch manch schönes Carmen,
Er lehrt die Buben das A B C,	Gott wird sich seiner Seel' erbarmen."

Die Schule hatte Schubart auf längere Zeit seinem Bruder Jakob übertragen, s. Anhang I, 5, so daß der Dichter zum erstenmale, soweit es sein Zustand erlaubte, einige Zeit lang ununterbrochen sich der Poesie widmen konnte. In dieser Ruhezeit dürfte er die meisten seiner „Todesgesänge" gedichtet haben, von denen wir im V. Abschnitt reden werden.

11. Ende November oder im Dezember hat Schubart eine Ode auf den Tod des „großen Abbt" verfertigt, s. Anh. VIII, eines durch theologische, philosophische, historische und kritische Werke bedeutenden Schriftstellers, welcher, gebürtig aus Ulm (1738), in Halle, Frankfurt a/O. und Rinteln Professor gewesen und noch nicht ganz 28 Jahre alt am 3. November 1766 in Bückeburg als Hofrat gestorben war[1]). Die Ode ist an den Vater gerichtet, der ein wohlhabender Perruquier in Ulm war, verwandt mit den von dort stammenden Miller.

Was Schubart zuerst, etwa 3 Jahre zuvor, auf Abbt aufmerksam gemacht hatte, waren dessen Beiträge zu den „Briefen, die neueste Litteratur betreffend", s. S. 45, an denen seit 1760 hauptsächlich Nikolai und Moses Mendelssohn und (an Stelle Lessings) eben Abbt arbeitete. Schubart hat mit dem fast gleichaltrigen Abbt mehreres gemein: liberalen religiösen Standpunkt und Eifer für die Ausbreitung der Wissenschaften, patriotische Wärme und Begeisterung für Friedrich den Großen, schöpferische Sprachgewalt und kritische Gewandtheit, lebhafte Empfindung und derbe Natur, namentlich aber Vielseitigkeit der Anlagen und Streben nach möglichst reicher und freier Bethätigung derselben und nach Popularität. Doch war Abbt der fleißigere, energischere Arbeiter, der tiefere Forscher und der glücklichere Mensch; Schubart übertraf ihn durch Witz und wirkliche Volkstümlichkeit. Beide suchten lange eine freiere Stellung, um nach Kräften wirken zu können; der eine fand sie früh als Rat eines Fürsten, der andere erst spät als Journalist.

---

[1]) Über ihn s. Pentzhorn, Thomas Abbt, Inauguraldissertation, Berlin 1884 und besonders Weyermann, Nachrichten I, S. 1—11 mit übersichtlicher Angabe der Schriften und vieler Quellen.

Die häufige Beschäftigung Schubarts mit Abbt in den Jahren 1763 bis 1766 zeigt, wie aufmerksam Schubart das ganze litterarische Leben Deutschlands und die Entwicklung einzelner Männer verfolgte, weswegen wir hier des näheren darauf eingehen.

Erstmals erwähnt Schubart den Namen Abbts in einem Briefe an Böckh vom Herbst 1763 (Nr. 9). „Übrigens glauben Sie ja nicht, daß die Verfasser der Briefe 2c. so schlechte Männer sind. Herr Haug hat es mir gesagt, daß der Professor Abbt, ein geborener Ulmer und nunmehriger öffentlicher Lehrer an der Ritterakademie zu Berlin, sein Rezensent sei." Damals, 1763, war übrigens Abbt, der sich nur vorübergehend vom Mai bis Oktober 1761 als Privatmann in Berlin aufhielt, längst Professor in Rinteln. In Litt.Br. XIV hatte Abbt (sein Buchstabe war B.) über Haugs Abhandlung, „Zustand der schönen Wissenschaften in Schwaben" eine Rezension gebracht, die nach dem gleichen Briefe Schubarts, trotz mancher Ausstellung, die Abbt machte, auch Haugs Billigung gefunden hatte. Abbts Sprache und Stil hatte in den Jahren 1761—64 unter dem Einfluß der Lektüre von Shaftesbury und Tacitus, infolge des Strebens nach Originalität und eines oft übertriebenen Sprachreinigungs- und Sprachschöpfungstriebs eine merkwürdige Gestalt angenommen („unerhört, dunkel, affektiert", sagt Mendelssohn). Mit Recht zählt daher Schubart in dem ersten Brief an Wieland (Nr. 11, 20. Juni 1764) „den Landsmann Abbt" zu den Schriftstellern, die mit dem „so sehr angepriesenen körnigten Stil" „nicht anders als durch ein Sprachrohr mit uns reden wollen".

In Nr. 15 schreibt er: „Abbt (und ein gewisser Weiße) machen anjetzt großes Aufsehen. Kühn, neu, voll wahren Geschmackes, drängen sie sich hervor — und man bemerkt sie — man muß sie bemerken. Die Briefe über die neueste Litteratur werden mit 24 Teilen geschlossen, und in der allgemeinen deutschen Bibliothek fortgesetzt." — Auch an dieser Bibliothek beteiligte sich Abbt. Mit großem Widerwillen und nur seinem Vetter, Dr. Miller in Halle, zu lieb, arbeitete er 1766 den Anfang einer Weltgeschichte aus, von der nur der 1. Band erschien. Hierüber urteilt Schubart in Nr. 21 (6. Juni 1766): „Herr Abbt, ein expatriierter Landsmann von uns [Schubart legt auf die Landsmannschaft wiederholt großes Gewicht], bringt die allgemeine Weltgeschichte in Auszug, und zwar mit gutem Glück. Nur sind seine Schilderungen zuweilen wie die chinesischen Gemälde zu glänzend im Kolorit und es fehlt ihm die Kunst, seine Zeichnungen in Schatten zu setzen." Die Arbeit Abbts sollte übrigens kein gewöhnliches Exzerpt, sondern: „ein Auszug aus dem großen Werk der Welthistorie sein". Daher verbessert sich Schubart in Nr. 22 richtig: „Abbts Historie ist kein Auszug, sondern ein Original. Nur vermisse ich das clair-obscur in seinen Gemälden ... Herr Abbt läßt sich's zu sehr merken, daß er schön schreiben will, wie der Redner, der mit fliegendem Mantel, vorgedrücktem Bauche und steifem Unterkinn dasteht, dreimal räuspert und aus allen Anstalten zeigt, daß er schön reden will. Die naive Stellung eines ungekünstelten Redners,

die unschuldige Miene eines Gellert, die nichts sucht und doch alles findet, der kunstlose und so sehr gefallende Stil eines Griechen haben weit mehr Wirkung als der Schöndenker hervorbringt, der es unter so pretiösen Anstalten merken läßt, daß er schön denken will." Von anderen Werken Abbts, darunter einer Übersetzung von Sallusts Katilina, ferner den zwei bedeutendsten Schriften „vom Tod fürs Vaterland" und „vom Verdienste" spricht Schubart in seinen späteren Briefen und in dem Gedicht auf Abbts Tod. So war er denn — wohl auch durch seine Beziehungen zu Ulm und Ulmer Gelehrten — über Abbt vollständig unterrichtet; auch die zwei Nachrufe auf Abbt entgingen ihm nicht: Abbts Ehrengedächtnis von Nicolai (Nr. 36) und Herders Torso des HE. Abbt (Nr. 45). Nach der Lektüre der Nicolaischen Schrift schreibt er an Böckh (Nr. 36): „O, l. Schwager, was für einen Mann hat die Welt verloren: Einen Weisen, ein Genie, einen Geist, der zwischen Unglauben und Aberglauben den schmalen Mittelweg fand, einen Originalschriftsteller und ein von Wohlwollen und warmer Menschenliebe durchdrungenes Herz! — O ruhe sanft, Abbt, unter deinem Marmor, seufzte ich am Ende seines Lebenslaufes, und vergoß wollüstige Thränen über das Glück, drüben über den Gräbern Weise, Christen und empfindende Seelen zu wissen, in deren Umgang auch ich glücklich sein und in ihrer [!] Umarmung bei dem Anblick des Ewig-Guten und Schönen meinen alten Kummer vergessen werde. —"

Schubart hatte jedenfalls die Gelegenheit nicht versäumt, sich mit dem Vater dieses bedeutenden Mannes persönlich bekannt zu machen und so ist es nur selbstverständlich, daß er ihm ein Gedicht auf den Tod seines einzigen, seines großen Sohnes sandte.

Das Gedicht hat schon Pentzhorn in seiner Dissertation S. 94—99 veröffentlicht. Die „süddeutsche Bibliothek", auf welcher Wohlwill sie gefunden hatte, ist die Stadtbibliothek von Ulm (4618. 4. V. a. 2).

Das Gedicht hat den großen Fehler, daß es für eine Anrede an den betrübten Vater zu lang und zu kalt und für einen Päan auf Abbt zu leer und zu allegorisch ist. Nirgends zeigt sich mehr als hier, wie die damalige Odenpoesie trotz des Aufwands größter Emphase, trotz des Aufgebots von Himmel und Erde und allem, was dazwischen ist, trotz der besten Absicht und des größten Fleißes des Dichters, trotz mancher Schönheit nichts war als Stelzenpoesie, die um so hinfälliger sein und um so abschreckender wirken muß, je mehr der Dichter seine Stelzen zu Gigantenschritten gebraucht. Der Vater — das ist kurz der Inhalt der Ode — hört drei vernichtende Donner: dein Sohn ist tot, dein einziger Sohn ist tot, dein großer Sohn ist tot! Zu ihm tritt der trauernde Dichter und

besingt des Toten wunderbare Entwicklung und Lebensgestaltung und seine Erhebung in den Himmel. Mit Adlersflügeln will der Dichter sich dorthin emporschwingen, aber des Entschlafenen Geist steigt selbst hernieder, um den Vater unsichtbar zu trösten und vollbringt dies, so daß der Vater jetzt wieder Thränen zu vergießen vermag. — Wir wollen uns an den Fehlern der buntscheckigen Dichtung nicht aufhalten und als Vorzüge derselben nur hervorheben, daß die Kernpunkte von Abbts wissenschaftlicher Bedeutung richtig hervorgehoben sind und von seinem Hauptwerk „vom Verdienst" ein wirklich schöner Übergang zu seinem Tod hergestellt ist. Dieser Schluß erinnert sehr an die Himmelsszenen Klopstocks, so namentlich die Stelle von der Umwandlung der Menschen in das überirdische Wesen, das nun einen Einblick in der Schöpfung großen Plan bekommt und höhere Erkenntnis aussprechend, selbst im Himmel noch bewundert wird, zugleich ein Ausdruck jenes theosophischen Gedankens, der den Dichter durch sein ganzes Leben begleitet, dem wir schon im Gedicht auf seines Großvaters Tod, sodann in dem Gedicht auf Mendelssohn (Reklam S. 381) begegnen und der in einem andern, dem „Blick ins All", eine großartige Behandlung gefunden hat.

Wohlwill urteilt über das Gedicht (Archiv VI, 361): „In der Ode auf Abbt entschädigen einige Strophen, in welchen die Entwicklung und die Verdienste des Besungenen in kräftigen urcharakteristischen Zügen hervorgehoben werden, für die Gespreiztheit und Gehaltlosigkeit des übrigen." — Pentzhorn findet die Ode poetisch nahezu wertlos, doch mit charakteristischen Eigentümlichkeiten.

Nie wird über die Ode etwas gesagt werden, ohne daß zugleich Herders Kritik erwähnt wird. Herder hat in der anonymen Schrift „Torso" (Berl. 1768), die weniger eine Abhandlung über Abbt und seine Thätigkeit, als eine Charakteristik Herders selbst ist — einer Schrift, welche übrigens Schubart „mit großem Vergnügen gelesen" (Nr. 45) —, über diese Ode sich folgendermaßen geäußert: „Aber von welchem Kontrast wird mein Auge bestürmt, wenn ich auf einmal eine Präfica gewahr werde, die in dem Leichenzuge mithinkt! Ja leider! da steht sie! buchstabieret dem Vater des Verstorbenen die Worte: Dein — einz—ger — Sohn ist tot! in drei herzbrechenden Strophen voll würgender Donner vor: in drei andern bestürmen Blitz und Feuer und Geheul und Donner und Geräusch und Flammen unser Ohr; bis wir darauf die Lebensumstände des Toten Stück vor Stück in Strophen verteilt in einer rasenden Sprache voll poetischen Unsinns altweiberisch hergezählt sehen. Unter uns wird

diesen schreienden Thersites seine gute Absicht entschuldigen; aber unter den Griechen würde ihn die Strafe derer treffen, die die Toten geschmähet."

Hauff bemerkt S. 66: „Möglich, daß diese Rezension den Dichter bewog, das Gedicht von der Sammlung seiner Poesieen [1785] auszuschließen." Übrigens nennt Schubart dasselbe noch in seiner Chronik 1774 S. 192 in einer Buchhändlersanzeige seiner Werke.

12. Vom Spätherbst und dem Ende des Jahres 1766 mögen aus Schubarts Leben folgende kleinere Ereignisse erwähnt sein:

a) Ein kurzes (oder ganz vereiteltes?) Zusammentreffen mit Haug.

„Ich feire (schreibt er in Nr. 27) einen Festtag, so oft ich einen Mann von Geschmack in meiner Hütte sehe. Er ist für mich ein Blitz in der Mitternacht, die so schwer, so furchtbar schwer auf dem Lande der Barbarei liegt. Ein solcher Blitz für mich sind Sie. — Sie fahren an meiner Gegend vorüber, und eh ich noch sagen kann: Hier ist Er! so sind sie schon weg. — Aber so grausam ist mein Schicksal! Berge und Flüsse trennen mich von allen die ich liebe. Biberach, Eßlingen, Magstatt, lauter Örter, die man in einem Tag erreichen kann, aber zu meiner Qual habe ich — weder Muße noch Geld."

b) Die Möglichkeit eines Tausches von Geislingen mit Aalen (Nr. 27).

„Wenn ich wollte, so könnte ich jetzo den Ort, aber nicht mein Unglück verändern. In Aalen braucht man einen Präzeptor, der, wie Rabeners Hofmeister, für nichts — alles können soll. Aber ich mag diese Stelle nicht, ich würde doch dabei nichts als den Esel verändern. Von einem Esel auf den andern, das ist das Schicksal eines Troßbuben, und zudem mag ich nicht einem hochedlen und hochweisen Magistrate dienen, der aus 12 Bauernkerlen besteht, die mit Mistgabeln in den Händen über das jetzige europäische Staatensystem urteilen. Sagen Sie mir, wie kann sich ein Kopf in Schwaben auszeichnen, der entweder Bauern katechisieren [Haug], Aktenstaub verschlucken [Wieland], Uringläser beschauen [Dr. Rau?] oder Hunger leiden [Schubart] muß?"

c) Eine Aufbesserung in Geislingen, um die Schubart beim Obervogt schon im September eingekommen war, nun aber nach seiner Krankheit, infolge der er auch seinem Bruder eine Entschädigung fürs Schulhalten zukommen lassen mußte, aufs neue gebeten hatte. Es wurde ihm eine Entschädigung für seinen Bruder aus der Almosenpflege zugewiesen, außerdem aber in der Gerichtssitzung vom 26. Oktober, s. Anhang I, 5 eine persönliche Zulage von 28 fl. dekretiert, worin wir gewiß auch ein Zeichen seiner Beliebtheit sehen dürfen.

d) Zwei familiäre Vorkommnisse erwähnt Schubart in seinen Briefen. Der biedere Bruder Jakob, der schon lange bei ihm weilte, hatte endlich eine Anstellung gefunden und kam, wohl anfangs Dezember, als Provisor der deutschen und lateinischen Schule nach Aalen; mit Recht äußert sich Böckh hierüber in einem Briefe an Jakob (Strauß, Nachlese):

„Unser lieber Herr Präzeptor in Geislingen dauert mich, daß er sie verloren hat. Einsam und ohne Gesellen wird er nun seine mühsamen Tage fortseufzen und seine Zijim und Oihim auf verdrießlichen Wüsteneien herumtreiben müssen. Ach wenn der gute Mann nur nicht beweibt wäre, so ließe sich alles aus ihm machen. Doch facta infecta fieri nequeunt. Es ist nun so. Bleiben sie unbeweibt, so lang sie können." [Jakob blieb es, obwohl er nach einem derben Scherz Schubarts in Nr. 28 (Schluß) große Heiratslust gezeigt hatte.]

Ein Besuch, den der jüngste Bruder Konrad, der sich der Schreiberei gewidmet, im Dezember in Geislingen abstattete (Nr. 28), war nur ein vorübergehender Ersatz für diesen Verlust.

Am Ende dieses Abschnittes dürfte es angezeigt sein, einen Rückblick auf die ersten drei Jahre von Schubarts Aufenthalt in Geislingen zu werfen.

Im ersten Jahr hat Schubart trotz seiner Anstellung und Verheiratung sein burschikoses Leben fortgesetzt, durch sein unvorsichtiges Benehmen und seine Unzufriedenheit in Haus, Amt und Gemeinde, wohl auch infolge mangelnder Erfahrung große Fehler begangen; weder auf seine Stellung im Amt noch auf seinen Ehestand vorbereitet und infolge seines sanguinischen Temperaments zu rasch entmutigt, namentlich aber einen richtigen Freund schmerzlich entbehrend, mußte er sich unglücklich fühlen und in Exzesse geraten, so daß eine Katastrophe unausbleiblich war. Im zweiten Jahr hat er sich in allem besser gehalten; er hat sich gefaßt, hat tüchtig gearbeitet und einen kräftigen Anlauf genommen, sich litterarisch auszuzeichnen; wenn er mit seiner ungünstigen Stellung unzufrieden blieb, so ist ihm dies nicht zu verargen. Im dritten hat er äußerst angestrengt, fast leidenschaftlich, daher mannigfach oberflächlich und nach Stoff und Inhalt mangelhaft produziert; sein häusliches Leben

hat sich freundlicher, wenn auch nicht tadellos gestaltet; seiner äußeren Stellung suchte er nach Kräften aufzuhelfen, doch mit wenig Erfolg. Sein Verhältnis zur Bürgerschaft hat sich gebessert. Seine sittliche Führung und seine Stellung zur Religion scheint keine auffallenden Mängel aufzuweisen. Die eingetretene Krankheit mochte ihn gemahnen, in Anspannung seiner geistigen und körperlichen Kräfte mehr Vorsicht anzuwenden. Betreffs seines Fortkommens sieht er sich von nirgends her unterstützt und ganz auf sich angewiesen. Die Behörde in Ulm hat von Anfang an einiges Mißtrauen gegen ihn.

So hat Schubart schon mehr als 3 Jahre in Geislingen verbracht, eine lange Zeit voll wechselnder, doch allmählich und im allgemeinen sich aufheiternder Stimmung. Noch einmal 3 Jahre sollten ihm dort zugemessen sein. Schlimme Erfahrungen und düstere Stunden dürften ihm noch manche bevorstehen. Doch lesen wir nicht ungerne den Schluß des letzten Briefes vom Jahr 1766 (Nr. 28), worin er über seine Stimmung an Böckh schreibt:

Ich bin wieder gesund — wünsche oft bei Ihnen zu sein — lese und schreibe — bin manchmal lustig, manchmal traurig — beschäftige mich zuweilen mit meiner Frau — lache gerne über die Narren — habe mir ein Pelzkamisol machen lassen — sehe bleich aus — trinke gern Wein — und bin immer

Dero aufrichtiger Schwager

Schubart.

V. Abschnitt.

Das Jahr 1767.

1. Die Todesgesänge.

Das erste Ereignis im neuen Jahr war, wie oben erwähnt, ein litterarisches. Schon im Februar, s. Nr. 29 an Haug[1]), erschienen die „Todesgesänge“, „An ein Hochwürdiges und Hochgelehrtes

[1]) Haug war am 1. Dez. 1766 als tit. Professor nach Ludwigsburg berufen worden und wurde dort von Herzog Karl mit Privataufträgen beschäftigt.

Ministerium in Ulm" gerichtet, welchem ein einleitendes Gedicht gewidmet ist. In demselben preist er das Amt der Geistlichen und die Macht ihrer Predigt und ihrer Lehren; vor diesen neigt die Muse sich tief und lauschet; doch wagt es der Dichter in jene Lehren sein Lied vom Tod einklingen zu lassen. In der kurzen Vorrede (datiert „am Ende des Jahres 1766") sagt er, indem er die besten Verfasser geistlicher Lieder nennt, er habe sich bemüht, Gellert, Cramer, Klopstock nachzuahmen.

„Der stolze Gedanke — einst wird eine ganze Gemeinde, vor Gott im Tempel versammelt, deine Lieder mit lauter Stimme und rot vor Andacht[1]), zum Himmel hinaufsingen und Scharen Sterblicher werden durch einen Gedanken aus irgend einem Liede von dir gestärkt, mit Freudigkeit sterben; dieser Gedanke, der Davide erwecken sollte, und — sie nicht erweckt, hat wenig Anteil an der Herausgabe dieser Gesänge!

In der Lebensbeschreibung äußert sich Schubart, anknüpfend an seine überstandene Krankheit: „Diese Genesung, und meine öfteren Dienste auf dem Gottesacker, wo ich sehr viele Parentationen halten mußte, ermunterten mich, Todesgesänge zu schreiben. Ich that es mit meiner gewöhnlichen leidigen Eilfertigkeit, und gab sie 1767 heraus. Sie wurden größtenteils gut aufgenommen, zum Teil in Liedersammlungen eingerückt, auch von gemeinen Leuten gelesen und mehrmalen aufgelegt. Da ich seit diesem einsehen gelernt habe, daß es nicht so leicht sei, ein geistliches Lied zu machen — selbst die wenigen Muster bezeugen es, die wir haben; Luther und Klopstock haben kaum paar gute Nachfolger gefunden —, so sah ich gar wohl, daß meinen Todesgesängen zwei Haupteigenschaften fehlten — Einfalt und Salbung. Auch die sorgfältigste Auffassung würde ihnen dieses Verdienst kaum mehr geben können, ohnerachtet ich mir im Kerker oft gewünscht habe, dieses Geschäft unternehmen zu dürfen. Indessen stiftete ich doch mit dieser Arbeit das meiste Gute, und ich habe also Ursache, auch am meisten mit ihr zufrieden zu sein."

Die Todesgesänge sind also nach Entstehung und Bestimmung rein „geistliche" Lieder. Schubarts Lyrik bewegte sich nur zwischen Ode und Kirchenlied; dem einfachen, natürlichen Stimmungsgedicht, dem Lied, das er nur in der tändelnden, erotischen oder anakreontischen Poesie kannte und dort nicht gelten lassen wollte, hielt er sich fast ängstlich fern, obwohl die wenigen Gedichte, die er in dieser Art machte, beweisen, daß er auf diesem Gebiet Hübsches

---

[1]) Dies merkwürdige Bild auch im einleitenden Gedicht: Die Muse lauschet mit feuerrotem Gesicht.

zu leisten im stande war, sobald er sich über das Triviale und die Stegreifdichtung erheben wollte.

Geistliche Lieder hatte Schubart schon vor den Todesgesängen eine Menge gedichtet, wie er mehrfach, auch im Anhang zu den Todesgesängen sagt. — Über den Begriff, den er vom geistlichen Lied hat, schreibt er an Böckh (Nr. 28, vom November 1766):

„Es soll Andacht und zwar unaffektierte Andacht, ein simpler schriftmäßiger Ausdruck, und das Mechanische der Poesie darin herrschen. Kurz, die Matrone im Spital soll es mit eben der Rührung lesen und singen können, als es der Gelehrte liest und singt. Ich habe schon verschiedene Kirchenlieder gemacht, die allenthalben in Abschriften herumlaufen und mit Erbauung benutzt werden. Vielleicht werde ich sie sammeln und sie dem Druck überlassen. Der Gedanke: nach deinem Tode wird eine ganze Gemeinde mit andächtiger Feier ein Lied von dir zum Himmel hinaufsingen — ergreift mich oft so, daß ich den Horaz laufen lasse und auf die Harfe Davids horche."

Die Sätze zeigen so recht die Schubartische Mischung von Litteraten-Ehrgeiz und religiöser Neigung, zugleich aber seine bald so bald anders sich äußernde Redseligkeit: denn in der oben mitgeteilten Vorrede sagt er vom gleichen Gedanken, dieser habe wenig Anteil an der Herausgabe der Todesgesänge.

Über Beurteilung und Aufnahme, die diese Gedichtsammlung damals gefunden, erfahren wir verschiedenes:

Schubart, der von seinen Todesgesängen weitaus die meisten in die von ihm selbst veranstaltete Sammlung seiner Gedichte im Jahre 1785 aufgenommen[1]), sagt dort in der Vorrede: „Da meine Todesgesänge von mir in der brausenden Jugend niedergeschrieben wurden, so mußten wohl die frommen Empfindungen, die sanften, himmelahnenden Christengefühle unter einer Lava poetischer Floskeln nicht selten ersticken. Und doch sind diese Lieder nicht ohne Segen geblieben. Man hat einige davon in ansehnliche Liedersammlungen eingerückt, und Männer von Geschmack haben sie ihres Beifalls und ihrer Revision gewürdiget. Ich habe also ihre Verbesserung um so williger übernommen, als es uns noch immer an einem Vorrate guter, auf gewisse individuelle Umstände gerichteter Sterbelieder fehlt. Wenigstens sollen sie einige Lücken füllen."

In der That scheinen diese Lieder da und dort günstige Aufnahme gefunden zu haben. Die Rezension in der Allgemeinen deutschen Bibliothek 1769 (s. S. 79) beginnt mit einer Anerkennung:

„Herr S. ist nicht ohne poetisches Genie, und nicht unglücklich in seiner Versifikation; nur muß er etwas langsamer werden, denn der Todesgesänge hat er uns auf einmal zu viel geliefert. Daher der ungleichförmige, oft matte, oft gezwungene, oft gemeine und niedrige Ausdruck in denselben unter anderen Stellen, die wirklich einige Schönheiten

[1]) S. die Zusammenstellung im Anhang IX.

haben." (Hierauf die Stelle über die Badkur s. S. 69 und über die Zaubereien (s. S. 79.)

Ungnädiger werden die Todesgesänge in derselben Bibliothek ein Jahr später (1770) von O. (Heyne) behandelt XII, 2. S. 214. Es wird zunächst die Vorrede verhöhnt, „der Verfasser spricht: weiter sage er nichts. — Wir auch nicht, außer das einzige, daß vielleicht der gemeine Mann eben nicht alles darin verstehen wird." Dann folgen einige Proben: Vers 6 der „Todesgedanken im Frühling", V. 1, 6 und 8 von „Golgatha", V. 1 und 10 von „an einem Kommuniontage", V. 2 „der Todesgedanken am Geburtstage", welche alle lächerlich gemacht werden; im letzten Fall ganz mit Unrecht.

Über „Gethsemane" heißt es: „Dieser Gesang ist aus Herrn Ramlers Tode Jesu zusammengestoppelt. Wir wollen doch einige Stellen aus beiden neben einander hersetzen.

Ramler.	Schubart.
Gethsemane! Gethsemane! Wen hören deine Mauern So bange, so verlassen trauern? Wer ist der peinlich langsam Sterbende?	Wer ist der große Sterbende Der droben in Gethsemane In schauervoller Einsamkeit So müde, so verlassen schreit?
Ramler.	**Schubart.**
In jeder Ader wühlet Ein Dolch.	In jeder Ader wühlet Tod.
Ramler.	**Schubart.**
Auf ihm liegt die Hölle ganz.	Auf seinem Rücken liegt ganz Des Richters Zorn, Die Hölle ganz.
Ramler.	**Schubart.**
Ein Schweiß rollt purpurrot Die Schläf' herab.	Schau auf! doch zeige mir nur nicht Die Miene von dem Weltgericht. Im Blutschweiß lieg ich arm und bloß, Der dir von deinen Schläfen floß.

So dichtet der Mann, der sich's hat einfallen lassen, unsern großen Dichtern nachzuklimmen [Anspielung auf die Vorrede], ohne doch die Kräfte dazu zu haben." —

Diese Ähnlichkeiten brauchen nicht als Plagiat angesehen zu werden, vollends nicht bei solchem Thema. Schubart scheint seinen pathetischen Stil weniger erborgt als selbst gebildet zu haben. Anlehnungen an Young und Klopstock giebt er selbst zu und von seinem Standpunkt aus hatte sogar eine Entlehnung etwas Verdienstliches.

Sehr günstig lautet das Urteil der Leipziger gelehrten Zeitungen (Neue Zeitungen von Gelehrten Sachen auf das Jahr) 1767.

„Ulm. Bei A. Fr. Bartholomäi sind herausgekommen: Todesgesänge, von Christian Friedrich Daniel Schubart: 1767. 400 Seiten in 12. Große

Muster bringen nach und nach glückliche Nachahmungen hervor. Von den schönen geistlichen Gesängen, welche wir seit einiger Zeit in unserer Kirche erhalten haben, aufgemuntert, hat Herr S. eine Neigung und Fähigkeit gefühlt, die Empfindungen der Sterblichkeit, wie sie einem Christen anständig sind, und die weise Vorbereitung zum Tode, in Gesängen auszudrücken. Die ganze Sammlung zeigt, daß er sich nicht gezwungen habe, Gesinnungen und Bilder abzuschildern, die er selbst nicht fühlte; sondern daß sein Herz seine Einbildungskraft belebt, und eine gewisse natürliche Leichtigkeit zum Dichten dadurch in Bewegung gesetzt worden sey. Es ist aber auch nicht bloß diese Leichtigkeit, welche an seinen Gesängen gefällt, sondern zugleich ein Reichtum von lebhaften und rührenden Vorstellungen, eine Mannigfaltigkeit der Betrachtungen des Todes von allen seinen Seiten, vielerlei Stellungen, in welchen sich der Christ dabei befindet, ein den Lehren der heil. Schrift gemäßer, und doch bis auf einige Kleinigkeiten, welche leicht verbessert werden können, poetischer Ausdruck. Wir zweifeln daher nicht, man werde diese Gesänge mit Erbauung lesen. Wir wollen nur eine kleine Probe aus dem Gesange: Der Tod einer jungen Christin, von S. 160 fg. hersetzen: — — —

Eine so schöne Anlage zum geistlichen Dichter, die auch größtenteils schon so viele Reife erlangt hat, verdient gestärkt, und durch eine genaue Durchsicht dieser Gesänge noch gemeinnütziger gemacht zu werden."

Über eine weitere Rezension schreibt Schubart selbst in Nr. 43: „Im dritten Stück der Geißel [einer Altonaer Schrift] haben meine Lieder die Ehre oder Schande gelobt, entschuldigt, gerettet, hochgepriesen zu werden."

Von neueren Kritiken heben wir aus dem, was Strauß in der Schlußbetrachtung über Schubarts religiöse Dichtung im allgemeinen sagt, das hieher Gehörige heraus:

„Besonders ausgiebig müssen für Schubarts Poesie die religiösen Gefühle und Stimmungen gewesen, da ja seine geistlichen Gedichte die Hälfte seiner Sammlung ausmachen. Diese Abteilung seiner Gedichte in geistliche und weltliche (oder vermischte) ist zwar höchst altmodisch, aber für Schubart höchst bezeichnend. — — In Schubarts geistlichen Liedern unterscheiden sich übrigens diejenigen, welche einer beziehungsweise natürlichen Religion angehören, noch merklich zu ihrem Vorteile von den eigentlich dogmatischen. Das Vertrauen auf ein höheres Waltende, in dessen Schoße unser Einzelleben und Geschick ruht, ist nicht selten schön und wohlthuend; auch seine Selbstanklagen sind ergreifend; die Freude über die geglaubte Entsündigung innig — — — alles aus dem Grund, weil es hier der Dichter durchaus mit sich selbst, seinen eigensten Empfindungen und Zuständen zu thun hat. Sobald es in das Dogmatische, in das weitschichtige Gebiet der Vorstellungen über die Person Christi und die Erlösung hinübergeht, begegnet uns immer mehr Frostiges, statt der Empfindung nicht selten Phrase, welche in den noch von Geislingen herrührenden Sterbeliedern oft in den küsterartigen Ton herabsinkt."

An das in der Lebensbeschreibung s. o. S. 92 ausgesprochene Bekenntnis von der Eilfertigkeit anknüpfend giebt Wohlwill im Archiv VI, 359 folgende Charakteristik der Todesgesänge:

„Dieselben sind daher von sehr verschiedenem poetischem Wert. Doch wird das scheinbar wenig ergiebige Thema, das bald an biblische Sprüche und Erzählungen sich anlehnende, bald durch den Klang der Totenglocke, den Anblick eines Kirchhofs, das plötzliche Hinscheiden eines Kindes, eines Jünglings oder Greisen dem Dichter ins Bewußtsein gerufene Memento mori in den mannigfaltigsten Variationen vorgeführt. In dem Lied „auf die Leiche eines Regenten" wird dasselbe Motiv behandelt, wie später [1780 oder 1781] in der „Fürstengruft"; freilich sind in dem früheren Gedichte die Farben sehr viel milder, auch wird das Idealbild des guten Herrschers kräftiger hervorgehoben, während der furchtbaren Verantwortung, die den pflichtvergessenen Tyrannen im Tode erwartet, nur andeutungsweise Erwähnung geschieht. Einige der Todesgesänge, wie z. B. „das jüngste Gericht", erregen unsere Bewunderung gleichmäßig durch den Schwung der Phantasie und die Kraft der Darstellung; in anderen fehlt jegliche Originalität, und der Ausdruck wird häufig matt, alltäglich, hie und da selbst geschmacklos.

Für den Gesang in der Gemeinde möchten sich die wenigsten jener Lieder geeignet haben. Denn der Wert gerade der besseren unter ihnen beruht darauf, daß sie aus den individuellsten Empfindungen und Gemütsbewegungen des Dichters hervorgegangen sind. Sie gewähren uns daher mehrfach einen tieferen Einblick in das Seelenleben desselben. Wir sehen ihn auf dem Krankenlager, von Schmerz und Todesangst gepeinigt sich zu andachtsvollem Gebet aufraffen, wir erfahren von seinem Ringen mit der Welt und ihren Versuchungen, von seiner Sehnsucht nach Reinheit des Herzens und nach innerer Erleuchtung.

Ein größerer Teil der Todesgesänge ist von Schubart, der auf dem Asperg veranstalteten Sammlung seiner Gedichte und nach dieser auch den späteren Ausgaben eingefügt worden. Doch haben dieselben durch die Veränderungen, welche der Dichter in der Gefangenschaft mit ihnen vornahm, nicht an Gehalt gewonnen, wohl aber an der Kraft des Ausdrucks vielfach noch eingebüßt. Auch wurden unzweifelhaft manche Lieder weggelassen, welche hinter den wieder abgedruckten nicht wesentlich zurückstehen, z. B. Todesgedanken im Sommer, im Herbst, in einer Winternacht, am Geburtstag; bei der Leiche des Jünglings; die sterbende Mutter; das Trauergeläute."

Eine übersichtliche Betrachtung der ganzen Sammlung und eine eingehendere Behandlung einzelner Lieder dürfte nach diesen mehrfach auseinandergehenden Darstellungen nicht unangezeigt sein. Sie wird zeigen, welch mannigfaltige Situationen die reiche Phantasie des Verfassers erfindet, um den Grundton des Todesgedankens

in möglichst großer Abwechslung vorzuführen. Erfindet sagen wir; denn Selbsterlebtes und wirklich Empfundenes, Gedanken und Stimmungen aus der Krankheit dürfen wir nur in den wenigsten Liedern suchen. Eben daher auch die Ungleichheit: lebt sich der Dichter stärker in seine Vorstellung ein, so gestaltet er lebhafter und erreicht eine gewisse Originalität; bleibt er seinem Ziel ferner, so sucht er entweder durch möglichst kräftige, ja derbe Ausmalung dem Mangel aufzuhelfen oder wird sein Ton „küsterartig“. Vielleicht haben aber solche Gedichte landläufiger Betrachtungs- und Auffassungsweise, welche sich aus Trivialität und etlichem Ernst, aus Phrase und Wahrheit zusammensetzt, mehr Anklang als andere gefunden.

Ton, Inhalt und Einkleidung wechselt etwa in folgender Weise: Im ersten Dutzend der Lieder herrscht die Naturbetrachtung vor, die dem Dichter den Gedanken an den Tod aufdrängt; die nächste, etwas längere Serie, schließt sich an den Gang des Kirchenjahres an; wohl ebensoviel handeln von Todesfällen in verschiedenen Altersstufen, Lebens- und Herzensstellungen; einige sind nicht viel mehr als in Reime gebrachte Betrachtungen über Bibelstellen, Pharaphrasen, Erzählungen u. dgl.; mit einer weiteren Gruppe wendet sich der Dichter wieder dem Leben zu, der eitlen Welt und der ernsten Trauerstätte; mehrere am Schluß handeln von den letzten Dingen, von Unsterblichkeit und Auferstehung, von Himmel und Hölle; im Anhang sind einige christliche Tugenden besungen.

In der ersten Gruppe, den Todesbetrachtungen in der Natur, und in den von Beerdigung und Grab handelnden Gesängen zeigt sich der Dichter bei der Ausmalung der ihm vorschwebenden Situation natürlich beeinflußt von der Natur und den Ortsverhältnissen Geislingens; auch sonst glaubt man in einigen Bildern Eindrücke aus der Geislinger Gegend zu erkennen, obwohl ja dem Poeten die ganze Welt gehört. So steht der Dichter zweimal auf einem (scheinbar visionären) Berg mit weitem Blick in die Welt hinaus und hinab ins tiefe Thal oder schaut er von der dunklen Tiefe, vom finstern Thal, zu den Höhen, zum Licht empor. Bald sehen wir die Sonne über die dem Licht den Weg versper-

renden Berge emporsteigen, und „schon erhebt der Berg sein Haupt, daß er frühe Strahlen raubt“, bald sie glutrot untergehen und im Teich ihr feuriges Angesicht spiegeln, während „sich Berg und Hügel streckt“; bald zeigt der Mond hoch droben sein blasses Angesicht und gießt aus seinem Wolkenthron Andacht hernieder in die Hütte des Dichters.

Die Schilderungen der schaurigen Wonne des Frühlings, welcher Gottes Stimme aus dem Gebirg verkündet und Gottes Spur mit Rosen schmückt, der sengenden Hitze und der Gewitterschrecken eines Sommertags, des trüben Herbstmorgens, wo „der Nebel schwimmt am Berge hin“, die Wälder noch gelben Rest von Blättern zeigen und Stürme um die kahle Linde brausen, die Bilder vom Winter, wo nackte, eisige Berge über dem frostigen Thal emporstarren und aus den Wäldern das Brüllen des hungernden Wildes herniedertönt, — sie alle tragen deutlich das Gepräge der Örtlichkeit, die den Dichter dieser Lieder umgab. Andere Verse gemahnen an alter Schlösser Trümmer, an den festgegründeten, hoch emporragenden Turm und an Berge, die den Gewittern trotzen.

In dem schönen Gedicht „Todesgedanken am Geburtstag“ schildert der Dichter, wie er einen hohen Berg erstiegen, dessen Rücken Steine bedecken, und er in grauer Ferne die Gegend erblickt, wo das Thal liegt, darin er seine Jugend verlebt, s. S. 1. Unvermerkt verwandelt sich der wirkliche Berg in die Höhe, von der aus er einen Rückblick auf sein Leben wirft. Er hat sie unter Heldenschweiß und unter Kämpfen mit der Sinnlichkeit, die ihn eine Zeit lang gefangen genommen, erstiegen und weint nun, auf die Steine niederfallend, Thränen der Dankbarkeit gegen Gott. (Dies Gedicht ist in mehrfacher Hinsicht interessant. Es zeigt die kühne Vermischung von Wirklichkeit und Bild, des wirklichen Ausblicks in die Ferne und des geistigen Rückblicks auf das Leben und es beweist, wie Schubart in die Todesgesänge einige Lieder aufgenommen hat, die ursprünglich nichts vom Tod enthielten; denn nachdem der drittletzte Vers deutlich und schön abgeschlossen, werden auf einmal in zwei nachgeborenen Versen Todesgedanken angehängt.)

In anderen Todesgesängen entrollt der Dichter ein Bild vom Leben und Sterben, wie er es so oft gesehen; er führt an das

Sterbelager der Reichen und Armen und an die Bahre; die Totenglocke stimmt das Trauergeläute an, ihre Klänge dringen das enge Thal hinauf, wo der Kirchhof steht, während ein Luftzug durchs Thal herabstreicht:

Sie läutet tausend Leichen
zum Totenfeld hinaus,
Erschrockne Lüfte weichen
vor ihrem Schalle aus.

Der Leichenzug folgt der Bahre auf den „Totenberg" und steht nun draußen auf dem hochgelegenen, dichtbewaldeten Kirchhof[1]), die Leichenrede zu hören, den Sarg zu versenken und mitzuweinen, mitzubeten, mitzuhoffen. Gewiß dürfen wir in einigen Todesgesängen Gedichte erkennen, die Schubart selbst auf dem Gottesacker gesprochen.

Mehrere der Gedichte, wie „der sterbende Vater", „der sterbende Jüngling", „bei der Leiche des Jünglings", „der Mann im Tode", besonders aber „die sterbende Muttter" sind nicht bloß Betrachtungen wie Kirchenlieder, sondern enthalten, der Situation entsprechend, Handlung und haben balladenartigen Gang, der auch im Wechsel der redenden Personen zum Ausdruck kommt.

Viele der Gesänge sind allgemeiner, religiös-abstrakter Art und diese sind die mindest gelungenen; doch ist es nicht uninteressant, aus ihrer Haltung, soweit dies erlaubt ist, auf des Dichters religiöse Stellung zu schließen. Die Betrachtungen sind nun wohl durchweg ernst, feierlich, voll Glaubensbeteuerung, Himmelshoffnung und Zerknirschung; aber übertrieben oder in unwürdige, kriechende Frömmelei ausgeartet ist dieser Ernst und die Traurigkeit in keinem Gedicht, wenngleich Schubart fast zu seiner Entschuldigung an Haug (Nr. 29, 7. Febr. 1767) schreibt: „Meine Todesgesänge werden Sie belehren, wie schwarz koloriert alle Gemälde sind, die ich aufstelle." — So begegnen wir denn neben der selbstverständlichen Einsicht in die allgemeine Hinfälligkeit und dem Schmerz hierüber, neben dem Geständnis schuldbeladener Sündhaftigkeit und Strafwürdigkeit, neben der eindringlichen Bitte zu Gott um die Gabe des

---

[1]) Daher häufig: „Totenhügel, waldiger Totenhain; trüber, stiller, schreckenvoller, kummerloser Hain.

rechten Gebetes und um Bekehrung, die besonders stark tönt, wenn er fleht: „Herr, töte mich, wenn einmal ich im Ernst gebetet habe“ oder wenn er an einem Kommuniontage gläubig ausruft: „O Versöhner, stürb' ich heute noch in diesem Feierkleide“ — neben diesen und ähnlichen Ergüssen hochgradiger Religiosität auch freieren und freudigeren Ausdrücken seines Glaubens und seiner Weltauffassung: einer gewissen Zufriedenheit und Seelenruhe, einer Lebens- und Sterbensfreudigkeit, ja, wie im „Todesgedanken am Geburtstag“, im „Blick auf die Welt“, oder in der „Sprache des guten Gewissens“, einem religiösen Selbstbewußtsein, einem Gefühl der Befriedigung über den Sieg der Weisheit, der Tugend und des Glaubens und über ein der Menschenliebe geweihtes, auf alles Gute und Hohe gerichtetes Leben.

Macht sich so in den Todesgesängen die Pietisterei nicht allzusehr breit, so hat dagegen die Phantasterei den Dichter oft zu weit geführt. Eine greuliche Vision enthält z. B. das Stück „die Hölle“. Auch „Golgatha“ und „Todesgedanken am Grab des Mittlers“, wo z. B. die Seele [!] an Jesu Leichenstein niedersinkt und Engel bleich auf der Luft liegen, bietet manche überkühne Schilderung. Verschiedene Personifikationen, Apostrophierungen u. dgl. sind gleichfalls mehr als gewagt; bisweilen leidet wirklich das Verständnis unter dem ungezügelten Walten der Phantasie. Hier möchten wir noch als Einzelheiten der Schubartischen Diktion in diesem Werkchen anführen den häufigen Gebrauch des Wortes „Kanaan“, die Wiederkehr einiger ihm eigener Bilder und endlich die echt Schubartische Figur „Kühn schaut er, wie ein Löwe schaut“, „Laut tönte seine Stimme, laut“, „Jung warst du, wie die Unschuld jung“, „Kühn war sein Löwenherze, kühn“.

Von mehreren Gesängen ist anzunehmen, was Schubart von denen des Anhangs ausdrücklich bezeugt, daß sie aus der Schulthätigkeit des Dichters stammen. Die Vorbemerkung zu diesem Anhang lautet nämlich:

> „Gegenwärtige [4] Lieder sind bloß der Jugend bestimmt gewesen, die meiner Unterweisung anvertraut ist. Da aber einige Liebhaber glauben, sie könnten auch Erwachsenen zur Erbauung dienen; so folgen sie hier — aber nur als Fragmente, die ich von einer ganzen Sammlung gerettet habe.“ — Wohlwill, Archiv VI, 360 kommt, ohne diese Notiz, wie es scheint, gekannt zu haben, zur richtigen Vermutung.

Den gleichen Ursprung dürften aber auch diejenigen Lieder haben, welche über Sonntagsevangelien und über biblische Personen handeln. Von einem derselben, dem 59. Gedicht „Nach dem 90. Psalm" ist diese Entstehung dadurch bezeugt, daß es sich noch unter den Schuldiktaten befindet. Vgl. Anhang XIV.

Von dem Erscheinen der Todesgesänge abgesehen ist im Jahr 1767 das wichtigste Ereignis Schubarts Teilnahme an der Wochenschrift der Neue Rechtschaffene; hierüber s. Abschnitt VII. Außerdem erfahren wir in litterarischer Hinsicht nur von mehreren Entwürfen, die nicht ausgeführt wurden, oder von Arbeiten, die nicht erhalten sind. Hervorragend bleibt auch in diesem Jahr Schubarts fortgesetztes Studium, wovon der kritisierende Inhalt der Briefe Zeugnis ablegt; wie es denn fast scheint, als hätten Schubarts Studien mehr dessen kritische als poetische Kraft gestärkt. Die Privatverhältnisse zeigen das Andauern der unerquicklichen Zustände, von jetzt an auch ernsthafte Bemühungen weiter zu kommen, die aber erfolglos bleiben. So schwankt denn auch Schubarts Stimmung zwischen guter Laune, Mißmut und Ergebung. Zunächst interessieren uns

2. Die Entwürfe.

Im Februar (Nr. 29, 7. Februar an Haug) hat Schubart einen epischen Roman und ein prosaisches Werk in Arbeit, wovon er aber mit dem letzteren nicht eher in die Welt eilen werde, als bis er ihm diejenige philosophische Richtigkeit und Eleganz des Ausdrucks gegeben habe, die Werke von der Art empfehlen müssen. Vielleicht sei er zu beidem untüchtig, und dann — lasse er sich abweisen.

Im April (Nr. 30, 18. April 1767 an Böckh): Schon lange gehe er damit um, die wichtige noch unberührte Materie von der Deklamation vollständig abzuhandeln und sie der gelehrten Welt vorzulegen.

„Das schmeichelhafte Lob einiger Kenner, als hätte ich die Gabe,

etwas mit Affekt vorzulesen[1]), hat mich auf diesen Gedanken gebracht. Ich werde in 4 besonderen Abteilungen von der Deklamation im Umgang, — im Lesen, — auf der Kanzel — und auf dem Theater reden. Ich werde den Ton, der bei einem didaktischen oder affektuellen Inhalte herrschen soll — herrschen muß, (womöglich) durch musikalische Zeichen zu bestimmen suchen, und von der Aktion reden, in sofern sie den Ton des Deklamierenden belebt. In dieser Absicht habe ich den Quintilian schon das zweitemal gelesen und studiere jetzt Cicero de oratore. Wir haben die Kunst der Deklamation — spaßhaft setzt er bei, bis auf den Herrn Helfer in Geislingen — gänzlich hintangesetzt". (Folgen noch einige Auslassungen über Vortrag und Beredsamkeit.)

Ein anderes Gebiet, worin er sich schon früher einmal versuchen wollte (s. Nr. 21 S. 66 unten), will er jetzt seinem Schwager empfehlen:

„Die mannigfaltigen Erziehungssysteme, die besten Gedanken einzelner Schriftsteller darüber und Ihre eigene Erfahrung haben mich darauf gebracht, Ihnen den Vorschlag zu thun, — eine Didaktik auszuarbeiten. Ein vortreffliches Sujet für Sie! — Darum Brute, quare dormis? surge et scribe!"

An Ostern 1767 (Nr. 31 an Böckh):

„Wenn meine Visionen fertig sind, an denen ich jetzt arbeite, so kann es geschehen, daß ich sie dem Markgrafen von Durlach zueigne."

Am 13. Mai (Archiv XV, 148) an Haug:

„Jetzt arbeite ich an einer besonderen Gattung von Gedichten, die, wenn sie sonst kein Verdienst haben, wenigstens den edlen Ehrgeiz verraten sollen — original zu sein. — Wenn mich nicht mein Amt und Haus und Nahrungssorgen so sehr zur Erde beugten, so getraute ich mir noch manche Arbeit zu liefern, deren ich mich wenigstens nicht schämen dürfte."

(Zuvor hat er in diesem Brief geklagt, daß die schwäbischen Dichter jetzt alle verstummt seien: „Gemmingen, der so geizige Züge aus der Hippokrene gethan hat, itzt aber . . . . für die Welt schweigt, der freimütige Huber, der ein paar juvenalische Geißelschläge auf den fetten Rücken der Narren that und schwieg; Duttenhofer, der alles wagen könnte und nichts wagt; und nun auch Haug, dessen Muse im Magister keimte, im Pfarrer Blüten trieb und im Professor die Blüten abfallen läßt, ohne sie zu Früchten zu treiben.")

An Böckh (Nr. 34, 14. Mai):

„Könnten wir nicht mit einander eine Monatsschrift schreiben, nach einem Plan, den wir erst sorgfältig entwerfen müßten: 1. Sie nehmen die

---

[1]) Schubart las auch in Geislingen vielfach den Messias vor, s. Lebensbeschr. II. Teil, XII: „Klopstock wurde durch mich . . . . im Ulmischen viel bekannter, als er zuvor war."

Didaktik . . . 2. ich die schönen Wissenschaften über mich und errege Sturm, Donner und Blitz, 3. Haug, Duttenhofer und andere könnten sich gleichfalls ein Fach auswählen . . . Wache auf, Schwager, Böckh, was schläfest du? Vermagst du nicht eine Stunde mit den deutschen Autoren zu wachen?"

Im Dezember (Nr. 33 ohne Datum an Jakob):

„Noch heute soll ich ein Gedicht auf den verstorbenen bayerischen General von Rechberg in Weißenstein verfertigen".

Zu diesen Angaben bemerken wir, daß wir vom epischen Roman keine weitere Kunde haben. Vielleicht sollte er den Stoff behandeln, den Sch. in Briefform am 10. Nov. 1767 seinen Schülern diktiert; vielleicht aber auch denjenigen, mit dem Schubart das 24. Stück des ersten oder einen Teil des 25. und 26. Stücks des zweiten Jahrgangs des Neuen Rechtschaffenen ausfüllte (s. u.). — Das prosaische Werk mag dasjenige von der Deklamation sein; wahrscheinlicher ist es, daß es eine rein philosophische Abhandlung, etwa aus dem Gebiet der Pädagogik oder der Psychologie, werden sollte. Im Januar und Februar diktiert Schubart in der Schule die Briefe von den Temperamenten, und mehrere Stücke des Neuen Rechtschaffenen handeln von den Charakteren und der Erziehung. — Die Schrift über die Deklamation schrumpfte wahrscheinlich zu derjenigen Abhandlung zusammen, die im zweiten Stück des Neuen Rechtschaffenen unter dem Titel: „Etwas von dem Musikalischen in der Rede" gegeben ist, und worin auch von den musikalischen Zeichen die Rede ist. — Über die „Visionen" und die „besondere Art von Gedichten" läßt sich nichts sagen; vielleicht gehören einige reimlose im N. Rechtschaffenen dazu. — Auffallen muß der stets wiederkehrende Gedanke einer eigenen Zeitschrift, während Sch. sich doch auf Wielands Einladung am Neuen Rechschaffenen beteiligte. Es war ihm scheint's doch in der That Wielands religiöse Stellung, wohl auch die große Entfernung des Verlags und die Unbekanntheit mit den übrigen Teilnehmern unbequem; vielleicht hat ihn auch eine Kollision mit Wieland s. Anhang XIII, 6. Stück etwas abgeschreckt; namentlich aber dürfte er ein der Kritik dienendes Organ in seinem Sinn und in nächster Nähe gewünscht haben, um Sturm, Donner und Blitz zu erregen. — Das Gedicht auf den bayr. Generalfeldmarschall Grafen F. X. L. von Hohenrechberg, † 15. Dez. 1767 und begraben in Weißenstein, konnte nicht mehr aufgefunden werden.

3. Schubarts fortgesetzte Studien. Seine Wissenschaftlichkeit und Kritik.

So lange Schubart keine Gelegenheit fand, die Resultate seines Studiums weiteren Kreisen vorzuführen, fuhr er fort seine Briefe an Böckh zum „Kollektaneenbuch“ (Nr. 34) zu machen. Namentlich sind in denselben seine religiösen und seine litterarisch-kritischen Bemerkungen von Wichtigkeit. — Es ist merkwürdig, wie weit sich Schubarts Studium der alten und neuen Litteratur ausdehnt. Er liest, bespricht oder erwähnt: (Nr. 29) verschiedene Gedichte [Thills?] von Tübingen, (Nr. 30) Quintilian, Ciceros Reden, Winkelmann, Lessing, Webb, Kant, Mendelssohn, Ramler, Klotz, Herder, Thiele; (Nr. 34 [1]) Homer, Milton, Shakespeare (als ideale Dichter genannt); Home, Zachariä, Religionsschriftsteller wie Trescho, die Berliner Bibliothek; (Nr. 36) Nicolai (Abbts Ehrengedächtnis), Abbt (Catilina), Mendelssohn (Phädon), Lessing (Lustspiele), Schmid (Poetik), Herder (Fragmente). — Er verfolgt den Entwicklungsgang sowohl der Litteratur als der religiösen Anschauungen, den damals entbrannten Kampf zwischen Rationalismus und Orthodoxie, mit gespannter Aufmerksamkeit. Seine Äußerungen über das religiöse Gebiet auf den nächsten Abschnitt (VI, 4) verschiebend, betrachten wir zunächst diejenigen über die schönen Wissenschaften.

Der Entwicklungsgang, den dieselben nehmen, will ihm nicht recht gefallen. Er sagt (Nr. 34): Sie seien mehr und mehr nicht auf das Gründliche, Gesunde, Gute, sondern auf das Äußerliche, Mechanische, Angenehme gerichtet. „Nichts erfordert mehr Genie, Fleiß und Ausbildung des Geistes als Geschmackswissenschaften; und doch treibt sie heutiges Tages jedermann. Was für affektierte Beleſprits wird es nicht mit der Zeit geben, die Geschäfte von der größten Wichtigkeit mit einem epigrammatischen Leichtsinn behandeln“. (Später äußert er sich besonders scharf über die Kritik.) Sofort ganz unvermittelt, mit einem Sprung auf sich: „Niemand ist so unwillig über sich, als ich es bin, der ich unaufhörlich zürne, daß ich nicht mehr gelernt habe. Was für ein allgemeiner Geist muß nicht der sein, der den Charakter eines Dichters mit Recht behaupten will! Von seiten der Natur muß er Genie

[1]) „Ich schätze mich glücklich, alle diese Schriftsteller (Klopstock, Winkelmann, Abbt, Spalding, Lessing, Möser) zu besitzen, lesen und studieren zu können. Winkelmanns Schriften sind mich allein auf 13 fl. zu stehen gekommen.“ Etwa $1/15$ seines Jahresgehalts.

besitzen, Verstand mit einer glühenden Imagination vereinbart; von seiten der Kunst soll er Sprachkenntnis, Weltweisheit, die feinste Kenntnis der Natur und des Menschen haben, und in keinem Fach der menschlichen Erkenntnis ein Fremdling sein. Dann setze er sich auf den heil. Dreifuß, Rauch und Dampf erfülle das Haus, der pythische Gott spreche, und seine Worte sollen mir Orakel sein, im Enthusiasmus der Götter gesprochen! — Sehen Sie, das ist ein Poet und ich verkrieche mich im Winkel, schlage an meine Brust und seufze: Gott sei mir armem Sünder gnädig! Ich weiß niemand, der diese scharfe Poetenprobe aushält als Homer, Milton, Shakespeare und Klopstock" u. s. f. —

Wir haben diese Stelle deswegen ausführlich hier mitgeteilt, um zu zeigen, wie unrecht man thut, aus derselben ein Geständnis ungenügender Bildung, wissenschaftlichen Mangels zu machen. Schubart spricht vom höchsten Ideal des Dichters und Gebildeten überhaupt, einer Geisteshöhe, die er nicht erreicht habe, die er aber vielleicht durch ausgedehnteres und gründlicheres Studium erreicht hätte und die für die Gegenwart besonders not thäte. Dadurch muß diese Äußerung eher als Selbstüberschätzung aufgefaßt, denn als ein Armutszeugnis und Selbstbekenntnis wissenschaftlicher Mangelhaftigkeit ausgelegt werden. Schubart ließ sich übrigens zu dieser Selbstkritik durch den Eindruck verleiten, den die kritischen Bibliotheken u. s. w. auf ihn machten, während doch deren reicher Inhalt nicht von einem Verfasser stammte.

Strauß äußert sich über Schubarts Belesenheit in anderer Weise: „Wir wundern uns, sagt er in der „Übersicht", über diese vielseitige Belesenheit, diese umfassenden Studien Schubarts: allein, warum wundern wir uns denn? also trauten wir sie ihm doch nicht zu? merken sie ihm nicht an? sein Studieren trug ihm also keine Früchte? — Und warum that es dies nicht? Darum, weil es demselben an Boden fehlte. Jetzt rächen sich die Unterlassungssünden seiner Jugendjahre in ihren Folgen an Schubart. Weder auf der Schule noch auf der Universität hatte er etwas Gründliches und Zusammenhängendes gelernt, sein Musizieren, Versemachen, Liebeln, Sausen und Brausen hatte ihm keine Zeit dazu gelassen. Sein geschichtliches Wissen war oberflächlich und lückenhaft; an Sprachen war er im Lateinischen noch am stärksten, doch keineswegs sicher; Griechisch wußte er nur wenig, so gern er auch in Mottos und Zitaten damit prunkt; neuere Sprachen waren ihm fremd, und selbst sein Deutsch, das er so gewaltig zu schreiben verstand, schrieb er doch zeitlebens weder stilistisch noch viel weniger[1]) orthographisch korrekt. Schmerzlich empfand er diese Ver-

---

[1]) Wie Hauff mit Recht bemerkt, passiert hier Strauß selbst ein sprach-

säumnisse: aber sie gründlich einzubringen, dazu fehlte es ihm an Geduld und Selbstverleugnung. Von vorn anzufangen und nur langsam, Schritt vor Schritt, weiter zu gehen, das war ihm bei sich selber wie bei seinen Schülern zu langweilig" u. s. f.

Hauff nennt dieses Urteil einseitig und nach dem Maßstab der eigenen Entwicklung von Strauß gefällt.

Auffallend ähnlich, aber milder urteilt Weber im 3. Bändchen seiner Ausgabe von Schubarts sämtlichen Gedichten 1825 (S. 284):

„Hier, an der Ausübung und Ausbildung, hat es dem Geist Schubarts am meisten gefehlt und er hat mit Recht immer empfunden, daß Mangel an einer planmäßigen Erziehung sein Hauptgebrechen sei. In den alten Sprachen, so gern er namentlich mit griechischer und lateinischer Sprachkunde prangt, ging ihm doch die grammatische Begründung ab. Französisch, Italienisch und Englisch verstand er gar nicht, seine Muttersprache hat er nie ganz korrekt zu schreiben gelernt. Seine Lektüre ging in den Alten auf das Sententiöse; ihr klassischer Geist hat sich ihm so wenig als die Vollendetheit ihrer Form in einem solchen Grad aufgeschlossen, daß man sagen könnte, es zeige sich in Schubarts Werken ein Gewinn aus dem Studium der Antiken. Ebenso waren bei moderner Lektüre sächliche Materialien sein vornehmster Erwerb; ein gesicherter Spielraum, um bei ihm auf Geschmack und Bildung zu wirken, konnte diesen Studien schon wegen der Unordnung, in der sie betrieben wurden, nur in beschränktem Maße zu teil werden. [Weber kannte die Briefe noch nicht!] Und trotz der weitschichtigen Realkenntnis, deren er sich rühmen konnte [gerade diese ging ihm ab], besaß er doch auch wieder kein wissenschaftliches Fach in einem solchen Zusammenhang, daß man ihn für einen wahren Gelehrten [!] hätte erklären können. In diesen Beziehungen kann man wohl [mit dem Sohne] sagen, Schubart wurde, was er war, durch sich selbst. Aber eben deshalb blieb er durch sein ganzes Leben ein einseitiges, meist ungezügeltes, nicht selten schroffes Genie. Tief erkannt und innig durchdrungen hat er vielleicht nur Einen unter den Dichtern aller Völker und Zeiten, seinen Liebling Klopstock: bei anderen, denen er einen besonderen Vorzug einräumte, namentlich Milton und Dante, konnte schon deshalb das Verständnis nicht gelingen, weil er sie in den dürftigen Übertragungen jener Zeit lesen mußte. In dieser Wahl seiner Lieblinge, zu denen von den Prosaikern Luther gerechnet werden muß, zeigt sich übrigens sein Hang für das Erhabene, Großartige, Gigantische."

Gewiß, Schubart hat sich verhältnismäßig sehr selbständig entwickelt, aber nicht zum Gelehrten, was er nie sein wollte, sondern

---

licher Schnitzer; weder — noch viel weniger ist ein logischer und mathematischer Lapsus, an dem das Wörtlein „noch" schuld ist.

zum Schriftsteller und Journalisten, und es ist als ob er empfände, daß Wissenschaft und Dichtung nicht ein und dasselbe sei, wie seine Zeit meinte. Wenn beides zusammengehöre, dann sei es schwer, allen Anforderungen zu entsprechen und einem solchen Ideal gegenüber — „er maß weit hinauf an der Geister Urmaß" — bekannte er seine Unzulänglichkeit. Zugleich deutet er an, daß seine ganze Zeit noch vieles zu wünschen übrig lasse, daß ihr die Reife und die harmonische Ausbildung noch fehle. Auch darin hat er richtig gesehen.

Was Schubarts positives Wissen betrifft, so wird aus dem VIII. Abschnitt hervorgehen, daß dasselbe nicht so gering war, wie schon gesagt wurde. Lateinisch sprach er gewandt und im Griechischen dürfte er, auch ohne grammatisch sicher zu sein, die Schriffsteller genügend verstanden haben.

4. Aus dem Privatleben Schubarts in diesem Jahre haben wir zunächst die Bewerbung um eine Stelle am Gymnasium zu Ulm hervorzuheben, welche nicht nur zu einem Durchfall, sondern zu einem ärgerlichen Auftritt mit unangenehmen Folgen führte.

Am 22. März 1767 hatte er beim Ulmer Rat „denen wohlgeborn, hochedelgeborn, fürsichtig, hoch- und wohlweisen Herren, zu einem hoch- und wohllöblichen Religions- und Pfarrkirchenbaupflegamt hochverdientest und hochangesehenen Herren, seinen gnädig hochgebietenden Herren zu Ulm" eine Bittschrift eingereicht (s. Wüstemann, Archiv IX, S. 176), worin er um eine erledigte Stelle am Gymnasio und zugleich um eine Gastpredigt in der heiligen Dreifaltigkeitskirche „anersucht".

„Ich bin zwar, sagt er, ein Ausländer und würde es nicht wagen, mich zum Nachteil irgend eines Landeskindes vorzubringen, wenn ich nicht glaubte, durch die mühsamen Dienste, die ich schon in das vierte Jahr in der Schule, in der Kirche, im Musikchor und auf der Kanzel, hier und auf dem Lande, dem Ulmischen Staate bei einem nicht einmal notdürftigen Auskommen geleistet habe, berechtigt zu sein, mich nach einer geraumeren Sphäre umzusehen, wo ich noch überdies Gelegenheit hätte, meine geringen Talente besser auszubreiten und eben dadurch der Republik Ulm zu zeigen, wie bereit ich bin, mein ganzes Leben ihrem Dienst aufzuopfern."

Aber die Herrn erwiesen sich kühl, uneingedenk der Aufmerksamkeit, die Schubart kurz zuvor dem Ministerium durch Zueignung seiner Todesgesänge erwiesen. Betreffs der Gastpredigt gab ihm das Religionsamt eine ablehnende Antwort (Anhang I, 6) und betreffs der Stelle, zu der Schubart hoffen mochte, einfach berufen zu werden, hatte er sich einem Examen zu unterziehen. — Zunächst hatte er (Nr. 30, 18. April) das Vergnügen, sich 13 Exarchen vorzustellen, und sie um das huldreichste Privilegium bitten zu dürfen, mit Ehren Hungers zu sterben.

„Ungeheuer in Wolkenperücken, lächelnde Menschengesichter als Herolde der Falschheit, steife Verheißungen ohne Erfüllungen, riesenmäßige Pedanten mit klassischem Staub gepudert,

Stolz und Heuchelei und Neid
unter einem frommen Kleid,

das waren meine Centauren, mit denen ich kämpfen mußte. Unter 18 Kandidaten hatte ich, der Herr Diaconus Schultes und der Pfarrer Riedle das Glück unter die besten gezählt zu werden. Riedle hat mich im Griechischen gestochen, und Schultes in der Historie. Ich aber hatte das Glück, nebst einem vortrefflichen Lobspruch mit der Entschuldigung abgefertigt zu werden, mit der Entschuldigung, womit meine liebe Mutter vor Zeiten die Bettler abwies: „„wir geben unser Sach wochenweis, der Bettler sind zu viele; es wäre zu wünschen, ein jedwedes Land ernähre seine Vagabunden selbsten."" Kurz — ich bin in Deutschland geboren und bin doch in Deutschland ein Fremdling; ich bin in Schwaben erzogen, und bin doch in Schwaben ein Fremdling; ich bin ein Reichsstädtler und keine einzige Reichsstadt erkennt mich für ihren Bürger. Können Sie dies Rätsel erraten? — Tausendmal denk' ich nun, welch ein Glück es sei, in einem gewissen Staat ein Bürger zu sein, ein Vaterland zu haben, wo man doch dem Vieh ein Futter giebt und dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbindet."

So wahr diese Betrachtungen sind, so sehr es Schubart empören mußte, einem unfähigen Menschen — denn das war, einem späteren Protokoll zufolge, der damals Gewählte, namens Schmid — nachgesetzt zu werden, so mag doch auch der Ulmer Rat seine Gründe gehabt haben, den Verfasser der Zaubereien nicht an seinem Gymnasium zu wünschen. Im Brief an Haug vom 13. Mai weist Schubart selbst darauf hin s. S. 113.

Aber nicht bloß durchgefallen war Schubart, sondern er hat sich durch das, was nachfolgte, im Ulmischen fast unmöglich gemacht. Er erzählt in jenem Briefe weiter:

„Meine Ulmische Reise hab' ich mit einem gewissen dithyrambischen Auftritte beschlossen, der mich bis in das Mark meiner Beine hinein kränkt. Kurz, ich habe im Zorn hineingesoffen, herausgeschwätzt was ein Narr im Rausch schwätzen kann, bin belauscht und gleich darauf allenthalben von Spionen verraten und als ein Karikaturstück eines weltlichen und räsonnierenden Trotzkopfs öffentlich [?] aufgestellt worden. — Niemand will verzeihen, und alles will mein Verschulden zu einem Berg aufhäufen, unter dem ich ersticken soll. Ich bekenne mein Verbrechen, ich bereue es, — aber beklage im Gegenteil mein Schicksal, das mich in ein Land hineingeworfen, wo Bestreben nach Weisheit samt allen Verdiensten Nullen sind."

Seinem Bruder Jakob schreibt er etwas später, Nr. 32, 1. Mai: „Die Ulmische Affäre, die eine Folge der Übereilung im Trunke, und keine vorsätzliche Ausschweifung war, wird auch ausrumoren."

Worin das „Verbrechen" Schubarts bestand, ist leicht zu erraten: er hat über die Reichsstädter und über einige Personen losgezogen und sich wohl gar einer Beleidigung des ganzen „Staates" schuldig gemacht. Er scheint nun eine Zeit lang unter strenger, wie er meint wahrhaft „galeerenähnlicher" Aufsicht gestanden zu haben.

Nachdem dieser Anlauf fortzukommen fehlgeschlagen, denkt Böckh und Schubart an Durlach. So schreibt er an Böckh (Nr. 31, Osterfest 1767):

„Ich habe schon oft selbst einen Entwurf gemacht am Durlacher Hofe, die Gründung meines Glückes zu versuchen. Menschlichkeit und Weisheit, die hier das Uhrwerk des Staates in Bewegung setzen, sind allzu reizend, als daß sie nicht auch für mein Herz anziehend sein sollten. Nur in Ansehung des Mittels bin ich mit Ihnen nicht einig. Ein Buch, das vorher einem Schock reichsstädtischer, der ganzen Welt unbekannter Theologen zugeeignet worden [die Todesgesänge], erst nach dieser Entweihung einem so erlauchten Fürsten zuschreiben, dünkt mich das Schickliche zu beleidigen." Er denkt daher daran, durch den Herrn Rat Reinhard und die Vermittlung Wielands sich am dortigen Hof bekannt zu machen. — Auch an Heilbronn denkt er: „Ellwang hab' ich sündlich hintangesetzt, und nun seh ich's erst, wie wenig man sein Glück forcieren kann. — Eine Vokation in Mond oder in den Saturn wäre für mich das Beste." In Nr. 36 (10. Juni) bittet er seinen Schwager einen weiteren Schritt für ihn (in Öhringen?) zu thun.

Am 7. Sept. ist das Präzeptorat in Aalen offen, das sein Vater früher bekleidet hatte. Er schreibt an seinen Vater (Nr. 37):

„Geliebtester Vater! Ich vernehme, daß sich um das erledigte Präzeptorat in Aalen zwei Kompetenten gemeldet haben, wovon keiner den Eigen-

schaften entsprach, die er haben sollte. Da die Bedingungen bei dieser Gelegenheit ziemlich akzeptabel geworden, so möchte ich wohl wissen, ob mir der geliebteste Vater dazu raten würde, wann ich mich entschlöße, selbsten um diese Stelle zu kompetieren. Ich habe verschiedene Gründe, die mich zu diesem Entschlusse verleiten. Das Verlangen, einer besseren Beförderung näher zu sein und das Vergnügen einem Vater zu dienen, der immer älter wird, sind die ersten und stärksten. Es kommt aber nun darauf an, daß die Bedingungen vorteilhaft seien und daß ich in meinem Gesuche gewiß reüssiere. Der Eindruck auf die Gemüter der Übelgesinnten würde im Ulmischen für mich sehr schlimm sein, wenn ich eine abschlägige Antwort erhielte. Da diese Sache demnach sehr ernsthaft ist; so ersuche den geliebtesten Vater in der Stille, den Gesinnungen des Magistrats aufzuforschen, und mir mit der nächsten Gelegenheit zu schreiben, ob es ratsam sei, mich zu melden?

Meine häufigen Verrichtungen erlauben mir nur noch zu sagen, daß meine Frau und Kinder gesund sind, und daß ich es mir zur Freude rechne, zeitlebens zu heißen

des geliebtesten Vaters

gehorsamer Sohn

Christian.

N.S. Ich bitte nochmalen um schleunige Antwort, und vermelde der l. Mama meinen kindlichen Empfehl."

Auch aus diesem Plan wurde nichts; ebensowenig führte die Fürsorge seines Schwagers zum Ziel, der ihn im Dezember in Wertheim, wo er selbst früher Konrektor gewesen, auf das Rektorat zu bringen suchte (Nr 39, 1. Dez. 1767).

Daß solche Erfahrungen für Schubarts politische Richtung mitbestimmend waren, ist selbstverständlich. In dem Brief vom April hat er seinem tiefinnersten Unwillen über die Ulmer Verhältnisse beredten Ausdruck verliehen. Besondere Berücksichtigung verdient sein herbes Urteil über die reichsstädtischen Zustände. Ein solches aus dem Oktober 1766 (Nr. 27) haben wir schon gehört, S. 89. In jenem Briefe fährt er fort:

„Dieses namenlose Unding von hunderterlei Staatsverfassungen [Schwaben]; unsere hochweisen Herrn und Obern, die mit einem Funken Menschenverstand die Glückseligkeit ihrer Bürger gründen wollen; höllische Vorurteile, die auf unregelmäßigen Staatskörperchen liegen — diese Zentnerlasten drücken das Genie zu Boden und verstatten ihm nichts als die Freiheit, mit einem großen Seufzer zu sterben." Über die poetische Verhimmlung eines Herrn von Harpprecht in der Reichsstadt Eßlingen äußert er sich (Nr. 50, Sept. 1768): „Daß die Poeten am Neckar sich fast heischer schreien, ihn und seine Gemahlin zu Göttern zu machen, beweiset den passiven Zug der armen Re-

publikaner in Deutschland aufs neue. Wann die reichsstädtischen Archonten mit verächtlichem Blick auf niedrige Bürger herunterschauen und wann die Freiheit nirgends mehr seufzt, als in den sogenannten freien Reichsstädten; so trägt die sklavische Ehrfurcht, die man des Herrn Amtsburgermeisters Wohlgeboren und Hochderoselben Frau Gemahlin Wohlgeboren samt allem Gesinde und hoher Dependence bis auf den Wachtelhund hinunter bezeugt, sehr vieles dazu bei. Die übertriebene Ehrfurcht gegen die Großen ist der Tod der Freiheit. Ein freier Geist giebt zwar jedermann Ehre, dem Ehre gebührt, aber er kriecht nicht vor seinen Patronen im Staube." Ähnliche Anschauungen giebt Schubart auch später jederzeit kund, sogar in der Chronik, die doch in Ulm erschien, z. B. 1774 S. 517.

Inzwischen hatte sich, um zu Schubarts Privatverhältnissen zurückzukehren, seine Familie vermehrt. Am 16. Juli 1767 ward er durch die Ankunft eines Töchterchens erfreut. Dasselbe erhielt in der Taufe, wobei wieder Häckhel, diesmal vertreten durch Löwenwirt Rudolf Frauenknecht, und Frau Visierer Juliane Manner die Taufpaten waren, den Namen Juliane. Vom Wohlergehen seiner Kinder Ludwig und Juliane in den Briefen berichten zu können, war für Schubart stets eine große Freude. Juliane zeigte später sehr viel Ähnlichkeit mit ihrem Vater, wie dies derselbe öfter aussprach, so in dem Gedicht: „Meiner Julie."

O Julie, mein Ebenbild,
Nur sanfter noch, und nicht so wild;
An jeder Engelanmut reich,
An Großgefühl dem Vater gleich."

Vielleicht hängt übrigens das nunmehr beginnende Unwohlsein von Schubarts Frau mit dieser Geburt zusammen; ein solches Mißgeschick zu tragen oder es zu lindern, war wohl niemand ungeeigneter als Schubart.

Im Herbst 1767 wird es endlich einmal den beiden Schwägern möglich, sich zu besuchen. Zuerst war Schubart in Eßlingen, das erstemal seit 1763; später, wohl Ende Oktobers, kam Böckh nach Geislingen, wo er gleichfalls seit der Hochzeit Schubarts nicht mehr gewesen war. Schubart hat sich am offenen Wesen der Unterländer begeistert, Böckh hat seinen Schwager scharf beobachtet und aufs neue lieb gewonnen. Bei dieser Gelegenheit machte das Schwägerpaar Bruderschaft mit einander. — Auf Böckhs Mitteilungen war man in Aalen sehr gespannt.

„Wie ich ihn angetroffen?" schreibt er dem dortigen Schwager Jakob (Strauß, Nachlese). „Ha, mißvergnügt über alle seine Umstände. Es will eben hinten und vornen nicht mit ihm fort. Es sind ganz besondere Wege, auf denen ihn die Vorsicht oder er sich selbst führt. Es ist wahr, er hat harte Fesseln an, aber meistens hat er sie ihm selbst angelegt, weil er allein sich nicht regieren kann, ohne in allen Dingen auszuschweifen. Er dauert mich herzlich und ich möchte ihn um mich haben;" er wollte ihn, meint Böckh, gewiß ändern, mehr zum Christen und zum Herrn seiner Leidenschaften machen. Doch, mit Beiseitesetzung des Mitleids Christians Umstände betrachtet, scheinen sie ihm noch immer die besten für denselben zu sein. Denn ginge es ihm nach Herzenswunsch, was wäre er? Ein Ausgelassener, ein Freigeist, ein Spiel aller seiner Affekte. Darum versetzt ihn die Vorsicht aus dieser Lage noch nicht, weil seine Flügel den höheren Schwung noch nicht ertragen können, und wenn er sich jetzt schwänge, sein Fall wie Ikarus seiner wäre, zumal da noch gar zu wächserne Flügel der Vernunft und keine Feste der Religion bei ihm ist. Von dieser seiner Unfestigkeit kommt es auch, daß er im Leiden und Kummer ebenso ausschweifend (= maßlos) ist, als in der Freude und Ergetzen." —

Schubarts eigene Äußerungen über seine Stimmung und seine Lage sind während dieses Jahres folgende:

„Ich lebe indessen noch immer wie ein Eremit, lese, mache Reflexionen, schreibe zuweilen etwas und lerne die Welt verachten" (Nr. 29, 7. Febr. 1767). Die Ankunft des Frühlings erweckt in ihm Heimweh: (Nr. 30, 18. April an Böckh, der damals in Aalen war): „Von den Geschäften und Betrachtungen des Tages ermüdet, eröffne ich des Abends mein Fenster, und mit den letzten Strahlen der Sonne denke ich hinaus in die Frühlingsszenen einer sorgenfreien Jugend, in die Stunden von Freundschaft gewürzt, von Scherz besucht und von unschuldigen Freuden verschönert. — — Könnte ich doch an Ihrer und meines liebsten Vaters Seite zu dem Dachstuhl meiner väterlichen Wohnung emporsteigen, meine Pfeife anstecken und wieder einmal Freiheit, Freundschaft und Offenherzigkeit atmen! — Aber ich bin mitten unter meinen toten Gesellschaftern, unter 120 Schulknaben und in der Mitte von einer Legion Fratzengesichtern immer so einsam, wie Simeon der Stylite, der sich auf seine Säule setzt und die Narren unter sich vorübergehen läßt."

Die schon erwähnte Einladung Böckhs auf die Osterfeiertage hatte Schubart besonders unangenehm an seine Lage in Haus und Amt gemahnt. „Sie glauben, daß es nur so leicht wäre (heißt es in Nr. 31, vom Osterfest) eine Reise nach Eßlingen zu machen? — Aber, l. Schwager, Dienst, Ehre und alles stünde darauf, wenn ich nur [?!] auf 8 Tage einen Fuß von hier bewegen würde. Die Sklaverei, unter der ich hier seufze und alle meine Sünden büße, hat etwas Algierisches, etwas von dem Schicksal eines Galeerensklaven an sich. — Arbeite, lebe im Gestank von grindigen Köpfen und viehischer Exhalationen, wirf die Bücher hinweg und lehre buchstabieren; statt der Grazien

im Apollo der Griechen schau die verwilderten Züge im Strobelkopf eines Pavians, oder den bloßen Hintern einer Meerkatze, schluck den Geifer hinunter, den dir die Wut unverständiger Eltern ins Angesicht speit; – dulde den heuchlerischen Dummkopf, der seine Eselsohren unter der Perücke und sein neidisches vergiftetes Herze unter einem langen schwarzen Mantel verbirgt. — Das ist mein Schicksal, l. Schwager, und das will ich dulden, nicht murren, und denken — sic fata volunt.

Ähnlich an Jakob (Nr. 32, 1. Mai 1747): „Du kannst es nicht glauben, was eine Zeit her [seit der Ulmer Affäre] für ein Tumult von Affekten, Ärgernis, Scham, Traurigkeit, Zweifel und Gram in meiner Seele herrscht. Ohne Ruhe, ohne Geistesstille werfen mich die Wogen meines Schicksals von Klippe zu Klippe, und überlassen mir nichts, als die elende Hoffnung zu scheitern. Stelle dir einen Menschen vor, der sein Amt mit Seufzen verrichtet, unter der Last von Nahrungssorgen und unter dem Joche einer galeerenähnlichen Subordination seufzt, der bald mit inwendigen Feinden, mit Zweifeln und Affekten, bald mit einem auswendigen Gegner zu kämpfen hat, mit einem Gegner, der sich in meinem verwelkten Antlitz zeigt — mit einem siechen Körper! von Feinden, Neidern und Unterdrückern eingemauert, — den Menschen stelle dir vor und du hast ein Gemälde von mir.

Kurz, ich bin geschaffen zu streiten, zu fallen und mole mea zu ersticken."

Ähnlich jämmerlich an Haug (Arch. XV, 148), durch den er wohl eine Stelle zu erhalten hoffte:

„. . . Mein Geist ist unter der Presse und alle meine Arbeiten sind Blutstropfen. Neid und Verfolgung ist aufs höchste gestiegen. Ich habe mich neulich um das Ulmische Konrektorat [?] gemeldet und man hat mir einen Stümper von Magister vorgezogen. Man klaubt an meinen Schriften [!], um Gift zu finden, und mich damit zu vergeben. Bei elendem Brot, schalem Bier und ohne den Trost eines Freundes (ich weine, indem ich dieses schreibe) muß ich die niedrigsten Geschäfte verrichten.

Von Klerisei [!] und Haß umgeben
 sing ich von Zärtlichkeit und Ruh;
ich singe von dem Saft der Reben
 und Wasser trink ich oft darzu.

Mein Körper leidet gewaltig und mein Trost ist das, was andere fürchten — der Tod!"

Tags darauf schreibt er heiterer an Böckh in einem sehr langen Brief (Nr. 34).

„Gegenwärtig sitze ich größtenteils, wann ich aus dem Schulkäficht fliege, in einem Gartenhaus, ziehe recht geizig die Frühlingsdüfte in mich, lese mich fast blind, mache zuweilen Verse, schweife mit meinen Gedanken in fremden Sphären herum, rauche meine Pfeife und trinke einen Krug Bier —

denn Wein, der Dichtern wohl behagt, — hat Bachus mir versagt —, bin manchmal mürrisch und mißtrauisch gegen die Welt, brumme in mich hinein, wie Pythia auf dem Dreifuß, schlage mit dem Klaviere die Sorgen in die Luft, lange oftmals in den Beutel, habe kein Geld und fluche, werde endlich von ungewissen Grundsätzen und von Neid und Verfolgung gleich einem Ball in der mittleren Luft umhergeschmissen und wünsche mir bald, noch in meinen Zwanzigen zu sterben, bald, lange wie Methusalah zu leben."

Den Wein sollte er nicht mehr lange entbehren. Denn schon am 25. Mai (Nr. 35) kann sich Schubart für ein neues Fäßchen bedanken; es war wohl wieder mehr für seine Frau bestimmt.

Im Juni ertönt neue Klage (Nr. 36, 10. Juni 1767 an Böckh); doch ist der Brief auch unter Kopfweh und Schnuppen geschrieben:

„Es ist hohe Zeit, wann Sie mich retten wollen. Meine elende Situation greift zuweilen selbst meine Seelenkräfte an, und ich befinde mich manchmal in dem Zustand einer Gedankenlosigkeit, der mich mehr als die Baufälligkeit meines Körpers niederbeugt. Mein Gott, überlegen Sie doch das, und setzen noch die quälenden Sorgen der Nahrung, einen elenden, rang- und titellosen Stand mit den niedrigsten und peinlichsten Geschäften verknüpft hinzu — ein Leben ohne Freund! ohne Ruhe! ohne Freude! und einen gewissen schleichenden Gram, der tief in meiner Seele sitzt, und nur allein mir und Gott bekannt ist — das denken Sie, liebster Schwager, und urteilen Sie, ob die Thränen ungerecht sind, die ich den Augenblick auf meinem Pulte weine. — — — — Auch ich würde dem flüchtigen Autorruhme entsagen, und wie Prometheus Menschen bilden, wenn über 100 Knaben und die ekelhafte Mühe, die mit der Bildung so vieler Menschenköpfe verknüpft ist, meinem Verlangen entsprächen. Aber lassen Sie mich einmal eine Plutarchische Vergleichung zwischen Ihnen und mir anstellen.

Sie haben 20 Schüler und ich habe über 100 Troßbuben.

Sie können, wie Minerva mit ihren Telemachs durch die Rosengefilde der schönen Litteratur wandeln — ich steige mit nacktem Fuß auf dem steinigen Boden des ABC, des A — a b — und anderer niedrigen Geschäfte einher.

Sie haben einen Senior, der menschlich denkt, zum Scholarchen und ich muß mich unter das Joch zweier Baalspfaffen schmiegen, die der Neid in allen ihren Handlungen beseelt.

Sie lassen sich von den Eltern ihrer Schüler keine Grenzen vorschreiben, und ich bin der Sklave eines jeden Bürgers, der mir einen grindigen Buben anvertraut — ja ich versichere Sie mit stiller Wehmuth meines Herzens, daß ich von verschiedenen Vätern bereits mit Schlägen bedroht worden bin. O lieber Schwager, meine Hand zittert, indem ich dieses schreibe.

Sie glücklich durch Auskommen, Rang und Freundschaft. Ich unglücklich durch Mangel, Niedrigkeit und Feinde!"

Am 1. Juni an Wolbach (6): „Wann kommen Sie denn? mit wem kommen Sie? und wie kommen Sie? Wann ich nur zur Zeit Ihres Hierseins

Muße genug hätte, Sie recht genießen zu können. Aber meine Knaben schreien Kahlkopf über mich, wenn es auch nur Augenblicke sind, die ich meiner Pflicht entziehe. Doch kommen Sie nur!

N. S. Der Druck der Luft hat heut einen so gewaltigen Einfluß auf mich, daß ich finster denke, finster schreibe und zu phlegmatisch bin, die ganze Seite voll zu schmieren."

Das zweimalige Zusammensein mit Böckh und der Besuch in Eßlingen ließ Schubart nur um so schmerzlicher fühlen, was er nicht hatte. Gerade der Schluß des Jahres sollte sich für ihn unfreundlich gestalten.

Aus dem Umstand, daß die Frau erkrankte und in irgend welcher Absicht, wohl hauptsächlich zu ihrer Schonung und zur Pflege des Neugeborenen, in das elterliche Haus zog, ergaben sich neue Ungelegenheiten.

Er schreibt an Böckh (Nr. 38, 22. Nov. 1767): „Meine Umstände verschlimmern sich zwar nicht, aber ich sehe auch keine Verbesserung. Ich habe keinen Freund, keinen Rat, keinen Umgang, keine Freude, und bin dagegen mit Auflaurern, mit List, Haß und Verfolgung umgeben. Der Geist der Vertraulichkeit ist aus meinem Hause gewichen und ich muß, wider meine Neigung, falsch sein. Jenes offene Wesen, das mich in Eßlingen begeisterte, ist hier jedermann unbekannt, dagegen ist ein gewisses plumpes heimtückisches Wesen die Furie unserer Gesellschaften. Mein Weib, die nach deiner Abreise sehr krank geworden, aber jetzt besser ist, haust mit ihren Eltern, die, so lang ich in der Schule bin, in mein Haus stürmen, wider mich konspirieren, meine Briefe erbrechen, Bücher, von welchen sie vermuten, daß sie noch nicht bezahlt sind, wieder fortschicken, meine Buchhändler und Buchbinder warnen, mir keinen Kreuzer zu kreditieren[1]), meine sauer verdienten Gelder selbsten einnehmen und damit schalten und walten wie sie mögen. Ich darf mich nicht

[1]) Die Anverwandten mögen allerdings Gründe gehabt haben, auch Schubarts Bücheranschaffungen zu überwachen. Daß er aber nicht so blindlings vorging, wenn es galt, litterarische Gelüste zu befriedigen, zeigt der Brief an Wolbach (8) vom 14. Nov. 1767. Er bittet hier, ihm mehrere Bücher zu leihen und spricht von der Hallischen Zeitung: „Ich wollte sie mir auf hiesiger Post kommen lassen, und hörte von 14 Gulden, die ich daran bezahlen solle. Behüte Gott, was für Geld für ein Zeitungsblatt, das, so gut es ist, doch wie ein Meteor auffährt und verlischt! — Und doch möchte ich das vertrackte Blatt lesen. Wie ist es anzugehen?"

(Er sammelte hernach mehrere Mitleser, wie ein Brief vom 1. Mai 1768 zeigt, darunter den Baron Welser, Amtmann von Stubersheim, und den Adressaten, vielleicht Häckhel.)

rühren, weil ich keine Hilfe habe, denn im Himmel und auf Erden scheint alles für mich verschlossen zu sein. — — — Ich bin hilflos und soll auch hilflos sterben. Wenn nicht irgend ein Gott die Ursache meines Elends auswurzelt, so bin ich verloren. Arm, verachtet, verlassen, unbeweint sterben, das ist hart! — Sich selbsten Vorwürfe machen müssen, ist noch härter!" —

In Rücksicht auf den Schluß des Briefes könnte man geneigt sein, zu sagen: Schubart sieht selbst ein, daß die Schuld des Übels nur ihn trifft; er bekennt ja, daß er sich Vorwürfe zu machen habe. Gewiß hat er seine eigenen Fehler eingesehen; aber wenn er in seinem Brief fortfährt: „Warum soll ich doch einen so treuen menschlichen Freund haben, wie Du bist, und zeitlebens kein Mittel vor mir sehen, seine Treue vergelten zu können? Auch das ist Elend," so möchten wir doch trotz des Wörtchens „auch" vermuten, daß Schubart in diesem Fall unter den Vorwürfen, die er sich machen müsse, nichts versteht, als den schmerzlichen Gedanken, seinem Schwager für all seine Liebe keinerlei Vergeltung zu teil werden lassen zu können; um so mehr als er fortfährt: es beruhige ihn übrigens, ja er sehe für sich darin einen schwachen Strahl von Hoffnung, daß es demselben samt den Seinen gleichwohl gut gehe.

Echt schubartisch ist der Schluß: „Mein Sohn Ludwig sitzt wirklich neben mir und fragt: Vater, was weinest du? und ich bin voller Empfindung und schließe. Schade, daß dieses liebe Kind ein Schubart ist! —

Zerreiße diesen Brief. Denn ich bin noch so stolz, niemand als dich mein Elend wissen zu lassen."

Die letzte, freilich die schlimmste Klage aus diesem Jahr enthält die kurze Stelle des Briefs vom 1. Dezember 1767 (Nr. 39, an Böckh): „Meine Frau ist auf das Neue kränker geworden, und mein Haus sieht einer Höhle gleich, worinnen Melancholie, Kummer und Krankheit ihre Wohnung aufgeschlagen haben . . ."

VI. Abschnitt.

Das Jahr 1768.

1. Schubarts persönliche Verhältnisse

blieben sich im allgemeinen gleich. „Mein Zustand ist immer ebenderselbe — mühselig, voll Arbeit, voll Gram, voll Mangel, Streit und Elend" (Nr. 40). Über seine Gesundheit hören wir vom Jahr 1767 und vom Anfang des folgenden nichts Ungünstiges; dagegen schreibt er am 2. Juni 1768 (Nr. 45):

Ich bin der erste Poet, der mit dem Frühling unzufrieden ist.

„Verhaßter Lenz, der du
den siechen Leib mit Seuchen plagest,
und wie ein Geier ohne Ruh
an ihrer kranken Lunge nagest . . .

Gewiß, ich war sehr kränklich und bin es noch. Den ganzen Mai hindurch hatte ich mit einem Blutauswurf zu kämpfen, der mir bis jetzt Mut und Kräfte geschwächt hat. Ich sehe, daß ich nicht lange mehr zu leben habe." Noch im September (Nr. 50) spricht er davon, daß er nicht recht gesund sei.

Von besonderen Begebenheiten wissen wir aus diesem Jahr nicht viel.

Im August macht er eine seltsame Bekanntschaft, die mit „einem Jesuiten aus Rom, der im Begriff war, zur protestantischen Religion überzutreten." Derselbe suchte irgendwo Anstellung; Schubart empfahl ihn seinem Schwager (Nr. 49): Ich habe mit fliegender Feder das Glaubensbekenntnis des Herrn Professors ins Deutsche übersetzt. Sonst konnte er nichts für ihn thun, denn in Ulm habe man zu viel mit Promotion von Dummköpfen zu thun, als daß man an Poeten und Konvertiten denken könnte. Schubart hatte an dem Mann wegen seiner edlen Denkungsart und gewisser empfehlungswürdiger Eigenschaften, sodann wegen seiner schönen Erkenntnis, worunter seine geflügelte Fertigkeit lateinisch zu sprechen gehört, endlich, wovon er noch in der Lebensbeschreibung spricht, wegen seiner magnetischen Kraft großes Interesse gefunden.

Über die in den Briefen dieses Jahres sich äußernde Stimmung läßt sich etwa sagen, daß sie mehr als je eine resignierte sei. Die Äußerungen über seinen Zustand sind meist nur kurz, wie sie denn häufig nur im Anhang zu den Briefen sich finden und bestehen weniger in bitteren Klagen, als in Betrachtungen und Bekenntnissen. Zwar heißt er sich (im Anhang zu Nr. 40) noch ein zweibeiniges, unglückliches, elendes Vieh, beschwert sich über die herrschende Teuerung (Nr. 42), möchte sich angesichts seiner Kränklichkeit fast den Tod wünschen (Nr. 45), leidet unter quälenden Nahrungssorgen, die immer drückender werden (Nr. 46) und schließt einen andern Brief (Nr. 50) mit dem Satz: „Ich bin nicht recht gesund, immer ohne Geld, versehe mein Amt mit Seufzen, werde mürrisch, argwöhnisch, menschenfeindlich, mag nicht leben und nicht sterben, und

bin mir also selber zur Last," — aber das Herbe und Wilde in der Klage ist längst gemildert und er selbst merkt, daß er ein anderer geworden, indem er sagt (Nr. 45): „Der Ton der Betrachtung ist mein Lieblingston," ja er gesteht, daß er wohl auch im Glücke nicht glücklich wäre, indem er Böckh (Nr. 46) anredet:

„Dein Herz, deine Denkungsart, dein Leben, welches . . . Ein Zug ist, macht dich zum Genusse des Glückes würdiger und fähiger, als mich, der ich immer von ungestümen Begierden, von Zweifeln, von ungewissen Grundsätzen, von Leichtsinn und Ungeduld, von Hypochondrie und Laune herumgetrieben werde und mich zum Besitz des göttlichen Segens und seiner Gnade nicht würdig genug mache. Schon dieses Bewußtsein ist ein neues Elend und macht, daß ich mit Schauer in das Vergangene und mit ahndendem Schrecken in das Zukünftige sehe." — Namentlich aber begegnet man in den Briefen dieses Jahres auch mancher heiteren Stelle.

Das Familienleben scheint in diesem Jahr durch keine Mißhelligkeiten gestört worden zu sein[1]). Unschuldiger Spott ist es, wenn er bei Erwähnung der Vorgesetzten (Nr. 42) bemerkt: „meinen Schwäher und mein Weib zuerst gerechnet"; sonst scheint er mit dem Schwäher gut zu stehen (Nr. 48). Im Dezember trat ein Fall ein, der ihn offenbar sehr angriff, es war die Totgeburt eines Töchterchens (19. Dez.).

„Das häusliche Unglück, das mich betroffen hat, hat meinen Geist mit einer dicken Wolke bedeckt, durch die kein Schimmer der Freude dringt. Wer kann humorisieren, wenn ein Weib in einem unglücklichen Kindbett liegt, wenn man eben von einer Leiche nach Haus kommt, und wenn die Einnahme nicht hinreichen will, dergleichen schwere Ausgaben zu bestreiten?" Doch eröffnet uns derselbe Brief (Nr. 51, 21. Dez. 1768) einen befriedigenden Einblick in Schubarts Familienleben, wenn es am Schluß heißt: „Mein Weib, das sich in ganz erträglichen Umständen befindet, läßt dich grüßen. Mein Ludwig ist munter und rasch wie Feuer. Mein Mädchen blüht wie eine Rose, und ich schlendere als ein Passivum durch Sturm und Wetter dahin und erwarte Sonnenschein."

---

[1]) Auf den jetzt ausgeschnittenen Blättern des Obervogt-Protokoll vom Jahr 1768, welches auf dem Oberamt in Geislingen als einziger Band aus jener Zeit noch erhalten ist, — Blätter, auf welche im Index mit „Schubarts Ehefrau" verwiesen ist, — soll eine Bestrafung von Schubarts Frau wegen Beleidigung einer anderen eingetragen gewesen sein. In Geislingen weiß man noch, daß seine Frau einmal einer Frau Krähmer wegen, mit der Schubart im Rötelbad war, eifersüchtig gewesen sei.

2. Litterarische Thätigkeit.

In litterarischer Hinsicht weist dieses Jahr keine größere Leistung auf. Auch aus den Briefen erfahren wir hierüber nichts Sicheres; es werden darin wieder meist unausgeführte Entwürfe und nicht mehr vorhandene kleinere Gedichte erwähnt.

In einem Brief an Böckh (Nr. 40, 5. Febr.) heißt es: „Hier folget . . ein Gedicht von mir. Etwas Größeres von mir stehet nun mit nächstem zu erwarten. Ich habe in müßigen Stunden einen ziemlichen Vorrat geistlicher Lieder verfertiget. Magst du sie nicht Herrn Erhard in Stuttgart zum Verlage anbieten?" (Ob religiöse Schulgedichte oder neue Lieder gemeint sind, ist nicht zu bestimmen. Erschienen sind sie nicht.) Seinem Bruder Jakob (Nr. 42, 11. März) schickt er für den Papa 1. „ein paar Gedichte in anderer Namen verfertiget." 2. Einige Rezensionen seiner Gedichte, mit dem Bemerken: „das Fazit von allen Kritiken ist mir ungemein günstig, und ich bin entschlossen, noch mehr, aber langsamer zu arbeiten." Dann der Entwurf: „Wirklich gehe ich mit Passionsliedern um, die ich mit kurzen prosaischen Andachten begleiten will," woraus nichts geworden ist. Hierauf folgen in diesem Brief einige sehr bedenkliche Stellen:

„Meine Zaubereien werden nächstens mit vielen Stücken vermehrt und versifiziert herauskommen" [letzteres ist leider nie geschehen] „und eine Sammlung meiner Gedichte hab ich dem Herrn Stetten unter dem Titel: Gemälde der Phantasie, in Verlag gegeben" [ist gleichfalls nicht gedruckt worden]. — „Meine Schulbriefe sollen auch noch [?] unter der Rubrik: Briefe Hiobs des Zweiten herauskommen" [ist nicht erfolgt]. Dann nach der Zwischenbemerkung: „Wann ich nur nicht so viel zu thun hätte; mein Amt stößt meinen Geist in Staub und lehrt ihn kriechen" die Mitteilung: „In die Allgemeine Berliner Bibliothek und in die Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften in Dresden [soll heißen Leipzig] habe ich zwei Abhandlungen von der schwäbischen Litteratur geschrieben, die mit Beifall inseriert worden." Von diesen 2 Abhandlungen ist in sämtlichen Jahrgängen jener Zeit keine Spur zu finden. Außerdem erwähnt Schubart einen Aufsatz über dasselbe Thema im 11. Brief an Wolbach (März 1769). Aber auch dieser ist nicht nachzuweisen. — Wir begegnen hier wieder einem leidigen Zug Schubarts: Prahlerei und Flunkerei.

Sonst ist den Briefen zu entnehmen, daß Schubart, wie üblich, auf Neujahr viele Neujahrswünsche gefertigt hat, wie er solche auch seinem Bruder Jakob zur Benützung sendet, und daß er nach dem gleichen Brief den Plan hat, ein Gedicht auf Paoli zu machen. Außerdem ist aus Strauß (Schlußanmerkung zur Übersicht über den Geislinger Aufenthalt) bekannt, daß Schubart

im Herbst dieses Jahres folgendes 1849 noch im Manuskript erhaltene Schulstück verfaßt habe: „Gespräch von den Mitteln, reich zu werden, am Michaelisexamen 1768 in der Geislinger Schule gehalten" — nämlich von einem Dutzend Knaben, deren jeder unter einem entsprechenden Charakternamen — z. B. Gernreich, Duckmaus u. dgl. — eine besondere Ansicht über den fraglichen Gegenstand vorzutragen hatte.

Derartige Schulg'espräche waren schon vor Schubart bekannt, besonders der Pädagog Christian Weise (1642 bis 1708) hatte die Notwendigkeit dramatischer Schulübungen betont und selbst viele Stücke hiezu geschrieben. Schulaufführungen waren in Mitteldeutschland damals nichts Seltenes und Schubart mag in Nürnberg solche gesehen haben.

Weiter glauben wir berechtigt zu sein, das im Anhang mitgeteilte Gedicht zur Hochzeit eines Herrn Klett mit der Visiererstochter Fräulein Anna Manner aus Geislingen vom 27. September 1768 Schubart zuschreiben zu dürfen und zwar aus mehreren Gründen:

1. findet es sich in dem zur Ulmer Stadtbibliothek gehörigen Sammelband Wagnerischer Drucke 1750—1788, der noch weitere Gedichte Schubarts enthält (z. B. die Ode auf Kaiser Franziskus 1765 und die Ode auf den Fürstpropst Antonius Ignatius 1769).

2. war Schubart mit den Eltern der Braut sehr befreundet; auch erscheint die „Jungfer Mannerin" zweimal in den Briefen, das einemal (Nachschr. zu Nr. 45) als Überbringerin eines Briefs bei einer Reise nach Eßlingen, die „das gute Ding" ausführt, um sich „einen Mann vom Unterland zu holen", das anderemal (Nr. 50, 1. Sept. 1768) genannt als Beispiel einer amazonischen, das Zeremoniell geradezu auf den Kopf stellenden Liebe, die ihren Theseus gefunden hat und aus Eßlingen zu holen im Begriff ist. Ein weiterer Grund, das Gedicht für Schubartisch zu erklären, ist der ganze Ton und Schwung des Hochzeitscarmens, das wir gerade auch als Probe für derlei von Schubart gewiß massenhaft verfertigte Gelegenheitsgedichte mitteilen.

Müßte uns so Schubart im Jahr 1768 minder produktiv erscheinen, so wird sich unsere Anschauung ändern, wenn wir seinen Anteil am Neuen Rechtschaffenen untersuchen. Übrigens mag auch so ein gewisser Zurückgang schöpferischer Kraft und Thätigkeit in diesem Jahr bemerkt werden und derselbe seinen Grund in einer länger andauernden Kränklichkeit des Dichters haben.

3. Inhalt der Briefe dieses Jahrs bezüglich der Litteratur und der Religion.

Mehr als je sind die Briefe der Wissenschaft gewidmet und enthalten Meinungsäußerungen über die neuesten Religions- und Erziehungsvorschriften und besonders über die kritischen Leistungen der zwei wichtigsten Organe: der Allgemeinen deutschen Bibliothek von Nicolai (Berlin und Stettin) und der Hallischen Zeitungen von Klotz. Durch die Lektüre dieser Blätter wurde Schubart so recht in die Kämpfe seiner Zeit eingeführt, doch hat er keine Freude daran. Die Kritik war allmählich zur herbsten Polemik ausgeartet und Schubart verspürt einmal Lust, in einem „demütigen Bittschreiben eines Schulmeisters in Schwaben an die zwei großen Tribunale zu Berlin und Halle" die Verschiedenartigkeit der Grundsätze und die ganze Hyperkritik zu verhöhnen (Nr. 41); er ärgert sich über die Verwirrung, die von ihr angerichtet wird, und darüber, daß sie junge Genies furchtsam mache, zurückschrecke, töte (9); er empfindet ein gewisses Behagen über das Erscheinen einer neuen kritischen Zeitschrift, der Geißel in Altona (Nr. 43), und freut sich seiner eigenen kritischen Gabe.

„Die Kunstrichter sind, meiner Seel! alle angebrennt. Ich lese ein Buch, traue meinen Empfindungen und lache Halle, Berlin, Altona mit all ihren Aristarchen aus." Ähnlich lauten die Briefe vom 1. Mai an Böckh (Nr. 44) und an Wolbach (10). Er wirft einen Rückblick auf die Veränderungen, die er in der kurzen Zeit seines Lebens habe mitansehen müssen (Nr. 45). „Als ich 1750 anfing zu denken, da war Gottsched mein Original, und lehrte mich deutsch wie Wasser.[1]) Ich wurde ein Apostat und schlug mich zu den Schweizern; aber als der Buchladen des Nicolai in Berlin zu einem kolossischen Pferde wurde, aus dessen Bauch bewaffnete Kunstrichter hervorsprangen und alle Autoren zittern lehrten, da schlug ich mich zu ihrer Partei und glaubte, sie wären Götter. Und nun, da Klotz wie Briareus mit hundert Händen um sich greift, mit fünfzig Geißelschläge und mit fünfzig — Olivenkränze ausspendet, — so steh' ich da, wie wenn ein Wetter vor mich niederschlüge, und weiß nicht, ob ich bei meiner Partei bleiben, ob ich die neue ergreifen oder — ob ich ein Freigeist werden soll."

---

[1]) Derselbe Ausdruck in den 1770 von ihm mit herausgegebenen: „Schwäbischen Beiträgen zu Gellerts Epicedien": Gottsched, der deutsch schrieb wie Wasser.

Ein bald darnach geschriebener Brief zeigt Schubarts volle Selbständigkeit (Nr. 46): Die großen Dichter und Denker werden trotz aller Kritik den kommenden Enkeln zur Bewunderung und Nachahmung dienen, doch auch die Kritiker werden ihre Würdigung finden. Von Klotz sagt er übrigens, auch er müsse den Tag seines nahen Gerichtes warten, ein Gericht, das in der That Lessing bald hernach über ihn hielt.

Von großem Interesse ist es, aus den Briefen Schubarts seine Stellung zu religiösen Fragen kennen zu lernen. Freilich dürfen wir nicht meinen, er werde sich seinem Schwager gegenüber ganz rückhaltslos ausgesprochen haben; aber bezeichnend und wertvoll sind diese Auslassungen immerhin.

Schon im Jahr 1767, auf das wir hiebei zurückgreifen müssen, äußert er sich häufig über den Streit, der sich zwischen Rationalismus und Orthodoxie abspielt, und berichtet von den Kämpfen, die sich in seinem Innern vollziehen: ein Beweis einerseits seines klaren Blicks, andererseits seines aufrichtigen Strebens. Er wünscht (Nr. 34) mit Böckh zusammen zu sein, mit ihm über die physikalischen und moralischen Gebrechen der Welt zu klagen und auf dem kleinen schlechtgebahnten Wege der Tugend der Vollkommenheit entgegen zu eilen. „Tausendmal irre ich jetzt unter den Rosengebüschen des Frühlings und wünsche mir als ein ausgeflossenes Strömlein aus dem unendlichen Meere des Schönen und Guten wieder — nach tausend Krümmungen — in meine Urquelle zurückzufließen. Ich lasse Sie den Augenblick in meine Empfindungen hineinschauen und bin unwillig, daß ich immer mehr empfinde, als ich Ihnen sagen kann. Wirklich bin ich mit meinen Grundsätzen so schwankend und ungewiß, als wenn ich der Stifter einer neuen Sekte werden müßte.“ Und später: „In der Religion — ach in der Religion! was wird es da noch werden, teurester Schwager. Die feine Welt, Basedow, Teller, Crugot[t], Dietrich, Spalding und wer kann sie zählen? ziehen wider unsere alte Orthodoxie zu Felde, ziehen, wie schlaue Kundschafter, unsere Semlers und Ernesti auf ihre Seite und stecken mit ihrem Geiste alles an, was sich mit ihnen gemein macht. Die Verteidiger der Religion sind polternde Orthodoxen, die, anstatt die Religion zu verteidigen, sich mit ihrer elenden epanorthotischen Kanzelsprache bei allen Vernünftigen zum Gelächter machen. Großer Gott! Wo sind unsere Baier, Baumgarten, Carpzove, Mosheim? — Ich kann Ihnen sagen, daß ich wirklich in einem Sturme von Zweifeln arbeite, die mir angst und bange machen, weil ich nicht die Kraft Christi besitze, die Meereswogen zu stillen.“ In der Antwort verteidigt Böckh die Orthodoxie und ihre Vertreter, indem er die freier gehaltene Berliner Bibliothek angreift. Dagegen rühmt Schubart (Nr. 35) „den feinen, quintessierenden Geschmack derselben, ihre weitschichtige Erkenntnis in Sprachen und Wissenschaften und die edle Kühnheit selbst zu denken und nicht immer den Doktor Luther und das Konkordienbuch für sich denken zu lassen,“

ferner ihren „Eifer wider die falschen Empfindungen, die Quelle des Fanatismus", und für den „Geist des Christentums, Sanftmut und Toleranz."

Vergleichen wir mit diesen Äußerungen das was Schubart ein Jahr zuvor über die moderne Theologie und einige der oben erwähnten Theologen gesagt, so finden wir eine starke Abnahme des orthodoxen Standpunktes. Dort hat er noch geschrieben (Nr. 25, 22. Juli 1766 an Böckh):

„Sie haben recht, unsere heutige [die rationalistisch angehauchte] Modetheologie ist so geistleer, schlüpft so über die Glasur unseres Herzens hinweg, daß ich den Menschen sehen möchte, der den Geist eines Spaldings (so groß er ist), eines Dieterichs, eines Ernesti, eines Semlers, eines Tellers und anderer auf dem Totenbette unterhalten und mit Freuden der Ewigkeit erfüllen könnte. Wenn ich denken will, so lese ich obige Theologen: will ich aber empfinden, warm empfinden, was Gott und Religion sei, so ist mir ein herzliches Verslein aus einem alten Kirchenliede tausendmal schätzbarer als der rastlos rollende Schwung eines modernen Rhetors oder der hüpfende Witz eines haugischen Liederdichters." —

Die Äußerungen des Jahres 1768 zeugen von immer größer werdender Selbständigkeit und stärkerer Hinneigung zum Rationalismus. Er nimmt sich seinem Schwager gegenüber, dem er sonst nicht gern das Wässerlein trübt, jetzt überall Semlers an. Daneben bekennt er seine immer stärker werdenden Zweifel und ist froh, wenn er an etwas Religiösem in geschmackvoller Form Freude finden kann.

Im Anschluß an den Bericht über seine Krankheit klagt er (Nr. 41):

Aber was das ärgste ist, so ist meine Seele auch krank, und wird dadurch verhindert, sich zu dem hohen christlichen Enthusiasmus zu erheben, der das Leben gleichgültig hinwirft, weil er in jenem Leben für alle verlorenen Güter Ersatz hofft und findet. — Das sind nun einmal die betrübten Früchte der Zweifelsucht und der unvernünftigen Anhänglichkeit an die Welt. Möchte mir doch Gott den Glauben eines einfältigen Bäuerleins geben, der betet, arbeitet, mit wenigem zufrieden ist, und mit Gelassenheit die Stunde erwartet, in welcher ihn Gott von seinem Pfluge abfordert. Einmal für allemal, bester Freund, ein bischen Stupidität kann in einem Leben wie dies ist, nichts schaden." Obwohl er das Umsichgreifen des Rationalismus und die Unthätigkeit und Unfähigkeit der Orthodoxie zu bedauern scheint, macht er seinem orthodoxen Schwager doch den Vorwurf der Einseitigkeit und rühmt besonders Semler. Ja er sagt: „Was kann Semler dafür,

daß die Väter der Kirche, die Concilia und oft die Schrift selber einigen Stücken des lutherischen Glaubenssystems widerspricht? Ich denke von Luther so: dieser große Mann fand bei seiner Erscheinung das alte gotische Gebäude des Aberglaubens und — riß es nieder. — Sollten nicht dadurch seine Kräfte allzusehr erschöpft worden sein, als daß er im stande gewesen wäre, ein neues Gebäude der Religion in seiner simplen Majestät auf den Sturm des Aberglaubens zu errichten? — Was schreien wir denn so sehr über Heterodoxie, wenn ein Spalding, ein Teller, ein Semler, ein Basedow ihre Kräfte vereinigen, dem Gebäude der Religion seine ursprüngliche Würde und Einfalt zu erteilen? Mit einem Wort: es giebt keine Religion, die ganz allein vollkommen und ohne Fehler wäre. Unvollkommenheiten und Fehler aber, die nicht wider die Göttlichkeit der Religion selbsten, sondern wider die Schwächen des menschlichen Geistes zeugen. Das glaube ich so fest als daß ein Gott ist." — So giebt er auch zu, daß Semler schon manchen für richtig gehaltenen Spruch aus der Bibel herausexegesiert, möchte aber darum dessen hermeneutische Grundsätze nicht verwerfen; an dem Satiriker Herel tadelt er, daß er in dieser spottreichen Zeit den biblischen Stil zu seinen heftigen Ausfällen benützt (Nr. 47). Von Jerusalems Betrachtungen über die Religion urteilt er (Nr. 50): „Sie sind so schön, so gründlich so gutherzig, so nachdrücklich geschrieben, als ich jemals was gelesen habe. Wie liebenswürdig ist der Theolog, der Gelehrsamkeit mit gutem Geschmack verbindet."

4. Exkurs über Schubarts Religiosität und Sittlichkeit.

Da die Briefe des nächsten Jahres über Schubarts religiöse Stellung schweigen, mit Ausnahme zweier Stellen, wovon die eine die Klage enthält: „Wahn und Unglaube sind jetzt Mode, und der Geist unseres Jahrhunderts scheint, wenn man ihn personifiziert, ein großer Witzling mit einem durchgehends verdorbenen Herzen zu sein" (Nr. 52), die andere aber die Zuversicht ausspricht: „Gott wird mir seine Gnade geben, daß ich mit christlichem Starkmut den Stürmen meines Schicksals trotzen und auf die Hilfe Gottes gelassen harren kann," (Nr. 53), so dürfte es an der Zeit sein, die Frage von Schubarts Religiosität näher ins Auge zu fassen.

Wenn wir mit den soeben aus den Briefen gewonnenen Eindrücken die entsprechende Darstellung Schubarts in der Lebensbeschreibung vergleichen, so werden wir durch Schubart selbst darauf geführt, auch seine Sittlichkeit in Betracht zu ziehen. Schubart sagt dort nämlich nach der Schilderung seines Familienlebens folgendes:

„So viele Freuden, die mich umleuchteten, so viele Gelegenheit Gutes zu thun und zum Wohl des Ganzen mitzuwirken, so viele Nachsicht Gottes und seiner edlen Menschen mit meinen Fehlern hätten mich zum dankbarsten Anbeter Gottes und seines Christus machen sollen; aber, o unbegreifliche Blindheit! ich ward's nicht. Ich fing vielmehr gar zeitig an, an den vornehmsten Religionswahrheiten zu zweifeln, die verwegensten Sätze der Spötter und Wahrheitsfeinde mir bekannt zu machen, Gift, das ich einsog, wieder auszuspritzen und zu glauben, daß man kein witziger Kopf sein könne, ohne ein Freigeist zu sein. Ein System des Unglaubens hatte ich nie — denn ich hatte in Nichts ein System — aber die Trümmer kannte ich doch alle, aus denen der Unglaube seinen Palast ertürmt. Da ich jeden Stoß des Beispiels empfand, so lernte ich bald von meinen witzigen Favoriten kalt von Gott und göttlichen Dingen sprechen, auf alle Sachen des Geistes verächtlich niederblicken, die Wunder der Schrift als Märlein verwerfen, und die Religion Jesu nach dem Weidspruche des Freigeists für einen Kappzaun des Pöbels zu halten. Ich stieß mich zuerst an der Person Jesu, den ich schon als Kandidat [!] für keinen Gott, sondern für einen Mittler, wie Moses, und für einen frommen Lehrer hielt (doch setzte ich ihn weit über Sokrates, Konfuzius, Zerduscht und alle Gesetzgeber und Weise hinaus), und da mir über diese Sache kein näheres Licht aufging, — denn wie sollte sich der Geist Gottes in einer so trüben Seele spiegeln? — so glaubte ich vollkommen recht zu haben, zweifelte weiter, sah nach und nach alle Artikel des Glaubens für verdächtig an, verlor alle Stützen und glaubte beinah, das ganze Glück des Menschen bestehe darin, frei rasen zu dürfen. Ich betete wenig, oft gar nicht, wurde unruhig, mißvergnügt mit meinem Schicksale, stolz auf mein Talent, ausschweifend in meinen Ergetzlichkeiten, öfters nachlässig in meinem Amte, ein Spötter der Geistlichkeit, ein geheimer Hasser des obrigkeitlichen Ansehens, ein Lüstling, der die Mädchen für Blumen ansah, die jeder Schmetterling beflattern darf, ein kühner Beurteiler der wichtigsten Dinge und Personen, — mit einem Wort: ein Lasterhafter, der nicht einmal die Kunst verstand, das Leben recht zu gebrauchen; denn da ich der offenherzigste Kerl von der Welt war, so handelte ich immer viel zu frei, als daß ich nicht allenthalben hätte anrennen sollen. Mein Schwiegervater, ein weiser abgekühlter Mann, warnte mich oft, von den Thränen meiner Gattin unterstützt. Aber mein Schaden lag schon zu tief, als daß ihn kühler Rat und Weiberthränen hätten heilen können."

Es wird nicht viele Worte brauchen darzuthun, daß die erste größere Hälfte dieser Darstellung Schubarts religiösen Zustand während des Geislinger Aufenthalts viel zu schwarz malt; ja, daß er in dieser Hinsicht anderweitige Erinnerungen, aus früherer sowohl als besonders aus späterer, der Ludwigsburger Zeit, einmischt (man denke nur an die witzigen Favoriten!), und daß er seiner Kämpfe,

seiner ernsten Stimmungen und seiner religiösen Bestrebungen nicht gebührend gedenkt.

Sodann springt er im letzten Teil der Darstellung zu einer Schilderung seines sittlichen Zustandes über, um hiebei dieselben Fehler der Übertreibung, der Einmischung anderweitiger Erfahrungen und der Ungerechtigkeit gegen sich selbst zu begehen. Das lasterhafte Lustleben im Umgang mit dem weiblichen Geschlecht hat Schubart wohl in der korrumpierten Residenz Herzog Karls eine Zeitlang in den Strudel gerissen (vgl. Strauß Nr. 92), auch von Ulm sind (durch Brief Nr. 105) solche Vergehungen erwiesen; aber in dem kleinen, wenn auch allezeit lebenslustigen Albstädtchen waren ihm solche Verstöße wenn nicht ganz, so doch nahezu unmöglich gemacht.

Endlich aber setzt Schubart in dieser Darstellung sein religiöses und sittliches Verhalten in eine Wechselbeziehung, die bei ihm einfach nicht vorhanden war. Wie er in nichts konsequent war, so fehlte es ihm auch im Gebiet des Sittlich-Religiösen an der Übereinstimmung von Theorie und Praxis. Ja, wir sind geneigt, seine Sittlichkeit für höher zu halten, als seine Religiosität.

Es ist nun wirklich auffallend, wie viel man sich mit der letzteren beschäftigt und wie man dabei die erste entweder unberücksichtigt oder zweifelhaft gelassen hat. Die meisten Darstellungen nehmen sogar Schubart in religiöser Beziehung gegen seine eigenen Aussagen in Schutz, lassen aber für seine sittliche Aufführung die Selbstanklage unentkräftet. Nur Strauß stellt Schubart in beiden Beziehungen gleich nieder.

Was nun zunächst die Übertreibung im allgemeinen anbelangt, so läßt sich diese in obigen Sätzen fast grammatikalisch nachweisen; die Gedankenfolge derselben enthält eine echt schubartische Steigerung, und der Schlußausruf: „mit einem Worte ein Lasterhafter!“ soll den Knalleffekt der Selbstverurteilung bilden! einen Effekt, der wenigstens das erreicht hat, daß man Schubart so gern im Licht seiner eigenen Sätze betrachtet. Entfernt man solche Übertreibungen und die schon erwähnten Irrtümer aus jener Schilderung, so bleiben wohl Vorwürfe für Schubart genug bestehen, so religiöse Zweifelsucht, Freigeisterei und Haltlosigkeit, ferner Unzufriedenheit, Eitelkeit,

Amtsuntreue, Genußsucht und Spottlust, Unvorsichtigkeit jeglicher Art in Wort und That, ja wir fügen noch den Vorwurf der Neigung zur Unwahrheit hinzu und heben insbesondere hervor, daß wir über so vieles nichts Näheres wissen, obwohl freilich eigentlich Schlimmes gewiß überliefert wäre; aber trotz alledem findet sich für eine so vollständige religiöse und moralische Verkommenheit, wie sie Schubart 1778 im Kerker von sich aussagt und 1791 der Welt zu lesen giebt, während der Jahre 1763—1769 kein Raum und man thut Unrecht, wenn man sich ohne weiteres Schubarts eigener Worte bedient.

Zu Gunsten einer moralischen Würdigung Schubarts sprechen nicht nur seine humanen Grundsätze, seine dichterischen Ideale, seine patriotischen Bestrebungen, nicht nur seine oft bethätigte Liebe zu seinen Kindern, Eltern und Angehörigen und zur ganzen Menschheit — „Du warest Liebe ganz Liebe!" bezeugte ihm seine Frau noch auf dem Totenbette — nein, sein ganzer sechsjähriger Aufenthalt in Geislingen, von der frühen Verheiratung an, durch die er doch wohl auch von seinem ungeordneten Jugendleben loszukommen hoffte, bis zur Stunde seines Scheidens, sein sechsjähriges Schaffen und Ringen, seine vielseitige Thätigkeit, seine Ausdauer bei peinlicher Armut und unter lauter drückenden Verhältnissen, seine enge Verbindung mit dem edlen Böckh, seine Freundschaft mit den gebildetsten Männern in seiner nächsten Umgebung, ja die Beliebtheit, der er sich schließlich doch in Geislingen erfreute, all das zeugt nicht nur dafür, daß Schubart den besten Willen hatte, sich zu halten, sondern daß es ihm auch im allgemeinen gelang. Gegenüber späteren Tagen befand er sich in Geislingen auf einer gewissen moralischen Höhe.

Um nun aber auf Schubarts Religiosität einzugehen, so seien im nachfolgenden die verschiedenen Ansichten angeführt.

Sehr kurz äußert sich hierüber der Sohn Ludwig Schubart in dem von ihm stammenden dritten Teil zu seines Vaters Lebensbeschreibung (nachdem er schon in einigen Anmerkungen zu den vom Vater selbst geschriebenen II. Teil davon gesprochen):

„Schubart war von Jugend an streng zum altchristlichen Dogma angehalten worden; sowohl sein Beruf als seine fromme Gattin bestärkten ihn

darin. — Als durch Lektüre die ersten Zweifel in ihm aufgeregt wurden, kämpfte er mit Macht dagegen, und bat Gott inständig um kindlichen Glauben. Seine Totengesänge sind voll von diesen Ideen; und es war eine seiner Lieblingsäußerungen durchs ganze Leben: daß die Menschenseele Tiefen enthalte, wohin noch kein Auge geblickt und die aller Systeme und Philosophien spotteten.

Namentlich hielt er stets viel von Träumen und Ahnungen, und glaubte, daß die Divinationsgabe gewissen Seelen wie das Genie beiwohne." — D. h. wie Hauff S. 35 bemerkt, „von Natur neigte er viel mehr zum Aberglauben als zum Unglauben."

Eingehend handelt Strauß von diesem Kapitel. In der Übersicht zur Geislinger Periode sagt er:

„Eigentümlich prägt sich das Verhältnis seines Charakters zu seiner Intelligenz in seiner religiösen Stellung aus. Religiös war Schubart seinem ganzen Naturell nach, in welchem Empfindung und Einbildungskraft vorherrschende Bestandteile ausmachten; aber während sein bei alledem gesunder natürlicher Verstand ihn nach der Seite derer hinzog, welche die Religion vom Aberglauben, die Theologie von scholastischem Wuste zu reinigen bemüht waren, während er sich demgemäß Semlers und der Allgemeinen deutschen Bibliothek gegen den orthodoxen Schwager annimmt — hielt ihn die Baufälligkeit seines sittlichen Charakters immer wieder bei der Autorität, beim Mirakel und Geheimnis, zurück. Mehr als einmal hat er schon den Fuß erhoben, um sich auf die Seite des vernünftigen Denkens zu stellen: aber immer getraut er sich nicht, fest aufzutreten, aus Furcht, auf dem neuen Boden zu versinken. Seine sittliche Unfreiheit hielt ihn auch in geistiger Knechtschaft fest. Er war sich bewußt, daß das Tier in ihm noch der Peitsche, der Zucht von außen, der Bedrohung mit den Strafen der Hölle, bedurfte; nach Hinwegräumung dieser Schrecknisse, fürchtete er, möchte die Bestie sich vollends losreißen: dies war der Grund, warum er für jetzt — und in der That sein Leben lang — gläubig blieb[1]) für den Mann wie er war und für alle seinesgleichen ein guter Grund, wenn wir denselben auch nicht sehr edel finden können."

[1]) Die Behauptung: Schubart sei gläubig geblieben, steht in direktem Widerspruch zu obiger Stelle aus Schubarts Lebensbeschreibung, ist aber mindestens ebenso richtig wie letztere. Der Grund für sein Verhalten ist jedoch nach unserer Ansicht nicht die sittliche Mangelhaftigkeit, die wir für Geislingen nicht so ganz zugeben, sondern wenn er sich mit dem Bibelglauben zurechtfand, so that er das teils weil er so erzogen war, teils vom poetischen Standpunkt aus und als Freund des Grandiosen; alle Folgerungen der Gläubigkeit zu ziehen, davor hütete er sich freilich sehr; umgekehrt: wenn die Bestie in ihm einigermaßen gebändigt ward, so geschah dies nicht durch die Kraft der Religion, sondern durch seinen gesunden Menschenverstand, durch seinen zweifellos guten Willen und durch die Macht der Verhältnisse.

Auch in der Schlußbetrachtung kommt Strauß auf diese Frage zurück: „Überhaupt entsprechen die Vorzüge und Mängel des Menschen Schubart genau denen, die wir an dem Schriftsteller gefunden haben; beide, Mensch und Dichter, sind bei ihm aus einem Stücke. Nur leider ist sowohl der Mensch als der Dichter bei ihm jeder für sich in zwei Stücke gebrochen. Geistlich und Weltlich — sind die zwei Teile seiner Gedichte, aber auch seines Wesens und Treibens im Leben. Zu schwach, sich mit der gewaltigen Sinnlichkeit einzulassen, trieb das Geistige in ihm für sich sein Wesen, hauste im leeren Raume des stofflosen Ideals, der bodenlosen Begeisterung, sonnte sich im Äther, während das Tier an ihm sich im Schlamm wälzte. Dieser Doppelwirtschaft in seinem Leben kam die Doppelrichtung der damaligen deutschen Litteratur auf verderbliche Weise zu Hülfe. Wie der Seraph und der Faun standen sich Klopstock und Wieland mit ihren Schulen [?] feindlich gegenüber. Wie zur thatsächlichen Widerlegung dieser Einseitigkeit aber huldigte nicht bloß Wieland im Leben der Sitte, die er im Dichten verhöhnte, sondern ebenso machte sich umgekehrt auf der Klopstockischen Seite an manchen Genossen des Hainbundes und an Göthes Jugend die Reaktion der Sinnlichkeit gegen den starren Spiritualismus geltend, und es bildete sich unter den Stürmern und Drängern die Losung, die sinnliche Natur dadurch unschädlich zu machen, daß man sie gelegentlich als Zuträgerin künstlerischen Stoffes für den Geist benutzte. Dies war selbst schon vor der eigentlichen Sturm- und Drangperiode Schubarts Praxis gewesen." (Es folgen dann noch einige straußische Bemerkungen über die Kraft des Christentums überhaupt, das die Sinnlichkeit nicht ausrotten, aber auch nicht umbilden und die natürliche Grundlage des menschlichen Wesens nicht aus sich selbst heraus humanisieren könne, was durch das früher gebrauchte Bild deutlich gemacht wird: „der Christ ist im besten Fall ein auf einem gezähmten Tiere reitender Engel, kein Mensch aus einem Guß. Eben deswegen bleibt aber immer die Gefahr, daß die gebändigte Bestie sich gelegentlich wieder emanzipiere.")

Gegen Strauß richtet sich ein Aufsatz von P. F. (Paul Fischer) in der besonderen Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg 1878, Nr. 26 und 27.

Derselbe spricht mehr von der späteren Zeit des Dichters und hauptsächlich darüber, ob die Religion in Schubarts Charakter überhaupt eine herrschende Stellung einnehmen konnte. Hierüber sagt er: „Wer nicht, wie Strauß von vornherein darauf ausgeht in Schubart einen Genossen der eigenen Entfremdung und Abneigung gegen die Religion oder wenigstens gegen die christliche, kirchliche Religionsform zu finden, der wird mit uns den Eindruck bekommen: in Schubart ist die Religiosität in seiner späteren Zeit zu einer wirklichen Lebensmacht geworden." Die ganze polemische Abhandlung betont Schubarts religiöse Anlage als einen kräftigen und wirksamen Faktor, wobei sie Schubarts obige Schilderung freilich ganz unberücksichtigt läßt. „Schubart war nicht zum

Fanatiker, nicht zum Dunkelmann, nicht zum Schwärmer [?] geschaffen, — dazu besaß er, mit Strauß zu reden, noch zu viel gesunden, natürlichen Verstand; aber er war ebenso wenig der Mann, den Strauß gern in ihm sehen würde, der aus Verstandesgründen sich hätte genötigt sehen können, dem Kirchenglauben den Rücken zu wenden: die Frömmigkeit, die ihm von Herzen kam und die sein Herz befriedigte, war dieselbe, die seinem Verstand Genüge that .... Die kirchlich-gläubige Form der Religiosität steht in einem innerlichen Verhältnis zu der ganzen Natur Schubarts, sie beruht durchaus auf der ganzen eigentümlichen Anlage seiner Natur." — Gewiß, auf derselben beruht es aber auch, daß diese Form seiner Religiosität sehr oft wieder zurücktrat und Schubart ohne sie seiner Wege ging.

J. G. Fischer weist in seinen „Mitteilungen über Schubarts Lehrerzeit" (Morgenblatt 1859 S. 49 ff. u. 84 ff.), sowie in einer späteren Abhandlung, dem mit jenen sich berührenden Vortrag: „Schubarts volkstümliche Bedeutung" (Bes. Beilage des Staatsanz. für Württ. S. 247 ff.) darauf hin, daß sich Schubarts Christlichkeit schon in den Geislinger Produkten bekunde.

„Da war sie, diese Richtung in seinem Wesen, von Anfang an. Religion, Christentum, und in diesem zu allermeist die Erlösungsfrage, waren ihm entschiedene Dinge. Er war religiös, wenn er so sprach; er war weltlich und zügellos, wenn er es sagte; er war beides nebeneinander!"

Anschließend an die oben angeführten Stellen aus den Briefen, betreffend die Religion und Schubarts Angaben über seinen früheren Unglauben sagt Hauff (S. 45):

„Das Wahre ist, daß er bis zu seiner Einkerkerung von Klopstock und Ötinger einerseits [letzteren scheint er in Geislingen noch nicht gekannt zu haben] und Semler, Spalding, Teller, Basedow andererseits hin und hergeworfen wurde. Auf dem Asperg lernte er die freiere kritische Richtung in Bausch und Bogen als Unglauben verdammen und die biblisch-theosophische Richtung eines Hahn und Ötinger als die allein richtige und christliche betrachten. — — Wegen solcher Gedanken [über Semler und über die Orthodoxen] brauchte Schubart sich nicht später des Unglaubens und der Gottlosigkeit zu beschuldigen. Der Kampf zwischen der Orthodoxie und der freien kritischen Richtung dauert bis auf diese Stunde fort und auf beiden Seiten stehen ehrenwerte Männer. Ein andermal (S. 54, Note) heißt es ebenso richtig: „Sein Christentum war eben mehr ein Gefühls- als ein Herzenschristentum", womit auch eine spätere Bemerkung (S. 257): „er war im Grund des Herzens Rationalist, mit einem Anflug von Mystizismus" sich wohl in Einklang bringen läßt; auch diese letztere weist auf eine unharmonische Mischung, auf eine Doppelrichtung hin.

Ein richtiges Urteil über Schubarts Religiosität zu fällen, diese Aufgabe ist nicht nur im allgemeinen schwer, sondern in jedem Zeitraum seines Lebens wieder eine andere. Die Schlüsse aus seinen Briefen, aus seinen Werken, aus seiner Lebensführung sind weder im einzelnen noch zusammengenommen ausreichend und man hat sich namentlich vor zuweitgehenden Folgerungen zu hüten. Es darf weder von Rechtgläubigkeit und Überzeugungstreue, noch von Freigeisterei oder Unglauben gesprochen werden. Schubart befand sich, was die Herzensstellung zur Religion anbelangt, fast immer, jedenfalls während seines Geislinger Aufenthalts, in einem chaotischen Zustand. Wie er im gewöhnlichen Leben und Empfinden von einem Extrem zum andern übergehen konnte, so auch im religiösen, und wieder, wie Praxis und Theorie bei ihm in allen Dingen von einander verschieden und ohne inneren Zusammenhang war, so bestand auch zwischen seiner Religion und Moral keine Wechselbeziehung. Darum finden wir den Ausdruck „Doppelwirtschaft" in zwei Hinsichten berechtigt und stimmen ganz besonders damit überein, daß Schubart von Natur religiös veranlagt, bald wirklich religiös gestimmt, bald aber auch so sehr weltlich gesinnt sein konnte, daß es in Gleichgültigkeit, Vernachlässigung und Verneinung umschlug. Daß er aber trotz solchen Wankelmuts in der Schule religiösen Ernst zeigte und religiös wirkte, dafür spricht am deutlichsten der Dank, den ihm später der Schüler Joseph Fischer für die Erziehung zur Tugend und Gottesfurcht schriftlich darbrachte (s. Schluß).

VII. Abschnitt.

Der neue Rechtschaffene.

Diese Wochenschrift erschien am Anfang des Jahres 1767 zu Lindau im Bodensee bei Jakob Otto; der nächste und zugleich letzte Jahrgang als zweiter Teil in Lindau und Chur bei der typographischen Gesellschaft [1]).

[1]) Ein Exemplar beider Jahrgänge befindet sich auf der Öffentl Bibl. zu Stuttgart unter „Miscellen," ein solches des ersten Jahrgangs auch auf der Staatsbibliothek zu Berlin. Sonst scheint das Werkchen sehr selten.

Über sie erfährt man aus dem Briefwechsel Schubarts nur

1. die Einladung Wielands zur Beteiligung, 1. Oktober 1766, S. 80,
2. Schubarts dies betreffende Anfrage bei Böckh (Nr. 28), S. 81,
3. die verhältnismäßig ausführliche Mitteilung an Bruder Jakob (Nr. 51) s. u. und
4. die ganz kurze Schlußnotiz im 11. Brief an Wolbach vom 3. März 1769.

In der Lebensbeschreibung macht Schubart die ganze schriftstellerische Thätigkeit in Gedichten und prosaischen Arbeiten mit folgendem Satz ab (s. S. 73): „Meine kleinen Versuche in der Dichtkunst und einige prosaische Aufsätze, die ohne Namen in Wochenschriften erschienen, verschafften mir zugleich manche Bekanntschaft mit würdigen Männern."

Warum schweigt Schubart über seine Teilnahme an der Wochenschrift so ganz? War sie so unbedeutend? Wollte er sie wegen Wielands freigeistiger Richtung geheim halten? Wollte er persönlicher Beziehungen wegen, die sich bei ihm durch seine Teilnahme bald einstellten, übrigens entfernt nichts Anstößiges enthalten, seine Anonymität bewahren? Wollte er gar das Honorar für diese Thätigkeit niemanden erfahren lassen, um einige Kreuzer für sich verwenden zu können?

Auch später schweigt er und Wieland gänzlich hierüber, Wieland wohl, weil er bald der Sache sich entzogen, Schubart aber — wir können uns keinen andern Grund denken, weil er die Sache nicht gerne erwähnte.

So bietet uns, bis vielleicht von anderer Seite Aufklärung in die Sache kommt, die einzige Handhabe der Brief Nr. 51 (Dez. 1768), in dem es heißt:

„Hier ist die kürzeste Antwort auf deinen Brief. In Lindau hat man vor 2 Jahren angefangen, eine Wochenschrift unter dem Titel: Der Rechtschaffene zu schreiben. Der Titel war gut, aber die Ausführung schlecht. Der Verleger sammelte demnach einige Gelehrte und ließ den Neuen Rechtschaffenen schreiben. Daran arbeite ich seit einem [?] Jahre auch und Herr Wieland in Biberach, Hr. Geßner in Zürich, Hr. Prof. Wegelin in St. Gallen sind die Mitarbeiter. Meine Stücke sind mit dem Buchstaben H. unterzeichnet.

Man verbirgt sich soviel als möglich, um desto mehr Freiheit zu gewinnen. . . . Künftiges Jahr wird diese Sittenschrift auf meinen Vorschlag den Titel: Der alte Deutsche erhalten. Weil ich der Hauptarbeiter dabei sein werde, so will ich allemal ein Stück davon auf der Post gratis nach Aalen schicken."

Sehen wir nun nach Schubarts Anteil an dieser Zeitschrift, so sind mit dem ihm sicher gehörigen Buchstaben H. folgende Stücke unterzeichnet: von 1767 Nr. 7, 13, 15, 16, 24 (und 34), 33, 35, 38/39 und 40, 47 und 18; vom Jahr 1768 nur die Doppelnummern 31/32.

Käme es auf den Buchstaben an, so wäre von allen übrigen Stücken keines von Schubart. Von diesen haben nur etwa 10 gleichfalls eine Unterschrift, nämlich die Buchstaben C und J; einige noch den fingierten Redaktionsnamen „David Biedermann". — Was nun die übrigen Mitarbeiter antrifft, so mögen ja wohl einige uns gar nicht genannt sein. Von den genannten aber scheint sich Wieland, wie aus dem offenbar echten Brief im 6. Stück des 1. Jahrgangs und schon aus dem Gedicht der ersten Nummer hervorgeht, nicht weiter beteiligt zu haben. Was Geßner anbelangt, so macht die Vorrede zum N. R., welche ihn unter den deutschen Lieblingsschriftstellern nennt, und die S. 143 mitgeteilte, doch wohl von nahestehender Seite stammende Rezension in der „N. Bibliothek der schönen Wissenschaften" unglaubhaft, daß er eigentlicher Mitarbeiter gewesen. So bleibt nur noch Wegelin und Schubart, derselbe Wegelin von St. Gallen, den Wieland nach dem Brief vom 28. Juni 1764 „als einen sehr wackeren, gelehrten, tiefdenkenden, nur höchst übelschreibenden, ehrlichen Mann und guten Freund" kennt.

Wenn wir also Schubarts Gesamtanteil an dieser Zeitschrift feststellen wollen, haben wir nach anderen Anhaltspunkten zu suchen. Daraus, daß er an der für 1769 neu geplanten Wochenschrift „Der alte Deutsche" Hauptarbeiter werden sollte, läßt sich doch wohl schließen, daß er am zweiten Jahrgang des N. R. wesentlich beteiligt war, jedenfalls mehr als bloß durch eine Nummer. Schon von vornherein ist anzunehmen, daß Schubart sich mit allem Eifer dieser Thätigkeit gewidmet hat, um so mehr als diese Zeit seines Lebens sonst auffallend wenig Produkte bietet.

Man könnte nun erwarten, aus der Sprache der einzelnen Stücke, aus dem Deutsch Klarheit über die Urheberschaft zu bekommen. Dieselbe ist mit wenig Ausnahmen durch alle Stücke fast ganz gleich, und auch in den sicher von Schubart stammenden vermißt man jene schubartische Schneide und Kühnheit, jene Freiheit

und Großartigkeit des Ausdrucks, die zu den Vorzügen der deutschen Chronik gehört. Kaum, daß es uns das eine= oder anderemal gelüstet zu sagen: siehe da, echt schubartisch!

Auch der Stoff, den die einzelnen Stücke behandeln, giebt bei der Art, wie er behandelt werden mußte, nur ungenügende Anhaltspunkte. Es sind nicht etwa Themata, die aus dem Leben gegriffen wären, sondern, da das Leben ja veredelt werden sollte, so meinten die Schriftsteller, ihre Welt erst konstruieren zu müssen, zumal der so sehr vereinsamte Schubart.

Aber, sollte nicht der Ton und die Art der Behandlung den Urheber verraten? Der Ton mußte dem Titel entsprechend der biedermännische, der des Rechtschaffenen sein —, es galt den Stoff schlicht, ausführlich, mit einer gewissen philisterhaften Trockenheit darzustellen. Es kommen, wie sich später noch näher zeigen wird, vor allem ästhetisch=moralische Abhandlungen über Zustände im allgemeinen und im gesellschaftlichen Leben, über des Volkes Sitte und Unsitte, über Freundschaft und Ehestand, über Charakter und Erziehung, über Christentum und Rechtschaffenheit, über Mode und Wohlthätigkeit und solcherlei Themata in Betracht und hiebei hatte der Schriftsteller, wollte er für weitere Kreise und breitere Schichten schreiben, einen abstrakten, möglichst objektiven Standpunkt einzunehmen.

Den sichersten Anhaltspunkt für Schubartische Urheberschaft geben innere Beziehungen der Stücke zu einander, und man hat hiebei von denen auszugehen, bei welchen Schubart sich mit H. unterzeichnet. Betrachten wir zuerst Schubarts Anteil am ersten Jahrgang.

Das erste mit H unterzeichnete Stück I, 7 enthält eine „mit einigen Versen untermischte", sehr religiöse Geburtstagsbetrachtung [1]), die mehr=

[1]) S. Anhang XIII. Hinsichtlich der Zeit läßt sich aus diesem Stück, das doch wahrscheinlich am Geburtstag selbst geschrieben ist, der Schluß ziehen, die Wochenschrift habe nicht schon im Januar, sondern wohl erst anfangs März mit der ersten Nummer begonnen. So deutet auch die Notiz im 11. Brief an Wolbach vom 3. März 1769: „Besuchen Sie mich auf Ostern. Ich habe einige Blätter im N. Rechtschaffenen verfertiget" darauf, daß die letzten Nummern in das Frühjahr 1769 fielen.

fach an diejenige in den Todesgesängen erinnert. I, 13 ist eine „Verteidigung der Frauenzimmergespräche gegen die Männer" und bringt einen „Entwurf zu nützlichen Gesellschaften" vor. Schubart nimmt die Frauen, die einen beschränkten Horizont haben dürfen, in Schutz gegen Männer, die einen solchen nicht haben sollen, und führt verschiedene Männergesellschaften vor: solche von Gelehrten, von Kaufleuten, von Politikern, von Stutzern, um die Mangelhaftigkeit der Männer zu zeigen. (Die Schilderung der politischen Kannegießerei ist recht aus dem Leben gegriffen und erinnert an Schuldiktate Anhang XIV Nr. 67.) Die Männer selbst sind an den Fehlern der Frauen schuld. „Vernünftige und witzige Frauenzimmer sind gewiß die nützlichsten Glieder der Gesellschaft." Er selbst weiß, wieviel er den Schönen zu danken habe. Besonders rühmt er die Geschicklichkeit seiner Tante, einer fingierten Person, die im Rechtschaffenen mehrfach auftritt. Endlich trägt er die Gedanken vor, die er von vermischten Gesellschaften, sagen wir Familienkränzchen, hegt, und beschreibt zum Schluß eine solche Gesellschaft, der er angehöre: es sind 2 Ehepaare Orgon und Steffen (die Männer: Schweiger, die Frauen: Schwätzerinnen), die junge Klarina (eine Kokette), Herr Streetfeld (ein Spötter) und außer dem Verfasser die eben erwähnte Tante (Muster eines gebildeten Frauenzimmers). Schon in diesem Stück weist H. = Schubart auf ein früheres, in dem er seine Gedanken von den Gesellschaften überhaupt eröffnet habe. Dies kann nur auf Stück 10 gehen, welches „von Gesellschaften zum Vergnügen" handelt und Zweck und Art der Zusammenkünfte und die Stellung verschiedener Charaktere bei denselben bespricht. „Gesellschaften von Frauenzimmern fallen meist ins Lächerliche. Die von Mannspersonen sind zweckmäßiger. Vermischte Gesellschaften sind besser" u. s. f. — „Ein weiser Mann geht nie in Gesellschaft, um zu trinken, denn das kann er, mit mehrerer Bequemlichkeit, auch zu Hause; sondern er trinkt in der Gesellschaft, um sich selbst mehr zu ermuntern und durch seine Munterkeit andere desto mehr zu vergnügen" u. s. f. Also ist auch wohl Stück 10, wozu Stück 13 die Ergänzung bildet, Schubart zuzuweisen.

Im 13. Stück ist die Tante erwähnt, doch nicht zum erstenmal; denn sie wird schon im vorhergehenden genannt, welches ausgehend von Zachariäs „4 Stufen des weiblichen Alters", die Schubart auch sonst zitiert, die phantasierte Glückseligkeit des Ehestandes vorführt. Der Verfasser selbst giebt sich als unverheiratet aus, hat aber scheint's schon schlimme Beobachtungen gemacht, denn er schließt mit einigen Versen über die Übel in der Ehe.

Dieses zweifellos von Schubart stammende Stück ist, wie übrigens noch einige, die von Frauenzimmern handeln, geeignet zu zeigen, in welch visionäre Sphären Schubart sich verlieren mußte, um für den Rechtschaffenen passende Themata zu liefern. Jedenfalls dürfte der Schluß des Stückes dem Gesichtskreis des Verfassers näher gelegen haben, als das ideale Bild vom Glück im Ehestand. — Die Tante tritt öfters auf, besonders in Nr. 26—27. Das

13. Stück spricht von einem Streetfeld, das 12. zitiert einen Bernard. Beide Personen[1]) treten schon im zweiten Stück auf, im Gespräch derselben mit dem Verfasser Biedermann „über die Sitten des Vaterlandes und den guten Einfluß der schönen Wissenschaften auf die Sitten des Volkes.“ Möglich also, daß der Verfasser auch des zweiten Stücks, der sich in seinem Urteil über die Menschen und in seinen Hoffnungen von der Wirkung der Wochenschrift als Optimist und Sanguiniker zeigt, Schubart ist. Diese Annahme wird dadurch unterstützt, daß im zweiten Stück der Inhalt des ersten verteidigt wird, das u. a. eine Verherrlichung Schwabens und einen hübschen, in antikem Metrum gedichteten Appell des Genius Sueviens an sein Volk enthält und mit einer Nachricht schließt, die von „David Biedermann“ unterzeichnet ist. Dieses erste Stück selbst Schubart zuzuschreiben, könnte gewagt erscheinen; doch spricht mehr dafür, als dagegen. Dafür sprechen einige sprachliche Erscheinungen z. B. das an die Badkur erinnernde Bild von dem Bach, der über kleinen Kies hinrinnt, die Phrase: „Mich wandelt eine meiner Schäferstunde an“, die im Anfang von Nr. 12 wiederkehrt, sodann das Geständnis des Verfassers, daß er von Jugend an alle Menschen für gut zu halten gewohnt sei, namentlich auch der Rückblick auf das schwäbische Altertum, der mit Chronik 1774 S. 14 und anderen Lobsprüchen auf Schwaben z. B. 1774 S. 339, 1775 S. 198, 1776 S. 97 und 493 sehr viel Ähnlichkeit hat. Einiges aus dem ersten Stück s. Anhang XIII. Würde Schubart das erste Stück angehören, so verhielte es sich ebenso mit dem sechsten, in welchem sich der Verfasser mit Wieland über das erste Stück auseinandersetzt, da dieser an ihn einen langen Brief über dasselbe, zugleich mit einer Beschwerde über eine einzelne Stelle geschrieben.

Doch fahren wir in der Reihe der für Sch. durch die Unterschrift gesicherten Stücke des ersten Jahrgangs fort:

Nr. 15 bringt eine lange Passionsbetrachtung, Schubart nennt darin Christus „den einzigen Rechtschaffenen unter den Kindern Adams“. Dem Bedauern darüber, daß die Religion so selten der Inhalt vertrauter Gespräche sei, schließt sich der Dank gegen diejenigen an, die durch Schriften zu dem Einsamen reden, besonders gegen Klopstock, den Schubart in asklepiadeischen Strophen feiert. Dies ist das erste beglaubigte der in antikem Metrum abgefaßten Gedichte Schubarts, s. Anhang XIII.

Ähnlichen Inhalts ist die nächste Nummer, Stück 16: eine poetische Betrachtung über Petri Verleugnung (s. Anhang XIII): 2 Rezitative und 2 Arien, die nicht ohne Schönheit und warme Empfindung sind. Das sich anschließende langatmige „Lied“ über die Nachfolge Christi und Gebet um Gnade und Kraft erinnert sehr an die Schulpoesie Schubarts; wir haben es gleichfalls in den Anhang aufgenommen.

---

[1]) Die Namen erinneren auffallend an die 2 fingierten Persönlichkeiten eines Dialogs „Schönfeld und Bernd“ in der Chronik 1775 S. 27.

Eine eigentümliche Idee behandelt Stück 24 (H.), wozu 34 (dieses ohne H.) die Ergänzung bildet.

„Ich saß noch auf meinem Hügel, mein Aug' in die Nacht hin auf den See[1]), der unter dem Schein des Mondes im sichtbaren Dunkel ausgebreitet lag, geheftet, und mein Herz voll Bewunderung, Ehrfurcht und Lob gegen denjenigen gerichtet, der die Welt so herrlich geschaffen hat.“ Da vernimmt der Dichter plötzlich das Gespräch eines Ehepaares, Herrn Martins und seiner Christiane, das den Verlust einer geliebten Tochter Wilhelmine beklagt, welche von einem Bösewicht verführt worden und aus Gram gestorben war. Herr Martin weiß seine betrübte Frau so liebreich zu trösten, daß sie sich beruhigt und sich entschließt, den Abschiedsbrief der verstorbenen Tochter noch einmal zu lesen. Wie das Ehepaar weggehen will, nähert sich ihnen der Dichter mit einem emphatischen Ausruf über die Trefflichkeit dieser beiden Menschen, und es entspinnt sich ein freundschaftliches Verhältnis.

Das 34. Stück berichtet sodann angeblich auf Verlangen einer fleißigen Leserin Daphne, deren Brief mitgeteilt ist, über die Einzelheiten des Unglücks der Familie und enthält den Brief, den die reumütige Tochter noch „mit sterbenden Händen“, anfangs voll Selbstanklage und Verzweiflung, zuletzt in dem durch Gebete ihr gewordenen Gefühl, daß ihr die Sünde vergeben werde, an die Eltern geschrieben hat. Damit schließt Schubart seine ziemlich ungleich gehaltene Erzählung. Einen ähnlichen Gedanken hat Schubart 10 Jahre später in den 2 Gedichten „Das schwangere Mädchen“ (Reclam 403) behandelt. Hiezu bemerkt Hauff S. 405: „Merkwürdig, daß Schubart das Thema der Kindsmörderin, das damals in der Luft lag, hier wenigstens gestreift hat.“ Die Ansätze gehen also noch weiter zurück.

Das 33. Stück bietet 3 im Anhang XIII zu findende Schnitterlieder Schubarts, von denen das erste, ein Morgenlied, in ungereimten Jamben, das zweite, ein gereimter Wechselgesang zwischen einem Ernter und dem Chor, mehr religiös, das dritte, der junge Schnitter, im Volkston gehalten ist. Diese 3 Gedichte lassen sich als Vorläufer von Schubarts gelungenen Volksliedern aus dem Bauernleben betrachten.

Die Stücke 35, 38/39 (eine Doppelnummer) und 40 (H.) bekunden sich als ein zusammengehöriges Ganzes, in der Inhaltsübersicht bezeichnet als: „Gedanken über die Gefälligkeit gegen die Menschen und den Weltlauf“. Sie handeln von der wahren Tugend, im Gegensatz zu einem durch Rücksichten auf die Welt geleiteten unbestimmten Verhalten. Zur Erläuterung seiner Ansichten giebt hier Schubart, wie er selbst sagt, die Geschichte seines eigenen Herzens, s. Anhang XIII, eine Darstellung seiner Erfahrungen

---

[1]) Ob Schubart einen damals oberhalb Geislingens befindlichen See oder den Bodensee meint, muß dahingestellt bleiben. Wäre letzteres der Fall, so hätten wir für einige Stücke, in denen die Szene gleichfalls an den „See“ verlegt wird, einen Beweis mehr, daß sie von Sch. stammen können.

seit dem Verlassen des Vaterhauses, mit einem Ausgang jedoch, so versöhnend und ideal, wie er der Wirklichkeit nicht im entferntesten entsprach. Den Schluß bildet der Teil eines Gedichtes über die Macht der Mode, s. Anhang XIII.

Von Wert wäre es zu wissen, wie das Zitat S. 307 aufzufassen ist. „Sehet, was ich davon schon im 14. Stück und anderwärts gesagt habe." Da die ganze Serie 35, 38/39 und 40 durch die Unterzeichnung des letzten mit H für Schubart gesichert ist, das 14. aber den Buchstaben C trägt, so fragt es sich, ob H und C 2 verschiedene Personen sind oder nicht. Freilich kann sich ja in einer solchen Zeitschrift ein Verfasser auf ein Stück des andern beziehen, denn alle schreibt eben Herr „Biedermann"; aber in diesem Fall möchten wir uns doch für die Identität von H und C aussprechen, wenn wir sie auch nicht auf alle C ausdehnen wollen. Dieses 14. Stück trägt so sehr den Geist der eben behandelten Serie, so sehr schubartischen Charakter, daß wir nicht anstehen, es Schubart wirklich auch zuzuschreiben. Es beginnt mit einer Äußerung des Verfassers über seine persönliche Stellung zu den seither erschienenen Blättern, fast ein jedes enthalte einen Teil seiner selbst. Es müsse eine Art Notwendigkeit des Autorenberufs sein, so viel von sich selbst zu reden. Dann erzählt der Verfasser, wie er allmählich zu einer „Verachtung des Urteils der Leute" gekommen sei; er verschmähe zwar nicht ein gutes Gerücht, weil jeder, der verschuldet oder unverschuldet in üblem Ruf stehe [!], in seiner Thätigkeit gelähmt sei; aber das Urteil der Menschen sei parteiisch; man denke nur an Bewerbungen um ein Amt [!]; wollte man in allzugroßer Gefälligkeit auf das Urteil der Menschen eingehen, so würde man seiner Pflicht, seinem inneren Beruf untreu werden. Das Schlußgedicht „mein Ruhm ist meine Pflicht", sich anlehnend an das Motto aus J. E. Schlegel (1718—1744), ist im Anhang mitgeteilt.

Sehr eng an 40 schließen sich die 2 zusammengehörenden Stücke 41 und 42 an und doch ist das letztere mit J unterzeichnet. Es ist darin die Tante, ferner eine auf Nr. 13 sich beziehende Klage aus Nr. 32, in dem Brief und Testament eines Adeligen auch Nr. 38 erwähnt; es sind zitiert: Zachariä, Gemmingen, Gellert, Richardson (engl. Romanschriftsteller, † 1761, sein Grandison von Schubart öfters erwähnt). Der Hauptinhalt ist übrigens die Travestie des Testaments von Gellert zu einer Satire auf die Denk- und Lebensweise der Adeligen.

Haben wir oben das 13. Stück wegen der Unterschrift und das 10. wegen des Inhalts für Schubart beanspruchen dürfen, so bezeichnet sich das 43. Stück auf S. 352 selbst als Fortsetzung des 10. und steht wieder zum 13. (H.) in Beziehung. Unter der Überschrift: „Von gesellschaftlichen Gesprächen" werden in demselben die guten Gesellschafter gerühmt und Vorschriften für die Unterhaltung gegeben; besonders das stetige Kartenspielen wird verurteilt und frischer heiterer Ton empfohlen.

Die letzten Stücke, bei denen sich die Unterschrift H findet, sind die zwei zusammenzuhängenden 47 und 48; sie handeln „von der Freundschaft,

besonders bei Personen aus beiden Geschlechtern und von Olympias und Klaras Charakter", eines Paares, das als Muster echter Freundschaft vorgeführt wird. Die Stücke sind vielleicht die mattesten Erzeugnisse Schubarts. Er verweist darin (S. 380) auf das 27. Stück, worin er gleichfalls einige Freundinnen geschildert habe, und in der That paßt auch dieses, das mit Nr. 26 eine Doppelnummer bildet, aber wieder die Unterschrift C trägt, sowohl seinem Inhalt nach („von den Charakteren des Frauenzimmers", namentlich eine eingehende Schilderung der „Tante", S. 211 Beziehung auf Nr. 24 (H.) u. s. f.) als nach der Sprache und den auftretenden Personen (das Trio von Nr. 2, 12 und 13 (H.), die Tante liebt Leibniz, Young, Haller, Klopstock) vollständig zu den übrigen Beiträgen Schubarts.

Auch eine Bitte, womit diese Stücke schließen, nämlich diejenige, es möchten ihm die Leser vorzügliche Charaktere und edle Handlungen, die sie kennen, mitteilen, paßt für den durch den Buchstaben H genügend bezeichneten Verfasser.

Mehrfache innere Gründe sind es, welche noch die Doppelnummer 28/29, die Stücke 32 und 43, die zusammengehörigen 49 und 50/51, und das letzte, das 52. Stück als Schubartische Aufsätze erscheinen lassen.

In Nr. 28/29 (ohne Unterschrift) spricht der Verfasser vom eben gefeierten Kinderfest ausgehend über die „Erziehung". — Zuerst schildert er von dem Fest selbst, das er auf den 2. des Brachmonats verlegt, während es in Geislingen[1]) immer am Montag und Dienstag nach Jakobi stattfindet, den Zug der Kinder und beschreibt, teilweise in Versen, seine Freude an einzelnen Typen der Mädchen und der Knaben; doch muß er dabei auch Mißvergnügen über bösartige, thörichte, schlechterzogene, putzsüchtige oder unzufriedene Mädchen und über wilde, tückische, hochmütige, eigensinnige und faule Knaben äußern. Die letzteren Schilderungen erinnern mannigfach an die Schuldiktate Schubarts. Sodann redet er von der Wichtigkeit der Erziehung in der S. 15 angegebenen Weise, indem er eine den Anlagen des Kindes angepaßte Behandlung verlangt. Den Schluß bildet die gleichfalls schon S. 15 erwähnte Geschichte der zwei Brüder, Emil und Abrast, s. Anhang XIII.

Im 32. Stück läßt sich der Verfasser von einem Simon Blach aus G . . . über die im 13. Stück gemachten Ausfälle interpellieren. Unter dem dort als politischen Kannegießer genannten Elpin habe sich sein Vetter, Herr Elfenbein[2]), getroffen gefühlt und derselbe habe gesagt: „Verflucht, das hat gewiß unser Kantor geschrieben! — Der Schurke weiß sich nicht anders zu rächen, daß ich ihn an Einsicht übertreffe und ihm neulich das Maul gestopft habe.

[1]) Es wird dort als eine alte Kirchweihe immer noch sehr hoch gehalten, daher erklärt es sich, daß Schubart in den Diktaten so oft und auch im II. Teil des N. R. (Nr. 25/26) davon redet. Beide Stücke könnten nach dem was in der Note S.. . . gesagt ist, wohl in den August fallen.

[2]) Wohl ein Elfenbeinschnitzer in Geislingen.

Er soll mir's gewiß das nächstemal, wenn er vom „Löwen" nach Hause geht, empfinden". Darauf erwidert der Verfasser: er kenne weder Herrn Elfenbein noch den Kantor; es wäre ihm leid, wenn der letztere ein Märtyrer würde oder gar den „Löwen" meiden müßte. Es gebe in jeder Stadt ein Dutzend Elpine. Übrigens wünsche er zur Ruhe des Herrn Elfenbein, daß „die Pohlnischen Unruhen nach seinem Wunsche gehen mögen". — Gewiß liegt diesem fingierten Briefwechsel irgend ein Erlebnis Schubarts in Geislingen zu Grunde.

Im gleichen Stück läßt der Verfasser eine Dame seine Ausfälle gegen die süßen Herrchen (Nr. 13, H) beloben, das Gedicht von Nr. 14 zitieren und einen dritten Briefschreiber sich über Nr. 26/27 äußern — lauter Anzeichen, daß das Stück von Schubart stamme. Und doch ist auch dieses mit dem Buchstaben J unterzeichnet!

Die zusammengehörigen Stücke 49/51 (Unterschrift J) handeln von der Ehrlichkeit und „Geschichte von einer merkwürdigen Mission derselben, die aber Lücken habe", eine Geschichte, wie sie ein unvollständiges Manuskript unter den hinterlassenen Papieren eines Gelehrten[1]) enthalten habe. Frau Ehrlichkeit macht auf ihrem Gang durch die Länder verschiedene Erfahrungen: im Schloß des Edelmanns wird sie geehrt; als sie aber mit diesem an den Hof übersiedelt, sieht sie sich genötigt, ihn zu verlassen. Dann kehrt sie in einem geringen Dorf bei einem Priester Namens Gregor ein, den sie lange beglückt, obwohl er anfangs über die Vereinsamung, in der er nun 5 Jahre schmachte und vergebens auf Beförderung hoffe, bittere Klage führt. „Aber nicht lange darnach mußte Gregor seines Amtes wegen in die Stadt zu dem obersten Priester des Landes reisen. Die Ehrlichkeit ließ er zu Hause. Die Reise war für ihn gefährlich." Er traf nämlich an der Tafel des obersten Priesters viele Amtsbrüder und die drei Frauenzimmer Wohlleben, Unzufriedenheit und Ehrgeiz an, unter die er zu sitzen kam. (Hier habe das Manuskript eine große Lücke.) Die Ehrlichkeit kommt hernach in ein Städtchen und trifft 2 Advokaten, von denen sie einer aufnimmt, hernach aber wieder verjagt. Auch an einen Kaufmann und einen Bettler wendet sie sich, alle beglückend, aber von allen verstoßen, bis sie endlich bei einem alten Einsiedler einkehrt, wo sie auch jenen Edelmann wieder trifft, der seine Schuld eingesteht. Dort blieb die Ehrlichkeit und „vergaß die übrigen Menschen; und daher mag es kommen, daß man sie so selten unter ihnen antrifft." Trotz der Unterschrift J scheint es nicht unmöglich, daß diese Geschichte von Sch. erfunden ist und er im oben erwähnten Priester sich selbst schildert.

Das letzte Stück enthält wieder eine religiöse Betrachtung „vom Aberglauben und Unglauben" und eine im Anhang XIII mitgeteilte Ode: „der verderbte Zustand der Christen", die nach Sprache und Standpunkt zweifellos von Sch. ist, wieder ohne Unterschrift.

---

[1]) Derselbe Ursprung wird den Fragen gegeben, welche Stück 44 bilden und in Stück 45 beantwortet sind.

Ist man einmal so weit gegangen, so möchte man auch noch einige Stücke, welche mit Briefen ausstaffiert sind, Schubart zuschreiben, z. B. die mit „Biedermann" unterzeichneten, um so mehr, als diese unter sich Berührungen haben, mehrere ähnliche im 2. Jahrgang zweifellos von Schubart stammen und gerade dieser fingierte Briefwechsel etwas Leben in Sprache und Inhalt bringt. So ist das 6. Stück, das den Wielandschen Brief enthält, eine Entschuldigung Wieland gegenüber; es bringt einige Verse über die ideale Zukunft der schönen Wissenschaften und spricht von einem Murmural (Memorial) Knasterbarts (Schubarts?), das 17. enthält die Korrespondenz mit dem Hofnarren Runkels, 20 und 21 beschäftigen sich mit der engherzigen Erziehung, dem polternden Brief der Frau Hülsin, einem der besten Briefe in der ganzen Schrift.

So ergiebt sich, daß im Jahrgang 1767 von Schubart stammen: 1. sicher beglaubigt die Nr. 7, 13, 15, 16, 24 (und 34), 33, 35 und 38—40, 47 und 48; 2. höchst wahrscheinlich Nr. 2, 6, 10, 12, 14, 26, 27 (C.), 28/29, 32, 41 und 42 (J.), 43, 49 bis 51, 52; und vielleicht noch Nr. 1, 17, 20 und 21. Wenn auch noch einige wegfallen müßten, so wäre dieser Anteil an der Wochenschrift ein sehr bedeutender, nämlich etwa die Hälfte.

Der Gesamteindruck von dieser Thätigkeit an der Wochenschrift ist jedoch kein günstiger. Abgesehen von den meist gelungenen Gedichten, einigen trefflichen Partien in Prosa und den sehr gut gewählten Mottos sind die meisten Stücke dieser moralischen Wochenschrift nach unserem Geschmacke geradezu langweilig. Schubart befindet sich auch, bei aller Neigung zu religiös-moralischen Betrachtungen, nicht ganz wohl bei der Sache. Er kann offenbar nicht scharf genug dreinfahren und nicht frisch genug von der Leber sprechen. Bisweilen juckt es ihn nach schneidigen Hieben, aber sie fahren in die Luft, weil er keinen bestimmten Gegner sich gegenüber hat. Ungünstig mußte auf die Art der Darstellung auch der Umstand wirken, daß sich der Mitherausgeber wahrscheinlich gezwungen sah, Text für die Wochenschrift zu liefern, auch wenn er noch keinen genügenden Stoff gesammelt hatte. So heißt es einmal in 26/27: „Wie ich auf diesen Einfall komme? — Eine wunderliche Frage an einen Autor, der alle Wochen einen halben Bogen schreiben soll." So machen die Geschichten alle den Eindruck des Unfertigen, manchen Abhandlungen fehlt die Ordnung und Gedrungenheit.

Am meisten aber beeinträchtigt die Gediegenheit der Aufsätze

ein gewisser Mangel des Verfassers an Praxis und Erfahrung und die daraus entsprungene Notwendigkeit, Stoffe und Figuren aus dem Reich der Träume zu holen; dadurch bleiben die Personen, die ohnedem nicht konsequent genug vorgeführt werden, etwas leblos, die Charakterzeichnung ist nicht scharf genug, sondern schablonenhaft, wie man dies auch schon an der Lebensschreibung getadelt.

Wir haben noch nicht von der Absicht der Wochenschrift geredet. In der Vorrede, die erst am Ende des Jahres gemacht worden zu sein scheint, ist sie kurz folgendermaßen angegeben: „Der gute Geschmack und mit ihm die Tugend in unsern Gegenden auszubreiten, ist der Endzweck dieser Schrift." Ob diese Absicht zu erreichen, eine solche Wochenschrift der richtige Weg war, bezweifeln „die Verfasser" selber; sie bedauern, daß in einem Lande, wo der gute Geschmack erst anfängt, der ernsthaftere Ton eines Sittenbesserers beschwerlich fallen müsse. Gewiß hätten eine volkstümlichere Darstellung, leichtere Lyrik, einfache Erzählungen, Kritiken und litterarische Überblicke besser gewirkt, als solche moralischen Betrachtungen und imaginäre Abhandlungen, obwohl die Verfasser zu ihrer Entschuldigung anführen, daß sie schon bestehende Wochenschriften von der besseren Art zu ihrem Vorbild haben. Schubart hat diese Ansicht schon bei seinem Projekt des „Eremiten" S. 66 ausgesprochen, indem er mehr auf Bildung des Geschmacks als auf Besserung der Sitten abzielen zu sollen glaubte. Der Rechtschaffene hatte aber zunächst moralische Tendenz.

Übrigens hat dem ersten Jahrgang der Wochenschrift der Beifall nicht gefehlt. In der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste", Leipzig 1768, im ersten Stück des 7. Bandes S. 349 findet sich folgende empfehlende Besprechung:

„Lindau am Bodensee. Der neue Rechtschaffene, eine Wochenschrift, 424 S. Wir machen diese Wochenschrift um desto eher bekannt, damit sie unsre Leser nicht mit einer andern elenden, die mit dieser fast einerlei Aufschrift führet, verwechseln. Denn unter dem Titel: der Rechtschaffene, sind schon zwei Bände in Lindau gedruckt und zu Makulatur worden. Wir glauben dieser gegenwärtigen ein besseres Schicksal prophezeien zu können. Der Verfasser lebt in einer Gegend, wo der gute Geschmack, wie er in der Vorrede sagt, erst anfängt zu keimen, wo der Geschmack vieler Leser durch schlechte Schriften verwöhnt ist, er muß also mit dem leichten und geringen den Anfang machen. Daher kommt

es auch, daß nicht durchgehends die Materie so gewählt und die Ausführung so gründlich ist, als der Kunstrichter fordern kann; aber man wird doch darunter finden, was man in vielen Schriften von dergleichen Art vergeblich sucht, unter den mittelmäßigen keines, und viel gutes.

In dem ersten Stücke nimmt der Verfasser gleich seine Leser für sich ein, ein Mann, der solche Empfindungen äußert, der sich so gut ausdrückt, ist schon wert, daß ihm der Genius seiner Nation das Zensoramt anvertraut. Nur hätte der Genius sein Seufzen über die komischen Erzählungen zurücke lassen können; er hätte frohlocken sollen, denn sie machen seiner Nation Ehre. Von Herrn Wieland liest man im 6. Stück einen Brief mit Vergnügen. — Wir wollen dem Verfasser unsern Rat überhaupt mitteilen; alle sichtbare Nachahmungen sind ekelhaft zu lesen, er muß also die ängstlichen Nachahmungen eines Rabeners, Geßners[1]), des Hypochondristen u. a. verlassen, wenn er gefallen will; seine Personen bisweilen weniger poetisch schreiben lassen, als im 34. Stücke; seine Dogmatik nicht zu oft anbringen; und die Namen seiner aufgetretenen Personen mit mehr Geschmack wählen, wenn es doch einmal so sein soll, daß keine Wochenschrift bestehen kann ohne ein Blatt über das andere mit sogenannten eingeschickten Briefen anzufüllen.

Auch in der Poesie verrät der Verfasser viel Geschicke. Die Choriambe im 15. Stücke, die Verse beim Kinderfest, die auf die Weinlese, bei seinem Geburtstag zeugen davon. — — — In dem Liede der Schnitter herrscht eine edle Einfalt, wie auch in dem Liede des jungen Schnitters', welche uns, einige Nachlässigkeiten abgerechnet, recht gefallen hat." — —

Der zweite Jahrgang hat mit dem ersten gleichen Charakter, doch noch gemäßigteren Ton und noch mattere Partien. Die Aufnahme fingierter Briefe ist noch häufiger als im ersten Teil. Neu ist der Versuch durch dramatische Szenen Abwechslung zu bringen. Gedichte sind spärlicher geworden. Sehr gering ist die technische Ausstattung der Stücke: sie wimmeln von Druckfehlern, Nachlässigkeiten, Ungleichheiten aller Art.

Der erste Teil wird häufig zitiert, meist Stellen einer von uns als Schubartisch erkannten Abhandlung. Mit Buchstaben unterzeichnet sind nur 3 Stücke: Nr. 1/2 mit C, Nr. 31/32 mit H und Nr. 39/40 mit J; einige auch mit Biedermann. Wie schon S. 246 gesagt, ist von den meisten Stücken anzunehmen, daß Schubart sie verfertigte; von Schubarts Stellung zu den beiden Buchstaben C und J ist schon gesprochen.

---

[1]) S. 133.

Wir heben im einzelnen folgendes hervor: Von Schubart ist sicher: Nr. 31/33 (H); höchstwahrscheinlich 1/2, 3 und 4, 5 und 6, 10 und 13; 7/8 und 9; 11, 15, 27; 12; 28; 33—37 und 39/40, 41—44; vielleicht 14; 16/17, 18/19; 22—26; 31 und 32; 38; 47; 49/50, 51/52.

Stück 1/2 enthält eine kurze Abhandlung vom „Musikalischen der Rede" mit Deklamationspartien aus der Messiade, eine Betrachtung und ein Gedicht über den schönwissenschaftlichen Zustand des Vaterlandes (s. Anhang XIII) schließlich Neujahrsgedanken[1]) und Neujahrswünsche: gewiß von Schubart. Wohl Vorsicht ist es, wenn er das erste Stück nicht mit seinem Buchstaben, sondern mit C. unterzeichnet hat. Was er von den noch fehlenden Zeichen der Töne, der Accente und der Bewegung sagt, stimmt ganz mit dem überein, was er in der Chronik schreibt[2]) und was sein Sohn (Karakter sub II, Schluß) über die Absicht Noten für die Deklamation zu erfinden berichtet. Vgl. Brief Nr. 30, S. 101. Nr. 3 ist ein Aufsatz über den Mißbrauch von Sprichwörtern und über den Geschmack; letzterer Punkt wird erläutert an 2 Beispielen: Amint hat Geschmack und Alceſt nicht. Nr. 4 (die Fortsetzung) spricht näher von den schönen Wissenschaften und endet mit einigen Versen, in denen gewünscht wird, es möge im Geschmack des Volkes endlich Frühling werden; dieser Gedanke paßt ganz in Schubarts Ideenkreis. Nr. 5 und 6 handeln wie I, 10 und 13 von einem Thema über Gesellschaft, nämlich von den Stummen in der Gesellschaft und erwähnen (S. 40 und 46) die aus I, 13, 47 und 48 bekannten Personen Orgon, Olympia und die Tante Richard.

Dieses Thema pflanzt sich mit etwas Variation fort durch das 7/8 und 9. Stück, in 7/8 von einer Auseinandersetzung Biedermanns mit 2 Korrespondenten über 3 und 4 unterbrochen, in 9 mit einem Gedicht über des Verfassers eigenes Stillschweigen endend s. Anhang XIII. Da letzteres zweifellos von Schubart ist („Ich rede gern; ich rede viel und schweige selten lange still," ganz wie in I, 14: wenn oft mein Scherz in der Versamlung lacht u. s. w.) so dürften wir die ganze Serie 1—9 demselben Verfasser zuschreiben; und da

[1]) Die hiebei angebrachte Vergleichung des Lebens mit dem Ersteigen eines hohen Bergs erinnert an ähnliche Bilder in den 2 Geburtstagsbetrachtungen.

[2]) S. Chronik 1776, 710. „Gäb es Noten für die Deklamation; so wollt ich mich noch über dieses Thema deutlicher ausdrücken. Aber es giebt leider keine; und es wäre doch möglich, sie zu finden." Vergleiche damit N. R. 1768 S. 7: „Es ist ewig schade, daß noch niemand von den Kunstverständigen darauf gefallen ist, zum Lesen gewisse Zeichen der Töne, der Accente, der Bewegung und selbst der dabei nötigen Gebärden zu erfinden." — Dieses Bedürfnis, seine Kunst durch Zeichen andern mitzuteilen, andere teilnehmen zu lassen an dem eigenen Genuß, ist ein Schubartischer Charakterzug.

im 9. Stück die Figur des Wunderdoktors Töpfer aufgetreten ist, trifft das gleiche zu für die hieran sich anschließenden Stücke 11, 15 und 27. Dieselben enthalten einen Brief über allerlei Vergeßlichkeit, die Töpfer heilen soll (Nr. 11) und 2 Briefe von demselben über Gebrechen der Seele (15) und über die Epidemie der Gedankenlosigkeit (27).

Nr. 10, „von dem Unglücke eines übel erzogenen Sohnes" handelnd, redet von Martin und Christiane, den Personen von I, 24 und I, 34, ist also hiedurch für Schubart so gut wie gesichert.

Besonders wichtig ist das 12. Stück: „Kurze Betrachtung von dem bußfertigen Schächer veranlasset", also wie I, 15 und 16 ein Thema aus der Leidensgeschichte behandelnd, wegen eines längeren, im Anhang XIII mitgeteilten Gedichts: „Empfindungen des Schächers vor dem gnädigen Wort Christi," insofern dieses Gedicht das erste der ungereimten ist, welche Schubart in späteren Jahren so sehr liebte.

Das 13. Stück ist eine Betrachtung über das Thema: Warum ist der Mensch so selten mit seinem Schicksal zufrieden?

In 14 beginnt ein durch 10 Nummern (14, 16/17, 18/19, 22, 23, 24, 25/26) sich hindurchziehendes Lustspiel: „Das Recht der Männer", von dem jedoch nur der I. Akt erscheint. Derselbe enthält nichts als ziemlich langweilige Zwiegespräche zwischen der emanzipierten Frau Kilian und ihrer emanzipationslustigen Schwägerin, Frau Richard; zwischen letzterer und ihrem naseweisen leichtsinnigen Zimmermädchen einer-, und ihrem gestrengen Herrn Gemahl andererseits. Die ganze Handlung besteht in den Vorbereitungen der beiden Damen zu einem Besuch, den sie bei einem zweifelhaften Vetter Frauenfeld in Gesellschaft eines gleichfalls zweifelhaften Herrn Tulpe auf dem Land machen wollten und der ihnen durch Herrn Richards energisches Auftreten vereitelt wird. Der Verfasser — es ist wahrscheinlich Schubart, der selbst empfinden mochte, wie leer sein Produkt sei — sucht in einigen Schlußbetrachtungen, in denen er den Leser auf die Charaktere der Personen aufmerksam machen will, vergeblich die Mängel des Entwurfs zu vertuschen und darauf zurückzuführen, daß eben nur ein Bruchstück vorliege. Den ganzen Inhalt, Verlauf samt Nutzanwendung, hätte er auf einige Seiten bringen können. Der Leser ist froh, wenn er S. 210 die Stelle findet: „Doch genug! Ich will hier abbrechen. — Ich will den Platz, den ich noch übrig habe, einer wichtigeren Betrachtung widmen, die mich heute aufzufordern allerdings berechtigt ist."

Diese „wichtigere Betrachtung", wie Stück I, 28/29 von dem Kinderfest veranlaßt, gilt, wie dieses Stück, der Erziehung, speziell der Bedeutung, die dem Nachahmungstrieb bei der Erziehung zukommt.

Von den 3 zwischen das Lustspiel eingestreuten Stücken ist Nr. 15 schon genannnt.

Nr. 16, das im Inhaltsverzeichnis wegen des Vorhandenseins eines Doppelstückes 16/17 die Nummer 20 erhielt, wobei jedoch S. 161—168 ausfällt, handelt wie Nr. 21 von einem Traum. In Schubarts Leben spielen

Träume eine merkwürdige Rolle; seine lebhafte auch im Schlaf nicht rastende Phantasie läßt ihn manchen Blick in das Reich des Möglichen thun, was ihm nachher wie ein Blick in die Zukunft vorkam; darum liegt es nahe, diese 2 seltsamen Stücke ihm zuzuschreiben, um so mehr als der Zustand des Träumenden gut geschildert ist.

Dem Verfasser träumte in seiner Jugend, er sei als hoher Beamter gestorben. Gedanken über Missethaten, Amtsmißbrauch, besonders aber über vernachlässigte Kindererziehung quälten seine Seele, er hatte aber noch die Fähigkeit, ungesehen unter den Lebendigen zu wandeln, und indem er das that, machte er verschiedene Erfahrungen über sich und über andere Menschen. Nach merkwürdigen Wanderungen, auf denen er sich wieder als Jüngling vorkam, nahte er sich unter Angst und Zittern der Ewigkeit. Als sich die Wolken zerteilten und der himmlische Glanz anbrach, erwachte er.

Dieser Traum selbst, seine Schilderung und die einleitende Bemerkung, daß derselbe zeige, wie die Seele eines Verstorbenen eben sowohl als die eines schlafenden Menschen die Hölle in sich selber haben könne, dürften, wenn die Stücke wirklich von Schubart sind, als Zeugen seiner transzendentalen Phantasie und Moral wichtiger sein, als die am Schluß mitgeteilte Nutzanwendung, die er von diesem „Verwarnungstraum" für sein ganzes Leben zu seinem und der Welt Besten gemacht haben will.

Das 28. Stück mit den wohlbekannten Personen Bernard, Martin und Christiane ist wohl wieder von Schubart, also auch das in reimlosen, jambischen Dipodien verfaßte Gedicht: „Melancholie und Zufriedenheit", das wir in den Anhang aufgenommen haben, sowie der Aufsatz: Kleider machen Leute.

Das 29. Stück „von hausgesellschaftlichen Briefen" (z. B. sogar zwischen Mann und Frau) und ihrem Nutzen für die gegenseitige Aufklärung und Zufriedenheit übergehen wir, ebenso das 30. mit dem Aufsatz: Man nimmt mir alles übel, obwohl es wiederum S. 248 die Idealfigur der Tante erwähnt und S. 219 sich auf Nr. 27 bezieht.

Nr. 31/32, 33, 34, 35/36, 37, 39/40 gehören unbestreitbar zusammen; ebenso unbestreitbar ist der Anfang dieser Serie, Stück 31/32, von Schubart, wofür abgesehen von vielem andern das Gedicht: „Die Strafgerichte Gottes" s. Anhang XIII und die wohl auf die ganze Nummer sich beziehende Unterschrift H. bürgt; also dürfte die ganze Reihe von Schubart stammen (?).

Der Verfasser will hier ein schönes Beispiel uneigennütziger und recht wirksamer Tugend bekannt machen und zwar nicht in einer Erzählung, sondern durch verschiedene Briefe, in deren Besitz ihn eine gewisse Juliane Alfried, welche den Schluß der Nummer I, 48 las, gesetzt habe. Dieser Juliane berichtet nämlich eine Freundin Christine Mohnhof ihr Schicksal. Die Familien Mohnhof und Heilborn waren sich sehr befreundet und es wäre zu einer Verheiratung zwischen den Kindern Christine Mohnhof und Ludwig Heilborn gekommen, wenn letzterer nicht plötzlich gestorben wäre. Da sieht sich der alte Heilborn genötigt, Mohnhof um Rückbezahlung einer größeren Schuld zu bitten und Mohnhof macht vergebliche

Anstrengungen das Geld zusammenzubringen. Er hält nun Heilborn für seinen Verderber, während bei der ganzen Affäre ein dritter, namens Erdmann, die Hand im Spiele hat und die Verlegenheit Mohnhofs ausnützen möchte. Dies sieht Heilborn bald ein, Mohnhof aber, der flüchtig geworden und nicht mehr aufzufinden ist, bleibt lange im Irrtum. Herr Heilborn nimmt sich daher der Mademoiselle Mohnhof liebreich an und führt sie seiner Familie zu, bis ihr Vater wieder eintrifft. — Dies alles ist in 9 Briefen, die an und für sich nicht übel gehalten sind, so breit und unklar erzählt, daß es dem Schubartischen Erzählertalent gewiß keine Ehre macht. Und wenn auch in der Vorrede zum II. Teil gesagt ist, daß in dieser Geschichte viele Briefe haben ausfallen müssen, so vermag das unser Urteil über den Charakter der Erzählung nicht zu ändern.

Allerdings ist das 39/40. Stück, das aus den letzten 2 Briefen und einer kurzen Schlußbemerkung besteht, mit J. unterzeichnet. Dies scheint nicht sowohl darzuthun, daß dasselbe nicht von Schubart stamme, als vielmehr zu bestätigen, daß dieser auch auf die mit J. unterzeichneten Stücke des 1. Teils Anspruch habe; es könnte doch sein, daß Schubart, nachdem die Stücke etwas mißraten waren, unter diesem J. seine Urheberschaft verbergen wollte.

Höchstwahrscheinlich stammt auch die an Nr. 37 angehängte, ein Zitat I, 41 enthaltende „Nachricht" von Schubart, eine mit David Biedermann unterzeichnete Abfertigung eines Anonymus, der dem Verfasser vorwarf, daß er sich auf der 250. Seite dieses Jahrgangs und sonst mehrmalen über „die Gesellschaft der Wohlthätigkeit" aufgehalten und ein unvernünftiges, unchristliches Urteil gefällt habe, aus welchem man ihm die größte Unrechtschaffenheit zeigen könnte.

Die inkriminierte Stelle befindet sich am Anfang des 31/32. Stücks. Trotz der vielen gelehrten Gesellschaften sei es in Deutschland mit der Gelehrsamkeit nicht zum besten bestellt. „Eben also; ob wir gleich Gesellschaften der Wohlthätigkeit in unsern Tagen sehen, deren Glieder sich in die Tausende erstrecken, so glauben wohl nur wenige, daß die Wohlthätigkeit dadurch wirklich befördert werde." — Sollte hier Schubart zum erstenmal mit Katholiken in unangenehme Berührung gekommen sein?

Knapper als die oben erzählte Mohnhofische Geschichte ist die im eingeschalteten 38. Stück sich findende Erzählung einer großmütigen Handlung in Polen, betitelt „Der barmherzige Samariter", welche die Errettung eines katholischen Jünglings durch einen Dissidenten aus den Händen der Konföderierten schildert. — Der polnischen Verhältnisse thut Schubart in seinen Briefen und Diktaten gerne Erwähnung.

Nr. 41, 42 und 43/44 bilden die Fortsetzung von I, 26, 47 (S. 382) und 48: „Porträte" von Freunden und Freundinnen, Charakterschilderungen verschiedener Typen. Im 41. Stück findet sich gleichsam als Vorrede zu 42 ein hübsches, im Anhang mitgeteiltes Gedicht „an einen Freund;" ob von Schu-

bart, ist übrigens wie bei dem am Schluß sich findenden Gedicht: „Der Eifersüchtige" fraglich.

Das Stück 45 handelt von der Ernsthaftigkeit, 46 und 47 von dem Sprichwort: Kommt Zeit kommt Rat, Nr. 47 speziell von dem Unterschied zeitiger und unzeitiger Sorgen, wobei die Sorge des politischen Kannegießers verhöhnt und diejenige um eine gute Erziehung besonders hoch gestellt wird. In diesem Stück macht der Verfasser eine sprachliche Anmerkung über den schwäbischen Ausdruck „ring". Ähnlich in Nr. 5 über ärmlich und flacken (= nachlässig hinliegen). Derlei Glossen finden sich in der Chronik häufig.

Nr. 48 und der Anfang von 51/52 bringt Gedanken über die Empfindlichkeit (wir würden sagen Empfindsamkeit oder Herzensbildung), eine Gabe der Natur, welche durch die Erziehung, durch Umgang, Lektüre, Natur und Kunststudien gehoben und ausgebildet werden müsse.

Diese Nummer schließt mit einem Sehnsuchtslied nach dem Freunde. Stück 49/50 handelt von den Lastern, die von der Eigenliebe abstammen, wobei I, 14 (S. 114) zitiert wird, da dort schon dieser Stammbaum in Aussicht gestellt wurde.

Der Anfang von 45/50 und der Schluß von 51/52 sowie die Vorrede des II. Teils sind dem Abschied gewidmet. Der Verfasser blickt nicht ohne Bewußtsein auf seine zweijährige Thätigkeit zurück, wenn er auch die Absichten, die er bei derselben gehabt habe, bescheidener sein läßt als er bei seinem ersten Erscheinen ausgesprochen: „Ich wollte nur in einem kleinen Kreise wirken, unter meinen Mitbürgern und auf einige Meilen um unsere Stadt [Lindau] umher, und hie und da den Grund zu einem künftigen guten Gebäude legen, und dann getrost sterben." Nicht für die Herren Kunstrichter habe er geschrieben, sondern für sein Publikum. „Meine vorzüglichste Absicht ging auf die Beförderung des Geschmacks [!] und es sollte mich nichts mehr freuen, als wenn mir meine Absicht gelungen wäre. Ich verlangte alsdann nicht mehr gelesen zu werden, sondern machte mit der Überredung der besten Belohnung verdienten Männern Platz. Hätten mir meine Umstände ein längeres Autorleben gegönnet, so hätte ich vieleicht selbst größere Dinge unternommen. Unterdessen bin ich ziemlich vergnügt mit dem, was ich gethan habe." Freilich, heißt es in der Vorrede: „unser Plan war weitläufiger, als daß er in zween Jahrgängen hätte ausgeführt werden können. Wir hatten uns vorgesetzet, unsere Leser nach und nach weiter in das Heiligtum des Geschmacks zu führen, wenn wir sie vorher genugsam vorbereitet und gleichsam willig gemachet hätten, uns auf allen Wegen zu begleiten. Noch haben wir wenig über die Litteratur gesagt (so gerne wir es auch gethan hätten), aus Furcht, die meisten unserer Leser möchten uns dafür noch keinen Dank wissen. — — Über dieses sind in dem gegenwärtigen und vorigen Jahrgange noch viele Dinge unausgeführt, welche uns in der Folge noch Verschiedenes zu reden gegeben hätte. Wenn wir aber gleich jetzt gezwungen die Verbindung, in der wir mit unsern Lesern gestanden sind, aufheben, so werden wir doch nicht aufhören Ihnen so viel wir

vermögen nützlich zu sein". — „Das Verhältnis, so lauten die letzten Worte S. 426 an die Leser, in dem ich mit Ihnen gestanden bin, wird mir allezeit eine angenehme Erinnerung sein, so wie ich wünsche, daß es auch bei Ihnen sein möge. Leben sie wohl! Ich bin ewig mit den Gesinnungen eines Freundes

Ihr ergebener

David Biedermann."

Auch wir nehmen hiemit Abschied von einer Wochenschrift, in der Schubart sich zum erstenmal als Journalist fühlen durfte, mit der er aber nicht die besten Erfahrungen machte und der Natur der Sache nach nicht machen konnte. Abgesehen davon, daß Geschmack predigen eine meist vergebliche Arbeit ist (L.B. I, XII), liegt Schubarts Stärke nicht, obwohl er es damals vielleicht meinte, in langatmigen Moralreden, sondern im frisch hingeworfenen Witz, in kurzer Kritik politischer und litterarischer Erscheinungen und im saftigen Volkston.

Wenn wir uns aber an diesem Abschnitt vielleicht zu lang aufgehalten oder manchmal über das Ziel geschossen haben, so möge uns ebenso das Neue als das Schwierige, das uns die Untersuchungen auf diesem Felde geboten haben, einigermaßen entschuldigen.

VIII. Abschnitt.

Schubarts Persönlichkeit und Charakter.

Es dürfte an der Zeit sein, nachdem wir einmal die früher beobachtete zeitliche Reihenfolge der Darstellung verlassen haben, nunmehr einiges Allgemeine über Schubart mitzuteilen und zunächst den Versuch zu machen, ein Bild von seiner Persönlichkeit, seinem Charakter, seiner Lebens- und Denkungsart zu gewinnen.

Über Schubarts persönliche Erscheinung giebt uns der Sohn Ludwig in seiner 1798 verfaßten Schrift: „Schubarts Karakter", welche unter dem Titel: „Porträt meines Vaters" den dritten und letzten Teil von „Schubarts Leben und Gesinnungen" bildet, folgende auch für den Geislinger Aufenthalt passende Mitteilungen:

Schubart war etwas über die mittlere Statur, in jüngeren Jahren sehr blaß und schmächtig — doch immer kraftvoll; von starken Waden, auffallend roten Lippen und hellen feuerwerfenden Augen; in mancherlei Leibesübungen gewandt und zu den größten Strapazen geschickt. — Im Schulstaube zu Geislingen warf er ein paarmal Blut aus; bestand eine tödliche Krankheit, wurde von jedermann aufgegeben: aber seine Natur siegte, und er genoß von dieser Zeit an einer Gesundheit, welche unter allen Stürmen seines nachfolgenden Lebens unerschüttert blieb . . . . Er war breit von Schultern und Brust, sehr proportioniert gebaut; von kleinen und schönen Händen und Füßen. In seinem Gesichte waren Kinnspitze, Mund, Nase, Auge und Augbraunen sehr nahe beisammen und er führte dies oft scherzweise als ein äußeres Zeichen von der Raschheit seiner Geistes- und Willensoperationen an. Das Auge behielt bis an sein Ende das Feuer seiner Seele und leuchtete oder schimmerte sowie er in Affekt kam [hatte jedoch schwache Sehnerven]. Die Stirne war hoch und weit, zwischen den Augbraunen eine Falte, die auch bei heiterem Gesicht nicht wich; die Peripherie des ganzen Kopfes so groß, daß der Hutmacher keine seiner gewöhnlichen Formen bei ihm brauchen konnte; das Hinterhaupt sehr stark mit Haaren bewachsen, auf die er von jeher sehr viel hielt . . . . „Meine geringelten Seidenlocken waren schöner als dein grünes Haar“ sagt Schubart im Gedicht „Die Linde“ zu dem Baum. — Seine Stimme war ein starker volltönender Baß und von Jugend auf durch Gesang wohl geschult. Besonders hebt der Sohn die überraschende, in manchen Dingen an Identität grenzende Ähnlichkeit hervor, die Schubart mit dem Revolutionshelden *Danton* gehabt habe und von der ihm vielfach bezeugt worden sei, daß sie sich auf den ganzen Körper, auf Stimme, Deklamation und den äußern Anstand erstreckt habe. —

Über Schubarts *Geist*, *Gemüt* und *Charakter* entnehmen wir derselben Schrift folgende Züge:

Feuer war das Element dieses Geistes, der hervorstechende Charakterzug aller gelungenen Operationen seiner Seele . . Was er mit Feuer unternahm, das stand da, eh man es recht angefangen glaubte, und lebte; wozu er sich langsam entschloß, die Hand mehrmal ansetzte, sich mahnen lassen mußte; ja wo er sich Mühe geben und sich selbst übertreffen wollte — das gelang nicht, lebte nicht; trug nur in einzelnen Teilen sein starkes Gepräge . . .

Begeisterung — diese Seele aller Dichtung und Kunst stand ihm oft und leicht zu Gebot, weil sein Herz von Jugend an für alles Große, Schöne, Gute und Wahre schlug.

Berührte jemand im Umgang dieser Saiten eine, so klang sie sogleich laut und alle Saiten der Seele mit ihr. Durch seine eigene *Rede* setzte er sich sodann in Begeisterung und sprach hinreißender und schöner als selbst in den besten Stellen seiner Schriften; er wußte im ruhigen Zustand wohl selbst nicht mehr, was er gesagt. Ebenso im *Phantasieren auf der Orgel* oder am *Klaviere*.

Daß die Vernunft und Urteilskraft mit seinen übrigen Seelenkräften nicht immer im gehörigen Verhältnis stand, war sowohl im Schreiben, als im Reden und Handeln häufig der Fall; war er erhitzt, dann lief die Einbildungskraft mit der ganzen Seele davon . . . Zwar findet sich überall ein gewisser Reflexionsgeist . . . und war ihm besonders das Talent sehr eigen, große und vielteilige Partien mit Leichtigkeit zu überschauen. Doch übte er im ganzen seine höheren Seelenkräfte [die Urteilskraft besonders ist gemeint] weit nicht genug und verarbeitete den angesammelten Stoff zu wenig . . . Dagegen war seine Auffassungskraft desto schneller, stärker und gewandter: und da sich das Aufgefaßte in einem eisernen Gedächtnis notwendig anhäufen mußte, so lag in eben dieser Überladung des Stoffs vermutlich der Grund der Indolenz der Urteilskraft in einer desto größeren Wirksamkeit der Imagination . . . .

Eine andere Eigenheit seines Geistes war Erfindungskraft. Sobald das Anekdotenkapitel zur Sprache kam, mischte er sich sogleich unter die vordersten Kämpfer und gab einen Schwank nach dem andern zum besten.

Ein Hauptzug in seinem Bilde war glühendes Freiheitsgefühl. Seine ganze Thätigkeit erlahmte, das ganze schöne Spiel seiner Kräfte stockte, sobald etwas als Pflicht von ihm gefordert wurde, was er als freiwilligen Tribut darzubringen gewöhnt war . . . Er that hundertmal etwas, nicht weil ihn seine Neigung dazu trieb, sondern bloß um Gebrauch von seiner Freiheit zu machen; und unterließ hundert Dinge einzig darum, weil er sah, daß man sie sicher erwartete . . . Mehrmals gestand er seiner Gattin, daß er bloß darum Exzesse begangen, um dem ekeln Ungeheuer Einerlei zu entgehen.

Wenn er später vorteilhafte Anträge ablehnte, so war der Grund kein anderer als unüberwindliche Amtsscheu. Nie in seinem Leben, und wenn er auch keinen Groschen in der Tasche hatte, wandelte ihn die mindeste Beklemmung wegen seines Auskommens an.

Ein anderer Zug in seinem Charakter war: Heißhunger nach Zelebrität. Nichts war, wie ein Vertrauter von ihm erzählte, lustiger, als ihn zu beobachten, wenn er an einem Orte noch fremd und ohne Namen war. Dann wußte er gleichsam nicht, was er zuerst anstellen sollte, um sich in den Vordergrund zu arbeiten . . [1])

Er ging von Jugend an teils aus Neigung teils aus Absicht mit allen Ständen ohne Unterschied um . . . . Sonderbar war es und beim ersten Blick unangenehm auffallend, daß er in allen Situationen seines Lebens eine sichtbare Tendenz beibehielt, sich mehr zu Niedrigern zu gesellen, als zu Gleichen oder Höhern. Der Grund lag unstreitig darin: weil er sich hier oft Gewalt anthun mußte, dort aber aller Zwang hinwegfiel . . . .

Im Umgang mit Frauenzimmern, die er sehr liebte, hielt er

---

[1]) Darf man hier auch an die rasche Verlobung in Geislingen denken?

sich kaum minutenlang im Geleise des Ernstes und lenkte sogleich in Scherz und Mutwillen aus . . .

Gegen Seinesgleichen und Niedrigere war er nachgiebig und zahm, wenn sie widersprachen; fuhr selten auf, und nahm sich selten die Mühe sie zu widerlegen.

Höhern hielt er eine Art Trotz entgegen; und wenn sie ihm am Ende nichts weiter als ihre Autorität gegenüberzustellen hatten, so gebrauchte er ein paarmal zu seinem großen Schaden die gefährlichste Waffe des Lächerlichen wider sie. [Gewiß auch in Geislingen.]

Sein moralischer Charakter war: Gutherzigkeit, Einfalt, Arglosigkeit, Bonhomie, Mitleid, Liebe . . . In allen Dingen des täglichen Lebens war er ein Kind; offenherzig bis zum Fehler; leichtgläubig wie ein Mädchen; im Geld, im Hauswesen, im Handel und Wandel, in allem was nur von Ferne merkantilisch aussah, ein völliger Fremdling.

Lebte er mit seiner Gattin, so erfuhr er nie den Stand der Kasse außer wenn sie leer war; und bekam das ganze Jahr über kein Geld in die Hand, außer wenn er aufs Land fuhr. Da er sich gegen die Armen jederzeit ungemein mitleidig und wohlthätig bewies, so geschah es hier häufig, daß er die mitgegebene Summe unterwegs unter sie austeilte und mit leeren Taschen im Wirtshause eintraf. — Er gab und gab immerzu, so lang er hatte, ohne sich im mindesten daran zu kehren, ob es der Empfänger verdiente . . .

In allen seinen Gefühlen und Empfindungen herrschte eine gewisse Zartheit, die hart an Weiblichkeit grenzt und mit seinem übrigen derben Charakter einen auffallenden Kontrast machte . . .

Seine Leidenschaften waren kurz, aber fürchterlich, und er vergaß im entscheidenden Ausbruch derselben alle seine Grundsätze und Überzeugungen dergestalt, daß man Totschlag und Verderben befürchten mußte. Zu Anfang seiner Ehe, da ihn seine Gattin noch nicht zu behandeln und ihm in solchen Augenblicken auszuweichen verstand, brach er öfters wie ein Vulkan gegen sie los und vergriff sich bei der geringsten Widerrede mit Händen an ihr. Unter den ihm untergebenen Knaben peitschte er einst einen wegen Stupidität und Bosheit so schrecklich, daß die ganze Schule knieend für ihn bat, und der arme Junge mehrere Wochen das Bett hüten mußte . . . .

Nach einer Aderlässe geht er einmal mit seiner kaum geheirateten Gattin spazieren und trinkt im Bade bei Geislingen [wohl Rötelbad] ein Glas Wein. Fröhlich und heiter wandeln sie nach dem Städtchen zurück. Mit einmal erblickt er in der Ferne einen Menschen, welcher sein heimlicher Feind war und ihm bereits großen Schaden zugefügt hatte. Mein Vater ruft: „Hier sind wir im Stande der Natur: ich muß einmal die Wollust haben, diesen kläffenden Hund zu züchtigen!“ Dies gesagt, rennt er mit seinem Rohre wie ein Pfeil auf ihn los; der Bursche aber sah ihn kommen, und rettete sich zu dem Zolleinnehmer; die Frau eilt ihm nach und findet die Blutspuren seiner aufgesprungenen Ader auf der Wiese. Vor dem Hause des Zöllners fiel er ohnmächtig nieder und wurde wie eine Leiche hineingetragen.

Weniger verderbend als sein Zorn, aber nicht minder glühend war seine Rache: und wenn er zu heftig und zu gutartig war, um sie auf krummen Schleichwegen zu befriedigen; so sättigte er sie durch den Feuerpfeil der Satire und des Epigramms . . .

Die [oben erwähnte] Schnelligkeit erstreckte sich [auch] auf seine Lektüre, seine Arbeiten, seine Bekanntschaften. An die Arbeit kam er schwer: wenn er sich aber einmal daran gab, so war er auch fertig, da er nur eben recht angefangen zu haben schien . . . Alles Neue hatte einen nur zu starken Reiz für ihn, und er vernachlässigte bisweilen das Alte darüber. . . . So schnell er auffuhr, so bald war er wieder gut; und die Natur hatte diesen Fehler dadurch bei ihm gemildert, daß sie ihm ein eigenes Talent gab, die Leute sogleich alles Unangenehme vergessen zu machen. . . . Der Extremsucht war er in allen Dingen ergeben, und die sokratische Mittellinie kannte er bloß aus Büchern, ohne ihr im Leben je nahe zu kommen. . . . Nichts war gewöhnlicher bei ihm, als daß er von stürmischer Thätigkeit zu gänzlicher Indolenz, von der lautesten Jovialität zu Gräberstille, von Wärme in Kälte, von Licht in Nacht überging . . .

Sein Charakter in engerer Beziehung oder das handelnde Prinzip stand mit dem spekulativen oder der Kultur seines Geistes weit nicht in dem gehörigen Verhältnis. Es fehlte ihm an Festigkeit des Willens, an männlicher Beharrlichkeit in Realisierung seiner Grundsätze. Daher die Ungleichheit in seiner Handlungsweise. . . . Sein Geist war immer viel zu sehr außer sich, sammelte sich viel zu wenig in sich selbst, um Entschlüsse und Plane von einigem Umfange durchzusetzen. . . . Seine schönsten Ideen nahm er mit ins Grab, weil ihn sein starker Hang zur Indolenz nie zur Ausführung schreiten ließ. Niemand empfahl die Ordnung mit mehr Enthusiasmus als er und niemand hielt weniger Ordnung als er. . . . Wo er handeln mußte, da geschah es äußerst schnell; aber er fand oder machte sich im Leben weit nicht Veranlassung genug zum Handeln; daher blieb diese Kraft seiner Seele brach liegen.

Verschiedene, die Schubart genau kannten, haben von ihm angemerkt, daß er ganz der Mann für eine Revolution gewesen wäre. In der That schien ihn sein Äußeres, sein Rednertalent, seine Deklamation, sein schneller Überblick, seine Kunst im Extemporieren, vor allen seine Popularität, sehr dazu zu berufen. . . . Hiezu kam eine ihm eigene Deutlichkeit, sowohl im Vortrag als in der Aussprache; ein sehr gesunder Mutterwitz, sein Enthusiasmus für Freiheit und Menschenheil und seine herzliche Liebe für das Volk.

So viel Mut, ja Verwegenheit er im Schreiben besaß, so wenig zeigte er im Handeln, und wich mit mädchenhafter Schüchternheit sogar den lautesten Aufforderungen dazu aus.

Den Reizen der Sinnlichkeit unterlag er, wie alle Künstler- und Dichterseelen, nur gar zu oft, und es blieb ihm nichts anderes übrig, als der

Versuchung ganz auszuweichen, wenn er sich nicht in ihre Netze verstricken wollte... Solchen Versuchungen auszuweichen, kostete Schubart in der That weit weniger Mühe, als man aus seinem Temperament hätte schließen sollen: stand er aber einmal im Gefechte, so unterlag er gewiß . . .

Man findet in seinen Schriften und Gedichten Stellen genug, die zeigen, wie herb sein Kampf gegen jene Zauberin war: im Grunde aber behielt sie den Sieg nie anhaltend; seine bessere Natur zürnte sie mitten in ihren Triumphen an und behauptete immer wieder den Kampfplatz . . . . .

Viele seiner vertrautesten Freunde haben von ihm gesagt: „Schubart kennt die Menschen nicht!!" Er beurteilte seine Brüder stets nach sich selbst. Er unterhielt die philanthropische Idee, daß die Menschenkinder stets besser würden, und daß man daher im Zweifel das Bessere bei ihnen voraussetzen müsse.

Aus derselben Schrift stellen wir noch Nachfolgendes über Schubarts äußere Führung und über seine Fertigkeiten zusammen:

Er hielt stets viel auf Bewegung in freier Luft; nie sprach er besser, nie wahrer und feuriger, als auf solchen Spaziergängen . . . . . Es war ihm ein leichtes, ganze Nächte durchzuschwärmen, mit dem anbrechenden Tage nach Hause zu gehen, Kleider zu wechseln, den Kopf zu waschen und sodann seine Arbeit auszurichten, eben so gut, als wenn er der gewöhnlichen Ruhe genossen hätte . . . . Er aß sein ganzes Leben lang sehr wenig und trank desto mehr. . . . Die köstlichsten Tafeln vertauschte er ohne Mühe mit schlichter Hausmannskost. Für alles Flüssige — ungemischtes Wasser allein ausgenommen — besaß er von Natur einen unüberwindlichen Hang und statuierte schon als Knabe kein volles Glas, wenn es auch andern gehörte . . . In allem was er dachte, that und trieb, herrschte eine auffallende Raschheit und Schnelle: er aß schnell, ging schnell, faßte schnell auf und gab schnell wieder . . . Gegen sein Äußeres war er meist sehr gleichgültig [so sehr er sonst nach Beifall trachtete und eitel genannt werden kann]. Gewöhnlich achtete er auf seinen Körper so wenig, daß er sich oft Monate lang nicht im Spiegel sah und er beim Anzug Hilfe brauchte, sollte er mit gehörigem Anstand im Publikum erscheinen. . . . Wenn ihm während des Anziehens, des Suchens, des Erzählens etwas in die Quere kam, so fuhr er fürchterlich auf, und es stand gewiß nicht lange an, so war irgend etwas in Trümmer geworfen. Er gebrauchte in solchen Fällen äußerst harte, ja pöbelhafte Ausdrücke gegen seine Nächsten, und vergaß in der Verfinsterung seines Grimmes all ihr Gutes. Die Ungeschicklichkeit konnte er für den Tod nicht leiden und züchtigte sie außer dem Hause mit Worten, im Hause mit Ohrfeigen. So schnell er aber auffuhr, so bald war er wieder gut, u. s. f. . . . . Niemand empfahl die Ordnung mit mehr Enthusiasmus als er . . . und niemand hielt weniger Ordnung als er. [Zur Charakteristik der äußeren Führung dient auch einiges auf S. 151 f.]

Von Klopstocks Messias wußte er einen beträchtlichen Teil auswendig

und entzückte oft auf Spaziergängen und im traulichen Zirkel seine Freunde damit. — Es war als hätte man den Messias nie gelesen, wenn man ihn deklamieren hörte. . . . Das Große, Grauenvolle und Gräßliche gelang ihm wie in seinen eigenen Gedichten, so auch in der Deklamation am besten.

Seine Art zu deklamieren war nicht Kunst, sondern lautere, warme, durch Übung versteckte Natur. Ein wohlgebauter Körper, leichte ungezwungene Bewegung, eine starke von Jugend an durch Gesang ausgebildete Stimme; außerordentliches Gedächtnis; tiefes Studium und Eindringen in den Geist seines Dichters — verbunden mit dem zartesten Gefühl und seinem eigenen Feuer — waren die Mittel, wodurch seine Deklamation so hinreißend wurde . . . . Bisweilen hat er den Flügel dazu genommen.

Wenn je ein Mann zum Dichter geboren wurde, so war es gewiß Schubart. Schon in seinem 17. Jahre als Chorschüler zu Nürnberg und bald darauf als Student zu Erlangen verfertigte er Lieder mit Melodien, die noch heute unter dem Volk gesungen werden . . . . Er machte diese Lieder[1]) ganz mit der Leichtigkeit, die man ihnen ansieht — bald den Text, bald die Musik zuerst . . sang sie sodann seinen Freunden vor: diese nahmen Abschriften und so kamen sie in den Kreislauf der Dinge . . Der Charakter seiner Gedichte war: Herzlichkeit, Popularität, kindliches Gefühl, Naivität, leichte und natürliche Versifikation.

In seinen größeren lyrischen Stücken bemerkt man kecke Eigentümlichkeit, wilde Imagination, die lieber beim Großen und Gräßlichen weilt, als beim Sanften und Schönen . . . . Ferner tiefes, aber selten lange anhaltendes Gefühl; oft große, weitgreifende Gedanken; originelle Bilder, zürnenden Freimut; und durchgehends eine glühende selbstgeschaffene Phantasiesprache. Er dichtete nie, um seine Kunst zu zeigen[2]), sondern strömte aus innerem Bedürfnis den Gedanken oder die Empfindung aus, die eben in seiner Seele herrschend war. Gewöhnlich sprach er erst eine Zeit lang von einem Gedichte, das er unter dem Herzen trug: während dieser Zeit ward es allmählich in seiner Seele reif, erhielt im Reden einen Teil nach dem andern und wurde sodann unversehens in einigen Stunden zur Welt gebracht . . . . Vom 18. Jahre seines Lebens an verging schwerlich eine Woche, wo er nicht eines oder mehrere Stücke verfertigt hätte . . . .

Seine Zaubereien (und andere kleinere Sachen) enthalten Stücke, die etwas Größeres und Reiferes erwarten ließen, tragen an vielen Stellen das Gepräge eines selbständigen, kritisch-kühnen Geistes und überraschen bisweilen durch Originalität. Schade daß er sich nicht mehr in der launigen Erzählung versucht hat, wodurch er seinen Umgang so sehr zu beleben wußte, und wozu er alle Erfordernisse in so reichem Maße besaß . . . . Alles was er schrieb, waren Erzeugnisse des Moments . . . . Sehr häufig sah er nicht

[1]) In Geislingen dichtete er ein solches Lied soweit uns bekannt ist, nicht!

[2]) Doch, z. B. die Oden.

einmal sein Manuskript durch, bevor es zur Presse wanderte; und er mußte etwas sehr con amore geschrieben haben, wenn er sich aus der Druckerei eine Revision davon geben ließ.

Es wird sich aus der Sammlung seiner Schriften ergeben, daß er die Prosa nie besser und ungezwungener schrieb, als in seinen Briefen. Hier fiel die Sucht zu glänzen und zu frappieren hinweg, und sein Geist ergoß sich frei und natürlich, wie von Mund zu Munde. Auch glaubt man ihn in diesen Briefen oft ganz zu sehen und reden zu hören: sie sind mithin unstreitig der schätzbarste Beitrag zu seiner geistigen Charakteristik. Schon in den sechziger Jahren unterhielt er einen beträchtlichen, sowohl litterarischen als artistischen Briefwechsel, und er bedauerte besonders den Verlust einer wichtigen Korrespondenz mit Wieland . . . Noch einmal: der durchgängige Charakter dieser Briefe war völlig derselbe, der seinen persönlichen Umgang bezeichnete. — [Betreffs der obigen Bemerkung über die Briefe möchten wir hier einschalten, daß dieselbe einen großen, sehr verbreiteten Irrtum und einen Widerspruch mit der darauf folgenden Charakteristik der Briefe enthält. Gerade weil Schubart sich in den Briefen ganz gab, wie im persönlichen Umgang, zeigen sie wie dieser — die Sucht zu glänzen und zu frappieren und eine wirkliche Effekthascherei. Aber eben dies erhöht wieder ihre Wichtigkeit.]

Die Darstellung des Sohnes gipfelt in dem Hinweis, daß Schubart ein Genie gewesen: Er war ein Sohn der Natur, und die Kunst hatte sehr geringen Anteil an allen Erzeugnissen seines Lebens. Alles was er war, war er buchstäblich durch sich selbst. Wer eigene Gehkraft hat, sagte er, bedarf der Krücken der Kunstregeln nicht. Genie! dieser fallende Strahl aus der Wolke — schafft die Regel und nimmt sie nicht an.

Jetzt wird — das ist der Schluß dieser Charakteristik — der ferne Beobachter bloß sagen: Schade, daß Schubart keine bessere Erziehung zu teil ward . . . . Schade, daß er nie in einen größeren seiner würdigen Wirkungskreis kam! Er hätte alsdann nicht bloß rhapsodisch gearbeitet, sondern Meisterwerke für die Nachwelt aufgestellt: denn er war einer der talentvollsten Männer seiner Zeit. —

Diese Stellen aus des Sohnes Charakteristik dürften das treffendste Bild von Schubart geben.

Aber auch Schubart selbst hat sein Wesen einmal in einem Brief an seine Tochter Julie geschildert (Archiv VI, 391, 2. Septemb. 1783), indem er dasjenige seiner Tochter mit seinem eigenen vergleicht.

„Empfänglichkeit für jedes Schöne und Gute, Reizbarkeit für Schmerz und Freude, Stimmung zur Freundschaft und Liebe, Ungestüm in der Traurigkeit und Ungestüm in der Freude, Offenherzigkeit gegen alle Welt und Sympathie mit allem, was um uns her ist, sind so ungefähr die Grundzüge eines solchen

Charakters. Ach liebes Julchen, wenn's auf der Welt lauter Engel gäbe, so kämen solche Herzen ohne Anstoß fort. Aber dein Vater hat's erfahren, daß man mit solchem Charakter all' Augenblicke anrenne, wenn man nicht auf seiner Hut ist. Ich hielt mich selber für schlimmer als ich war und die Menschen um mich her für Engel und doch wurd' ich betrogen."

Hieran möchten wir einiges aus einer Abhandlung von Wohlwill (Archiv VI, 344) anreihen, was uns Schubart in einer neuen Beleuchtung zu zeigen geeignet ist. Wohlwill betont, daß trotz aller Schwäche und Haltlosigkeit ein gewisser idealer Zug in Schubarts Wesen sich nie verleugnet hat. Wenn von irgend einem, gelte von Schubart das Wort, daß „das erscheinende Leben des Menschen zwischen seinem Urbild und seinem Zerrbild schwanke." Mochte er sich auch noch so oft dem letzteren nähern, so so sei doch zu keiner Zeit das erstere seinem geistigen Auge völlig entschwunden. Ein solches Urbild seines Strebens und Handelns sei zu erkennen in demjenigen Stück der Zaubereien, worin Apoll auftritt und ein barbarisches Volk zuerst als Priester, dann als Gesetzgeber, als Arzt, als Sänger und endlich als Dichter zu heben und zu veredeln suche (s. Anhang VI, Nr. III). In diesem Apollo zeichne uns der Dichter sein eigenes idealisiertes Bild.

„Auf seine Mitmenschen aufklärend und veredelnd einzuwirken, ihre Wohlfahrt wenigstens durch die Macht des Wortes zu fördern, Thorheiten zu geißeln, Mißstände zu rügen, Begeisterung für die höchsten Güter zu erwecken und zu nähren: das waren die Ziele, welche Schubart sein ganzes Leben hindurch fast unausgesetzt im Auge behielt und zu deren Verfolgung er sich stets aufs neue aufraffte, wenn auch vorübergehend minder lautere Triebe die Idealität seines Willens beeinträchtigt hatten."

Ebenso trefflich hat Wohlwill (Archiv VI, 357) das Schuldiktat vom 10. November 1768, die Erzählung von den zwei ungleichen Brüdern, von welcher der Anhang XIV, 101 einen Auszug enthält, zur Charakteristik Schubarts verwendet.

„Die Gegenüberstellung eines scheinbar gut gearteten, fromm gesinnten, thatsächlich aber bis zur äußersten Niederträchtigkeit selbstsüchtigen Menschen und andererseits eines leichtsinnigen, ja selbst ausschweifenden, doch im tiefsten Grunde braven und der edelsten Handlungen fähigen Charakters muß überhaupt für Schubart einen ganz besonderen Reiz besessen haben. [Ähnliche Kontraste

im kleinen behandelt Schubart in seinen Schuldiktaten oftmals.] — In der zweiten Figur hat der Dichter sich selbst gezeichnet oder vielmehr eine Apologie seines bisherigen, oft über die Stränge schlagenden, die Regeln der Sitte verletzenden und dennoch nie dem besseren Streben sich entfremdenden Lebens und Treibens dargeboten."

Ein Schritt von dieser allegorisch-apologetischen Darstellung zur förmlichen Apotheose ist es, wenn in der Zauberei „Chil der Verderber und Gonkutsch der Glücksbote" der Dichter ein derartiges Ideal von sich, einen Freund der Kunst und des heiteren Lebens und Wohlthäter der Armen, zum Genius des Glückes erhoben werden läßt.

So weit hat ihn eben sein Kampf mit Heuchelei und Zelotismus getrieben.

Werfen wir einen Blick auf das Gesamtbild dieses Mannes, so finden wir in ihm reiche Anlagen und große Vorzüge, aber auch starke Mängel, wir finden Tugend und Tüchtigkeit hart neben Schwäche und Fehlern, herrliche Seelen- und Geisteskräfte, aber keine Festigkeit des Wollens und Denkens, Gaben, die nach seines Vaters Ausdruck für zehn genügt hätten, aber mangelhafte Ausbildung und verkehrte Entwicklung.

Schubart hat mit seinem Bild vom Engel und Teufel (S. 12) nicht so ganz unrecht. Mehr als jeder andere Mensch litt er unter dieser Vereinigung von Gutem und Bösem in seinem Wesen. „Mich mir entreißen" erkannte er als seine Aufgabe, und konnte sie doch so wenig erfüllen.

Was insbesondere das Schlimme anbelangt, so zeigte es sich bei Schubart in doppelter Form, einerseits in der Ausartung und Übertreibung einer ursprünglichen guten Eigenschaft, andererseits als wirklicher Fehler.

So war seine Menschenfreundlichkeit verbunden mit Vernachlässigung seiner selbst, seine Frömmigkeit mit religiöser Überspanntheit, seine Freiheitsliebe mit Trotz und dämonischem Hang zu Ausschreitungen, seine Strebsamkeit mit Eitelkeit und Selbstsucht, seine Heiterkeit mit Leichtsinn und seine Lebenslust mit Sinnlichkeit.

So zeigt denn sein ganzes Wesen eine merkwürdige Mischung von Kräften und Schwächen: Begabung für Kunst und Wissenschaft,

aber Untauglichkeit fürs gewöhnliche Leben; Empfänglichkeit für alles Hohe, aber auch für das Gemeine; größte Leistungsfähigkeit, aber Zufriedenheit mit Augenblickserfolgen; höchster Idealismus, aber verkehrte Praxis; Seelenadel und Frömmigkeit gepaart mit Sinnlichkeit und Genußsucht, Selbstlosigkeit mit Eitelkeit, Wahrheitsliebe mit Neigung zur Unehrlichkeit, Energie mit Weichheit; — bald volles Feuer, bald plötzliches Erkalten, bald sprühender Witz und Heiterkeit, bald Klage und Melancholie; Drang nach Thätigkeit und Weltverbesserung neben Indolenz und unüberwindlicher Amtsscheu; herzliche Liebe zu den Menschen neben Trotz und Boshaftigkeit; Blick für das Ganze neben Unwissenheit im Nötigsten; ja sogar Selbsterkenntnis ohne Selbstzucht und Selbstbesserung. Dies auch das Spiel seines ganzen Lebens. Ja, er ist, wie er uns selbst sagt, ein wilder Mensch, und es nimmt uns nicht Wunder, wenn ein solcher Mensch Unglück hat.

IX. Abschnitt.

Schubarts Geislinger Aufenthalt im allgemeinen.

Zu dem Unglück, das Schubart durch sein ganzes Leben begleitet, gehört, daß die Verhältnisse, in die er in Geislingen eintrat, trotz manchem Guten, das sie hatten, nicht dazu angethan waren, ihn zu heben und zu fördern. Wenn es gleichwohl bei ihm nicht rückwärts, sondern vorwärts ging, so war hievon seine Strebsamkeit, die sittliche Kraft, die er denn doch hatte, die Ursache. Schubarts Leben in Geislingen ist deshalb auch in dieser Hinsicht interessant.

Was insbesondere seinen Charakter betrifft, so hat sich derselbe in Geislingen nicht, wie Strauß meint, noch viel weniger vorteilhaft entwickelt, als sein dichterisches Talent, sondern, alles in allem genommen, tüchtig gehalten. Es hätte unter solchen Umständen und wenn er wirklich ein so lasterhafter Mensch gewesen märe, wie er sich selbst schildert, auch recht schlimm ausfallen können. Strauß urteilt daher zu scharf, wenn er sagt: „Warm, aber auch sinnlich;

schnell gerührt und schnell verführt; reich an guten Vorsätzen vor dem Schreibtisch, die er am Wirtstisch in den Wind schlug, stets bußfertig und stets wieder rückfällig; unternehmend, aber nicht beharrlich; voll Selbst- und Freiheitsgefühl, und doch ohne wahre Würde nach innen, ohne Haltung nach außen"; so habe sich Schubart in Geislingen, so sein ganzes Leben hindurch gezeigt.

Wie sich Schubarts gesellschaftliches und berufliches Leben in Geislingen gestaltete, das soll eine eingehende Betrachtung lehren.

Beginnen wir mit zwei freundlichen Stellen aus der Lebensbeschreibung, die Schubarts Familiensinn und Liebe zur Natur und zwar beide in merkwürdiger Verbindung zeigen:

„Besuche meine Eltern, Verwanden und Freunde . . . kleine Spaziergänge nach Altenstadt . . . ., das Umherklettern auf meinen Bergen, wo ich die Riesentrümmer der altdeutschen Ritter, der Geiselsteine[1]), Wöllwarthe[2]), Hochberge[3]) aufsuchte, machte mir die leeren Stunden in Geislingen zu elysischen Augenblicken. — Wie oft sah ich vom öden Turme, den noch Heiden hintürmten [s. S. 24] mit dem Sehrohr hinab ins blühende Thal, von Menschen und Herden bewimmelt, und teilte meiner Gattin die sich auf meine Schultern lehnte, die süßen Gefühle mit, so jung und leichtbeschwingt sie aus meiner Brust stiegen. Wie oft wiegte ich meine Kinder auf dem Knie und sah Unschuld und Freude in ihren Augen schimmern!" Sodann: „Ich war viel zu wild, um die Seligkeit des häuslichen Lebens ganz empfinden zu können, und doch kostete ich es in einigen ruhigen Augenblicken und glaube, daß (nach den höheren Geistesfreuden, die aus dem Bewußtsein unserer Erwählung in Christo und unserer künftigen Seligkeit entspringen) keine Freude dem Vergnügen gleicht, Mann und Vater zu sein. Mein Weib erfreute mich mit Söhnen und Töchtern, wovon ich einen Sohn und eine Tochter der Welt hinterlassen muß, zwei Söhne und eine Tochter aber hoffe ich bald bei Gott zu finden. Wie bebt mir mein Herz, wenn ich daran denke, wie oft ich mit meinen Kindern im Frühlingsgrase saß, und das süße Wort Vater gleichsam von ihren Lippen sog! [Über die Vaterfreuden s. Brief Nr. 15. Dazu die asper-gische Moral:] Ja eine der höchsten Freuden Gottes muß es sein, von allen Geschöpfen in Sonnen und auf dem Staube mit jedem Morgen als Vater

---

[1]) s. S. 24.

[2]) Verwechslung mit der Umgebung von Aalen.

[3]) Irrtum! es giebt Ruinen von Spitzenberg und ruinenlose Höhen wie Hochberg, Hohenstein, aber Herren von Hochberg gab es in der Geislinger Gegend nie. Oder sollte es Rechberg heißen?

gepriesen zu werden; daher geht auch der Hauptzweck der christlichen Religion dahin, uns armen Menschen Gott wieder als Vater bekannt zu machen, den wir in diesem Gesichtspunkte fast ganz aus den Augen verloren."

Ähnlich klingt eine Stelle aus dem Gedicht „Der Frühling", welche die gleiche Vereinigung von Natur= und Familienfreude und denselben religiösen Grundton zeigt, offenbar eine spätere Erinnerung an die herrlichen Frühlingstage in Geislingen:

„Schöpfer, zwar hab ich gesündigt; . . .
Doch sah ich nicht auch
Vom lächelnden Antlitz des Frühlings
Zu dir, seinem Bilder, empor?
Ach Gott, du weißt's,
Oft tropften Thränen auf den Blütenzweig,
Den ich dankend brach, und ihn
Flüstern ließ an der pochenden Brust;
Oft entküßt ich dem ersten Veilchen,
Von der Hand des Knaben gepflückt,
Die lichtern Tropfen und sog,
Gottfühlend, seinen Balsam auf;
Hörte preisen
Der steigenden Lerche Lied,
Der Grasmücke Gezwitscher
Aus der blühenden Linde Duft!
Und wie stieg mein Herz,
Wenn am Abend aus dunkelm Gebüsche
Die melodische Nachtigall gluckte!
Auch saß ich oft im Frühlingsgrase
Der fühlenden Gattin zur Seite,
Von goldlockigen Kindern umhüpft;
Da sah und fühlt ich dich, Schöpfer!
Fühlt' es, daß du die Liebe bist.
Sah im Wiesenblümchen dich!
Im Forellenbache dich!
In der Rosenknospe dich!
Und ach! im schimmernden Blicke der Gattin,
Und auf der Kinder rötlichen Wange
Dich, Freudengeber, dich!
Ich mußte weinen, Vater!
Mein Aug in hohler Hand bergen
Und weinen, denn ach!
Ich habe gesündigt;
Bin des himmlischen Frühlings Anblick
Und seiner Umarmung nicht wert.

Was seine Stellung zu den bürgerlich-gesellschaftlichen Zuständen Geislingens anbelangt, so haben wir darüber mehrere Äußerungen. Vergl. hiezu S. 72—75.

Bei seiner Ankunft fielen ihm, dem lebenslustigen, sprudelnden jungen Mann, die Geislinger, wie er in der Lebensbeschreibung sagt, durch „ihr verdrießlich steifes Wesen" auf, gleichwohl weiß er ihre Biederkeit, Redseligkeit und Nachsicht zu rühmen.

In den Zaubereien, den Briefen und Schuldiktaten, auch in einigen Chronikartikeln aus späterer Zeit giebt er kein sehr glänzendes Bild vom Leben im Städtchen. Daß er sich über das Langweilige ärgert, ist ihm nicht zu verübeln. Einmal sagt er (Brief Nr. 34):

„Hier in Geislingen passiert nichts. Eine ewige langweilige Monotonie liegt auf uns und macht, daß ein Narr den andern angähnt." Das muß wahr gewesen sein, denn Frühholz (s. S. 24) weiß von den 6 Jahren, 1763—69, nur etwa 30 Einträge zu machen, welche sich auf das Wetter oder Elementarereignisse, auf einige Todes- und Unglücksfälle, Errichtung von 4 eisernen Brunnen und auf Ereignisse im Privatleben, Übertragung von Ämtern u. dergl. beziehen. Ein andermal spottet Schubart (Nr. 51):

„In Geislingen passiert nicht viel Neues, als daß hier und dar ein Alter abreist. Heute Nacht hat auch der alte Lammwirt auf die Reise gemußt, nachdem er sich vorher mit einem Schlucke Brauntenwein versah, um die obere Luft besser vertragen zu können. Die alte Amtmännin Weidlerin ist in einem Frühlingsalter von 89 Jahren gleichfalls abgereist. Zwei Personen, deren Tod dem Krieg zwischen Rußland und der Pforte eine besondere Wendung geben wird!"

Über die Standespersonen äußert er sich in dem 8. Brief an Wolbach: „Sie haben die Gewohnheit, es für eine Flegelei zu halten, wenn man ihnen die Bücher vor ein paar Jahren abfordert. Und dann habe ich die Ehre, mit Schnupftabakstropfen hübsch illuminiert meine Bücher wieder zur Gnade abholen zu dürfen."

Schärfer läßt sich Schubart über die Einwohner und besonders über die Bürgerschaft in nachfolgender Stelle des Briefes Nr. 34 aus:

„Unser Herr Pastor[1]) steckt Bohnen und liest Intelligenzblätter; der Herr Helfer[2]) steht auf seinem hölzernen Absatz, droht der gottlosen, bösen

---

[1]) Seit 1764 ist Stadtpfarrer der frühere Helfer Abelen.

[2]) Diakonus Vetter 1764—1780, den seine allerdings stets wachsende Familie 1773 zu einer Bitte um Aufbesserung (damals Unterstützung!) an die Stadt nötigte.

Welt mit seinem Zeigfingerlein den Untergang, liest des Peter Rabus Ketzerhistorie und zeugt fleißig Kinder. Der weltliche Stand rupft Parteien, spielt, schmaust, flucht über die Pfaffen, und ist mit dem Privilegio zufrieden, ungestraft stehlen zu dürfen. Unser Herr Doktor [Rau s. S. 72] reitet einen schönen Grauschimmel, besäuft sich fleißig und schreibt Rezepte. Der Bürger ist dumm, hochmütig, arm, ein Sklav, trägt silberne Schnallen und frißt Haberbrei. Unsere Amazonen beherrschen die Männer, bevölkern ihren Misthaufen mit Dummköpfen, lästern und haben silberbeschlagene Bibeln . . ."

Hieher gehören auch einige Stellen aus dem „Neuen Rechtschaffenen", sowie mehrere Schuldiktate, wie das im Anhang XIV Nr. 104 mitgeteilte. Bald eifert er in denselben gegen die herrschende Genußsucht, bald gegen die Bildungsfeindlichkeit, bald verhöhnt er die Bürger wegen ihres Hangs zum Politisieren; auch Liebe zum Branntwein und zum Kartenspiel wirft er ihnen vor. Gewiß machte er solche Ausfälle nicht unüberlegt, sondern in der besten Absicht, dadurch auf die Alten einzuwirken. Ob aber immer zu deren Erbauung, wird sehr fraglich sein. — Daß heute das Leben in Geislingen ein ganz anderes, namentlich kein so langweiliges mehr ist, braucht kaum hervorgehoben zu werden.

Am schärfsten ist wohl, was Schubart (s. Anhang XIV, 99) einen David Biedermann, der zuerst eine „ziemlich ausführliche Beschreibung Geislingens, sein Geschichtliches, Geographisches, Gewerbliches, Ökonomisches" giebt, über die Gegenwart sagen läßt:

„Was unsere Sitten betrifft, so verlieren wir leider immer mehr von der alten deutschen Treue und Redlichkeit [häufige Klage Schubarts]; statt dessen aber schleichet sich Falschheit, Gewinnsucht, Kaltsinnigkeit in der Religion, Dummheit in den Einsichten, Einfalt und Bauernstolz bei uns ein:

Ach, Geislingen, wie bist du zu beklagen!
Statt alter deutscher Redlichkeit
Herrscht jetzo Falschheit, Haß und Neid — —
Jedoch ich darf nicht alles sagen!"

Daß Schubart mit den Bürgern sehr viel verkehrte und oft beim Bier mit ihnen zusammensaß und ihnen manchen Witz zum besten gab, ist selbstverständlich. Außer dem weißen Roß wird als Wirtschaft, die er häufig besuchte, die zum Ochsen genannt, die gleichfalls einem Schwager gehörte (jetzt ein Geschäftshaus); ferner das Lamm, die Post (zum Schwanen), die Sonne und weiter oben der Löwen (einem Frauenknecht gehörig). An das Gasthaus

zur Sonne knüpft sich nach J. G. Fischer 1882 eine Reihe von Anekdoten, wie er z. B. die Hände auf dem Rücken, Klavier zu spielen verstand, wie er die Wette einging, wer in der Gesellschaft ohne jegliches Schreibmaterial mit einem einzigen Strich seinen Namen schreiben könne. Natürlich gewann er die Wette, indem er den Zeigefinger an seinem Schuh schwärzte und sodann mit demselben über die Oberlippe fuhr, so daß ein Schu-bart entstand. Auch die derbsten Witze, selbst gewaltiges Trinken waren nicht im stande, ihn des Respektes und sogar der Verehrung [?] beim Publikum zu berauben. — War auch damals der „Glaube, daß dem Genie fast alles erlaubt sei, wenn es nur mit genialer Art geschehe," nicht so gar stark, so war doch Schubart mehr und mehr trotz vieler Feindschaften, die er sich zuzog, im Städtchen gerne gesehen. Der damals das Geislinger Honoratiorentum darstellenden Stubengesellschaft (s. S. 2) scheint Schubart der die Jahre 1759—1780 zusammenfassenden Gesamtabrechnung zufolge nicht angehört zu haben. Die Mitgliederliste führt zwar den Präzeptor auf, aber deutlich als Zusatz aus späterer Zeit.

Schubart selbst schildert seine Stellung zu den Bürgern folgendermaßen: „Bei allen meinen Fehlern hatte ich doch in Geislingen ungemein viel Freunde. Man schätzte meine Gaben, man belohnte sie nach den Kräften der Inwohner, man entschuldigte mich im Tone altdeutschen Gutmeinens: „'s ist eben 'n junger Mann! Laßt 'n gehen! 's wird ihm schon kommen!" O, ihr Lieben, lohn's euch der Herr, was ihr mir und den Meinigen Gutes thatet! Mein Herz klopft euch die wärmsten Wünsche zu! Bleibt auf dem Wege der Einfalt im Glauben und Leben, so seid ihr glücklich, schon hier durch die selige Verborgenheit[1]), die euch vor der Welt unbefleckt erhält — und dort im Reiche des Mittlers, wo ihr dem Throne des Herrschers der Liebe gegenüber stehen werdet!"

Wir kommen zu Schubarts Amtsführung. Seine Verpflichtungen haben wir im Anfang des ersten Abschnittes geschildert. Seine direkten Vorgesetzten waren der Obervogt und die beiden Geistlichen. Den ersten rühmt er, wo er kann.

„Der Ulmische Obervogt, sagt er in der Lebensbeschreibung, damals ein Herr von Baldinger[2]), war ein Mann von Lebensart, reicher Erfahrung, schönen Kenntnissen und dem edelsten Herzen, der hier nicht als Bassa hauste, sondern

[1]) Scheint sich auf die damalige Abgeschlossenheit Geislingens zu beziehen.

[2]) Baldinger scheint Schubarts auch auf dem Asperg gedacht zu haben.

wie ein zärtlicher Vater unter seinen Kindern lebte ... Er unterstützte jeden guten Entwurf, den ich machte, mit seinem Ansehen."

Minder ehrerbietig zeigt er sich gegen seine geistlichen Vorgesetzten s. S. 60 f. In der Lebensbeschreibung erwähnt er sie nicht, in den Briefen um so häufiger. Er wirft ihnen Heuchelei, Zelotismus, Herrschsucht und Neid vor. Freilich wird er ihnen zu strengem Auftreten verschiedenen Anlaß gegeben haben. „Eines Morgens," erzählt sein Sohn beim Kapitel Amtsscheu, „ging er statt in die Schule, zum Thor hinaus und schweifte mehrere Tage, wie ein Anachoret, in den benachbarten Wäldern und Dörfern umher." Natürlich haben sich seine Vorgesetzten auch an seiner außeramtlichen Führung gestoßen. Er selbst hat sie jedenfalls in seinen kecken Äußerungen nicht verschont. Wenn er z. B. im Brief Nr. 31 seinen Inspektor „einen heuchlerischen Dummkopf" nennt, „der seine Eselsohren unter der Perücke und sein neidisches vergiftetes Herze unter einem langen schwarzen Mantel verbirgt" oder im Brief Nr. 36 von zwei Baalspfaffen spricht, die der Neid in allen ihren Handlungen beseele (Neid wohl wegen seiner Erfolge), so läßt das vermuten, wie er auf der Bierbank gesprochen. Sogar in der Schule soll er sich über sie geäußert haben. So wird erzählt, er habe einmal, als der Geistliche ihm einen Vorhalt gemacht und mit dem Wort: „Es ist schon recht!" geschlossen habe, sofort nach dessen Weggang den Schülern ein Gedicht ins Heft diktiert, das begann:

Es ist schon recht; es ist schon recht,
Also sprach der Pfaffenknecht.

Besonders stark ist das von Hauff mitgeteilte Geschichtchen (er hat es aus einem in seiner Jugend gelesenen Werk von Samuel Baur), wonach er einem Geistlichen, der ihn bat, über den Hauptmann von Kapernaum aus dem Stegreif etwas zum besten zu geben, antwortete:

Du Hauptmann von Kapernaum, schlag diesen Pfaffen lahm und krumm,
und schlägst du ihm die Rippen ein, so sollst du Oberstleutnant sein.

Noch einige Anekdoten gehören hieher: Der Geistliche sei einmal in ihn gedrungen, einen Singchor für die Kirche zu bilden und habe ihn aufgefordert, zu irgend einem selbstgewählten reli-

giösen Text eine Komposition zu liefern. Schubart habe zugesagt und die Worte gewählt: Wir können nichts wider den Herrn! Als nun der Gesang anhub, so ertönte es in unendlicher Wiederholung: Wir können nichts! Wir können nichts! so daß sich die Zuhörer des Lachens nicht erwehren konnten und der erbauliche Gewinn gering genug war.

Gleichfalls nicht sehr empfehlen mußte es ihn bei den Geistlichen, wenn er sich, wie Pressel (S. 10) erzählt, einmal in Überkingen herausnahm, vor einer lustigen Badegesellschaft auf der Kanzel das bekannte (?) Kunststück zu produzieren: Hier ist nichts und da ist nichts und aus nichts hat Gott die Welt geschaffen, oder wenn er, wie erzählt wird, ein andermal einer Wette zufolge, nachdem er eine Nacht durchgespielt hatte, eine Osterpredigt anfing mit den Worten: „Trumpf raus, so schreien die Kinder dieser Welt" u. s. f.

Auch in anderen Anekdoten wird er mit der Geistlichkeit in Verbindung gebracht, so in der unschuldigeren, wornach er einem begegnenden Pfarrer, der ihn zu einem Vers über die Frühlingslandschaft aufforderte, derb erwidert habe:

Ich sehe mit Begeisterung viel hundert Häufle Kälblesdung.

Daß den Geistlichen ein Mann, der zuweilen so auftrat, weder als Untergebener noch als Kollege behagte, ist begreiflich. Andererseits mag sich Schubart in seiner Eitelkeit und seiner Popularitätshascherei seiner Überlegenheit öfters bedient haben, was gleichfalls in Anekdoten überliefert ist. Hiezu gab besonders die Sitte der „Abdankung" Anlaß. Schubart selbst sagt über diesen Teil seiner Funktion in der Lebensbeschreibung:

„Meine Pflicht erforderte es, auf den Gottesäckern bei Leichen der Kinder und Erwachsenen öfters zu parentieren[1]), welches mir meist so gut gelang, daß ich mir den allgemeinsten und lautesten Beifall zuzog. Und gewiß, keine Kanzel, kein Rednerstuhl, kein Altar ist so geschickt, den Zuhörern die höchstwichtigsten Wahrheiten mit Nachdruck ins Herz zu sprechen, als ein Grab. Nie stund ich auf einem Totenhügel, ohne im Innersten das traurige Los der Sterblichkeit zu fühlen; und mit solchen Empfindungen gelang es mir meistens, meine Zuhörer zu rühren. Nur schade, daß man dies wichtige Geschäft im Ulmischen[2]) nicht selten unwissenden und gabenlosen Schulmeistern überläßt, die

---

[1]) Parentatio ursprünglich Totenfeier für Anverwandte.

[2]) Wo diese Sitte noch besteht.

aus einem abgeschmackten Buche ihre Grabreden stehlen oder die von ihren Vorfahren geerbten elenden Sermone mit einem Zusatze eigenen Unsinns auftischen und sie ohne Gefühl zum Ekel ihrer Zuhörer[1]) monotonisch vom Papier lesen.

Ehe wir Schubart in der Schule aufsuchen, müssen wir noch auf seine musikalische Thätigkeit in Geislingen hinweisen. Er entfaltete dieselbe weniger als Organist, denn als Direktor der städtischen Musik und es gab hier mehr zu thun als man gewöhnlich meint.

„Mein Musikchor, erzählt er in der Lebensbeschreibung, bestand aus einigen zwar nicht unbrauchbaren alten Bürgern, aber an meinen Stil waren sie nicht mehr zu gewöhnen. [Dazu die Anmerkung: „Die Geislinger haben schöne Anlagen zur Musik; man findet da viel ungemein helle weibliche Stimmen und Instrumentenspieler unter den Bürgern. Der berühmte Waldhornist Nißle und der gute Orgelspieler Sixt in Straßburg sind Geislinger."] Ich behalf mich daher mit einigen von mir gebildeten Schülern so gut als ich konnte, die daselbst die Musik fortpflanzten; wiewohl der kümmerliche Lohn die Musik daselbst nie recht gedeihen lassen wird."

Freilich beklagte er sich einmal in einem Diktat (Nr. 102) und später in einem Brief über den mangelhaften musikalischen Sinn der Bürgerschaft (Nr. 58: „In Geislingen herrscht so wenig Geschmack in diesem Punkt, daß sie das Gedudel der Kuhhirten dem besten Konzerte weit vorziehen. „Die Tochter soll ins Kloster gehn" u. s. w. und „Ei jagt mir doch die Käfer weg"[2]) u. s. w. sind die Leibstückchen unserer Honoratioren. Seit der bairischen Invasion [1702—1704] ist im Ulmischen keine Veränderung im Geschmack und in der Mode vorgegangen"); aber er wollte mit diesem Urteil nur das Geislinger Zeugnis über seine musikalischen Kenntnisse entschuldigen und am guten Willen der Bürgerschaft fehlte es gewiß nicht. Schubart fand also in dieser Beziehung einen günstigen Boden.

Besonders stark war Schubart im Baritonsolo, im Orgel- und Klavierspiel und auf der Violine[3]). Sein Lieblingsinstrument war

---

[1]) s. Chronik 1774 S. 582. „Er klagt wie der Parentator zu S** in einem Leichensermon vor 30 kr."

[2]) Dasselbe Lied zitiert er im 66. Stück der deutschen Chronik 1774 S. 528.

[3]) Strauß teilt in der Anmerkung zu Nr. 59a aus dem Zeugnis, das der württembergische Kammermusikus Nißle am 3. April 1769 über Schubart ausstellt, folgenden Satz mit: Wie ich dann zu seinem Ruhme gestehen muß,

übrigens das „tonvolle herzerhebende" Waldhorn[1]). — Anfangs beschäftigte er sich auch mit der Musiktheorie, wie der Brief Nr. 12 zeigt; später dürfte es ihm hiezu an Zeit gefehlt haben. Übrigens sind wir in Hinsicht auf Schubarts musikalische Thätigkeit in Geislingen, abgesehen von einer anderen Stelle im Brief Nr. 12, worin er um Besorgung einiger Sinfonien bittet, und abgesehen von den Rechnungen, bezw. Quittungen, die er der Kirchenpflege über seine Auslagen zu übergeben hatte, ohne jegliche nähere Nachricht. Nur der Sohn weiß im allgemeinen zu berichten:

„In Geislingen fand er mehr zu thun als in Aalen: spielte bald Orgel, bald Violin, bald Violoncell; sang mit donnernder Stimme voran, zog sich neuerdings einige brauchbare Subjekte zurecht und machte sich um die Ohren wie um die Schulen dieses Städchens so verdient, daß die ganze nachfolgende Generation ein helleres Gepräge erhielt."

Keinesfalls ahnten die Geislinger, daß ihr Organist einer der größten Orgelspieler Deutschlands wenn nicht schon war, so doch werden sollte. Der Ruf von dieser Kunstfertigkeit muß sich übrigens damals schon ziemlich verbreitet haben; Schubarts Verpflanzung nach Ludwigsburg hängt damit zusammen. Heute weiß man im Städtchen von seinem Organistendienst nur noch, daß er der Verfasser der Verse sei, die auf einer an der Orgel angebrachten hölzernen Tafel zu lesen sind und allem nach wirklich von Schubart stammen. Sie verkündigen einen Beschluß der Obrigkeit betreffs des Besuchs dieses sehr hochgelegenen Kirchenstandes in folgender Weise:

Hört Ihr liebe gute Freund
Wan Ihr öfters hier erscheint,
Einmal kan man euch wohl leiden
Zweymal wan Ihr seit bescheiden,
und so Ihr gar kein Musicus,
seit Ihr daß drittmal ein verdruß.
Gottes wort und heilsam lehren
kan man drunden besser[2]) hören,
wornach man sich richten muß
dieses ist der Obern Schluß.

---

daß ich nicht weiß, ob ich, der ich doch auf Sr. Herzogl. Durchlaucht Costen die Violin erlernet, oder der Schubhardt stärcker seie."

[1]) Chronik 1776 S. 104.

[2]) Es ist im Schiff der Kirche akustischer.

Indem wir zu Schubarts eigentlichem Amt, zu seiner **Schulthätigkeit** übergehen, haben wir zuerst über seine Anlage und persönliche Stellung zu dem Lehrberufe zu reden.

„Zum Lehrfach war Schubart an und für sich gar nicht ohne Befähigung. Seine Gabe der Konversation, seine Fertigkeit, was er dachte und empfand, in lebendiger Rede klar und eindringlich wieder zu geben, mußte ihm als Lehrer sehr zu statten kommen.“ (Strauß.) „Schubart war ein Lehrtalent von eminenter Bedeutung. Sein rascher und scharfer Blick in die Verhältnisse des Ganzen und des Einzelnen, seine Bürgerfreundlichkeit, seine Gabe Talente zu erkennen und zu wecken, Schiefheiten und sittliche Gebrechen schon bei der Jugend zu charakterisieren, sein packender Ausdruck, den Dingen den rechten Namen zu geben, alles wirkte zusammen, seine Schüler im Innersten zu fassen, zu bewegen, zu erheben und durch sie auch auf die Familie, auf die Bürgerschaft zurückzuwirken.“ (J. G. Fischer, Bes. B. d. Staats-Anz. f. W. 1882 S. 248.)

Weiter befähigte Schubart für die Schule seine auf gutem Gymnasialunterricht aufgebaute allgemeine Bildung, die Schulung durch treffliche Lehrer, wie Thilo, seine von den ersten Jünglingsjahren an gehende Übung in Erteilung von Unterricht jeder Art, seine musikalische Begabung, sein mitunter so starkes religiöses Gefühl, verbunden mit reichem theologischem Wissen, sein Sinn für das Schöne (ausgezeichnete Handschrift), seine großartige Deklamationskunst, seine Begeisterung für das Große und für das Vaterland, seine gute Meinung von den Menschen, seine Geneigtheit zu verzeihen, welche ein Geislinger Schüler später besonders rühmte, endlich seine „Schnelle“ und sein Witz. Bedenkt man, welche Bildung Schubart besaß, so möchte man in diesem einen Punkt, daß ein akademisch gebildeter Mann einer Dorfschule vorsteht, die gute alte Zeit beneiden um eine Einrichtung, die für die dermalige Volksschule, gewisse Pfarrschulen ausgenommen, fast undenkbar geworden.

Geringer als die Lehrfähigkeit, weil mit dem Charakter und der Lebensart zusammenhängend, war jedenfalls seine **pädagogische Begabung**. Seine Unpünktlichkeit und Amtsscheu, seine Redseligkeit und Spottsucht, seine Launenhaftigkeit und sein Jähzorn (s. S. 152) mußten ihn oft am richtigen Einwirken auf die Schüler hindern. Und wenn wir auch von seinen Schuldiktaten, bei deren Durchsicht jetzt mehr als einer den Kopf schütteln wird, nicht gerade sagen wollen, daß sie für jene Zeit im allgemeinen zu derb waren, so

müssen wir dies immerhin von einigen gestehen, die wir kaum zum Abdruck bringen möchten, z. B. Dikt. Nr. 86 und 179, und wir können von dem, was Schubart ins Heft diktierte, darauf schließen, wie er sonst in der Schule sich äußerte. In anderer Beziehung bewies er wenn nicht gerade pädagogisches Geschick, doch pädagogischen Weitblick, so namentlich darin, daß er seine Schüler durch selbstverfaßte Gesprächübungen in der Kunst des Vortrags übte (s. oben S. 120) und sie mit geschichtlichen Vorgängen, sowie mit guten neuen Gedichten bekannt machte.

Daß Schubart den Lehrberuf, den er freilich nicht ganz ohne Not ergriff, zu würdigen wußte, darüber brauchen wir kaum Zeugnis anzuführen. Nur eine Stelle aus einem Brief (Nr. 36) sei hier mitgeteilt: „Gewiß ist es besser, dem Vaterlande und der Welt geschickte und brauchbare Mitglieder zu ziehen, als der Verfasser einer Encyklopädie in 4 Quartanten zu sein.“ Mehrmals hatte er auch die bestimmte Absicht, sich diesem Beruf für alle Zeiten zu widmen; er hatte eine Freude daran. So hat er über das ganze Erziehungswesen, über Pädagogik und Dialektik und über einzelne Fächer nicht nur sehr viel gelesen, sondern sich auch mit eigenen Entwürfen beschäftigt und während der sechziger Jahre z. B. im Rechtschaffenen, und noch später, in der deutschen Chronik, sehr viel darüber geschrieben. — Aber die Anforderungen, die seine Geislinger Lehrstelle an ihn machte, waren gewiß nahezu unmenschlich. Noch in der Lebensbeschreibung, wo er doch alles in viel milderem Licht sieht, schreibt er:

„Meine Schule der ich vorgesetzt wurde, sah einem Stalle ähnlicher, als einem Erziehungshause für Christenkinder. Über hundert Schüler roh und wild wie unbändige Stiere, wurden mir auf die Seele gebunden.[1]) Ich erschrak mehr über das Unangenehme meines Amts, als über die Schwere meiner Pflicht. Böckh, mein treuer Schwager, gab mir manche Lehre des weisen Unterrichts, die ich auch anfangs mit augenscheinlichem Nutzen, trotz aller Hindernisse des grauen Vorurteils, befolgte. Baldinger unterstützte jeden guten Entwurf, den ich machte, mit seinem Ansehen, und ich erzog in kurzer Zeit einige sehr fähige Schüler, die teils auf die oberste Klasse des Ulmischen Gymnasiums kamen, teils aber auch zu andern bürgerlichen Geschäften bestimmt wurden,

---

[1]) Dazu die Anmerkung: „Man hat nach diesem [1770—91] hierinnen manche gute Veränderung getroffen.“

noch leben und mich durch ihren Dank für meinen Eifer belohnen. Ich trieb die Erdbeschreibung, Geschichte, Naturlehre, — versteht sich alles in seinen ersten Anfängen — nebst der griechischen und lateinischen Sprache, sonderlich Kalligraphie, Rechtschreibkunst und Wissenschaft des Briefstellens mit meinen Schülern, mit dem schönsten Erfolge. Ich hielt kleine Rednerübungen, Gespräche in dramatischer Form, ging mit einigen meiner ältesten Schüler öfters ins Feld hinaus, sah ihren gymnastischen Übungen zu und gewann gar bald ihr und ihrer Eltern Zutrauen. Nur beklage ich erst jetzt, daß mir mehr daran gelegen war, geschickte Bürger für diese Welt, als Genossen der künftigen zu erziehen. Daher war mein Unterricht in der Religion kalt und unvollständig. — O wann wird sich einmal nach dem Wunsche eines frommen Lehrers, statt so vieler Athene, Akademien, Philanthropine, ein christliches Zion erheben! Wann werden es die Regenten, die Pädagogarchen bedenken, daß sie nicht Heiden, sondern Christen zu erziehen haben! —"

Mit dem, was er hier in den ersten Sätzen sagt, namentlich mit den Klagen über den äußeren Zustand der Schüler hat er gewiß nicht übertrieben. Die Diktate und Briefe wimmeln von drastischen Schilderungen der Unappetitlichkeit und Unart der damaligen Geislinger Jugend. Dazu kommt die häufige Klage über die Eltern, namentlich über ihre Einmischung in die Schule, indem sie ihm die Knaben öfters nach Belieben aus den Stunden nahmen, ihre Kinder für besser und gescheider hielten, als sie waren, den Unterricht für etwas Unnötiges betrachteten und ihm für die Züchtigungen, die er verhängte, in der Schule selbst Vorwürfe machten und wohl auch (Nr. 30) mit Schlägen drohten. Wenn hiedurch wieder die Schüler unbotmäßig wurden, so ist das nicht zu verwundern, und es läßt tief blicken, wenn er an Wolbach (6) schreibt, es sei so, daß die Knaben Kahlkopf über ihn schreien, wenn es auch nur Augenblicke seien, die er sich der Pflicht entziehe.

Was die einzelnen Fächer, in denen Schubart zu unterrichten hatte, betrifft, so hat man schon oft auf Grund des Umstands, daß er hauptsächlich Volksschulunterricht erteilte, seine Schulthätigkeit zu nieder taxiert. Sicher hat er, wie er selbst sagt, nicht nur Latein, sondern auch Griechisch gelehrt. Mag er auch in letzterem nicht über die Elemente hinausgekommen sein, so brachte er doch im Latein einzelne Schüler ziemlich weit.

„Über einen solchen schreibt er an Wolbach (Brief 5, 26. Okt. 1766): „Der Stüber wird, meinen Befehlen gemäß, hoffentlich schon einigemal bei Ihnen gewesen sein. Ich trete Ihnen denselben völlig ab und erbitte für ihn einstweilen einen freien Zutritt, bis er auf das Quartal die Stunden bei ihnen anfängt. Im Virgil können Sie fortfahren, wo er bei mir [stehen] geblieben ist, und insbesondere auf die Wiederholung und Vorbereitung derjenigen Lektionen sehen, die man in der Klasse hat. Sein vortreffliches Gedächtnis können Sie teils durch einen lehrreichen Diskurs, teils aber auch durch die Aufgabe der besten Stellen aus lateinischen, griechischen und deutschen Schriftstellern zu bereichern suchen. Unter den prosaischen lateinischen Skribenten schlage ich Ihnen den Cäsar, den Justinus, Suetonius oder Livius vor. Letztere wohl am meisten wegen der so unentbehrlichen römischen Geschichte. Die Methode wird sich geben, wann Sie ihn erst kennen lernen."

Johann Wilhelm Stüber (so ist der Name zu schreiben) gebor. 2. Febr. 1754 als Sohn eines Schuhmachers in Geislingen, besuchte, von der Stadt unterstützt, die Schule in Ulm, studierte in Göttingen, wurde später 1787—90 Pfarrvikar im Ulmischen, auch in Geislingen. 1790 Pfarrer in Weiler ob Helfenstein (1/2 Stunde über Geislingen gelegen), 1793 Prediger am Münster in Ulm, und war auch vorübergehend Professor daselbst.

Ein anderer namhafter Schüler und geborener Geislinger war Johannes Kern, Sohn eines Konditors, geb. 1756, Geschwisterkind von Schubarts Frau, in Schubarts Schule bis zu seinem 13. Jahr (s. Br. Nr. 284 opp. Weyhermann I, 353). Er wurde Professor in Ulm, zwischen hinein auch Pfarrer im Ulmischen; war „Aufklärer" und opponierte der Haltung der Vaterlandschronik 1788, indem er Schubarts Eigentümlichkeiten nicht ohne Geschick verhöhnte.

Von einem dritten Schüler, Joseph Fischer, wird später die Rede sein.

Schubarts Selbstanklage betreffs des Religionsunterrichts erinnert an das, was er in demselben Werkchen über seinen eigenen Bildungsgang, über sein theologisches Studium und den Vortrag des Professors in Erlangen sagt. In jenem Zustand, in welchem er die Lebensbeschreibung verfaßte, hielt er den vorwiegend geschichtlich gehaltenen Vortrag des Stoffes für trocken, kalt und fehlerhaft und für die Ursache mangelnden Religionsgefühls. Daß in dieser Anschauung Richtiges und Unrichtiges vermischt ist, und daß Schubart sich damals, als er so dachte, das Ideal eines Religionslehrers vom Schlag Hahns und Ötingers konstruiert hatte, braucht kaum hervorgehoben zu werden; ebensowenig jedoch, daß Schubart, „fürchterlich bibelfest", wie er war, wohlbewandert in der theologischen Litteratur, Freund und Verfasser geistlicher Lieder

und religiöser Betrachtungen, Volksschullehrer und Theolog zugleich, im Religionsunterricht gewiß seinen Mann gestellt hat, vergleiche den Schluß des VI. Abschnitts.

Schubarts sonstige Äußerungen über das Schulwesen zeigen eine merkwürdige Vielseitigkeit seines pädagogischen Standpunktes. Er redet dem humanistischen und dem realistischen Unterricht fast mit gleicher Wärme das Wort und möchte mit dem ersteren besonders auch die germanistischen Studien verbunden wissen. Natürlich war es ihm in seiner Volksschule unmöglich, größere Änderungen vorzunehmen, aber indem er Erdbeschreibung, Geschichte, Naturlehre nennt und, wie anzunehmen ist, innerhalb der von selbst gegebenen Grenzen auch trieb, und namentlich durch die Art, wie er sie trieb, insbesondere durch seinen großartigen Unterricht in der Wissenschaft des Briefstellens, ferner durch sein Interesse an den Turnübungen der Jugend und durch einige sonst nicht bekannte, vom Obervogt unterstützte Neuerungen, von denen er selbst die Schulgespräche nennt, scheint doch Schubart seiner Schule eine originelle Gestaltung gegeben zu haben.

Von den „Schulgesprächen" hatte Strauß das Manuskript des oben S. 120 erwähnten über das Thema: von den Mitteln reich zu werden, noch 1849 in Händen. Ein anderes, etwas zweifelhaftes, ist dem Schnarrenbergerschen Büchlein angehängt und enthält einen Auftritt vor der Schule: 5 Schüler geraten in Händel und streiten sich teilweise in mustergültigem Geislinger Schwäbisch; schließlich werden sie vom eintretenden Präzeptor abgekanzelt und bestraft, nicht ohne daß einer gegen das „Präzepterle" remonstrierte.

Von einem dieser Unterrichtsfächer haben wir Kunde, wie wir sie nicht besser wünschen könnten: von der „Wissenschaft des Briefstellens". Es war ein praktischer Zug in der damaligen Schulordnung, daß auf das Briefschreiben besonderer Wert gelegt wurde; dies war ein Fach, das Schreibübung, Aufsatz, Weltkunde und (weil die Briefe auswendig gelernt werden mußten) Memorieren und Vortrag zumal umfaßte. Schon die „neue Schulordnung von 1668"[1]) schreibt vor: „Wenn dann die Kinder einen feinen Buchstaben er-

[1]) Die nachfolgende Mitteilung nach Klemm (s. Anm. zu S. 21.)

lernet [nach unserer Wahrnehmung etwa vom 12. Jahr an], so soll der Schulmeister ihnen alle Wochen mindestens ein Mal etwas in forma epistolae diktieren, solches hernach korrigieren und sie daraus judizieren [bezeugnissen], dergestalt sie etwas aus dem Sinn schreiben lernen, da sie es sonsten nur abzumalen pflegen, und es alsbald bei ihnen anstehet [Anstand giebt], wann sie dene Eltern nur ein schlechtes Brieflein schreiben sollen." — Zweimal, am Dienstag und Freitag, sollte nachmittags „Brief diktieren, Schriften bieten und korrigieren und Singen", mehrmals am Vormittag „Aufsagen" (Buchstabieren und Lesen) in Briefen, Geschriebenem und Gedrucktem stattfinden. Dieser Schematismus von 1668 wurde scheint's noch 100 Jahre hernach genau befolgt.

Wenn ein Fach des Volksschulunterrichts unserem poetischen Schulmeister zusagen mußte, so war es dieses Diktat, und daß er dasselbe gegeben, wie nie einer weder vor noch nach ihm, wird aus den späteren Mitteilungen hervorgehen.

Die eine Frage könnte sich noch erheben: wann hat Schubart begonnen, seinen Unterricht hierin so originell zu gestalten? Wir haben solche Diktate nur aus den Jahren 1766—1769, und zwar wie es scheint nur diejenigen, welche uns der noch öfter zu erwähnende Joseph Fischer, dessen 12. bis 15. Lebensjahr in diese Zeit fällt, erhalten hat. Wir möchten aber die Vermutung aussprechen, daß Schubart gleich von Anfang an diese Methode ergriff und die Diktate der ersten Jahre nur verloren gegangen sind.

Sicher ist dies von den religiösen Diktaten, die nicht mit den oben erwähnten identisch sind und wahrscheinlich in den Religionsstunden geschrieben wurden. Schon unter die Todesgesänge vom Herbst 1766 nahm er solche religiöse Schulgedichte auf, welche samt den geistlichen Liedern des Anhangs dieser Sammlung zu einem Cyklus gehören, der aus einer früheren Zeit als derjenigen der Veröffentlichung derselben stammt.

J. G. Fischer hat in seinem Aufsatz: „Mitteilungen über Schubarts Lehrerzeit" (d. h. über die Diktate) eine Besprechung dieser religösen Diktate vorangestellt und teilt mit, in welcher Weise Schubart bei der orthographischen Korrektur (?) einige derselben gleichsam zu einer neuen, fast ausnahmslos besseren Impro-

visation umgeschaffen. Was von diktierter Poesie in den Heften vorliege, dem hafte fast durchweg ein in jener Zeit der volksmäßigen Dichtkunst überhaupt eigentümlicher, namentlich aber die Improvisation kennzeichnender Ton des Bänkelsängertums an. Von einem Gedicht aber wird betont, daß es „Schubarts Geist, wie wir ihn uns zu denken gewöhnt sind, in weltlichen wie in geistlichen Dingen geharnischt, recht charakteristisch abspiegelt," das Lied: Jesu Weinen über Jerusalem (ein größerer Teil davon in Reclam S. 270).

Man werde nicht sagen können, daß in solcherlei Poesie ein besonderes Gefühlschristentum sich ausspreche, aber es spreche sich darin auch nichts aus, was entfernt der Lust zur Übung irgend einer Kritik gegen den ererbten orthodoxen Glauben ähnlich sähe.

Über die eigentlichen Diktate, die Briefe, sagt J. G. Fischer:

„Die Diktate, abwechselnd prosaischer und poetischer Natur, sind mit Ausnahme einiger Fabeln von Gellert und andern, damals neuen Dichtern, sowie etlicher in Briefform diktierter Tagesneuigkeiten, lauter improvisierte Erfindungen der Schubartschen Muse[1]) und sind geeignet genug, ein deutliches Bild des sprudelnden, witzigen, scharfen, schlagenden, zugleich derben und innigen Poetennaturells zu geben . . . . In den verschiedensten Richtungen, außer der religiösen in geschichtlicher, bürgerlicher, beruflicher, hat Schubart seine Schüler durch die Diktate, in denen er sie fast immer selbst reden läßt, unterwiesen, sie sittlich und intellektuell zu befestigen gesucht, und das mit einer Kraft und Keckheit der Sprache, wie man sie heute schwerlich mehr in irgend einer Schule anwenden dürfte." Vom Charakter der Diktate sagt der Referent, der selber „ein geborenes Nachbarkind Geislingens" ist: „Wie er selbst in der rapiden Improvisation flüssig und melodisch war [namentlich in manchen zu Volksliedern gewordenen Gedichten, die übrigens wohl nicht minder rapid improvisiert waren], davon sollen die Diktate Zeugnis geben. Und zwar war er es recht in schwäbischer, wenn man nicht noch näher sagen will in Ulmer Art. Geislingen hat ja so ganz den Ton und Schlag der Ulmer Sitte und Sprache, und in ihn hat sich Schubart auch in seiner Schule vollkommen hineinzudenken gewußt." . . . . Über den Wechsel im Ton, namentlich darüber, daß „der Dichter nach einer begeisterten religiösen Erregung im gleichen Atemzug in Ausdrücken der derbsten und rustikosesten Weltlichkeit sich ergeht", äußert sich Fischer wie schon erwähnt dahin, daß dadurch kein Zweifel an der Echtheit der ersteren entstehen dürfe, sondern daß hierin das Nebeneinander von Geistlich und

---

[1]) Ist dies auch bei der Erzählung vom Vatermörder s. Anhang XIV Nr. 8 der Fall? Schubart hat dieselbe später (1783?) zu seiner bekannten Romanze Fluch des Vatermörders verarbeitet.

Weltlich in Schubart, „wie es eben gärende, halb dämmrige halb lichte Zeiten und Persönlichkeiten bezeichnet“, mit einer stellenweise sogar „ehrlichen, liebenswürdigen Naivität“ sich bekunden. Dieser Wechsel ist nicht mehr und nicht weniger auffallend als ähnliche Absprünge in Schubarts Briefen (s. z. B. S. 6).

Manche der Diktate könnten „Kulturbilder“ aus dem alten Geislingen, bezw. Schwaben genannt werden; die einen handeln von den Jungen, den Schülern und Lehrlingen, die andern von den Alten, besonders den Eltern; die ersteren beschäftigen sich bald mit den Tugenden und Fehlern (besonders der Dummheit, Faulheit, Unreinlichkeit uud Pöbelhaftigkeit), bald mit den Leiden und Freuden der Knaben (so mit dem künftigen Beruf, dem Schulbesuch und Lernen, dem Singen und Schreiben, dem Schlittenfahren, Kinderfest, Spielen, Märbeln, Geldverputzen, Schlecken u. dgl.). Besonders hervorzuheben ist, daß Schubart längere Anleitungen über das Briefschreiben selbst[1]) und zwar teilweise in Briefform giebt, sodann daß er jedes Jahr seinen Schülern eine Menge Neujahrswünsche[2]) zur Auswahl und beliebigen Verwendung diktierte.

Das Verfertigen und Diktieren dieser Schulstücke hatte für Schubarts Entwicklung selbst die Bedeutung, daß er sich hier in einer Thätigkeit übte, die halb pädagogischer, halb journalistischer Art, ein Vorspiel seiner späteren Schriftstellerei war. Für das damalige Geislingen mochten diese Diktate geradezu eine geistige Speise sein, vielleicht von besserer Art, als manche modernen Amts- und Intelligenzblätter. Verschiedene Stücke seiner Chronik haben mit den Diktaten Ähnlichkeit und Berührung, so 1774 S. 37 und 38, 1775 S. 58 f., 1776 S. 52, 199, 572 f., 657. Auch die

---

[1]) Auch noch später beschäftigt er sich mit dem Theoretischen dieser Wissenschaft. Im 5. Stück der deutschen Chronik 1774 ärgert er sich über einen sogar auf einer schwäbischen Hochschule wiederholt aufgelegten schwäbischen Briefsteller, welchen mancher schwäbische Handwerksbursche auszuzischen Geschmack genug habe.

[2]) Über die Sitte der Neujahrswünsche schreibt er auf der ersten Seite der deutschen Chronik 1775: Schwerlich wird eine Provinz in Deutschland sein, wo die Neujahrswünsche mit einer so gewissenhaften Pünktlichkeit auf Kanzeln, Kathedern, Rathäusern, Gassen und Straßen beobachtet werden, als in Schwaben. Gedruckte und ungedruckte Zettelchen flattern wie Schneeflocken von Hand zu Hand.“

Briefe im Neuen Rechtschaffenen erinnern mitunter an die Diktate. Der im Brief Nr. 42 (s. S. 119) ausgesprochene Plan, die Schulbriefe unter dem Titel „Briefe Hiobs des Zweiten" zu veröffentlichen, beweist, daß sich Schubart der Originalität seiner Erzeugnisse bewußt war. Sicher hatte Schubart denselben zwar manche Widerwärtigkeit, aber eben so sehr auch seine Popularität zu verdanken.

Wahrscheinlich sind noch da und dort in Deutschland Hefte aus Schubarts Schule zu finden. Denn sie scheinen sich schon frühe rasch verbreitet zu haben, sowie auch später seine Gedichte von Hohenasperg aus „wie leichte Sommerfäden durchs Land flogen".

X. Abschnitt.

Das letzte Jahr Schubarts in Geislingen.

Im sechsten Jahr wirkt jetzt Schubart in Geislingen. Schon seit mehreren Jahren denkt er daran, sein Glück anderwärts zu suchen und sei es auch in den früher geschmähten „Schulmeistersgrenzen". Sogar der Kaiserin von Rußland war er einmal gesonnen, seine Dienste anzubieten; nur seine schwache Gesundheit hatte ihn davon abgehalten (Nr. 46, Juni 1768). Aber alle Hoffnungen waren wieder zerronnen und schließlich hat er sich mit phlegmatischer Ruhe in sein Schicksal ergeben. Auf eine Verbesserung seiner Lage in Geislingen hatte er, vielleicht auch aus Stolz, schon längst verzichtet; der alte Röbelen, von dem er schon vor bald 6 Jahren gehofft, er werde ihm Platz machen, schien nicht sterben zu wollen [1]). Wehmütig ernste Gedanken bewegten ihn, als er seinem Schwager am 4. Januar 1769 den Brief schrieb, mit dem wir die Darstellung dieses Jahres eröffnen möchten (Nr. 52):

„Liebster Freund!

Die Freundschaft verstummt zuweilen und überläßt sich den süßen Empfindungen des Herzens so lange, bis ihr Enthusiasmus zu reden gebietet. Und hier ist Reden eine Pflicht und Verstummen Sünde. Aus diesem Ge-

---

[1]) Am 6. Juni 1770 starb er.

sichtspunkte mußt du mich betrachten, wenn dir mein langes Stillschweigen nicht sträflich scheinen soll. Mein Phlegma hat mich im verflossenen Jahre immer und immer zurückgehalten, wenn ich die Feder ansetzen und schreiben sollte. Alle meine Freunde beschweren sich über meine hypochondrische Laune und fast könntest du deinen verdeckten Unwillen rechtfertigen, wenn nicht der Unwille eines Freundes seine Aufrichtigkeit verdächtig machte. Doch es eröffnet sich ein neues Jahr vor uns und in 360 Tagen läßt sich manches gut machen. Mein Entschluß wenigstens ist in den lautersten Honig getaucht. Ich liebe meine Freunde und dich vorzüglich von Herzen, und da gewiß niemals Falschheit und verdecktes Wesen unter die vielen Sünden gehört, die ich zu verantworten habe, so kann dich kein Zweifel an meiner Aufrichtigkeit beunruhigen. Mit diesem **Locus communis** eröffne ich den Briefwechsel dieses Jahrs, der der Freundschaft, der Tugend und Religion, der Weisheit und Litteratur geheiligt sein soll.

„Überhaupt, Bruder, hab ich dieses Jahr sehr feierlich angefangen. Die unglückliche Geburt meiner Frau und das beschwerliche Herumsingen, diese niedrige Bettelei, hat meinen Geist und Körper so mitgenommen, daß ich mit Schauder und Entsetzen in die Zukunft hinaussehe. Ich stehe auf einer schrecklichen Höhe und schaue in ein unendlich tiefes Grab hinunter. Was für Begebenheiten, für Hoffnungen, für Schicksale, für Kümmernisse und Thränen warten auf mich! Nicht ein schwarzes Blut, sondern die genaueste Bemerkung auf die Direktion meines bisherigen Lebens rechtfertiget meine traurigen Ahndungen. Die Vorsicht Gottes beobachtet in der Regierung jedes einzelnen Menschen einen besondern Plan, den sie niemals abändert. Wer zum Glück geboren ist, wird es bald merken. Jede Begebenheit seines Lebens bekommt, wie von einer unsichtbaren Hand, eine glückliche Richtung, und kein Fehler scheint dem Sohne des Glückes schaden zu können; er läuft seinen blumichten Weg mutig fort; über ihm strahlet der Himmel und die Natur scheint nur für ihn zu lächeln, weil das Herz des Glücklichen den Eindrücken der Freude und des Schönen beständig offen ist. — Hingegen der Sohn des Unglücks sieht gleich, wozu er bestimmt ist. Tausend fatale Zufälle nehmen ihn wie ein Strudel in die Mitte und reißen ihn in den Abgrund. Schwachheiten sind an ihm Fehler, Fehler Laster, Laster — selbst beweinte Laster — Quellen eines unwiederbringlichen Unglücks. Man gebe ihm Gaben der Natur; aber sein feindliches Schicksal wird ihn so situieren, daß er sie nicht brauchen kann. Er habe ein edles Herz; aber er wird arm sein und nichts thun können, als über sich und seine Brüder weinen. — Verzeih mir, l. Böckh, diesen traurigen Ton der Betrachtung. Allein er entstund ganz natürlich, da ich eben von mir sprach. Wir werden es einmal in der Ewigkeit einsehen,

dort, wo wir das Licht erkennen,
was wir auf Erden dunkel sahn,

daß eine gewisse Prädestination in der allgemeinen und individuellen Regierung Gottes stattfinde. Gott geht zwar im Dunkeln; aber wenn wir schärfer auf

die Verwicklung unseres Lebens, auf jede Episode desselben, auf die Auflösung jedes einzelnen Knotens Achtung geben würden, so könnten wir Gott manchmal im Dunklen schreiten sehen. Wenn man zur Nachtzeit seine Augen lang und steif auf Ein Objekt richtet, so erkennt man es endlich. Unter solche Beobachter suche ich mich auch zu mischen. Ich sehe zurück auf die Wege, die ich bis ins 30. Jahr geführt worden und ich bemerke nicht Eine glückliche Lenkung, nicht Ein vorteilhaftes Ereignis, sondern nichts als Irrgänge, in die mich mein Verhängnis verstrickte. Jeder Fehler war für mich von schrecklichen Folgen und einige gute Eigenschaften kamen niemals auf die Rechnung. Zwar sind die Aussichten eines Unglücklichen a parte ante angenehmer, als a parte post; aber ich bin gewohnt, einen Spieler für einen Narren zu halten, der 30 Stunden unglücklich spielt und in der 31. alles zu gewinnen hofft."

„Vielleicht, lieber Bruder, wäre dir ein längeres Schreiben lieber gewesen, als diese verdrießliche Digression. Aber in dieser Vorrede zu unseren künftigen Briefen mußte ich schon einmal eine Betrachtung über mich selbsten anstellen. Dir darf ich nichts wünschen, denn ich habe bemerkt, daß meine Wünsche niemals erfüllt werden. Bist du glücklich und immer glücklich, so will ich an deiner Glückseligkeit zehren, wie oft ein schwindsüchtiger Körper von den Ausdünstungen eines Gesunden Kräfte entlehnt[1]). In der bisherigen Direktive deines Lebens finde ich so viel Schönes und Glückliches, daß ich für die Zukunft vollkommen beruhigt bin.

Ich sehe dich im Schoß der Freude,
im weichen Arm des Glückes schon!
Dein liebes Weib an deiner Seite,
hier eine Tochter, dort ein Sohn!
Du schaust entzückt von deinem Glücke,
hinauf zu Gott mit dankbarm Blicke,
Gebet und Dank erheischet deine Pflicht;
Doch du verstummst und betest nicht,
Nur eine stumme Zähre rollet
vom Andacht strahlenden Gesicht;
Wer so den Dank dem Himmel zollet,
o, den verläßt er nicht."

Eine „geistreiche, aber fatalistische Neujahrsbetrachtung", urteilt Hauff. „Was sollen wir dazu sagen?" fragt derselbe und wägt Schubarts Charakterschwäche ab gegen die Ungunst seines Schicksals. Wir meinen, daß Schubart im großen Ganzen Recht hat. Freilich „übersieht er verschiedene glückliche Fügungen in seinem Leben", aber deren sind es nicht allzuviel und er vergißt „die vielen Sünden

---

1) s. S. 33, Note 3.

nicht, die er zu verantworten habe". Es ist die letzte Klage aus Geislingen, die wir hören, aber er hatte zu ihr mehr Grund als je. Und ist es nicht rührend, wenn er am Schluß des Briefes, mit dem er seinem Schwager auch Zeitungen übersendet, sagt: „Ich wollte dir sie gerne schenken; aber ich bin so dürftig?" Böckh fand es geraten, seinen Schwager zu sich zu bitten, um über die Zukunft Rat zu halten.

Noch ehe Schubart dieser Einladung folgte, versäumte er eine passende Gelegenheit nicht, wieder einmal beim Fürstpropst Anton Ignaz von Ellwangen anzuklopfen. Derselbe, „ein stillfrommer, gutmütiger, freundlicher, wegen seiner Wohlthätigkeit sehr gerühmter, aber wenig energischer Fürst, großer Gönner der Jesuiten", wurde im Januar 1769 zum Bischof von Regensburg gewählt. Schubart beglückwünscht ihn bei diesem Fest und rühmt in sehr flüssigen Jamben (s. Anhang XI) des Fürsten Milde, Güte und Tugendhaftigkeit, die ihm ewigen Lohn sichern. Inzwischen aber, ehe er denselben empfange, möge er ihm, dem armen Sänger, helfen:

O reiße mich vom Fels hinweg,
Wohin mein Schicksal mich verschlagen!

Die hierauf erfolgte Antwort, welche während oder gleich nach Schubarts Reise eintraf, enthielt (Nr. 53) die vielversprechende Stelle: „Ihre hochfürstlichen Gnaden werden Sie bald vom Unglücksfelsen losmachen. Sapienti satis!"

Schubart selbst bringt seinen Besuch in Eßlingen, den er vom 7. bis 17. Februar ausführte, in seiner Lebensbeschreibung mit seinem, wie es ihm bei deren Abfassung schien, ungerechtfertigten Streben nach einer Veränderung in Verbindung, indem er also beginnt:

„Zu meinem Unglück fiel ich wie durch ein gerechtes Gericht auf den Gedanken, Geislingen zu verlassen und einen Ort aufzusuchen, wo mehr Welt, mehr Freiheit, mehr Weite und Breite zum Austoben war. Ich besuchte nebst meiner Frau meinen Schwager in Eßlingen, und reiste in seiner Gesellschaft nach Ludwigsburg, um die neue Oper „Fetonte" am Geburtstage des Herzogs [11. Febr.] aufführen zu sehen. Man stelle sich einen so feuerfangenden Menschen vor, als ich war, dessen Hauptthang die schönen Künste, sonderlich die Tonkunst gewesen, und der noch nie ein treffliches Orchester gehört, noch nie eine Oper gesehen hatte, diesen Menschen[1]) stelle man sich vor

---

[1]) Eine häufige Anaphora des Schubartischen Stils, s. z. B. S. 113, No. 32.

— wie er schwimmt in tausendfachen Wonnen, indem er hier den Triumph der Dichtkunst[1]), Malerei, Tonkunst und Mimik vor sich sah. Jomelli stund noch an der Spitze des gebildetsten Orchesters in der Welt, Aprili sang, und Bonani und Cesari. Der Geist der Musik war groß und himmelhebend und wurde so ausgedrückt, als wäre jeder Tonkünstler eine Nerve von Jomelli: Tanz, Dekoration, Flugwerk, alles war im kühnsten, neuesten, besten Stile — und nun gute Nacht Geislingen mit deiner Einfalt, deinen Bergen, deiner Armut, deiner Geschmacklosigkeit, deinem Kirchhof und deinem Schulkerker! —

Mit diesem festen Entschlusse reiste ich nach Geislingen zurück, das ich nun viel düsterer als jemals koloriert fand. Wahr ist's, daß der Schulstaub anfing meiner Gesundheit zu schaden. Ich sah immer blaß, bekam oft heftige Schwindel und warf Blut aus. Da ich aber von Ellwangen aus erst kürzlich wieder neue Versicherungen wegen meiner Versorgung erhielt, so wäre es mir und den Meinigen zuträglicher gewesen, wenn ich mein weiteres Glück in Geislingen abgemacht hätte."

So sieht Schubart 10 Jahre nach dieser Reise, im Kerker, die Vorgänge an; einen wichtigen Zwischenfall hatte er dabei wie noch manches andere ganz vergessen. Darüber soll uns der gleich nach der Rückkunft geschriebene Brief an Böckh vom 22. Febr. 1769 (Nr. 53) Aufklärung geben:

„Bester, edelster Freund!

Niemals ist ein Freund mit schwererem Herzen von dem andern gegangen als ich von dir. Thränen flossen, sobald ich in der Kutsche saß und meinen Böckhen nicht mehr sah. Gott weiß es, mit welcher Herzensangst ich wieder hieher nach Geislingen kam. Doch deine freundlichen Zusprüche, die wie Opernarien noch vor meinen Ohren ertönten, breiteten nach und nach wieder eine beruhigende Stille über meinen Geist aus. Diese Ruhe vermehrte ein Schreiben aus Ellwangen, worinnen der Ausdruck stand: Ihro hochfürstlichen Gnaden u. s. f. (s. oben S. 180).

Aber mein Schicksal erlaubte mir diese Ruhe nicht. Post Phoebum, hieß es hier, nubila. Schreckliche Wolken, Donnerwolken türmten sich über meinem Haupt auf!

Du erinnerst dich, daß ich dir einen Neujahrs-Wunsch vorgelesen, den ich in einer Nachmittagslaune zu Haus einigen Buben zum Spaß an ihre auswärtigen Kameraden diktiert habe. Dieser hier beigelegte, ohne Überlegung diktierte und ebenso schnell vergessene Wunsch drohet mir nun mit den schreck-

---

[1]) Dazu die spätere Anmerkung: Triumph der Dichtkunst eben nicht; denn „Fetonte" ist unter den Werken des Metastasio eines der seichtesten, geistlosesten.

lichsten Folgen. Er kam nach Ulm, wurde von den Studenten paraphrasiert, und in dieser Gestalt dem Hütten-Amt [Religionsamt] vorgelegt. Man schrieb hieher, citierte mich vor den geistlichen Rat allhier, und gab mir bei dieser Gelegenheit solche Reden, die wie eine kalte Hand mein Herz angriffen und zerquetschten. Man machte hierauf einen ordentlichen Bericht nach Ulm, und nun ängstiget man mich von allen Seiten mit Folgen, die mich, mein Weib und meine Kinder verderben könnten 2c.

Das fehlt mir noch, daß in Ulm auch mein anderweitiges Glück zerstört werden sollte! Und doch ist es darauf angesehen! —"

Da hätten wir also die Bescherung! Über fünf Jahre ist es Schubart gelungen sich so zu halten, daß ihm die Geistlichkeit und das Ulmer Ministerium, welche beide ihn von Anfang an streng überwachten, nichts anhaben konnten, sicherlich wieder ein Beweis, daß er in Geislingen nicht als „Lasterhafter" dahingelebt. Und nun bringt ihn ein Neujahrswunsch, der teilweise sogar von andern stammt, den er privatim einigen Knaben diktiert hat und der, soweit er von ihm war, offenbar nicht so schlimm sein mochte, da er ihn auch seinem feinerfühlenden Schwager Böckh vorgelesen — eine solche Kleinigkeit bringt ihn in amtliche Verwicklung und peinliche Verlegenheit[1]).

Den Neujahrswunsch möchten wir gerne kennen. Höchstwahrscheinlich ist es derjenige, den Wohlwill im Archiv XV, 1 S. 27 zum Teil publiziert hat und von dem derselbe sagt, er habe den gewiß nicht ganz unberechtigten Unwillen des Ulmer Ministeriums hervorgerufen. In der Anmerkung heißt es:

„Um zu zeigen, welche Trivialitäten von Schubart geschrieben — oder ihm doch untergeschoben werden konnten, möge hier der Anfang des „Neujahrswunsches" eine Stelle finden: Was wünsch ich dir, Herr Bruder? Heut ist das neue Jahr. Ich bin so faul, wie Luder, Gedanken sind so rar. — Heut sind fast alle Menschen Von Komplimenten starr. Was soll ich denn nicht wünschen? Heut wünscht ein jeder Narr; — drum wünsch ich, daß Du Glücke In diesem Jahr erlangst, daß Du an keinem Stücke Dies Jahr am Galgen prangst. — Friß nicht, wie Schaf und Rinder Gras, Stroh und dürres Heu; es hau Dir auch der Schinder Den Schädel nicht entzwei." — — Henk Dich an keinen Nagel, stürz Dich in keinen Fluß, Dich töte nicht der Hagel

[1]) Merkwürdigerweise wurden 7 Jahre später in Stuttgart unter Schubarts Namen gleichfalls Neujahrswünsche veröffentlicht, die er als unterschoben zu bezeichnen sich genötigt sah s. Chronik 1776 S. 32 und 47; vielleicht hatten sie einen Inhalt, der ihm gleichfalls Schaden bringen mußte.

und kein Kanonenschuß. — Ferner wird dem Bruder Bewahrung vor allerhand Unglück, vor Teufel, Pest und Ungeziefer und unendlich viel Glück gewünscht z. B. so viel Glück als man Haare auf allen Eseln zählt, damit in diesem Jahre an Glück dir's niemals fehlt. Dies alles ist zwei- bis dreimal untermengt mit Derbheiten, welche allerdings ganz den Eindruck machen, daß sie von Schubart stammen. Zum Schluß finden sich, sagt Wohlwill, dem wir die vollständige Mitteilung dieses Machwerks verdanken, die Worte: „Gemacht von H(errn) Schubart, Preceptor in Geislingen." Ob der Neujahrswunsch in dieser Form oder in einer durch fremde Zusätze verschlimmerten dem Ministerium vorgelegt wurde, wissen wir nicht. Uns erscheint er sogar in der uns bekannten eher unbedeutend, gedankenschwach, als unsittlich; manches Diktat ist derber.

Die Not war groß, da wandte er sich am 21. Febr. an den Obervogt von Baldinger, „den einzigen Gönner, den er noch habe", mit der Bitte, durch ein Schreiben an das Religionsamt den schlimmen Folgen vorzubeugen, indem er folgende Darstellung des Sachverhalts (Nr. 54) gab:

„Kurz vor dem Neuen Jahre kamen einige Schulknaben zu mir und baten mich für ihre auswärtigen in der Lehre stehenden Freunde um einen lustigen Neujahrswunsch. Ich ließ mich bereden, einen zu verfertigen, worinnen freilich die Worte nicht auf der Goldwage abgewogen waren, wie Hochdieselben aus der Beilage mit mehrerem ersehen können. Ich verbot aber meinen Buben, diesen in der Eile und unter ökonomischen Zerstreuungen verfertigten Wunsch in ihre ordentlichen Schreibbücher einzuschreiben. Der unglückliche Wunsch wurde dem ohngeachtet kopiert und kam, ich weiß nicht durch welchen Zufall, nach Ulm, wo er durch die Hände der Herrn Studiosorum ging, und gewaltige Veränderung in den Ausdrücken erlitte. Indessen ward hier der Neujahrswunsch vergessen und so ausgemerzt [also doch!], daß ich zweifle, ob Ew. Hochwohlgeboren in ganz Geislingen noch ein einziges Exemplar antreffen werden. Nur die Herren Geistlichen, welche niemals einiger sind, als wenn sie auf mich losdonnern, haben sorgfältig einige durch schlimmen Abschreiber verstümmelte Kopien in ihrem Pulte verwahrt, bis ich endlich gestern [20. Febr.] unvermutet vor ihr geistliches Tribunal gefordert und mir mit allen furchtbaren Feierlichkeiten die Anfrage des Hochlöbl. Hütten-Amts vorgelesen wurde, ob ich der Verfasser oftgedachten Wunsches sei? — Ich, der ich meine unüberlegte elende Poesie längst selbst vergessen hatte, sagte in der ersten Verlegenheit: Nein! bis ich endlich durch die Stimme des Gewissens aufgefordert, die Wahrheit bekannte . . . . . Mit einiger Ruhe meiner Seele verspreche ich mir Dero Unterstützung, da, wie leicht zu sehen ist, die verdächtigen Ausdrücke des Neujahrswunsches nicht im positiven, sondern im negativen Verstande zu nehmen sind, und da ich mir (wie Gott bekannt ist) keiner unlauteren Absicht dabei bewußt war, sondern daß blos ein pruritus nach burlesken und komischen Einfällen das ganze unglückselige poetische Geschöpfe hervorgebracht habe ꝛc. ꝛc."

Die Bitte um Fürsprache unterstützte der Geängstigte, der diesen Schritt wohl nur auf Veranlassung seiner Familie that, durch den Hinweis auf die von dem Fürsten von Ellwangen erst kürzlich erhaltenen „angenehmsten Versicherungen [!]“ „Man lasse mich also diesen gewiß nicht mehr weit entfernten Augenblick meines Glückes geduldig abwarten und lasse sich durch die Verzweiflung eines noch nicht 30jährigen Mannes, durch den Gram einer jungen Frau und durch die Thränen zweier Unmündigen rühren.“

Obgleich diese Bittschrift an Schubart zurück kam, und zwar, wie er seinem Schwager gegenüber meint, „ohne Wirkung“, so scheint dem Protokoll des Religionsamts zufolge Baldinger doch und nicht ohne Erfolg für Schubart Fürsprache eingelegt zu haben. Wenigstens hat diese Behörde ihr Verdammungsurteil erst im Juli gefällt und im August publiziert und diese Verspätung eben durch die Rücksichtnahme auf Schubarts Beförderung motiviert. Wie ernst die Sache immerhin zu nehmen war und was für Schubart auf dem Spiel stand, zeigt der im Anhang mitgeteilte Wortlaut des Protokolls vom Religionsamt.

So lange blieb Schubart in peinlicher Ungewißheit und gewiß hat diese bei seinen nächsten Entschließungen mit bestimmend auf ihn eingewirkt, wenn er auch in der Lebensbeschreibung nichts mehr davon erwähnt.

Ehe wir die lang sich hinziehenden Verhandlungen in betreff der Ludwigsburger Stelle des genaueren verfolgen, benützen wir die nach der Reise eingetretene Pause dazu, Schubarts litterarische Thätigkeit um diese Zeit zu betrachten.

Aus der Straußischen Briefsammlung geht über eigene Arbeiten Schubarts nichts hervor, nur einiges über seine Lektüre; hieher gehören Auslassungen über verschiedene Dichter und Schriftsteller, über die verfehlte Entwicklung der Kritik und über den undeutschen hyperfranzösierenden Ton der neueren Poesie (Nr. 60), namentlich aber seine Äußerungen über den damals erschienenen dritten Band der Messiade, den er mit bekanntem Entzücken aufgenommen, „gelesen — noch einmal gelesen — wieder gelesen und verschlungen“. Als er aus der Vorrede des zweiten Teils der Klopstockischen geistlichen Lieder ersieht, daß dieser große Mann ein allgemeines protestantisches Gesangbuch herauszugeben gedenke, ist er fest entschlossen, einige seiner besten Stunden der Ausarbeitung

einiger Lieder aufzuopfern, die er Klopstocken zuschicken will (Nr. 61). Sich an Klopstock selbst zu wenden, hatte er bis dahin nicht gewagt. Hier mochte doch gelten, was er sagt: „mit eisernem Arm winkt mir stets die Bescheidenheit.“

Am meisten können wir in Hinsicht auf Schubarts Arbeiten einem Brief an Wolbach vom 3. März 1769 (11) entnehmen, welcher beginnend mit einer Klage über seine Erfahrungen in der letzten Zeit und in der Hauptsache ein Urteil über Wolbachs Studien bezw. eine Warnung vor den „tumultarischen Studien“ enthaltend, folgende Nachschrift hat:

„Besuchen Sie mich auf Ostern. Ich habe einige Blätter im N. Rechtschaffenen verfertiget, Herels Satiren übersetzt, welche Miezler in Schwabach gedruckt hat, und vor einiger Zeit eine Abhandlung[1]) vom Zustand der Wissenschaften in Schwaben zum Behuf der Bibliothek nach Berlin geschickt. Gedichte hab' ich auch verfertigt. — Alia vice plura.“

Von diesen Angaben interessiert uns am meisten, was über Herels Satiren gesagt ist. Dieselben waren 1767 (nach Gödeke 1766) in Altenburg erschienen, die Vorrede mit „Göttingen, 22. Februar 1767“ datiert. Schon im August 1768 (Nr. 47) schreibt Schubart an Böckh:

„Herels Satire besitze ich schon lange selbsten. Sie sind im wahren Geiste der Juvenalischen Satire geschrieben. — Das im biblischen Stil geschriebene Pasquill gefällt mir am wenigsten. Das braucht man noch in unsern spottreichen Zeiten, daß man sogar die Bibel travestiert . . . . “ Etwas später (Nr. 50): „Herels Charakter gefällt mir nicht. Wer Satiren auf seinen Vater machen kann, muß ein schlimmes Herz haben.“

Wenn er diese Satiren trotzdem übersetzt hat, so mag ihn hiezu persönliche Bekanntschaft mit dem Verfasser, einem geborenen Nürnberger, sein Interesse am Gegenstand, welchen ja Nürnberger Verhältnisse bildeten, vielleicht auch Freude am Ton und an der Richtung der Schrift und schließlich die Absicht auf einigen Verdienst bestimmt haben.

Fast die gleichen Gründe aber mögen es gewesen sein, warum

---

[1]) Offenbar die schon früher genannte Abhandlung (s. S. 119), die aber unseres Wissens nie gedruckt wurde.

er sich sonst nie über diese Arbeit äußerte. Keinesfalls wünschte er als Übersetzer bekannt zu werden, wie denn auch Titel, Druckort und Datum ganz diejenigen des Originals sind: „Johann Friedrich Herels Drey Satiren aus dem Lateinischen übersetzt. Altenburg 1767.“

Ihr Inhalt ist kurz folgender: Eine Vorrede bestimmt die Tendenz der 3 Satiren und den Standpunkt des Verfassers zu den schönen Wissenschaften, die in Nürnberg verachtet werden. Nr. I „Rede zum Lob der alten Bücherkopisten, welche bei einer feierlichen Versammlung der Kunstrichter in Amsterdam gehalten worden“ verlacht die Kunstrichter, ihren fruchtlosen Fleiß, ihre unsinnige Hochachtung gegen die alten Handschriften und ihre bäuerische Grobheit bei Zänkereien.“ Nr. II und III sind Briefe, der erste: „Von dem Zustand der Gelehrsamkeit zu Moropolis“ (Nürnberg), „Schreiben an einen Freund,“ der andere: „Brief eines Moropolitanischen Rechtsgelehrten an seinen auf der hohen Schule studierenden Sohn.“ Sie wenden sich gegen den Eigendünkel der Gelehrten und gegen die Verachtung der gründlichen Gelehrsamkeit und der schönen Wissenschaften. Der erste schildert den greulichen Zustand Nürnbergs, wo der Gott Dummsinn und unter seinem Einfluß Schwelgerei und Trägheit herrscht, wo man den Schein der Gelehrsamkeit um Geld kaufen kann, wo die junge Aristokratie leichtsinnig lebt und doch bald zu Ehren kommt, wo die Rechtsgelehrsamkeit und die Heilkunde schlecht ausgeübt und zur Bereicherung mißbraucht wird, wo die schlechten Wirtshäuser den ganzen Tag gefüllt sind und die Bürger darin die thörichsten Gespräche führen, wo wieder andere an einer lächerlichen Sucht nach Autorenruhm leiden oder auf die raffinierteste Weise mit ihren Kenntnissen zu prahlen verstehen.

Das andere Schreiben ist wohl dasjenige, das Schubart oben als eine Satire Herels auf seinen Vater bezeichnet: er schildert das Entsetzen eines Vaters darüber, daß sein Sohn auf der Hochschule von der Rechtsgelehrsamkeit zur schönen Wissenschaft übergegangen war. Darüber empört hält er ihm Himmel und Hölle vor: den Ruhm der Ahnen, die reichen Einkünfte des Juristen, die Qualen des Schulhaltens, die Armut und Mißachtung der Schriftsteller, die Bequemlichkeit seines Standes u. s. f. und fordert ihn auf, sein Studium zu beschleunigen und bald heimzukommen, um die ihm bestimmte reiche Braut zu heiraten. Als 4. Stück ist angehängt: „Neue und wahrhaftige Historie was in diesen Tagen zu Nürnberg geschehen ist,“ die Aufnahme der 3 Satiren in Nürnberg, die allgemeine Erregung u. s. w. behandelnd und „im biblischen Stil geschrieben;“ als fünftes: „Auszug aus Herrn Herels kritischem Sendschreiben an Herrn Meusel in Halle die Aufnahme seiner Satiren in Moropolis betreffend“ (Altenburg 1768); der Verfasser freut sich, der Gegenstand des Hasses seiner Mitbürger geworden zu sein und überschickt dem damals als Privatdozent in Halle lebenden Freund Meusel (geb. 1743) ein Büchlein: kritische Anmerkungen. —

In dieser Arbeit lernen wir Schubart als flüssigen, pikanten Übersetzer kennen, der sich zwar manche Freiheit erlaubt und auch hie und da einen der eingestreuten Verse minder rhythmisch wiedergiebt, aber sein Deutsch in einer Weise handhabt, daß man ein Original vor sich zu haben glaubt.

Zu den litterarischen Beziehungen Schubarts gehört noch das Ende seiner Berührungen mit Wieland. Dieser war eben damals von Biberach nach Erfurt berufen worden, wohin er sich später über Augsburg und Erlangen begab. Hierüber schreibt nun Schubart

1. an seinen Schwager Böckh (Nr. 56, 6. April):

Herr Wieland ist die vorige Woche mit seiner Frau, einem Bedienten, zwo Mägden, 7 Studenten, 3 Wagen, Bücher und Mobilien und einem Auge (ein Zufall hat ihn des andern beraubt) durch Ulm nach Erfurt gereist. Er hat mir einen rührenden Abschiedsbrief geschrieben." (Der Abschiedsbrief nicht erhalten!)

2. an Haug, 19. März:

Hr. Wieland ist gestern bei mir gewesen und reist als Regierungsrat und erster Professor der Weltweisheit nach Erfurt.

Zweifellos hat sich hier Schubart durch seine Eitelkeit wieder zu einer Unwahrheit hinreißen lassen, da sicher der zweite Bericht unwahr und auch der erste höchst zweifelhaft ist. [Brachvogel hat nur den zweiten berücksichtigt und die Begegnung der beiden Dichter in Geislingen ausgemalt.] Nach Osterdinger (Wieland S. 235) verließ nämlich Wieland sein Biberach erst am Pfingstmontag (15. Mai), reiste mit seiner ganzen Gesellschaft in einer Karosse über Augsburg (also vielleicht mit Umgehung von Ulm?) und Nürnberg und traf am 1. Juni in Erfurt ein.

Wir kommen nun zu Schubarts Beförderung nach Ludwigsburg. Wie er sie später beurteilte, ist schon angedeutet. Der S. 181 abgebrochene Bericht fährt fort:

„Es wäre mir und den Meinen zuträglicher gewesen, wenn ich mein weiteres Glück in Geislingen abgewartet hätte, als daß ich mich auf einen Eisboden hinwagen wollte, auf dem ein Mensch, wie ich, notwendig Hals und Bein brechen mußte. — Das zähe Leben des alten Schulmeisters, dem ich seinen Unterhalt verdienen mußte, war also nicht die Ursache meines Widerwillens in Geislingen — Liebe zur Veränderung und zum freien Genuß des Lebens war es allein .... — Die Gelegenheit für meinen Schwindel-

geist ereignete sich bald. Man suchte in Ludwigsburg einen Organisten und Musikdirektor, und durch Professor Haugs Bemühungen erhielt ich diese Stelle, nicht ohne heißen Kampf, aus welchem ich hätte sehen können, daß solche Veränderungen gegen den Plan Gottes mit mir waren .... [Nachdem er seine letzte Predigt erwähnt, s. S. 197, schreibt er weiter:] Thörichter Tausch von mir. Was ist der Ruhm des ersten Tonkünstlers gegen den Segen, den ein guter Prediger, ein Volkslehrer zu stiften vermag! — Professor Haug hatte die menschenfreundlichsten Absichten mit mir; er wollte mich auf einen Posten stellen, von dem ich meine Gaben könnte leuchten lassen, und dadurch den Grund einer ehrenvollen und dauerhaften Versorgung legen. Aber er kannte mich nicht und glaubte, es würde ihm leicht sein, mich durch sein Beispiel die Kunst Tialfs zu lehren, das heißt auf Schlittschuhen zu fahren, wo Glatteis ist. Meine Blutsfreunde hingegen, die mich besser kannten, schüttelten alle die Köpfe, [Bruder Jakob s. S. 191.]. Auch durch einen höchst bedeutenden Traum, dessen Wahrheit sich bis in meinen Kerker erstreckte, wollte mich Gott von meinem Vorhaben zurückschrecken. In der Neujahrsnacht 1769 sahe ich im Traum Feuer in der Sakristei zu Geislingen[1]) auflodern, ich wollte es löschen, und die Flamme sengte mich. — Erschrocken floh ich ins Feld, eine Wüste öffnete sich mir; ich verwilderte darinnen, von Scheusalen umtanzt, umheult, umzischt; Nacht und Finsternis floß immer dicker und schrecklicher auf meinen Pfad herunter; — ein Blitz, der plötzlich die ganze scheußliche Gegend erleuchtete, wies mir nun die gähnende greuliche Kluft, an der ich schwindelte. Ich schrie, eine starke Hand griff nach mir und stellte mich auf einen Berg, der ganz mit Asche bedeckt war. Ich watete durch die Asche in einen Turm, wo ein ganzes Heer von Männern in schwarzen Kutten mich hohnneckend bewillkommte. Ein kleiner freundlicher Mann[2]) war mir hier noch allein zum Troste — er vertrieb die Kutten, nachdem sie mich mit den großen Nägeln ihrer Hände bis auf den Tod gezwickt hatten, und führte mich auf eine große Wiese, wo ich nach langen Qualen Ruhe fand. Die Deutung dieses Traums begann alsobald, enträtselte sich immer mehr, und erst jetzt sehe ich seine volle Entwicklung mit Erstaunen. —

O Seele, welche Tiefen liegen in dir, und wie wenig kennt man dich, wenn man statt der Schrift, die auch hier die sicherste Leiterin ist, einen kalten, kurzsichtigen nachlallenden, unglaubigen Psychologen zum Lehrer wählt. Jede Menschenseele scheint einen Genius oder eine ihr angeschaffene Kraft zu haben, die ihr die größten und wichtigsten Begebenheiten ihres Lebens zuweilen in Träumen vorzeichnet oder die Zeitigung und Annäherung dieser Begebenheiten durch Ahnungen fühlbar macht. Ich und meine Gattin haben das eine wie

[1]) Sie befindet sich an dem Chor der Kirche gegenüber der Ecke des Schulhauses, in welchem Schubarts Lehrzimmer lag.

[2]) Nach seiner späteren Deutung war dieser kleine Mann der fromme Hahn, der ihn auf dem Asch-Berg im Kerker „bekehrte." —

das andere mehrmalen erfahren, ob ich mich gleich als ein witziger Dümmling über alle diese Mysterien in dithyrambischen Sprüngen wegsetzte. — Auch lernte ich (S. 117) einen Jesuiten aus Rom kennen, der im Begriff war, zur protestantischen Religion überzutreten; dieser machte mir einige Lektionen vor, aus denen ich mit Schrecken sah, daß die Magie kein bloßes Phantom sei, wie ich bisher mit meinen Modezweiflern wähnte. Mit einem Wort, ich habe mehr als einmal erfahren müssen, um welche große Einsichten in die Seele des Menschen, wie in die ganze Natur wir uns dadurch bringen, wenn wir uns dem übertriebenen Skeptizismus unserer Zeitgenossen preisgeben."

Dieser Traum könnte in einiger Beziehung zu Schubarts Neujahrswunsch stehen. Werner-Lemberg (in der Zeitschrift für deutsches Altert. N F. XIX Band) sagt: „Es wäre leicht, Schubarts Neujahrstraum auf seine Elemente zurückzuführen, welche hauptsächlich der Lektüre entstammen: Klopstock, die Bibel, Gerstenberg und Inquisitionsgeschichten würden ausreichendes Material geben." Wir möchten daran denken, daß Schubart seinen Neujahrswunsch bereute und im Traum die Schwierigkeiten sich ausmalte, in welche ihn das Gedicht verwickeln könnte, wenn die Geistlichen dasselbe erführen. Übrigens führt er in seinen Diktaten ein- oder mehreremale Abenteuer aus, welche uns wie Träume erscheinen. Auffallend ist nur, daß er sich so lange nachher wohl noch des Traumes, nicht aber seines Neujahrswunsches und des daraus entstandenen Mißverhältnisses zur Geistlichkeit [1]) erinnerte.

Die von Schubart summarisch und einseitig gegebene Schilderung seiner Berufung können wir an der Hand seiner Briefe und verschiedener Akten in ihrem ganzen Verlauf aufs genaueste verfolgen, wodurch sich Schubarts Angaben von selbst korrigieren.

Das Wichtigste an Schubarts kurzem Aufenthalt in Ludwigsburg vom Februar war sein Besuch bei Professor Haug gewesen. Etwa 4 Wochen hernach erhielt er von diesem die Nachricht, das Ludwigsburger Musikdirektorat gehe der Erledigung entgegen und stehe ihm in Aussicht. Merkwürdigerweise lagen hier ähnliche Verhältnisse vor, wie vor $5^1/_2$ Jahren in Geislingen. Auch hier war der seitherige Inhaber der Stelle, Musikdirektor Enslin,

---

[1]) Nach dem Brief vom 5. August (Nr. 62) hat übrigens Schubart von Herrn Pfarrer Abelen das Basedowsche „Elementarbuch" entlehnt.

altersschwach geworden und sollte pensioniert werden, indem ihm der zu bestellende Nachfolger einen Teil des Einkommens überließ. Und wie es in Geislingen gewesen, so hatte Schubart auch in Ludwigsburg schon bei der Bewerbung seine Gönner, bald aber auch seine Gegner zu finden. Denn wie gleich nach seiner Anstellung im Ulmischen beim Religionsamt verschiedenes Ungünstige über Schubart verlautete, so sollten Schubart auch nach Ludwigsburg Berichte begleiten, die ihn nichts weniger als empfehlen konnten.

Sofort schreibt Schubart an Haug (Nr. 55, Palmsonntag, den 19. März):

„Sie wissen, daß ich in einer Situation stehe, wo mir jedweder Antrag willkommen sein muß. Wenn Sie es demnach dahin bringen können, daß ich das Musikdirektorat erhalte; so werde [ich] mich keinen Augenblick bedenken es anzunehmen."

Die Osterwoche kam, jene Zeit, in welcher Schubart stets besonders ernst gestimmt war, wie dies aus seinen Beiträgen zum Neuen Rechtschaffenen hervorgeht und wie er in der Deutschen Chronik (1776, S. 222) selbst bezeugt, daß er in diesen Tagen regelmäßig die Messiade lese. Auf das Osterfest, den 26. März, fiel diesmal zudem noch sein Geburtstag, den er gleichfalls nie ohne tiefe Betrachtung vorübergehen ließ.

Ob Wolbach in dieser Zeit ihn besuchte, ist nicht zu sagen; dagegen that dies der schon sehr kränkliche Bruder Jakob, der über seinen Besuch folgendermaßen an Böckh berichtet:

„In Geislingen wäre ich vergnügt gewesen, wenn ich gesünder gewesen wäre. Mein Bruder wunderte sich über meine geschwächte Natur, und ich mich über seinen dicken runden Kopf und den Anwachs seines Bauchs. Ich traf ihn in einer sehr guten Laune an, vollkommen harmonisch mit seinen Freunden [d. h. der Familie seiner Frau], welches mich ungemein vergnügte. Da ich just an seinem Geburtstag, an einem Tag, wo er dreißig Jahre alt wurde und das hochwürdige Abendmahl empfing, hinaufkam, so kamen wir noch selbigen Abend in ein sehr gutes und christliches Gespräch. Sie können sichs leicht vorstellen, daß man da Stoff genug hatte. Ich erinnerte ihn an die Thorheiten und Ausschweifungen, womit er bisher sein Leben bezeichnet, Feinde auf Feinde gehäuft, den Segen und sein Glück auf allen Seiten verhindert, und seinen Kopf bisher so gewaltig verstoßen. Ich wies ihn an die Religion und sagte ihm, daß er alle Narrheiten und Vorurteile doch einmal ablegen und den übrigen Rest seines Lebens gescheid, gesetzt, christlich und recht vorsichtig hinbringen möchte. Er solle an die große Rechenschaft, an den Tod, die Ewigkeit

und an das Gericht denken. Dies sagte ich ihm alles kühn und noch mehr. Er hörte mich und versprach Gott und mir alles Gute."

Jakob schweigt hier von der Ludwigsburger Stelle, wohl weil Schubart ihm die Angelegenheit unterm Siegel des Geheimnisses mitgeteilt. Wahrscheinlich aber spricht Schubart in seiner Lebensbeschreibung von diesem Besuch, wenn er sagt: „Und mein Bruder Jakob, der bald darauf starb — — ach, die einfältigste redlichste Menschenseele, die je einen Körper belebte — besuchte mich, nahm weinend von mir Abschied und sagte: „Bruder, dich hab verloren! — o, daß ich nicht Abadonnas Klage weinen müsse: Abdiel mein Bruder ist mir auf ewig gestorben!" Sein keuchender Ton und sein blasses Angesicht war der Ausdruck und die ganze tiefe Deutung dieser Wehklage."

Bald nach Ostern, am 7. April 1769, fand die Ludwigsburger Gerichtssitzung statt, aus deren Protokoll Strauß (Nr. 57) einen Auszug mitteilt:

„Bei eingetretener Amtsuntüchtigkeit des 80jährigen Organisten Enslin hat sich der Oberpräzeptor Jahn[1]) um Vereinigung dieser Stelle mit der seinigen gemeldet. In diesem Gesuch wird er von Spezial[2]) Zilling unterstützt; während der Magistrat und der Oberamtmann Kerner[3]) im Interesse des Dienstes für Berufung eines eigenen Organisten und Musikdirektors sich aussprechen, und letzterer namentlich Schubart, der sich gemeldet hatte, als höchst tüchtig empfiehlt. Auf die fernere Hinweisung des Oberamtmanns, auch Se. Herzogliche Durchlaucht höchstselbsten hätten Sich schon geäußert, daß man auf den Schubart bei ein oder der andern Stelle reflektieren solle — erwidert Zilling, davon sei dem Speziali bis auf diesen Augenblick kein Wort bewußt gewesen.

Die Sache auch noch durch einen Kompetenzstreit zwischen dem Magistrat und dem Herzoglichen Kirchenrat hinsichtlich des Nominationsrechts verwickelt, wird dem Herzog vorgelegt."

Haug hatte das scheint's schon vor der Sitzung bekannte Resultat Schubart am 6. April durch einen expressen Boten mitgeteilt und hatte wohl auch, durch den Brief Schubarts vom Palmtag ermächtigt, dessen Bewerbung vermittelt. Wenigstens schreibt der letztere schon am 6. April an Böckh (Nr. 56):

„Haug hat seit einiger Zeit so ängstlich für meine Versorgung gewacht, daß ich plötzlich von Ludwigsburg aus den Antrag [?] erhalte, Rektor der Musik und Organist an der Hauptkirche, mit der Freiheit zu predigen und der sichern Hoffnung einer weiteren Promotion ins Gymnasium oder Ministerium [d. h. den Kirchendienst] zu werden. Die Sache ist schon so weit gediehen,

---

1) Schillers Lehrer.

2) altwürttembergisch für Dekan.

3) Vater von Justinus.

daß ich von dem Magistrate zu Ludwigsburg solemnissime erwählt und Sr. Durchlaucht dem Herzoge vorgeschlagen bin."

Durch diesen Brief scheint Schubart die Angelegenheit zum erstenmal seinem Schwager und damit seinen Eltern mitgeteilt zu haben, und diese hatten um so eher Gelegenheit sich damit zu beschäftigen, als die endgültige Entscheidung auffallend lang auf sich warten ließ.

Eine „herzogliche Weisung" (Nr. 59) verlangte genauere Erkundigung der Umstände und des Lebenswandels des Präzeptor Schubarts zu Geislingen, „weilen verlauten wollen, als ob derselbe dem Trunke allzusehr ergeben wäre." So wurden denn Zeugnisse eingeholt; dasjenige von Geislingen, das der Obervogt und das Burgermeisteramt ausgestellt, schickt Schubart am 15. April (Nr. 58) selbst seinem Freund Haug. Ein anderes wurde vom Ulmer Magistrat (59a) erteilt, scheint's auf persönliches Verlangen eines „gewissen Herrn", der sich zuerst in Geislingen beim Obervogt nach Schubarts Aufführung erkundigt hatte und dann in dieser Absicht weiter nach Ulm gereist war (Zilling? Nr. 60). Dieses Zeugnis vom 23. Juni Nr. 59b beurkundet, daß Schubart seiner Schule „mit vielem Nutzen vorgestanden, die Kirchenmusik nach Wunsch versehen, auf der Orgel sowohl als auf der Violin und Vokalmusik eine vorzügliche Stärke besitze, die Kanzeln zum öftern mit Applausu betreten, auch annebens in der gelehrten Welt sich bekannt gemacht, und an seinem Lebenswandel, da er die seiner Jugend zugeschriebenen menschlichen Fehler auf geschehene Ermahnung gebessert, nichts Sonderliches auszusetzen sei rc. rc."

Jetzt regte man sich auch in Geislingen, Schubart zu halten. Schon am 15. April schreibt er (Nr. 58):

„Man hat mich unter sehr annehmlichen Vorschlägen von meinem Vorsatz abzuhalten gesucht;" am 26. Juni (Nr. 60): „Ich kann Sie versichern, daß man mir hier die vorteilhaftesten Vorschläge gethan hat, wann ich mich entschließen könnte, zu bleiben . . . . Einige meiner hiesigen Bekannten, in stercore nati et in trivio educati denken von der ganzen Veränderung sehr ungleich."

Unter diesen „einigen" mochte Schubart besonders seinen Schwiegervater meinen, dem er in einem spätern Brief (Nr. 65) das gleiche lateinische Epitheton giebt; derselbe sollte in der nächsten

Zeit eine sehr unglückliche Rolle in dieser Angelegenheit spielen. In zweiter Linie war Schubarts Gemahlin sehr gegen diese Änderung eingenommen: ihr ahnte von dem schwäbischen Sodom nichts Gutes, denn sie kannte die Schwächen ihres Mannes zu genau; ferner war ihr der Abschied von Geislingen nicht genehm, und namentlich stieß sie sich daran, daß ihr Mann den geistlichen Stand, auf den sie so gerne noch länger gewartet hätte, mit seiner neuen Stellung aufgebe.

Endlich waren es nicht minder Schubarts Schwager, Bruder und Eltern, die mit seinen Absichten nicht einverstanden waren. Böckh zwar nahm eine zuwartende Haltung an, ärgerte seinen Schwager aber dadurch, daß er ihm in dieser wichtigen Zeit nicht schrieb (vgl. den Anfang der Briefe vom 6. Juli und 5. August, Nr. 61 und 62). Er mochte eben erkennen, daß es vergeblich wäre, Schubart abzuraten. Dagegen unterhielt Böckh (nach Strauß Nachlese 3) einen Briefwechsel mit seinem Schwiegervater und Schwager in Aalen, worin er sich u. a. äußerte:

Das Prädikat: Rector Musices und Organist wolle ihm nicht einleuchten; es werde schwer sein von einem solchen Posten aus eine Beförderung, besonders zu einem geistlichen Amt, zu erhalten; wie auch durch denselben „das Herz unsers Herrn Praeceptoris — schrieb er dem Vater — mehr von der wahren Theologie ab- als zugezogen werden möchte." Der Dienst bringe zu wenig Arbeit und zu viel Muße mit sich, was einem noch nicht gesetzten Gemüte, zumal in dem üppigen Ludwigsburg, zu allerhand Extravaganzen Anlaß geben könne; während man unter den vielen Hofleuten mehr Weisheit in der Conduite nötig habe, als dem Schwager zuzutrauen sei.

Daß der Bruder Jakob meinte, Christians moralische Verfassung tauge nicht nach Hofe und er renne nur aufs neue in sein Unglück, ist schon mitgeteilt.

Sicherlich waren auch Schubarts Eltern von ihres Sohnes Absichten die dieser ihnen am 1. Juli mitteilte, nicht sehr erbaut.

Der von Strauß in der Nachlese nicht erwähnte Brief lautet wortgetreu:

Geißlingen, den 1. Juli 1769.

Liebster Vater.

Meine Geschäfte und die Magerkeit der Artikel, die mich betreffen, sind schuld daran, daß ich so sparsam schreibe. Mein Leben ist noch immer leer von fruchtbarern Auftritten. — Doch iezo scheint mir eine Hauptveränderung nicht weit mehr entfernt zu seyn. Der Herzogl. Würtembergische General von Bouwinghausen, der Herr Professor Haug und andere Gönner suchen mich

absolut ins Würtembergische zu verpflanzen und die Sache ist ihrer gänzlichen Reife so nahe als möglich.

Ich bin fest entschlossen, diese Veränderung einzugehen, indem ich hier nichts als unbelohnte Sclavenarbeit vor mir sehe.

Mit der erweiterten Situation erweitern sich auch meine Hofnungen und Aussichten.

Ellwang läßt mich wenig hoffen, indem es mit lauter Geistlichen besezt ist, die mich, dem Laufe der Natur nach, ganz wohl überleben können.

So bald die Sache geendiget ist; so werde nicht ermangeln, den liebwerthesten Eltern davon Nachricht zu ertheilen Den Jakob bedaure ich sehr unter seinem Leiden und ich wünschte ihm Linderung erbeten zu können. Nächstens will ich ihm weitläufig schreiben. — Von Emmendingen habe ich einen Brief erhalten, der eher von einem Herrnhuther, als von unserem irdischen Conrad concipirt zu sein scheint, so fromm ist er.

Wenn die Schwester von Eßlingen in Aalen ist; so grüß' ich sie herzlich und wünsche ihr mit ihrem lieben Kinde alles Vergnügen, das Aalen geben kann.

Meiner lieben Mamma, von welcher ich so lange nichts erfahren, empfehl' ich mich kindlich und verharre mit der zärtlichsten Achtung

Des liebsten Papa

gehorsamer Sohn

Christian [1]).

Mochte aber auch alles abraten, Schubart konnte seine Bewerbung um die Ludwigsburger Stelle nicht wohl mehr zurücknehmen; er hatte schon viel zu viel darüber gesprochen.

Welche Erwartungen Schubart von dem neuen Berufe hegte, zeigen seine Briefe an Böckh:

„Ich stelle sie mir auf der besten Seite vor. Gelegenheit zum Studieren, in Büchern und in der großen Welt — ein Amt, das statt seiner Bürden Reize hat — vorteilhafte Aussichten in die Zukunft — Heilbronn, Löwenstein, Öhringen in der Nähe — und Dank sei es der Freundschaft, die es so fügte, meinem Böckhen, meinem Ratgeber und Freunde an der Seite; sollten das nicht Ursachen genug sein, einem Orte zu entfliehen, wo der Verfolgungsgeist herrscht und bei jedem menschlichen Fehltritte in die Mordtrompete stößt?“ (Nr. 56.) — „Du kennst die Lage meiner hiesigen Angelegenheiten nicht genug, um gehörig urteilen zu können. Ich bin in der Situation eines Kranken, dem es Erleichterung ist, wenn man ihn auf die andere Seite legt. In Ludwigsburg, wo ich es mit der Stadt und nicht mit dem Hofe zu thun habe, bekomme

---

[1]) Beigeschlossen ist ein längerer Extrakt aus einer Friedenspredigt, welche zu Berlin von einem Juden Namens Aaron, Moses Sohn, in der Synagoge gehalten worden. 1763.

ich Muße, mir mit Schreiben und andern Beschäftigungen einen guten Verdienst zu machen. Was Rang und Titel betrifft, da hat mich die Schulmeistersadjunktur gelehrt, darauf Verzicht zu thun. Kein Adreßkalender hat mich noch genannt, und ich bin demütig genug, keinem Kalenderschreiber mit meinem Rang, Titel und Ansehen beschwerlich zu fallen. Ich soll im Staube bleiben und bleibe es gern, weil Gott auf den Wurm, wie auf den Seraph heruntersieht. Wann mir Gott den Vorzug eines edlen Herzens verleiht, wann er mir eine Vernunft giebt, die stark genug ist, meinen Willen unter Stürmen zu lenken, wann er meinen Verstand vor Irrtümern bewahrt, wann er mein Talent belebt etwas zu thun, das noch nach meinem Tode nützt; so will ich gern rang- und titellos sterben; überzeugt daß auch der Titelstaub zu dem Staube kommt, in den unsere Hülle zerfallen wird. Ellwang ist mit lauter jungen Geistlichen besetzt, die mich nach dem Laufe der Natur ganz wohl überleben können, und von dieser Seite habe ich also wenig zu hoffen. Vielleicht daß ich von Ludwigsburg aus ins Limpurgische, mein mütterliches Land, schlüpfen und auf der Erde sterben kann, die mich geboren hat!" — Und später (Nr. 66): „Stille Musenfreude, Amtssorgen, Vertrauen auf Gott, im Gebet — (o nenne mich keinen Spötter, ich bin kein Ocellus Lucanus) sind nun die Hauptzüge des Plans, den ich befolgen werde, und Gottlob! auch befolgen kann."

Der August verstrich, ohne daß eine Entscheidung von Ludwigsburg gekommmen wäre. Offenbar war an dieser Verzögerung auch der Kompetenzstreit über die Besetzung der Stelle schuld; derselbe scheint damit geendet zu haben, daß der Herzog die Ernennung als ihm zustehend erklärte und die Verhandlungen betreffs der Besetzung gleichsam aufs neue vorgenommen wurden. Schubart mußte sich daher in der peinlichsten Verlegenheit befinden, als ihm am 17. August der im Anhang mitgeteilte Beschluß und Rüffel des Ulmer Religionsamts eröffnet wurde.

Endlich, am 1. September 1769 wurde Schubart vom Herzog zum Organisten und Musikdirektor in Ludwigsburg ernannt mit der Auflage, jährlich 100 fl. von seiner Besoldung dem rudedonirten Enslin ad dies vitae zu überlassen.

Haug schildert im Schwäb. Mag. 1777 (Forts. unserer Anmerk. S. 47) den ganzen Vorgang so: „Da nun damals die Vorzüge des Herzogl. Orchesters in Ludwigsburg auch den dasigen Magistrat anfeuerten, ihre Kirchenmusik auf einen guten Fuß zu setzen und die musikalischen Kenntnisse des Präzeptor Schubarts bekannt wurden, so wurde er mit herzogl. gnädigster Genehmigung zum Rector Musices und Organist dahin vociert, und er trug um so weniger Bedenken, den Antrag anzunehmen, als auch dieses Amt ein Teil des Gottes-

dienstes ist und seine weiteren Gaben hier mehreren Raum und Gelegenheit finden konnten, in die Augen der Kenner zu fallen."

Der Danksagebrief Schubarts an Haug vom 12. September (Nr. 64) lautet nicht allzufreudig und zeugt von einer inneren Unsicherheit. Daneben beschäftigt ihn der Gedanke an das äußere Auftreten.

Bei seiner Armut habe er und seine Frau sich seither sehr einfach getragen. Seines Weibes Kleidertracht möge zur Zeit der Höchstädter Schlacht in Stuttgart unter den Hausjungfern endlich noch Mode gewesen sein. Seine eigenen Kleider kommen wohl der Demut eines Theologen zu statten, taugen aber nicht für einen Weltmann. Dann seine Vorsätze. „Nach meinen jetzigen Grundsätzen hab' ich mir vorgenommen, zwischen dem geistlichen und weltlichen Stand zu balancieren, damit mir der Übergang, entweder zur Rechten oder zur Linken gleich leicht bleibe. Man entsagt der Welt, um Gott im Geistlichen zu dienen; ich kleide mich in die Farben der Welt, um — — doch nein! auch ich diene Gott und werde ihm in Ludwigsburg von ganzem Herzen dienen. Meine Denkungsart soll weder durch Kleid noch Stand profaniert werden können. Das Studium bei meiner ersten Erscheinung soll darinnen bestehen, den Großen zu gefallen und Ihnen — meinem Beförderer keine Unehre zu machen.

Am 14. Sept. teilt er seine Berufung seinen Eltern und seinem Schwager mit, diesem sehr kurz, indem er ihm verspricht, am 24. auf einige Tage zu ihm zu kommen.

Der Brief an die Eltern lautet wörtlich:

Geißlingen, den 14. 7bris 1769.

Wertheste Eltern,

Unverhoft erhalte ich die zweite [!] Vocation zum Musik-Rektorat und zur Stadtorganistenstelle in Ludwigsburg, nebst einer Anwartschaft auf das Oberpräzeptorat, wann Herr M. Jahn befördert werden sollte [!].

Ich habe die Stelle angenommen und werde in 8 Tagen zur Beeidigung dahin abgehen. In kurzer Zeit wird mir Weib und Kind dahin nachfolgen. Tausend Gründe haben mich zu diesem Schritt verleitet und ich hoffe von dieser Veränderung alles Gute.

Da ich auf diese Art weiter von Aalen wegkomme; so werde wohl vor einigen Jahren nicht einen Besuch abstatten können. Ich empfehle mich demnach auf das Weitere der Elterlichen Liebe und, da mir vorzüglich mein Bruder Jakob ein schweres Herz macht; so empfehle ich ihn ganz der göttl. Vorsicht. Er kann wieder gesund werden und mich alsdann besuchen. Nimmt ihn Gott indessen zu sich; so sey dieser Brief ein kurzes Lebewohl, biß ich und wir alle ihm nachfolgen.

Hier ist mein Geißlingisches Zeugniß in Abschrift; das Original liegt in Ludwigsburg.

Inzwischen empfehl ich mich bey diesem neuen Schritte dem Elterl. Gebeth und bin hier und dort mit vollem Herzen

Der geliebtesten Eltern gehorsamer Sohn Christian.

In diese Zeit mag Schubarts letzte Predigt fallen, deren er sich später besonders lebhaft erinnerte. Er erzählt in der Lebensbeschreibung:

„Das letztemal predigte ich auf dem Baron von Holzischen Dorfe Bartholomäi[1]), mit solcher Rührung und Wehmut, als wenn ich gewußt hätte daß ich von nun an die Kanzel nicht weiter betreten sollte."

Schubarts Abschied von Geislingen war nach seinen eigenen Worten ein trauriger. Die letzten 14 Tage bestand er, wie er an Haug schreibt (Nr. 65), einen Kampf mit seinen Geislinger Verwandten, der ihm fast das Leben gekostet habe.

„Mein Schwäher — leider ein Mann in **stercore natus ac in trivio educatus** — hat alle Maschinen gebraucht, um mich zurückzuhalten." Zu diesen „Maschinen" gehörte, daß er Böckhs Vermittlung und Hilfe anrief, und Böckh scheint einen „verdammenden" Brief nach Geislingen geschickt zu haben. Diesem schreibt daher Schubart (Samstag den 23. Sept., schon von Ludwigsburg Nr. 66): „Kein schrecklicheres Leiden hätte mir mein Schwiegervater aufbürden können, als daß er es sogar gewagt hat, meinen Busenfreund Böckhen wider mich aufzubringen . . . . Ist dir denn das insolente, stürmische Wesen meines Schwähers noch nicht bekannt genug? Frage einmal unsern sterbenden Jakob in Aalen, der wird dir sagen, daß er ihn einmal erwürgt haben würde, wenn er sich nicht eingesperrt hätte. — Aber zur Verteidigung! — Die Ursache des ganzen Streits ist der Widerwille meines Schwähers gegen diese Veränderung. Aus diesem Grunde lebte ich mit meiner Frau in beständigem Verdrusse, bis mich endlich die Hitze verleitete, meinem Weibe einige Ohrfeigen zu geben. Worauf denn mein Schwiegervater mir ins Haus drang, wider alle Gesetze Weib und Kinder mit sich fortschleppte, mich verklagte und von Ehescheiden und allem demjenigen sprach, was die Wut einem Barbaren eingeben kann. [Ähnlich in der Lebensbeschreibung: Mein trauriger Abschied von Geislingen näherte sich nun. Weib und Kinder hatten mich verlassen und sich zu meinem Schwiegervater begeben; ich hielt mich also bei einem mir sehr ergebenen Geislinger Bürger auf und dachte, ohne Abschied mich wegzustehlen.] Der Herr Obervogt in Geislingen sprach ihm [dem Schwiegervater] zu, sich zu versöhnen, aber er war taub und grausam genug zu fordern, man solle mir alles arretieren, und mich wie ich ging und stand, fortlassen.

---

[1]) Bartholomä auf dem Albuch zwischen Geislingen und Aalen, wo er auch von Königsbronn aus s. S. 19 öfters gepredigt hatte. Der Pfarrer hieß Baumann, an dem er den heitern Freund der Schönheit und Wahrheit, zu jedem Guten gestimmt, schätzen lernte. L.B. I, VI.

Mein Weib kam den Tag vor meiner Abreise nachts vor mein Bette, warf sich vor meine Füße und bat mich mit verzweiflungsvollen Thränen, sie und meine Kinder nicht zu verlassen, sie wollte mit mir selbst das größte Elend einem Glücke ohne mich vorziehen. Ich umarmte sie und wir versiegelten unsere Liebe mit den ernhaftesten Versicherungen. Ich ging noch weiter und schrieb meinem Schwäher ein Billet zu, worinnen ich ihme mein ganz ausgesöhntes Herz darbot und ihm zu verstehen gab, daß ich nichts verlangte als mein Weib und meine Kinder."

Ähnlich in der Lebensbeschreibung:

„Die Nacht aber vor meiner Abreise kam meine Gattin über mein Bette, fiel mit lautem Schluchzen auf mich hin, und konnte vor Schmerz nicht reden, weil sie glaubte, mir den ewigen Abschiedskuß geben zu müssen. Den andern Tag kam sie in meine Wohnung, fiel vor mir auf die Kniee nieder und bat mich mit aufgehobenen Händen: „O Mann, ich bitte dich, werd' ein Christ!" Nie, selbst im dicksten Gedränge der Welt, konnte ich dies kniende Bild und den Ton der flehenden Zärtlichkeit vergessen, und, o wie freut es mich, meine Liebe! daß dein Flehen vor Gott erhört ist — denn Gott hat mich dem stechenden Zweifel entrissen, ich weiß, an wen ich glaube! Ich bin ein Christ!" —

Schubarts Abreise von Geislingen fand am 21. September 1769 statt und war streng genommen illegal, vgl. das Gerichtsprotokoll vom 11. Oktober, Anhang I, 8. Gleichwohl war sie offenkundig und erfolgte in einer für ihn sehr ehrenvollen Weise. Seinem Schwager schreibt er (Nr. 66):

„Ich ging hierauf von Geislingen, und die Thränen, welche die Jugend um mich vergoß, welche scharenweis um den Postwagen stand, sind Zeugen für mich, ob ich mein Amt so gar liederlich versehen habe, wie dir mein Schwäher weis gemacht hat." Ähnlich in der Lebensbeschreibung: „Unter tausend Thränen, durch den langen Reihen meiner Schüler hindurch, von vielen beschenkt und allen gesegnet, und mit schwerem Herzen fuhr ich von Geislingen ab — so in Gedanken versenkt, daß ich mit meinen Reisegefährten kaum ein paar trockene Worte wechselte, ohnerachtet ich sonst ein sehr heiterer, witziger und redseliger Gesellschafter war."

Wir könnten hier den Bericht über Schubarts Aufenthalt in Geislingen schließen, wenn nicht einige Vorkommnisse der nächsten Wochen mit denen, die sich beim Abschied abspielten, in engem Zusammenhang stünden und Schubarts offizieller Abgang erst in den Oktober fiele.

Der Postwagen brachte Schubart durch Eßlingen, aber er fand es rätlicher, seinen Schwager nicht „in der ersten Hitze" zu besuchen, und reiste gleich weiter nach Ludwigsburg, wo er wahrscheinlich am 22. September eintraf und sofort Haug besuchte.

Bei diesem war vor Schubart ein anderer, befremdlicherer Gast aus Geislingen eingetroffen: Bühler hatte an ihn und wie es scheint auch an andere Ludwigsburger ein Verleumdungsschreiben geschickt, das die übelsten Folgen für Schubart haben konnte.

Zwar schreibt dieser an Böckh (Nr. 66):

„Ich war so glücklich, an meinem Haug, der gleichfalls von meinem Schwäher ein entsetzliches Klaglibell erhielt, den aufrichtigsten und redlichsten Freund anzutreffen. Aller Verdacht ist bei ihm verschwunden, und er erstaunte sich nur, daß ich, da ich doch vortreffliche Zeugnisse von Ulm erhielt, allein von meinem Schwäher mit Steckbriefen verfolgt werden sollte" —, aber Strauß hat Recht, wenn er über das Benehmen des Oberzollers urteilt:

„Daß der Schwiegervater durch vorausgeschickte Briefe dem Tochtermann an seinem künftigen Bestimmungsorte das Spiel zu verderben, seine Gönner und Freunde gegen ihn einzunehmen suchte, das war so unverantwortlich wie unvernünftig, und zeigt uns einen leidenschaftlichen Charakter, gegen den wir jetzt noch nachträglich uns geneigt finden manchen Klagen des Schwiegersohnes Gehör zu geben."

Aber selbst einem solch unverzeihlichen Benehmen gegenüber zeigt sich Schubart versöhnlich. Als seine Frau, mit der er sich ja beim Abschied ausgesöhnt hatte, ihm einen Brief schrieb, eilte er — es war vom 10.—12. Oktober — wieder nach Geislingen, um seine Familie zu holen und seine übrigen Angelegenheiten zu ordnen. Er berichtet:

„Meine Frau, von ihrer Liebe zu mir gelenkt, schrieb mir bald und bat mich, sie und ihre Kinder abzuholen. Ich that es, söhnte mich mit meinem redlichen [!] Schwiegervater aus, und nachdem ich aufs neue [d. h. wie 6 Jahre zuvor] ein ansehnliches Geschenk von dem Fürst-Bischof zu Ellwangen erhalten, so zog ich mit Weib und Kindern nach Ludwigsburg — auch auf dieser Reise in düstere Ahnungen versenkt, ob ich gleich den bekannten [damals in Ulm lebenden] Romanenschreiber Korn und einen ungemein lichten und witzigen Fremdling zu Gefährten hatte."

Wohlgemuth und voll der besten Erwartungen war der junge Schubart im Herbst 1763 in Geislingen eingeritten; ernst und versunken in düstere Ahnungen verließ er es 6 Jahre hernach, umgeben von seiner Familie. Die Arbeit, der er im Jahre 1763 entgegen ging, die bescheidenen Verhältnisse, die er gefunden, hatten ihm keine Sorge verursacht; vor dem leichteren Dienste, vor der neuen Lage empfindet er Bangen. Der reifere Mann hat den

Kampf mit sich selbst und den Kampf mit der Welt kennen gelernt. Nicht davor bangt ihm, ob seine Kraft und Begabung ausreiche, den künftigen Anforderungen zu genügen; was ihn beunruhigt, sind die äußeren Verhältnisse und die in ihm aufsteigenden eitlen Wünsche, es ist das Verlangen nach Ruhm und Glück und das Mißtrauen gegen das eigene Ich. Und jetzt war er ganz auf sich selbst gestellt. Als er einst in den Schuldienst eintrat, da hatten es die Verhältnisse so gewollt und es war ihm nicht schwer angekommen, dieses Berufsleben zu ergreifen; jetzt wie er das Amt in Ludwigsburg übernahm, hatte ihm fast alles abgeraten; er hatte seinen Kopf durchgesetzt, er hat eine Stelle gewählt, die mit seinem Bildungsgang nicht ganz übereinstimmte, und er fühlt sich nun für alles was kommt, für alles, was ihm und seiner Familie begegnen wird, verantwortlich. Auch das macht ihm bange. Aber im Ulmischen, das er eben verließ, hätte ihm doch kein Glück geblüht; nach den Erfahrungen, die er mit dem Religionsamt gemacht hatte, mußte er auf einen längeren Aufenthalt in Geislingen verzichten. Was hat ihn seine unermüdliche Thätigkeit in der Schule, was hat ihn sein dichterisches Schaffen dort genützt? War nicht der lebensfrohe Mensch, nicht der Dichter berechtigt, sich eine heiterere Sphäre, einen lohnenderen Wirkungskreis zu wünschen? Und hat er denn auf die geistliche Laufbahn verzichtet? War es ihm mit seinen Absichten auf einen Kirchendienst, auf wissenschaftliche Thätigkeit nicht ernst? Und durfte er nicht auf den langentbehrten Genuß freundschaftlichen Umgangs, nicht auf geistige Förderung durch gebildete Freunde hoffen? Gewiß! Aber er mochte auf seine Hoffnungen selbst nicht allzuviel geben, er mußte sich von dem Druck, den das langjährige vergebliche Warten auf ihn ausgeübt hatte, erst befreien; und er, der am Neujahr „nichts als Irrgänge, in die ihn sein Verhängnis verstrickte," gesehen, war auch jetzt noch voll Mißtrauen gegen seine Zukunft. Und dann — der Aufenthaltsort, dem er seine Familie jetzt zuführte, war ihm ja nicht mehr unbekannt, er hatte sich schon etliche Wochen allein in Ludwigsburg bewegt; kann nicht auch der Blick, den er bereits in das bortige Leben gethan, düstere Ahnungen in ihm hervorrufen?

Ueberblick über Schubarts späteres Leben (1769—1791),

besonders in seinen Beziehungen zu Geislingen.

Als Schubart bei seiner Abfahrt von Geislingen in Gesellschaft seiner Familie und einiger unterhaltender Reisenden die in die leuchtenden Herbstfarben gekleideten Geislinger Berge mehr und mehr seinem Blick entschwinden sah, dachte er wohl nicht daran, daß er künftig noch viel Berührung mit diesem Albstädtchen haben werde. Und doch hören dieselben sein ganzes Leben lang nie auf, ja sie bezeichnen die wichtigsten Wendepunkte in seinen ferneren Schicksalen.

Schubart war 3½ Jahre in Ludwigsburg. Über die ersten 2 Jahre berichten die Briefe, die seltener werden, nichts Besonderes. In dieser Zeit ist der Bruder Jakob im Dezember 1769 von seinen Leiden erlöst worden und am 15. oder 16. April 1770 Schubart ein weiteres Söhnchen geboren, das am 8. Dezember des gleichen Jahres an den Blattern starb.

Schubarts Thätigkeit war eine mehrfache: er spielte — das war sein eigentliches Amt — die Orgel und leitete die von ihm reorganisierte und auf eine hohe Stufe gebrachte Kirchenmusik beim protestantischen Gottesdienst; sodann war er im allgemeinen Lehrer in der Musik, besonders im Vortrag, und fruchtbarer Komponist; er war ferner Schriftsteller, Dichter, besonders ein in und außer dem Land allgemein beliebter Gelegenheitsdichter, und war Dozent der Litteratur, auch in dieser Thätigkeit enthusiasmierter Freund Klopstocks, dessen

Gedichte er sammelte, und Gegner alles Welschen, das er am Hof doppelt hassen lernte, er war endlich — und das zu seinem Unglück — ein gern gesehener, vielbegehrter Gesellschafter, am Hof, bei den hohen und höchsten Herren, bei den Musik- und Theatermitgliedern und beim gewöhnlichen Mann. Es verwundert nicht, daß ihm seine Besoldung von 700 fl. bald nicht reichen will, schon im Oktober 1770 denkt er daran, vom Herzog sich eine einträglichere Stellung zu erbitten und hat in dieser Angelegenheit im August 1771 eine Audienz beim Grafen Montmartin. Ein Stelle in Mannheim, die er mit einem Religionswechsel erkaufen müßte, will er nicht annehmen. Ein historisches [! vgl. S. 105] Kollegium für die vornehmsten Offiziere, das er im Herbst 1771 liest, befreit ihn von weiteren Sorgen.

Und wie steht's — werden wir fragen, nachdem wir Schubarts Seelenleben in Geislingen verfolgt — wie steht's um seinen inneren Menschen? Die Briefe enthalten manchen ernsten Gedanken, manche religiöse Betrachtung. Was seine Aufführung betrifft, so rühmt er sich im Januar 1770 seiner bisherigen Haltung; der einzige Fehler sei, daß er in Gesellschaften mit zu vielem Feuer rede und daß er sich zu urteilen erfreche. Auch sein Schwager Böckh, der öfters nach ihm sah, bezeugt ihm im August 1770 einen guten Lebenswandel. Aber schon macht er, im Febr. 1771, sich über sich selber lustig. Es ist ein teuflischer Hohn, mit dem er schreibt: „Ich bin nunmehr ein Hofmann! Ich freue mich über das Privilegium, dumm und vornehm zu sein" — halb Scherz, halb Ernst; er spottet über das Dorf voll goldener Bauren und ist im Begriff, sich die unsaubere Dorffreiheit — natürlich als Dichter, als Genie! — zu nutze zu machen. Den Ärger über die Etikette hat er abgelegt, doch ohne sich ihr zu beugen oder anzuschmiegen; er hat seine Freude gefunden an dem durch sie verdeckten Genuß. „In Ludwigsburg grenzte damals die Hölle sehr nah ans Paradies. Es war aber so leicht, ein gottseliges Leben daselbst zu führen, als ein ruchloses." Er habe, bekennt er, zwar die Pietisten, die es damals in Ludwigsburg gab, wohl leiden können, gehaßt aber alle Amtsgravität, alles Zurückhalten, jeden Hochblick — er denkt an die Orthodoxen, besonders an Dekan Zilling, den Vorgesetzten mit

seiner „beleidigenden Gravität". So blieb er den solideren Elementen der Einwohnerschaft fern und wankte bald der Boden, auf dem er stand. Langsam, aber unaufhaltsam, ging es mit Schubart abwärts.

„Ich lebte wie ein Italiener, dem man hier fast alles zu gut hielt, verlor mich in den Gesellschaften der Höflinge, Offiziers und Artisten, und setzte dadurch diejenigen aus den Augen, die mein wahres Glück hätten fördern können .... Leichtsinn und Gedankenlosigkeit waren die gaukelnden Dämone, die mich ins Verderben stürzten .... Meine Urteile waren äußerst kühn, stark, meist wahr, aber verwegen; schadeten mir daher mehr, als meine sonstigen Ausschweifungen. Wein und Weiber waren die Skylla und Charybdis, die mich wechselsweise in ihren Strudeln wirbelten ... Mein steter Umgang mit den Virtuosen war beständig Ölguß in mein ohnehin schon wild loderndes Feuer. Ich wurde immer kälter gegen Tugend und Religion, las Freigeister, Religionsspötter, Sittenverächter und Bordelskribenten und teilte — o meine größte, heißeste, schwerste Sünde — teilte das Gift wieder mit, das ich einsog[1]) .... Ich stürzte von Schande in Schande, ward [!] unverschämt, geil, träge zum Guten, froh, daß ich die papierene Schanze des Unglaubens zur Bedeckung meiner Ausschweifungen aufwerfen konnte, erstickte sogar das Menschengefühl, ward ein Rebell, der sich gegen alles Heilige empörte und endlich, mit allen meinen schönen Gaben, mir und meinen Freunden zur Last wurde!

Wer sollte glauben, daß unter allen diesen Stürmen mein Gewissen doch niemals entschlummerte? Es war nur betäubt, und bei mehr als bei einem Anlaß stand es auf in mir und gab mir einen Richterblick, der schneller als der Blitz und brennender und flammender durch meine Seele flog."

Ein solches Erwachen des Gewissens bezeugt der Brief an Böckh vom 26. August 1771 (Nr. 88): „Diese sorgfältige Intuition meiner selbst, diese genaue Reflexion über mein Leben, meine Thorheiten, Fehler, Sünden, Unglücksfälle 2c. 2c. machen mich so grämisch, daß ich dicht am Abgrund des Selbsthasses herumschwindle und alles lieben kann, nur mich nicht.

Meine äußerliche Situation hat sonsten eine sehr gute Außenseite; aber mein Herz bleibt bei all diesem Prunke leer, ich suche Ruhe und finde sie nicht, Tugend, und der Lärm verjagt sie — Zu diesem Gemütszustande kommt noch ein siecher Körper, den ewige Kopfschmerzen, verdorbene Säfte, schlaffe Nerven und Verstopfungen quälen. O Scherz, du Gefährte meines vorigen [!] Lebens, wo bist du hin? Trüber Ernst, Schwermut, Schmerz, mürrisches Wesen und finstere Reflexionen einer finstern Seele sind die Furien meiner gegenwärtigen Tage. — Mich dauren meine Kinder, mich dauert mein Weib, das ich recht von Herzen lieb habe, mich dauren meine Freunde, daß ich ihnen nicht zeigen kann, wie lieb ich sie habe, und wie gerne ich sie glücklich

[1]) Also nicht in Geislingen!

und froh machte. Aber der Gott meines Herzens wird mir wieder Ruhe und den Meinigen Freuden schenken; das hoffe ich zu meinem Gott, den ich, aller Zweifelsucht zum Trotze, unaussprechlich liebe."

Als Schubart diesen merkwürdigen Brief an Böckh schrieb, befand sich seine Frau in Geislingen; es war im August 1771, wo sie bei ihren Eltern wohl den ersten Besuch seit ihrer Abreise machte. Manches mag dort hin und her geredet worden sein und der alte Bühler wird bei ihren Erzählungen oft den Kopf geschüttelt und seinen Groll nicht verborgen haben. Doch kehrte die Frau Ende des Monats nach Ludwigsburg zurück. Aber Schubarts Leben und Treiben nahm seinen Fortgang, ja es scheint gerade von jetzt an immer wüster geworden zu sein. Das Nähere hierüber wissen wir nicht.

Die Selbstbiographie vermengt den Vorgang des Dezember 1771 und des Frühlings 1772 wegen ihrer Ähnlichkeit und die Briefe, die überhaupt vom April 1772 bis September 1774 schweigen, schildern nur den ersteren. Und dieser bestand darin, daß seine Frau, nachdem er sie einmal in der Trunkenheit beleidigt, d. h. wohl, thätlich mißhandelt hatte, einige Tage hernach, obwohl er sie wehmütig um Verzeihung gebeten hatte, seine Abwesenheit benützte, mit ihren Kindern nach Geislingen zu entfliehen. Man mag diesen Schritt auffassen als in der Verzweiflung gethan; aber die langsame, sichere Vorbereitung läßt auf einen längst gefaßten Plan schließen und spricht nicht sehr zu Gunsten der allerdings schwer geprüften Frau.

Schubart selbst, im ersten Augenblicke empört und reumütig zugleich, schreibt (Nr. 90): „Ich habe viel verdient, aber nicht soviel" und (Nr. 93) „Ich weiß, daß ich sie oft schwer beleidigt habe; Gott aber und sie werden es mir verzeihen. Mein Herz besaß mein liebes Weib immer ungeteilt und soll es auch ewig so besitzen." Dann ärgert er sich wieder über die Rücksichtslosigkeit seiner Frau (Nr. 94) und über ihren niederen Horizont, daß sie es vorziehe, in Geislingen sich herumzutreiben und ihrer Weißroßwirtin in der so wichtigen Verpflegung der Postknechte und Bedienung von Weißgerbern und Schneidern beizustehen, statt dem noblen Umgang in Ludwigsburg sich anzubequemen. In seiner Not und Verlegenheit ließ er es sich einmal beikommen, mit Spezial Zilling, seinem

Vorgesetzten, den er sonst so wenig leiden konnte und so oft verspottete, zu verkehren, vielleicht gar geistlichen Trost zu holen. Es wäre besser gewesen, diesem Herrn keine Handhabe zu bieten. Es wäre aber auch besser gewessen, wenn Frau Schubart entweder in Ludwigsburg — oder in Geislingen geblieben wäre; denn ihren Mann zuerst 2—3 Monate in dem wollustverpesteten Sodom zu lassen und nachher sich wieder mit ihm zu vereinigen, war gleich unvorsichtig. Sie kam nämlich Ende Februar oder anfangs März 1772 wieder nach Ludwigsburg zurück; aber nur, um bald in eine länger dauernde, Leib und Geist verzehrende Krankheit zu verfallen und dann von ihrem Vater nach Geislingen heimgeholt zu werden.

„Laut schlägt (Nr. 97) mein Gewissen empor, wenn ich denke: vielleicht bist du der unselige Urheber ihrer Schmerzen! Vielleicht hast du durch deinen Leichtsinn, deine Thorheiten und Laster das beste Weib vom Gipfel [?] der Gesundheit herabgerissen und sie zu einem ächzenden Gerippe gemacht." Zu dieser Selbstanklage hatte er guten Grund; seine galanten Abenteuer, zu denen ihm sogar die Klavierstunden Gelegenheit boten (1772 „instruierte er" z. B. die Frau von Leutrum, eine Mätresse des Herzogs), zogen ihm zweimal eine schändliche Krankheit zu und so ward auch seine Gattin angesteckt. — „Mein Weib versank in düstere Schwermut, weinte, seufzte stumm gen Himmel; ihr redlicher Vater holte sie und meine Kinder ab und vergoß bittere Thränen. „„Warum soll Ein Mensch mehrere unglücklich machen?"" seufzte mein Weib." —

Diese zweite Entfernung fällt wohl in den Sommer 1772. Am 22. April war die Frau noch krank in Ludwigsburg gewesen. Schubart hatte seinem Schwager, der an Thilos Stelle zum Rektor in Nördlingen berufen worden war, und seiner Schwester Jakobine in dem Abschiedsbrief nach Eßlingen, der zugleich auf mehrere Jahre der letzte Brief ist, den uns Strauß mitteilt, seine und ihre Abschiedsgrüße geschickt.

Öfters begegnet es in Schubarts Leben, daß von einem und demselben Punkt mehrere für die Zukunft wichtige Beziehungen und Fäden auslaufen, die anfangs kaum beachtet werden, aber später immer mehr an Bedeutung gewinnen. Wir finden dies bei seiner Verheiratung, bei seiner Freundschaft mit Häckhel, bei seinem Verhältnis zu Haug, bei seinem Unglück mit dem Neujahrswunsch, bei seinem Ludwigsburger Besuch, bei seiner Berührung mit dem Dekan Zilling und mit dem Herzog, bei seinen späteren Beziehungen zur katholischen Geistlichkeit u. s. f. So bedeutete auch der Weggang

Böckhs von Eßlingen nicht nur den Verlust eines Freundes, eines guten Genius, sondern er war nach einer andern Hinsicht verhängnisvoll: ein Mädchen aus Aalen, namens Barbara Streicher, die vorher bei Böckh in Dienst gestanden hatte, wurde nicht mit nach Nördlingen, sondern von Schubart nach Ludwigsburg genommen, gerade während der Krankheit seiner Frau. Als nun diese sich zum zweitenmal nach Geislingen begeben hatte, führte jenes Mädchen des Organisten Hauswesen, wohl mehrere Monate hindurch. Schubart lobt ihre Thätigkeit am 20. Juli 1772. Seine Frau lag in Geislingen „an einer gefährlichen Maladie" schwer darnieder und wurde im August von der Schwester Jakobina besucht. In dieser Zeit nun war es, daß Schubart in den liederlichsten Lebenswandel versank. In dieser Zeit war es auch, daß Schubart eine uns noch erhaltene Selbstanklage (Nr. 92) verfaßte, worin er sich der stärksten Sünden gegen Gott und die Menschen beschuldigt. Auf die Kunde von diesen Vorgängen, welche auch eine Reise der Jakobina nach Ludwigsburg verursacht hatte, litt es die Frau nicht länger in Geislingen, sie kehrte, wohl anfangs September, zurück, aber nur um Zeuge eines Vorfalls zu sein, der sie im Innersten empören mußte. Schubart schildert ihn so:

„Meine Vorgesetzten waren meiner müde, und ergriffen die nächste Gelegenheit, mich wegzuschaffen. Ein verdächtiger Umgang mit einem Mädchen gab ihnen bald Anlaß, mich vor Gericht zu fordern und ins Gefängnis zu werfen. Mein einziger lieber Sohn war aber damals tödlich krank. Mein Weib — denn sie war wieder von Geislingen zurückgekommen, und betete still seufzend zu Gott um meine Bekehrung — schmachtetete an seinem Bett, als ich wie der gemeinste Missethäter in Turm geworfen wurde." Die Untersuchungshaft ergab keine genügenden Anhaltspunkte, Schubart mußte freigesprochen werden, zum Ärgernis des Dekans.

Daß ihm nun aber auch seine Frau „verzieh, mit Thränen in ihre Arme schloß und flehte, er möge durch vorsichtige Tugend sich und sie vor dergleichen bitteren Ahnungen bewahren," scheint uns ein Beweis dafür, daß jetzt die Frau den richtigen Weg zur Behandlung ihres Gatten gefunden. Aber, mochte Schubart diesmal sogar unschuldig gewesen sein, mochte er von jetzt an sich jener Tugend befleißigen; — der Stein war im Rollen.

„So leicht wie ich hat es noch niemand seinen Feinden [also

doch!] gemacht. Ich ging am hohen lichten Mittag in ihre Falle." Seines liederlichen Lebenswandels wegen hätte ihm der Hof kaum etwas angethan. Aber „ein satirisches Lied, das ich um diese Zeit [Januar 1773] auf Veranlassung eines andern auf einen wichtigen Hofmann machte, noch mehr eine Parodie der Litanei die [von Zilling, der sich darin persönlich beleidigt sah] noch schlimmer gedeutet wurde, als sie gemacht war, bestimmte meine Vorgesetzten, mir meinen Abschied zu geben und mir sogar das Land zu verbieten." Daß der Herzog, indem er den diesbezüglichen Erlaß ausstellte (21. Mai 1773) nicht handelte, ohne darüber mit Franziska gesprochen zu haben, daß also schon damals Franziska zu Schubarts Gegnerschaft gehörte, ist zwar nur eine Vermutung, aber eine solche, die auch geeignet ist, des Herzogs späteres Verhalten mit zu erklären.

Schubart „folgte diesem Befehl auf der Stelle, stürmte im Unsinn der Betäubung aus Ludwigsburg hinaus und hinterließ Weib und Kinder, von denen er nicht einmal Abschied nahm"[1]). Seine Frau blieb noch einige Zeit in Ludwigsburg, ohne Hilfe von seiten der Menschen, den bittersten Vorwürfen der Feinde Schubarts ausgesetzt, in allen Gesellschaften als Bettlerin angesehen, kalt bemitleidet und heiß verachtet und zog mit ihren Kindern sich auf Gott verlassend der Heimat zu.

In Geislingen in ihres Vaters Haus fand sie ein Lazaret, indem ihre Mutter und ihr Bruder am hitzigen Fieber tödlich krank lagen; sie pflegte dieselben, wurde selbst von gleicher Krankheit ergriffen und wußte nicht, wohin das Schicksal ihren Gemahl verschlagen hatte.

Fast 2 Jahre 1773—1775 lebte Schubarts Familie im heimatlichen Geislingen.

Nur selten erhielt sie eine Kunde von dem in der Fremde irrenden Mann, der sich zunächst in Heilbronn, Heidelberg, Schwetzingen und Mannheim aufhielt. Von Mannheim, dem Sitz des Kurfürsten von der Pfalz, bezw. von Schwetzingen aus, traf einmal bei der Kranken, gerade während sie einige schreckliche Tage sinnlos in ihren Qualen hinbrütete, ein sehr inhaltsreiches Geldpaket ein:

---

[1]) Nach dem Schluß von XII und XV.

es waren die Geschenke, die Schubart von dem Kurfürsten Karl Theodor und von einem Gönner, Grafen von Schmettau, erhalten hatte, als er sich dort verabschiedete, um mit dem kurbairischen Gesanden, Baron von Leiden, nach München zu reisen. „Als meine Frau, erzählt Schubart, das erstemal wieder die Augen zum neuen Leben aufschlug, so stammelte sie die Frage: „Wo ist mein Mann?" Und eben da bot ihr der treue Vater, der sie nie verließ, einen Brief von mir ins Bette, der sie mehr erquickte, als alle Arzneien ... Meine Kinder gingen in die Geislinger Schule, standen manche Stunde zu Haus vor meinem Porträt und wollten es mit ihren Thränen und liebevollen Ausdrücken ins Leben rufen." Vgl. hierüber des Sohnes Bericht in Anhang XV.

Den Danksagungsbrief seiner Gemahlin erhielt er in Affingen bei Augsburg auf dem Weg nach München.

Es handelte sich eben damals darum, ob er sich entschließen könne, seinen Glauben zu wechseln, um in Kurbaiern, wo die Jesuiten gestürzt worden waren, irgend eine Stellung zu erhalten. Der Baron hatte Grund, es von Schubart zu erwarten; in dieser Hoffnung hatte er ihn auf- und mitgenommen. Im Oktober 1773 gelangten sie nach München, wo nun für Schubart nach der Wanderung ein längerer, äußerlich ruhiger Aufenthalt folgte. Und doch — nie peinigte Schubart der Drache Hypochondrie mehr als in diesem ruhigen Winter zu München; teuflische Gedanken schwärzten seine Seele. — „Aber was wird aus deinem Weibe und deinen Kindern werden." Dieser einzige Gedanke hielt ihn von Gewaltthat zurück. „Ich schrieb um diese Zeit einen sehr wehmütigen Brief an meine Frau, der sie, statt des Trostes, noch grausamer niederdrückte. Meine Sonnenferne war München. Nirgends war ich so unfähig zum Guten. Nichts, nicht einmal ein Brief wollte mir gelingen." — Bald sah sich Schubart der Schwierigkeit einen Entschluß zu fassen überhoben. Nachrichten aus Stuttgart, die auf erfolgte Anfrage eintrafen (Zilling?), warnten vor dem religionslosen Mann und man beeilte sich in München ihn fortzuschicken.

Im März 1774 ist Schubart in Augsburg. Gleich nach seiner Ankunft schreibt er seiner Frau nach Geislingen, daß er nach Stockholm gehen wolle. Doch gefiel es ihm in Augsburg

sehr wohl. Ein gefälliger Freund, den er noch von Geislingen her kannte, suchte ihn zu bereden, daselbst zu bleiben. Am meisten aber bestimmte ihn zum Bleiben ein Brief seiner Frau, die wehmütig bat, sie nicht zu verlassen, nicht so in die Weite hinaus zu irren, sondern in der Nähe zu bleiben. Dies wirkte mehr als alle Beredsamkeit seiner neuen Freunde und er entschloß sich zu bleiben. Buchhändler Stage, dem ein schwäbisches Journal gescheitert war und für den Schubart zunächst nur einen Roman zu schreiben anfing, nahm Schubarts nur so im Vorübergehen gemachten Vorschlag an, eine Deutsche Chronik herauszugeben. Das erste Stück erschien den 31. März 1774 und rasch stieg der Absatz. Aber „kein Gewerb konnte für einen Menschen wie ich war .... gefährlicher sein als das Gewerb eines Zeitungsschreibers."

Ein Vorspiel künftiger Angriffe und Verfolgungen war es, daß infolge einer unvorsichtigen Äußerung über die Freiheit in Deutschland der Druck der Zeitung in Augsburg vom Bürgermeister der freien Reichsstadt verboten wurde und in Ulm fortgesetzt werden mußte. Als Musiker, Vorleser und Dozent sollte Schubart in Augsburg ein reiches Feld der Thätigkeit finden.

„Nirgends war ich beschäftigter als hier. Ich gab Lektionen auf dem Fortepiano; ich spielte auf Orgeln, Flügeln und Klavieren allenthalben mit Beifall; ich gab Vorlesungen über die schönen Wissenschaften und Künste, hatte Gelehrte- und Künstlerversammlungen in meinem Haus, las .. und studierte . gab Fremden Besuch, nahm Besuch, schrieb meine Chronik mit immer wachsendem Beifall fort; machte auch Vorreden, Einleitungen zu andern Werken, Gelegenheits- und andere Gedichte häufig, bald gut bald schlecht, je nachdem meine Seele gestimmt war.

Einige junge Kaufleute baten mich um eine für sie begreifliche Enzyklopädie; ich entsprach ihrem Ansuchen." Ebenso verfaßte er einen Grundriß der schönen Wissenschaften, der ein Handbuch für alle Künstler hätte werden sollen. Besonders aber rühmt er sich seiner Klopstockvorlesungen.

Da ihm die vielen Geschäfte reichlich bezahlt wurden, so konnte er — ein Labsal für sein Herz — seine arme Familie in Geislingen wieder unterstützen. Diese scheint sich nunmehr mit ihm ausgesöhnt zu haben; Weib und Kind durften sich wenigstens der Nähe des Gatten und Vaters freuen; ja der neunjährige Ludwig wurde ihm auf seine Bitten zugeschickt, um so eher, als man

in der Familie Grund hatte, mit des Knaben Lehrer, Schubarts Nachfolger, nicht zufrieden zu sein. Schubart that seinen Sohn zum würdigen Rektor Mertens in die Schule. Auch die Eltern in Aalen vernahmen mit Freuden vom Wohlergehen Christians. Der Vater sammelte selbst Abonnenten für seine Chronik, starb aber im Sommer 1774. Mit Böckh in Nördlingen begann Schubart wieder zu korrespondieren. Es schien sich alles für Schubart gut anzulassen. Aber sein Unglück war, daß er mehrere Angriffe gegen den in Augsburg noch nicht verbotenen Jesuitenorden richtete. Es kam von seiten der Jesuitenzöglinge zu Exzessen. Der katholische Senat trat gegen Schubart auf, der protestantische und seine Anhänger, darunter auch viele Katholiken, suchten ihn vergeblich zu beschützen; da gab ihm der erzürnte Bürgermeister von Rehm, vor den er gerufen war, den Befehl, die Stadt augenblicklich zu verlassen. Nach einem eiligen, aber ehrenvollen Abschied von seinen Freunden und Schülern lenkte Schubart seine Schritte nach Ulm. Der edle Häckhel hatte für die Übersiedlung gesorgt. Dies war im Januar 1775.

Nach einigen Wochen waren die Verhältnisse so geregelt, daß Schubart daran denken konnte, seine Familie wieder zu sich zu nehmen; übrigens empfand er es als großen Verlust, daß im Februar sein Freund Häckhel starb s. S. 70. So reiste er denn nach Geislingen, wohl im Februar, das er nach mehr als 5jähriger Abwesenheit zum erstenmal wieder betrat.

„Mit diesen schwermütigen Empfindungen, die mich wie in Leichengeruch einhüllten, fuhr ich nach Geislingen, um nach 2 Jahren meine Gattin wieder zu sehen. Ich trat ins melancholische Zimmer, wo sie kränkelnd beim Nähpulte saß und Wünsche für meine Wohlfahrt träumte. Sie fuhr auf, als sie mich sah, streckte die verlangenden Arme nach mir aus und verstummte, bleich wie eine Leiche.

„Da hast du deinen Herumschwärmer", sagte ich und warf mich in Sessel. „O,'s ist gut, daß du nur da bist" erwiderte sie im zärtlichsten Ton der Liebe. Sie weinte, und ich saß wie ein Stock, gegen Donner und Regen abgehärtet. — „Willst du mit mir, sag's, ich bin nun in Ulm. Der Sturm hat mich auch aus Augsburg gejagt. Was ich habe, ist dein!" „O ja, ich will mit dir und nur der Tod soll uns zum zweitenmal scheiden." — Sie führte meine Kinder herein.

„Nun dürft ihr nimmer mit eures Vaters Porträt reden, da ist er selber!" — „O Papa, Papa!" zitterten mir die Stimmen der Unschuld entgegen.

... Ich ging nun zu meinem redlichen Schwiegervater; der zwar etwas kalt that, aber doch im Herzen so heiß für mich fühlte, als wäre ich nie ein Verbrecher gewesen.

„Nun willst du Frieden suchen mit Gott und aller Welt!“ Das war's, was ich tief in der Seele dachte, schwur — und nicht hielt. ... Weib und Kinder zogen mir nach und vom Augenblick der Wiedervereinigung mit meiner Familie begann eine gewisse Ruhe und Stille meines Herzens, die ich seit vielen Jahren nicht empfunden hatte.“

Von Ulm aus kam Schubart in den nächsten 2 Jahren noch einigemal nach Geislingen.

Sicher ist dies vom Osterfest 1776: „Möchtest nicht, schreibt er an Professor Miller, mit Herrn Frauenknecht [Löwenwirt in Geislingen] herausfahren? Schau, Engel, s'kost' Dich nichts und ich und mein Schwiegervater öffnen die Arme dich zu empfangen!“

Einen anderen Besuch schildert er uns in der Lebensbeschreibung:

„Meine letzte Exkursion [4. und 5. Nov. 1776] war in Gesellschaft des Herrn von Heilbronner, von Sürmann aus Danzig und des [heidelbergischen] Konsistorialrats Mieg, der eben von Wien kam, nach Eybach zum Grafen von Degenfeld[1]). Die freie, heitre, sachreiche Redseligkeit meines lieben Mieg und die ernstere Laune meiner andern Gesellschaft machten mir diese kleine Reise zu einem Spaziergang unter Blüten und Lerchengesang. Ich bewunderte in Eybach die Anlagen des liebenswürdigen Grafen, der Geschmack mit landwirtschaftlichem Nutzen so sinnreich zu verbinden weiß, staunte den schrecklichen Felsen an, der über seinem Garten hängt [Himmelsfelsen], auf den ein zweiter Falkonet die Statue unsers großen Friedrich stellen könnte. — Noch mehr als das lebendige Weben der schönen, aber seelenlosen Natur erfreute mich der Umgang mit der Gemahlin des Grafen, die ich schon lange in der Gallerie meines Herzens unter den großen Seelen aufgestellt hatte. Ihre weise Kinderzucht, der Geist der Ordnung, der von ihr ausgeht, ihr ins Große gehender Geschmack, ihr ausgereiftes männliches Urteil und selbst ihre nicht selten etwas bizarre Laune haben mir diese Gräfin so schätzbar gemacht, daß ich sie auch im Kerker, in den trübsten Stunden meines Lebens nicht vergessen konnte.

Auf dem Rückwege [der Rückfahrt durch Geislingen] sah ich meinen lieben Schwiegervater zum letztenmal [bis 1779 gerechnet, da Schubart dies im Gefängnis schrieb] — noch steht er vor mir mit dem redlichen Antlitz von grauen Locken umflogen; noch drücke ich ihm die Hand und ruf' ihm zu:

---

[1]) Im Tagebuch des Grafen August Christoph heißt es vom 4. November 1776: „Nach 12 Uhr ist Herr von Heilbronner von Ulm mit Hr. Soersmann von Danzig, Kirchenrath Mieg von Heidelberg und Professor Schubarth von Ulm zu uns kommen und sind bey uns über Nacht blieben.“ Mitteilung von Kurt, Graf von Degenfeld-Schonburg.

„Leben Sie wohl, teurer Vater." — Der Wagen donnerte über die Steine weg, und ich sah ihn nicht wieder."

Doch — Schubart sollte ihn wieder sehen, wenn auch erst nach 11 Jahren.

Kurze Zeit nach jener fröhlichen Fahrt hatte Schubart eine andere zu machen, die schlimmste, die ein freier Mann antreten muß: die Reise in den Kerker.

Am 23. Januar 1777 ward Schubart einem Erlaß des Herzogs Karl von Württemberg zufolge aus dem Gebiet der freien Reichsstadt Ulm von dem Klosteroberamtmann Scholl nach dem württembergischen Grenzstädtchen Blaubeuren gelockt, dort von einer Kommission in Haft genommen und in schleuniger Fahrt über Kirchheim auf die Festung Hohenasperg gebracht.

Die schwierige Frage warum? zu behandeln, ist hier nicht der Ort. Man könnte kurz antworten: wegen seiner Chronik. Haß und Rachsucht der Jesuiten, vielleicht (doch den archivalischen Nachforschungen Wohlwills zufolge nicht nachweisbar, s. Archiv XV) kaiserlich österreichische Hofpolitik unter Maria Theresia und Privatmalice des kaiserlichen Ministerresidenten von Ried, persönliches Interesse des Herzogs und seiner Franziska, möglich auch der Einfluß des Spezials Zilling, sodann die Furcht jener Zeit vor der Wahrheit und dem freien Wort, die Schutzlosigkeit eines Zeitungsschreibers, die Rechtlosigkeit eines Limpurgers, endlich noch Verleumdung und Betrug, dies und noch vieles andere [1]) hat dazu zusammengewirkt, daß der Herzog sich entschloß, „die menschliche Gesellschaft von diesem unwürdigen und ansteckenden Glied zu reinigen." Ist aber das was der württembergische Despot über seinen rebellischen Unterthanen

[1]) Wir wollen nur auf zwei seither unbenützte Stellen in der Chronik 1776 hinweisen, welche Schubart am kaiserlichen und am württembergischen Hof in das schlimmste Licht setzen mußten, so oft er sich auch bemühte, Joseph und Karl Eugen wieder zu rühmen. Im Traum „aus dem 20. Jahrhundert", den er allerdings einem Engländer nachzuschreiben behauptet, heißt es S. 338 (Mai): „In Teutschland herrscht Kaiser Friederich, der die Preußischen und Österreichischen Staaten zusammen besitzt." [!] Mit dem Gedicht Pfeffels „Das Eingebinde" S. 736 (November 1776) verhöhnt er die Prinzen unter dem Bild des jungen Löwen, welchem der Esel ein Loblied, der Tiger Blutgier, der Fuchs Treulosigkeit, der Geißbock „die Kunst, zum Zeitvertreib der Witwe Kind, des Armen Weib hochfürstlich zu entehren" und der Salamander Molchpomade spendet, auf daß ihm, wenn er einst krepiert, kein Höllenfeuer schade.

von ehedem zu verhängen sich erlaubte, auch empörend, ja fast unmenschlich, so scheint es doch, als hätte dem Dichter noch Schlimmeres gedroht, wenn er in andere Hände, zumal wenn er in die der Jesuiten gefallen wäre. — Im zweiten Jahr wurde die Haft etwas erleichtert und später hatte Schubart Festungsfreiheit und reichliche Gelegenheit zu poetischer und musikalischer Thätigkeit. Allmählich lernte er sein Unglück als selbstverschuldet betrachten und die Mitwelt sah mehrere Jahre lang gelassen zu, höchstens zu einer devoten Bitte um Freilassung sich aufschwingend. So sehr knechtete der Absolutismus damals die Gemüter.

Frau Schubart durfte — ein schwacher Trost in ihrem unendlichen Jammer — bald erfahren, daß der Herzog ihr ein Jahresgehalt von 200 fl. ausgesetzt und ihre 2 Kinder in die Akademie in Stuttgart aufgenommen habe. Nach Stuttgart begab sie sich auch wenige Wochen nach ihres Mannes Verhaftung und lebte dort die 10 Jahre über. Mit ihren Kindern durfte sie jedoch mehrere Jahre lang nur spärlich verkehren, mit ihrem Gemahl bis 1780 gar nicht, bis 1785 nur brieflich.

Auch jetzt hören die Beziehungen zwischen Schubart und Geislingen nicht ganz auf. Hauptzoller Bühler macht in einem Schreiben vom 16. August 1777 an den Stadtschreiber Schubart in Aalen Vorschläge zu Schritten, die man behufs der Befreiung Schubarts thun könne. Zu verschiedenen Zeiten weilt Frau Schubart in Geislingen, so im September 1778, im Juni und September 1783, ferner im Juni 1785 und Herbst 1786; mehrere Briefe Schubarts sind nach Geislingen gerichtet, so das schöne Beileidsschreiben an seine Frau beim Tod von deren Schwester Katharina, verh. Rösch, der Weißroßwirtin, † Juni 1783, 42 Jahre alt, s. Arch. XV, S. 155. Und oft mochten seine Blicke von der Höhe mit ihrer prächtigen Rundschau zu dem blauen Gebirgswall der Alb hinüberstreifen und die Berge in der Nähe Geislingens suchen.

Als Schubart plötzlich die merkwürdige Erlaubnis bekam, seine Gedichte, die mehrfach nachgedruckt wurden, selbst herauszugeben, wobei freilich der Hauptgewinn nicht ihm, sondern der akademischen Druckerei, also der stets bedürftigen herzoglichen Kasse zufiel, und als im Juni 1785 Subskribenten gesammelt wurden, da fanden

sich auch in Geislingen 16 Besteller, darunter der neue Obervogt von Schad, die beiden Bühler, Provisor Kieser (ein Schwager Schubarts), Löwenwirt Frauenknecht, sowie mehrere Beamte und Kaufleute. — In dieser Ausgabe bilden jedoch solche Gedichte, die aus der Geislinger Zeit stammen, nur einen sehr kleinen Teil des Inhalts. Was von denselben neu abgedruckt wurde, sind hauptsächlich Todesgesänge und die Kaiserode; aus den Gelegenheitsgedichten, den Zaubereien und dem Neuen Rechtschaffenen dagegen sind auch bessere Sachen nicht aufgenommen. Den Hauptinhalt bilden Gedichte aus der Ulmer und Asperger Periode, die allerdings, wenn auch nicht durchgängig, so doch im allgemeinen die Geislinger Produkte an Bedeutung überragen.

Endlich, am 11. Mai 1787, ward Schubart frei; Franziska selbst war so — liebenswürdig, ihm mitzuteilen, daß die Haft zu Ende sei. Der Herzog mochte gemerkt haben, daß sein Widerstand gegen die jetzt immer lauter werdende Forderung, den Dichter freizugeben, nicht länger fortgesetzt werden dürfe; er konnte sich ja auch mit dem Gedanken beruhigen, sein Erziehungswerk durchgeführt zu haben. Schon seit November 1786 hatte sich der preußische Hof für Schubart verwendet, womit die Anstellung Ludwig Schubarts als preußischer Legationssekretär im Februar 1787 zusammenhing. Die Befreiung verschob sich noch etwas, weil, wie Karl am 30. Dez. 1786 sich entschuldigte, „Umstände sie verzögerten,“ oder, wie Franziska an die Dichterin Karschin schrieb (Nr. 253), der Herzog sich vorgenommen hatte, ihm zugleich einen Wirkungskreis für seine Talente anzuweisen und für die Bedürfnisse des Lebens zu sorgen, oder, wie Strauß bemerkt, ihm durch ein Stück Brot den Mund zu stopfen. Entzückt stieg Schubart am 18. Mai vom Hohenasperg hernieder, entzückt empfing er die zahllosen Huldigungen und die Anstellung als Hof- und Theatraldichter in Stuttgart, und als der Herzog ihm in der Audienz versprach, väterlich für ihn zu sorgen, so hauchte dies eine Wort allen Groll gegen ihn aus seinem Herzen weg. Seine Aufgabe war nun, im Lesen, Deklamieren, in der Mimik, Pathognomik und in der theatralischen Musik Unterricht zu erteilen; nebenbei schrieb er, schon vom Juni ab, wieder die Chronik, deren Reingewinn jedoch der akademischen Druckerei zufiel.

Im Herbst dieses Jahres drängte es ihn, Verwandte und Bekannte in Geislingen, Ulm, Aalen auf einer Rundreise aufzusuchen, wozu er etwa 14 Tage verwendete. Er machte dabei seinen letzten Besuch in Geislingen. Diesen schildert uns nachfolgender Brief vom 18. November 1787 (Nr. 274):

Ich hätte dir, liebster Sohn, lange schon geschrieben, wenn ich nicht erst eine kleine Exkursion zu meinen Freunden in Geislingen, Ulm, Aalen hätte machen wollen, um dann meinem Briefe mehr Interesse geben zu können. Diese Exkursion ist vorüber und gewährte mir Tage, deren Erinnerung die dunkelste Wolke meines Lebens vergülden könnte. Meine Gefährten waren die Mutter, das Julchen [nunmehr Hoftheatersängerin] und Kaufmann [Kammermusikus, Julchens Bräutigam], der nun als ein Teil unserer Familie zu betrachten ist. Wir machten die Reise durchgängig mit der Extrapost, und überall trat ich so auf, daß der Kontrast zwischen dem ehmals gefangnen und nun freien Schubart desto schärfer auffiel. Wie neugeboren schwamm ich dahin und oft hätt' ich weinen mögen, aber Thränen des Danks und der Freude, daß mir Gott nach so langwierigem Elende die Wonne des Wiedersehens meiner so unaussprechlich geliebten Freunde aufbehielt.

In Geislingen war die ganze Stadt im Aufruhr, als mein Wagen am Zollhause still hielt. Unser guter Ahnherr stand in der Verklärung der Freude, mit Silberlocken umflossen, am Kutschenschlage, und die Ahnfrau zitterte unter der Hausthür, vom Gewichte des Muttergefühls belastet. Bald umrauschten mich die jüngern Freunde alle, mit ihren Weibern und Kindern, und ich griff da nach einer Hand, ließ dort eine sinken, um der andern ausgestreckte, liebebebende Hände auch zu fassen. Drei Tage blieb ich in Geislingen [wahrscheinlich 20.—22. Oktober] und schlief da wenig Stunden, um wachend all die Lieb und Freundschaft zu genießen, die man mir da so reich und mit so unnachahmbarer schwäbischer Treuherzigkeit erwies. Hr. Obervogt von Schad, Visier Wagner und sonderlich der Stadtschreiber, von dessen Fenster aus ich aufs neue alle Reize der romanesken Gegend einsog, bewirteten mich mit großem Aufwande. Die Schulstube war öfters so voll, daß man kaum stehen konnte, und vor den Fenstern drängten sich andere Scharen zusammen, um mich zu sehen und zu hören; denn ich und das Julchen sangen da Volkslieder und Choräle, mit des alten Kantors Flügel begleitet. Eine rührende Szene war's, als sich im Ochsen meine ehmaligen Schüler um mich her stellten und mir mit Thränen für den ehemals genossenen Unterricht dankten. Ich lege dir hier, um der Seltenheit wegen, die Abschrift eines Briefes bei, den mir ein Bürger beim Abschied zuschickte. Dein Name, Herzenssohn, wurde da oft genannt, und beim lautschallenden Mahle deine Gesundheit getrunken. Dem Altvater schimmerte immer der Blick, wenn er den Namen Ludwig aussprach. — Der Abschied war trüb und traurig; denn wahrscheinlich sah ich den redlichen Alten und seine sorgliche Hausmutter zum letztenmal in diesem Leben.

Doch rissen wir uns los und der Wagen rollte nach Ulm. Unterwegs speisten wir mit dem Amtmanne Kiderlen in Lu[i]zhausen, der im 74. Jahre seines Alters noch so viele Züge seines hellen Witzes und seiner redseligen Laune beibehielt . . . . "

In dem Brief, den Joseph Fischer — denn das ist der dankbare Schüler — am 22. Okt. Schubart übergeben ließ und in welchem dieser mit: „Unvergeßlicher, teurer Lehrer" angeredet ist, heißt es unter anderem:

„Wie glücklich wurde mir nicht der gestrige Abend, da ich meinen mir ewig teuren Schullehrer wieder umarmen und Ihnen die Hände drücken kann! (Dieser Tag ist einer der glücklichsten meines Lebens). Sie, lieber Herr Professor! haben in mir den Grund zu Tugend und Gottesfurcht gelegt und mich auf den Weg zu meinem ewigen Glücke geführt; ich habe Ihre Befehle befolgt und weiche nicht davon ab und habe frohe Hoffnung im Herzen auf die künftige Ewigkeit. — Nun, alle Liebe, alles Gute, das Sie an mir gethan haben, lohne Ihnen der Himmel. . . . Denken Sie zuweilen noch an einen geringen Freund Fischer! — Denken Sie aber nicht in dem Betracht an mich, daß ich Sie in meinem jugendlichen Leichtsinn so oft beleidigt. (Ich weiß, Sie verzeihen ja gerne.) Sondern denken Sie etwan so an mich, daß ich Sie wie mein Leben geliebt und bis an mein Lebensende lieben werde . . . "

Noch 4 Jahre wirkte Schubart nach dieser Reise in Stuttgart, besonders als Herausgeber der Chronik; seine Thätigkeit am Theater war minder erfolgreich. Seine Verhältnisse hatten sich in jeder Beziehung günstig gestaltet und er sah einem sorgenlosen, glücklichen Lebensabend entgegen.

Seine Frau bezeugt (Nr. 311): „Wir lebten für dies Leben wirklich glücklich und vergnügt, aber wie kurz!" Mehrfach beschäftigte er sich mit der Fertigstellung seiner Lebensbeschreibung, deren wesentlichsten Inhalt er auf Hohenasperg bis zum 21. April 1779 niedergeschrieben, bezw. einem neben ihm wohnenden Gefangenen durch eine Öffnung diktiert hatte. Bei der Durchsicht derselben machte er u. a. mehrere Zusätze zu Geislingen.

Nach Geislingen selbst kam er in dieser Zeit nicht mehr. Seine Ahnung, daß er seinen Schwiegervater im Herbst 1787 wohl zum letztenmal gesehen habe, hatte ihn nicht getrogen. Derselbe starb 2 Jahre hernach, den 21. Nov. 1789, 72 Jahre alt. Schubart widmete ihm in einem Schreiben an Schwager Kieser (Nr. 295) einen schönen Nachruf.

Schubart selbst sollte sich seines Lebens in der Freiheit nicht lange mehr freuen. Ein Rückfall in einem Schleimfieber, das ihn

im Herbst 1791 während einer Epidemie in Stuttgart ergriffen, hatte einen tödlichen Ausgang, 10. Oktober 1791. Auf dem Hoppelaufriedhof in Stuttgart ward er beerdigt, doch ist das Grab nicht mehr zu finden[1]). In Stuttgart starben auch Schubarts Kinder und zuletzt seine Frau; die Tochter Julie, verh. Kaufmann s. S. 215, nach 10, der Sohn Ludwig, der sich von der diplomatischen Laufbahn zurückgezogen und als Schriftsteller gelebt hatte, nach 20 Jahren; 1819 beschloß dort auch die Witwe sechsundsiebenzigjährig ihr wechselvolles Dasein. Vom Bühlerischen Stamm giebt es viele Abkömmlinge, auch in Geislingen; vom Ehepaar Schubart leben noch Nachkommen einer mit Professor Kern verheiratet gewesenen Tochter der Julie.

Und nun noch einiges über Geislingen.

Schubart hat 1791 zur Schilderung seines Geislinger Aufenthalts folgenden Zusatz gemacht, der sein stetes Interesse an dem Städtchen bekundet:

Nachklang. Geislingen, ein durch seine Künstler im Beindrechseln sonst weit berühmter Ort, versinkt allmählich in traurige, dumpfe Armut. Ein Nahrungszweig verdorrt nach dem andern, und die Drechslerkunst, die daselbst groß anfing, beschäftigt sich jetzt bloß mit Spielwerk für den Hof des Kaisers in Liliput, womit sich die Drehermädchen den durchreisenden Fremden aufdringen. Viele Einwohner verlassen den Ort ganz und gar und siedeln sich in Polen oder Ungarn an. Traurige Folgen von der mangelhaften Regierungsverfassung der meisten deutschen Reichsstädte, die das heilige Wort frei mit Unrecht an ihrer Stirne tragen!

Diese Bemerkung mochte einigermaßen richtig sein, doch ist sie hauptsächlich gegen die reichsstädtische Wirtschaft gerichtet. Als Zeichen des damaligen Darniederliegens der Verhältnisse in Geislingen kann übrigens vielleicht angesehen werden, daß die Lateinschule, an der Schubart gelehrt, in der Zeit von 1778—1828 aufgehoben war[2]).

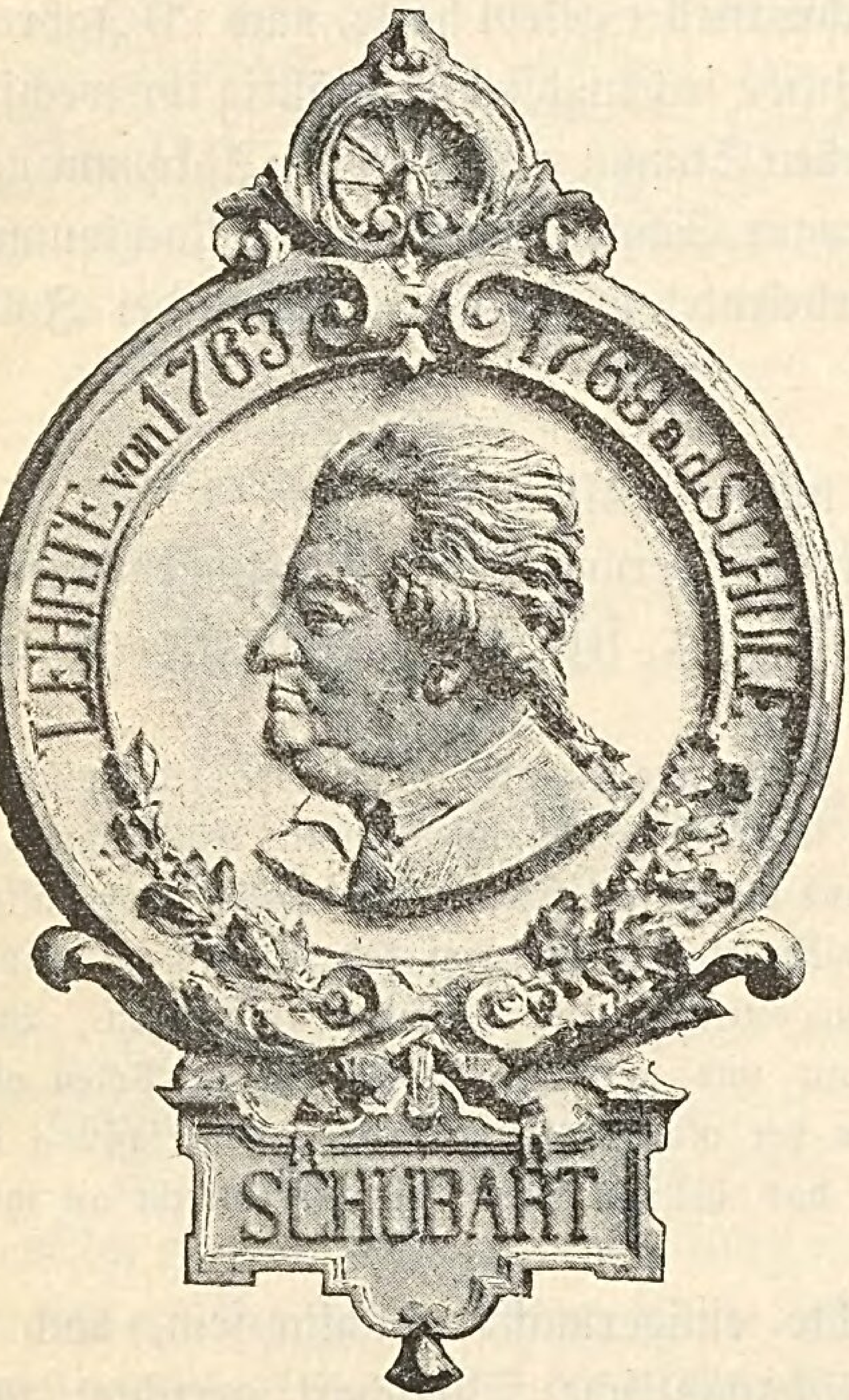
Gewiß hat aber auch Ludwig Schubart recht, wenn er (1798) sagt: „Schubart machte sich um die Ohren wie um die Schulen

---

[1]) Schwager Böckh in Nördlingen folgte ihm wenige Monate später im Tode nach.

[2]) Nachdem sie 1828 wieder eröffnet und ihr 10 Jahre später eine Realschule beigesellt war, wurden beide Schulen 1873 zu einem Pädagogium vereinigt, dem von maßgebender Seite sogar der hübsche Name „Schubartschule" zugedacht war.

dieses Städtchens so verdient, daß die ganze nachfolgende Generation ein helleres Gepräge erhielt". Namentlich war das musikalische Leben in der Bürgerschaft fortan ein sehr reges, wie denn 1825 einer der ältesten schwäbischen Liederkränze dort gestiftet wurde und lange Zeit eine nicht unbedeutende Bürgermusik daselbst bestand. Dem ist noch beizufügen, daß sich Geislingen seit den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts, an dessen Anfang es württembergische Oberamtsstadt geworden war, und besonders neuerdings durch Kunstfleiß und Gewerbthätigkeit ganz außerordentlich emporgehoben hat, nicht durch Verdienst, aber im Sinne Schubarts.



Die Geislinger ihrerseits haben ihren Schubart allezeit in Ehren gehalten. Hat diese Verehrung auch nicht auf die politische Gesinnung der Bürger eingewirkt — Hauff meint gar: „es ist, als ob des preußenfreundlichen Schubarts Geist nachwirkte" — und ist auch unter ihnen von unmittelbarer Überlieferung aus Schubarts Zeit nur wenig vorhanden, so sind sie doch stolz darauf, diesen Dichter und Patrioten zu ihrem Präzeptor gehabt zu haben. Es wurde ihm zu Ehren nicht nur die mittlere Querstraße der Stadt „Schubartstraße" genannt, sondern auch durch Bemühung des Liederkranzes 1868 am alten Schulhaus, in welchem Schubart lehrte, eine von † Kleesattel, Professor an der Zeichenschule in Geislingen, entworfene Gedenktafel mit Reliefbild und Umschrift angebracht.

Anhang.

I. Aus den Protokollen des Gerichts in Geislingen (Gerichtsprotokollum 1750—1778) und des Religionsamts in Ulm (1762—69).

[Die Protokollbände liegen auf dem Rathaus zu Geislingen und im städtischen Archiv zu Ulm.]

---

1. Gerichtsprotokoll Geislingen.

S. 81 b. Den 29. Sept. 1763.

Da auch ohnelangsten HE. Schuladjunctus Straub dieses Zeitliche geseegnet, und nun um die Schuladjunction cum spe Successionis sich melden:

HE. Johannes Bentsch, Provisor im Wayßenhauß zu Ulm,
HE. Joh. Jacob Berthold, geweßter Pfarrer zu Bräunißheim,
HE. Christian Friderich Schubart, Rev. Min. Aal. Cand. und
Wolffgang Peter Hocheißen, Tuchmacher und Cramer allhier,

So wurde hiebey zwar auf HE. Schubart votiret, in dem Er aber seinem — deß Herrn OberVogts Wohlgebohrn übergebenen Memoriali zerschiedene Bedingungen einverleibet, welche nach Gnüge zu erwägen die Zeit vor heut zu kurz, zumalen über ein so anders [1]) HE. SchulMr. Röbelen und deßen Sohn der HE. Cantor und Organist Röbelen zu vernehmen, So wollen hochged^n^. Herrn OberVogts Wohlgebohrn nechstkünfftigen Sonntag nach der MittagPredigt auf das Rathhaus sich erheben, über das — dem HE. Schubart zu accordirende und anders mit denen hierzu Deputirten, als HE. BurgerMeister Weckerlen, HE. BurgerMr. Schöllkopfen u. HE. Johann Daniel Kern des Ger. [2]) conferiren, hierüber eine Punctation begreiffen und solche sofort dem HE. Schubart zu seiner Declaration zufertigen lassen.

---

[1]) wohl für „über eins und anders" = über das eine und andere.

[2]) des Gerichts.

2. Religionsamt Ulm.

Mittwochs d. 23. Novbr. 1763.

in Curia.

Demnach allhier die Rede gehet, ob hätte sich der nunmehrige Praeceptor in Geißlingen, Johann [!] Friederich Schubarth, gebürthig von Aalen, deß daselbstigen Herrn Diaconi Johann Jakob Schubarths Ehelicher Sohn, in seiner bißherigen Wohn-Stadt Aalen in pcto. viti: vergangen, mithin es sich nicht geziemen werde, denselben fürauß im Ulmischen weiter [!] zum Predigen auf die Cantzel zu laßen; Alß hat man entschloßen, das Lobl. Oberamt Geißlingen zu ersuchen, den gedachten Praeceptorem Schubarth zu beschicken, und dießes umstands halben, nach geEndigtem Amten allhier [?], in der stille zu vernehmen, so fort aber deßen Außsag wieder hieher zu berichten, wornach alßdann das weitere in der Sache resolvirt werden wird.

3. Religionsamt Ulm.

Freytags den 9. Decembris 1763.

ostiatim.

Weilen der Herr Obervogt von Geißlingen, Irenaeus Germanus von Baldinger, auf beschehen mündliches Besprechen in denen heutigen vormittags Stunden, wegen deß daselbstigen Praeceptoris Johann Friederich Schubarths, bezeuget hat, daß die außgekommene Fama, ob hätte sich derselbe in seiner Vatter-Stadt Aalen in pcto: viti: verfehlt, gantz ohne Grund, dieses aber sicher seye, daß Er in Aalen beständig geprediget, auch vor seiner Abreyß noch eine Abschieds-Predigt allda gehalten, wovon die Verse zu Geißlingen wären vorgezeiget worden; So will man von all weiterm inquiriren, um Ihne nicht zu verkleinern, oder gar in einigen Verdacht zu sezen, abstrahiren, dargegen aber gestatten, daß Er inn- und außerhalb Geißlingen, entweder auf anreden derer Herren Geistlichen, oder von sich selbsten exercitii gratia, da oder dorten, eine Predigt ablegen möge.

4. Gerichtsprotokoll Geislingen.

S. 82—85b. Den 26. Febr. 1764[1]).

Es ist hieüben[2]) einer Punctation gedacht worden; Selbige wurde den 4. Okt. abgewichenen Jahrs begriffen, folgenden Innhalts:

---

[1]) Die zwischen hinein erfolgte Gerichtssitzung vom 13. Nov. 1763 hatte sich mit dieser Angelegenheit nicht beschäftigt.

[2]) d. h. auf der linksstehenden Seite 81b.

Punctation,

Wornach dem bißherigen HE. SchulMeister Röbelen allhier HE. Christian Friderich Schubart, Rev. Minist. Aal. Cand. cum spe Successionis adjungirt werden will.

ad 1. Versiehet man sich zu ernanntem HE. Cand. Schubart, Er werde die Gebühr gegen seiner vorgesezten Obrigkeit, denen HHE. Schul-Visitatoribus und HHE. Geistlichen nie außer Augen sezen, anbey

2. Die SchulGeseze, so beraits gegeben sind, und etwa noch gegeben werden möchten, nach Möglichkeit in Ihre Erfüllung zu bringen trachten, mithin

3. Die Schuljugend in wahrer Gottesforcht, Christlichen Tugenden und nötigen Wissenschafften zu unterrichten sich äußerst angelegen seyn laßen.

Unter dieser Schuljugend werden

4. auch die Alphabetarii [1]) verstanden [2]); dann ob man zwar wohl einsiehet, daß deren Separation sowohl Ihnen alß denen übrigen Schülern zu etwelcher Avantage geraichen könnte, So stehen doch dieser Separation zerschiedene Schwürigkeiten im Weg, die sich zur Zeit nicht wollen heben laßen; die Stelle eines Provisoris vertritt der Fleiß des Schuladjuncti, und dieser würde dereinst [3]) die Schulgelder von denen Alphabetariis auch nicht gerne mißen.

5. Seind die Verrichtungen eines Leichenbitters denen allhiesigen HHE. Schulofficianten nie obgelegen, wohl aber dirigiren Sie bey Leichen das Gesang, verlesen auf dem Gottsacker die Sermons, und wechßeln damit wochentlich um, welche Verrichtungen, da sie jährlich ein zimmliches außtragen, sich schwerlich einer abbitten wird.

6. An denen HochzeitTagen derer Honoratiorum und Ihrer Kinder hat allweegen der HE. Schulmeister nahmens OberVogts, Burgermeister und Gerichts die gewohnliche WeinVerehrung gemacht, ist aber davor zur Tafel gezogen worden.

7. Muß die Freyheit zu predigen in Ulm gesucht werden, weil in dißseitigen Mächten nicht stehet, es zu erlauben,

Was aber

---

[1]) Die Anfänger, ABCschützen.

[2]) Von hier an scheint es sich um einige von Schubart geäußerte Wünsche zu handeln.

[3]) d. h. wenn er sie einmal als Schulmeister (11) bekommt.

8. den Titul eines Praeceptoris anbetrifft, So hat man hierinnfalls keinen Anstand, und wird solcher HE. Cand. Schubart zugestanden werden, sobald HE. SchulMeister Röbelen dieses Zeitliche wird geseegnet haben.

9. hat der dermalige HE. Cantor Röbelen, alß Organist, bißher bezogen: Besoldung . . . . . . 5 fl.
Vor GeigenSaiten . . . 6 fl.
„ Musicalien . . . . 3 fl.
14 fl.

Von denjenigen, so sich Monntags, Mittwochs und Freytags, allwegen von 12. biß 1. Uhr, in der Music informiren laßen, und zwar von jedem vor die Stund 1 kr., die aber allein des Donnerßtags und Samßtags sich exerciren, zahlen nichts.

Das Directorium der Music und die OrganistenStelle will man HE. Cand. Schubart einraumen, Er mag auch denen bey Ihme sich meldenden in der SchulStube vorstehendermaßen Information in der Music geben, und wird HE. Cantor und Organist Röbelen hierunter dißeits indemnisiret werden, was aber HE. Cand. Schubart dieses Directorii und der Organisten Stelle wegen jährlich zugehen solle, enthält unter anderm nachfolgender Punct.

10. Werden HE. Cand. Schubart von HE. SchulMeister Röbelens Einkünfften angewießen:
Wochentl. 2, thut jährlich . . . . . 104 fl.
Auf dem AllmoßKasten Veeßen, Geißlinger Meß, ... 6 Imi
Auf dem Hospitalkasten Rocken . . 6 Vtl.
Holz . . . . 4 Cl[after]

HEr SchulMeister übernemmt annebst die völlige Vicesimation vom Schuldienst.

Weiter bekommt derselbe:
als Director Musices und Organist an Besoldung, vor GeigenSaiten u. Musicalien, von der Kirchenpfleeg jährlich . 20 fl.
Dann
als Adjunctus aus der WeyhennachtGesangBüchß mit der Ordinarigebühr . . . . 7 fl.
Vor ExtraInformationen und mit Accidentien 2c. wochentlich wenigst 1, thut jährlich . . . . . . 52 fl.
Ist annebst haußzinnßfrey.

Wann aber

11. mehrgedachter HE. Schulmeister Röbelen dieses Zeitliche verläßet, werden deßen samtliche Einkünfften HE. Cand. Schubart hiemit accordirt, 1 Mltr Veesen vom Hospital, alß eine Personaladdition, allein ausgenommen.

Diese Punctation hat man den 10ten gedachten Monats Octbr. HE. Cand. Schubart zu seiner Declaration zugefertiget, worauf Er die Ihm vorgelegte Bedingungen einzugehen den 12 ejusd. sich schrifftlich erkläret.

Da derselbe auch sofort würcklich allhier eingetroffen, ist Er den 26. nachgedachten Monats Octbr: Einem W.Lobl. PfarrKirchenbau-PfleegAmt zur Examination praesentirt und sodann durch Herrn Diac. Abelen in Gegenwart HE. BurgerMeister Weckerlens und HE. Burger-Mr. Öchßlens in der Schul vorgestellt worden.

Heute nun, weil hiebevor dem HE. Cant: Röbelen, wann Er das Directorium der Music und die OrganistenStelle dem jeztmaligen Directori Musices und Organisten HE. Schubart überlaße, eine Indemnisation zugesaget worden, und dieser[1]) inzwischen geäußert, wie Er hoffe, daß, da Er die Dienste thue, man Ihme ebenermaßen wiederfahren laßen werde, was sein Antecessor genoßen, wurde hierüber und ander Vorgekommenes folgendes resolvirt:

HE. Cantor Röbelen möge wegen der Orgel wie bißher also auch noch fernerhin vom herrschafftlichen Kasten beziehen die jährliche Frucht, alß:

Rocken . . . . 1 J. und

Veesen . . . . 2 J.

von Einem Wohllobl. PfarrkirchenbauPfleegAmt quartaliter 4, thut des Jahrs . . . . 16 fl.

Nebst den gewohnlichen 40 kr. bey dem ZehendVerkauff.

Von jedem Hochzeiter vors Orglen . . . . 30 kr.

Wann aber HE. SchulMeister Röbelen mit Tod abgangen, empfangt HE. Cantor die 30 kr. vors Gesang, und HE. Praeceptor Schubart die 30 kr. vors Orglen.

Vom Allmoßen, von Mich. 1763 an, statt deßen, was Er als Organist vorhin von der Kirchenpfleeg- dann von Hochzeit- und Leichen-Musiquen erhalten, alle Quartal — ⁝ 2 fl. 30 kr.

gibt also die Vicesimation wie zuvor.

---

[1]) Natürlich Schubart.

Der jeztmalige HE. Adjunctus Schubart, alß Director Musices und Organist, bekommt mithin, jedoch erst nach tödlichem Abgang des HE. SchulMeister Röbelens, von jeder Hochzeit vors Orglen . . . . — ⁝ 30 kr.

Von dato an hingegen, was dem vorherigen Directori Musices von Hochzeit- und LeichenMusiquen zugegangen.

So will man Ihme vor die Frucht und das Geld, so von gnädiger Herrschafft und einem Wohllobl. PfarrkirchenbauPfleeg-Amt der HE. Cantor Röbelen wegen der Orgel fernerhin erhält, so lang dieser in Officio, von Mich. 1763 an, jährlich verabfolgen laßen:

Vom Hospital,

Rocken . . . . 5 Vtl.

Veesen . . . . 10 Vtl.

Von gemeiner Statt,

über die Ihme vorhin schon addirte . . . . 6 fl.[2])

die Er nebst noch 14 fl.[1]) von der Kirchenpfleeg zu erheben,

. . . . 10 fl.

Und weil demselben aus der Weyhennacht Gesangbüchß lezthin statt 7 nur 5, mithin 2 fl. zu wenig geraicht worden, so seind Ihme diese 2 fl. von dem nechstkünfftigen WeyhennachtsGesang-Geld zum Voraus zu verguten.

Ehe auch ersterwehntes GesangGeld wiederum distribuiret wird, erwartet man die schrifftliche Anzaige:

1. Wie viel in Summa gefallen,
   und
2. Wie viel Knaben biß zum 1ten 2ten mal und sofort mitgesungen, deme
3. eine umständliche Verzaichnuß anzuhängen, wie lezthin das Geld außgethailet worden,

Worauf das Weitere noch vor der Distribution erfolgen wird.

Wann übrigens nahmens deß HE. SchulMeister Röbelens der HE. Adjunctus Schubart einen Sermon zu concipiren und auf dem Gottsacker zu verleßen hat, fallt zwar ersterm die Gebühr davor zu, wolte aber über diese Lezterm vor seine Bemühung ein Douçeur gemacht werden, mag Er solches ohne Bedencken annehmen und vor sich behalten.

---

[1]) Dies sind die 20 fl. unter Ziffer 10.

5. Gerichtsprotokoll Geislingen.

S. 94 b. Den 26. Oktober 1766.

Deß Herrn OberVogts Wohlgebohrn übergibt unterm 1. Sept. a. c. der HE. Schuladj. Schubart eine Bittschrifft um eine ergiebige BesoldungsZulage, und in einem andern, deme gefolgten Schreiben bittet Er, weil wegen seiner Ohnpäßlichkeit sein Bruder seine Schuldienste versehe, deme er von seinen wochentl. 2 fl. den halben Thail abtrette, Ihme in irgend einer Pfleeg einen Geldsbeytrag anzuweißen;

Den Gulden, den Er während seiner Ohnpäßlichkeit seinem Bruder wochentlich zahle, woll man Ihme in der AllmoßenPfleeg ersehen, und auf das 1. Petitum wurde beliebt, Ihme, solang Er Adjunctus, vom Hospital alle Quartal, und vor Mich. 1766 erstmals, 7 fl. außfolgen zu lassen.

6. Religionsamt Ulm.

Dienstag, den 31. Martii 1767.

[Besetzung des Präzeptorats der III. Klasse, wozu man einen, wie sich später zeigte, unfähigen Kandidaten namens Schmid wählte. Schluß:] Obwohlen der Praeceptor in Geißlingen, Christian Friederich Daniel Schubarth, das wiederholte gehorsamste ansuchen, und zwar dermahlen schriftlich, gemacht, in der Kirche zur heyl. Dreyfaltigkeit allhier, eine GastPredigt ablegen zu dürffen; So weißt man doch demselben aus bewegenden Ursachen, dermahlen nicht zu willfahren, sondern Er ist mit diesem seinem Gesuch im Beßten ab- und zu Ruhe gewiesen worden.

7. Religionsamt Ulm.

Donnerstag, den 10. Julii 1769.

Ostiatim.

Dieweilen der Praeceptor Schubart zu Geißlingen, beym Antritt dieses laufenden Jahrs, seinen Schüleren einen recht anstößig und ärgerlichen einem Schulmann nicht geziemenden Neuen JahrsWunsch, in die Feder dictirt, welcher hernach an denen mehristen Orthen, ja sogar bey beeden Hoch- u. Wohllöbl. Ämtern zum Vorschein, daß man darüber seyn Ernstliches mißfallen zu bezeugen Ursache hat; so ist beschlossen worden, den Schubart vor Ein Wohllöbl. PfarrKirchenBauPflegAmt beschaiden zu lassen, und Ihme in gegenwart des Hochverdienten Herrn Senioris M. Christoph Erhard Faulhabers Hochwürden, seinen gemachten groben Fehler und exorbitante Vergehung durch erwehnt Hochverdienten Herrn Seniorem zu Gemüthe führen und vor augen zu stellen,

daß er sich an Gott, seinem nebenMenschen und besonders der lieben SchulJugend schwer versündiget, annebenß aber Ihme daß Ernstliche Mißfallen mit Nachdruck zu erkennen geben, und dabey bedeuten laßen, daß man wohl Ursache gehabt hätte Ihne gar zu cassiren, man habe aber vor dißmahlen die Milde der Schärfe vorgezogen, und verhoffe, er werde sich an dißer correction Spieglen, und künfftighin in seiner Lehr und Leben beßeren und sich wie einem Schulmann wohl anstehe Christlich und Erbar aufführen, deßwegen man beraits an die Herren Geistlichen zu Geißlingen geschrieben, und Ihnen befohlen auf sein Thun und Laßen wohl acht zu haben, und den mindesten excess nicht zu verschweigen, wo er sodenn auf die einkommende Beschwehrde ohne weiteres vollziehen sehen werde, was an Ihme dißmahlen [hätte] geschehen sollen, und ist der Schubart von denen Herrn Geistlichen auf Donnerstag, den 17. biß anhero zu bestellen, und hat man auch zugleich das Löbl. Oberamt Geißlingen um die Stellung ersucht.

NB. Dise Resolution hätte noch im Martio vorgehen sollen, weilen aber der Schubart 2 mahlen in Geißlingen außgesprengt, er erlange zu Ludwigsburg eine Beförderung, so ist dieselbe bißher unterblieben. Den 17. Augusti 1769 publicirt.

8. Gerichtsprotokoll Geislingen.

S. 105. Den 11. Okt. 1769.

Der geweßte Schuladjunctus, Director Musices und Organist allhier, und nunmehrige Rector der Music zu Ludwigsburg, HE. Schubart, bittet in einem Memorial an deß Herrn OberVogts Wohlgebohrn, so hochdenenselben gestern unterth. behändigt worden, Ihm von gemeiner Stadt, weil Ihme die gewöhnliche Frucht- und Holzbesoldung vorenthalten worden, ein Gratial an Geld gnädig außzuwürcken, und Ihm die 2 fl. Wochengeld biß auf den Tag seiner Abrayße zuzuerkennen 2c.

Die 2 fl. Wochengeld, da seine Abrayße und des neuen Schuladjuncti Hieherkunfft morgen beschehen solle, werden Ihme, ohnerachtet Er seit dem 21. abgewichenen Monats Sept. keine Dienste mehr verrichtet, ja sogar auf Verlangen nicht einmal erschienen, alß man von Seiten der KirchenPfleeg dem neuen Organisten, HE. Cantori Röbelen, übergeben, biß jezo verabfolgt werden;

über eine Vorenthaltung seiner Frucht- und Holzbesoldung aber habe Er sich um so weniger zu beschwehren, alß er solch — seine Besoldung biß aufs Quartal Crucis nicht nur völlig = sondern 2 M: Rocken über seine Gebühr erhalten;

und was das Gratial an Geld anlangt, werde sichs davon reden laßen, wann Er die KirchenPfleeg um das auf die Musicirende zuviel Verrechnete, und was nach seinem Inventario an Büchern und Instrumenten fehle, satisfaciret.

II. Der Tod Franciscus des Ersten, Römischen Kaisers.

Besungen von

Christian Friederich Daniel Schubart.

Ulm, 1765. Auf Kosten Albrecht Friderich Bartholomäi.

[Abdruck des Originaldrucks, s. S. 52—57.]

Ausserordentliche Personen und unerwartete Zufälle sind an und vor sich schon so poetisch, daß sie den Dichter, der sie denckt, entweder wie ein Wirbelwind aufwärts mit sich in die Höhe führen, oder wie ein Strudel unterwärts in die Tiefe reissen. Ein grosser Kaiser, der todt in die Arme seines Sohnes und Nachfolgers sinckt; Theresia, die Gröste der Frauen, starr wie eine aus Marmor gehauene Grazie, vor dem Körper ihres Gemahls; der Triumphton, der plözlich in den Lüfften hinwegschmilzt und sich in ein lautes Todengeheul verwandelt; das sterbende Vivat auf den Lippen eines ganzen Volcks; — und hier um uns herum der solenne Klang der Todtenglocken; iede Kanzel gleichsam ein Castrum doloris; die feirliche Pause der Orgel und die schweigende Harfe an der Wand; — — das sind alles solche Bilder, die mich der Gefahr aussezen, entweder wie ein Adler zu fliegen; oder wie Phaeton zu sincken.

Da Deutschland in allen Gattungen von Oden Meisterstücke hat; da man an einem Rammler den feinen versteckten Plan des Horaz und an einem Uz die Künheit bewundert, den Philosophen mit sich auf den Schwingen der Ode empor zu führen; so mag es vielleicht nur daran noch fehlen, daß man auch im griechischen Geschmacke arbeitet, und im übrigen das deutsche Publicum entscheiden läßt, welche Gattung der Oden es naturalisiren will. Der Verfasser der Dithyramben, ein Mann von Genie, hat schon angefangen, diesen neuen Flug zu thun, und der

beobachtende Kunstrichter ruft hinter ihm her: das ist der zweite Pindar! Mich wundert nur, daß ihm über den Wolcken die Zeit so lange wird, daß er zur Fabel herab sinckt und die Thiere dialogisiren läst. Ich stehe unterdessen bloß vor den ehrwürdigen Trümmern des Alterthums stille, und werde mein Glück preisen, wann nur etwas von dem lyrischen Sprunge, der Fiktion, dem Wunderbaren und dem ausgesuchten Colorit eines Pindars ein Gedicht kenntbar machte, daß mehr als einen Hiero, daß einen großen Kaiser zum Gegenstand hat.

G * * * den 1ften September 1765.

Warum liegt die Crone hier auf
diesem Küssen u. s. f. u. s. f.
Shackespear.

I. Strophe.

Weh dir! o mütterliches Land!
Der Donnerer ist wieder dich entbrannt.
Gehüllt in tausend Mitternächte
(Ein Rachevoller Siz!)
Thront Er — aus seiner flammenden Rechte
Fährt siebenfacher Bliz.
Und sein Olimp! — wie furchtbar steht er da!
O wag es nicht Germania
Zu seiner Spize aufzublicken,
Sonst bauest du dein Grab.
Schon wälzen sich auf seinem braunen Rücken
Geflügelte Donner hinab.

I. Antistrophe.

Es heult! es heult im Bauch[e] der Erde —
Mit todtenbleicher Gebehrde
Hüpft die erschrokne Sängerin
Auf der erbebenden Wellenförmigen Erde
Wie auf glühendem Boden dahin.
Wie schwanckt sie! wie beben die Glieder!
Schnell, wie ein Pfeil, mit rauschendem Gefieder
Durchschneidet sie die Lufft — und sieht
Wo um sie her ein Heer von Sonnen glüht
Auf dich Germanien hernieder.

Epodos.

Und sieht von himmelnahen Höhen
Tief unter ihr die Leichenfackeln wehen;
Mit ihrem Dampf steigt vor ihr Ohr
Ein klägliches Geheul empor.
Sie sieht als wie von erderschüttrenden Gewittern
Europens ersten Thron an seinen Pfeilern zittern,
Und sinckt wie in ein Grab
Tirol! in deine Gebürge hinab.
Sie sieht in kaum noch kenntlichen Zügen
Das Haupt Germaniens, den grösten Todten liegen;
Die Crone neben Ihm in halberloschnem Glanz.
Wer ist der grose Todte? — Franz.

II. Strophe.

Er ist's, den uns der Donn'rer nahm —
Der schröcklichste von allen Engeln kam.
Sein Blick ist Gluth! — von seinem Flügel
Rauscht Tod und Mitternacht.
Unter dem Fußtritt beben die Hügel
Wie von dem Lerm der Schlacht.
Er streckt sein Schwerdt! mit weggewandtem Blick,
Gleich Stratons weggewandtem Blick,
Als Brutus seinen Stahl durchrannte —
So streckt er's hin auf ihn! —
Und plözlich fällt das Herz der deutschen Lande
Wie von Gewittern dahin.

II. Antistrophe.

O Ynsprugg, mit Entsezen und Grauen
Muß man Deine Gegenden schauen!
Dein andres Eden wird ein Grab.
Theresia sincket, die Königinn der Frauen,
Das erstemahl zum Menschen herab;
Und Joseph der beste der Söhne
Schlingt seinen Arm mit einer Heldenträne
Um seinen Vater bang herum.
Der Pöbel stehet thränenlooß und stumm
Vor dieser grauenvollen Scene.

II. Epodos.

Wie Gemsen, die dem Tod entgangen
Tirol, an deinen schroffen Felsen hangen;
So drohend hängt die Muse da,
Und siehet — was sie niemals sah —
Die Nacht wird plözlich hell! Ein Gott fliegt durch die Lüffte,
Von seinen Flügeln thau'n des iungen Frühlings Düfte;
Die Laute in der Hand.
Er ist es dein Schuzgeist o Vaterland!
Wie Engel um den Göttlichen glänzen!
Ich seh' es! ia sie sind's! Schuzgeister der Provinzen
Ihr hoher Führer singt — In ungestöhrter Ruh,
Hört die betäubte Muse zu:

Da liegt der Erste deiner Prinzen,
O Welt! durch frühen Tod geraubt
Und ihr, Schuzgeister der Provinzen
Seht her! da lieget euer Haupt.
Elegisch tönen meine Saiten,
Und ieder Schlag zerreist das Herz.
Ich weine Deutschland deine Leiden,
Europa deinen Schmerz.

Wir weinen mit in deine Saiten
Und ieder Schlag zerreist das Herz:
Wir weinen Deutschland deine Leiden,
Europa deinen Schmerz.

Einst sancken meine Söhne nieder,
Und baten um der Nachwelt Glück!
Zevs sahe vom Olymp hernieder
Und huldreich lächelte sein Blick.
Es schwomm die mütterliche Erde
Wie in der Morgensonne Glanz;
Zevs sprach sein schöpferisches Werde
Er sprachs: Es wurde Franz.

Wir sahen es! die deutsche Erde
Schwomm in der Morgensonne Glanz
Als Zevs sein schöpferisches Werde
Laut sprach: Es werde Franz.

Er wuchs empor! als wie der Wipfel
  Der Königlichen Ceder schwillt,
Die Libanons geweihten Gipfel
  Mit ihrem braunen Schatten füllt.
Gott dachte: „Diesem Göttersohne
  „Ist ia sein Erbe viel zu klein;
„Er soll auf einem Kaiserthrone
  „Mein Nebenbuhler seyn."

So dachte Gott: Dem Göttersohne
  Ist ja sein Erbe viel zu klein
Er soll auf einem Kaiserthrone
  Mein Nebenbuhler seyn.

Schon trozt der Held auf seine Rechte,
  Hört, was der Gott der Götter sprach,
Und ahmt im eisernen Gefechte
  Des Krieges, seinen Donner nach.
Bellone leiht dem Helden Waffen,
  Mit Ihm voll edlen Zorns entbrannt;
Jedoch Er legt zur Wonn' erschaffen
  Sie wieder aus der Hand.

Ja schröcklich klangen Helm und Waffen
  Wir hörten's! — wann sein Zorn entbrannt;
Jedoch Er legt — zur Wonn' erschaffen
  Die Blize aus der Hand.

Irene eilt ihn zu beglücken
  Und zeiget Ihm Theresia.
Der Himmel strahlt in ihren Blicken:
  Hoch wie die Juno steht Sie da.
Dianens Gang! Citherens Minen!
  Die Tochter Zevs! Bellonens Lust!
Wer diese Göttinn will verdienen,
  Sey Cäsar! sey August!

Ja wer die Göttinn will verdienen,
  Sey Cäsar! sey August!

Ein Gott, in dem die Tugend thronet;
  Nur ein Franciscus ist es werth
Daß eine Göttin Ihn belohnet
  Und Ihn der sechste Karl verehrt.
Die Tugend schrieb in ihren Tempel,
  Auf goldnen Tafeln hängt es da:
Der Ehen gröseſtes Exempel
  Ist: Franz — Theresia.

Wir waren in der Tugend Tempel
  Auf goldnen Tafeln steht es da:
Der Ehen gröseſtes Exempel
  Ist: Franz — Theresia.

Schaut her! der Stolz von einem Volcke,
  Ein Götterchor blickt aus dem Flor:
So blickt aus einer kleinen Wolcke
  Des Mondes Angesicht hervor.
Ich seh die Königinn der Frauen
  Und hinter Ihr den Götterzug!
Das Glück von einer Welt zu bauen
  Ist Eines schon genug.

Wir seh'n Sie mit dem Stolz der Frauen
  Und hinter Ihr den Götterzug:
Das Glück von einer Welt zu bauen
  Ist Eines schon genug.

Dort auf der hohen Weisheit Pfade
  Steht Franz! Apollens Liebling! Er!
Minerva denckt in Ihm, und Suade
  Hüpft auf den Lippen hin und her.
Oft saß Er in der Musen Haine;
  Toscana sah's! Es sah es Wien!
Er starb — wie stuzen sie die Neune!
  Wie klagen sie um Ihn!

Er wandelt in der Musen Haine;
  Toscana sah's! Es sah es Wien!
Er starb — wie stuzen sie die Neune!
  Wie klagen sie um Ihn!

Hallt Nationen! Hallt Provinzen!
Das Lied von Franzens Gnade nach,
Der mit dem Bettler wie dem Prinzen
Mit eines Vaters Mine sprach.
Gefühlvoll, wie des Mitleids Triebe,
Wohlthätig, wie der Himmel ist,
Zwar majestätisch und doch Liebe!
Ein Kaiser und ein Christ!

Gefühlvoll wie des Mitleids Triebe
Wohlthätig, wie der Himmel ist!
Zwar majestätisch! doch voll Liebe,
Ein Kaiser und ein Christ.

Noch trozt die Donau auf die Würde,
Als sie den neuen Herrscher trug,
Und stolz auf eine solche Bürde
So starck, wie Meereswellen schlug.
Der Zwillingsbrüder Wange glühte,
Das Chor der Nereiden sprach:
Da schwimmt Neptun und Amphitritte!
Ihr Ufer hallt es nach.

Da schwimmt Neptun und Amphitrite!
So hallten sie es nach.

Jedoch mit welchen Pinselzügen
Mahlt man Ihn ganz, so wie Er war:
Ihn, der o Deutschland! dein Vergnügen,
Dein Vater mehr als Kaiser war.
Wie seegnend lächelten die Blicke
Auf Joseph seinen Sohn herab;
Er sah in Ihm der Deutschen Glücke
Und starb — — —

Ja seegnend strahlten seine Blicke
Auf Joseph seinen Sohn herab;
Er sah in Ihm Europens Glücke
Und starb — —

Dann schwung Er sich in einem Wetter
Zum strahlenden Olimp hinauf.
Er kam — Es stunden alle Götter
Von ihren goldnen Stühlen auf.
Zevs lächelt huldreich auf Ihn nieder,
Sein Vogel fliegt von seinem Thron,
Er schlägt sein struppichtes Gefieder
Und grüßt den Göttersohn.

Wie lächelt Zevs auf Ihn hernieder!
Sein Adler fliegt von seinem Thron,
Er schlägt sein struppichtes Gefieder,
Und grüßt den Göttersohn.

III. Strophe.

Doch, ach, mein Deutschland! — —
So erklang
Gedämpft des Gottes weinender Gesang
In seiner schwachbezognen Laute Töne.
Noch einmal sieht er Ihn.
Im Todt' — und eine geist'ge Thräne
Fällt auf die Leiche hin. —
Doch Joseph kommt! Erquickend wie das Licht,
Mit aufgeheitertem Gesicht
Sieht er den iungen Helden stehen,
Und seine Thräne fließt nicht mehr.
Zevs legt die Blize weg! von seines Berges Höhen
Erschrecken die Donner nicht mehr.

III. Antistrophe.

Und mit gewittertönendem Flügel
Verläst er niedrige Hügel,
Und singt aus blauer Höh' herab.
Und sein Gefolge schlägt die rauschenden Flügel
Und tönet von den Gestirnen herab!
Hört es, und jauchzet ihr Brüder!
Zwar schlug ein Bliz die höchste Ceder nieder;
Doch heulende Gebürge schweigt!
Seht! wie ein andrer Wipfel steigt,
Und kühle Schatten wallen nieder.

Epodos.

Die Muse hört die Göttertöne,
Steigt von den Felsen! iede Thräne
Versiegt — und was die Gottheit sprach
Spricht sie mit Silbertönen nach:

Hört es und iauchzet ihr Brüder!
Zwar schlug ein Bliz die höchste Ceder nieder;
Doch heulende Gebürge schweigt!
Seht! wie ein andrer Wipfel aufwärts steigt
Und kühle Schatten wallen nieder.

III. Ode auf Hörner.

[Abdruck des Originaldrucks, s. S. 56 f.]

Den Tod Eines ehrenvollen Greisen, des Hochedelgebohrnen und Hochgeachten HERRN Georg Friederich Hörners, Hochgräflich-Limpurg-Schmidelfeldisch-gemeinschäfftlichen vieliährigen Forstmeisters, Landschaffts-Cassiers und ehmaligen Reichs-Lehens Administrators, welcher den 24sten August 1765. zu Sulzbach am Kocher erfolgte, sollte im Nahmen der ganzen Hochansehnlichen Freundschafft besingen dessen Enkel Christian Friederich Daniel Schubart, der heiligen Gottesgelahrheit Kandidat und derzeit Reichsstadtulmischer Präceptor und Direktor der Musik zu Geißlingen.

ULM, gedrukt bey Christian Ulrich Wagner, Canzleibuchdrukern, und der Herzogl. deutschen Gesellschaft in Helmstädt Mitglied.

Ein Greiß, der seine Erfahrungen durch einen frommen Wandel erhöht, ist die schönste Idee vor den Dichter und eine wahre Antike vor den bildenden Künstler. Allein da, wo beede nur die Mine der altdeutschen Redlichkeit, die mit Ehren ergraute Haare, die Furchen auf der Stirne und das welkende Colorit des Alters in den Wangen erblicken; da sieht der einsame Weise glänzende Spuren der von Königen

bestrittenen individuellen Vorsehung GOttes, Züge der Gnade und den Fußtritt seiner Erbarmung — Kurz, da sieht er selbst GOtt wandeln.

Ich habe hier einen Greisen vor mir, der sich durch Sorgen, Arbeit und Aerzte bis zum achtzigsten Jahr hindurchkämpfte; einen Greisen, der in der Schule der Prüfung, die duldende Mine des Christen zu bilden lernte, und sie bis in den Tod beibehielt: einen Greisen, den die Arbeiten seines 50jährigen mühevollen Berufes so wenig verdrossen machten, daß er noch den siebenden Tag vor seinem Ende dem Dienste des Vaterlandes schenkte; einen Greisen, der ein Deutscher war, und sich nicht schämte, wieder die Mode der Welt — — ein Christ zu seyn; einen Greisen, der der Vater, der Wohlthäter und der Freund beinahe eines ganzen Volkes war, und ach! — einen Greisen, den ich meinen Großvater nenne — mit warmen Thränen so nenne. Sieben Kinder, alle versorgt, und vor dem Bette des redlichen Alten; sieben und funfzig Enkel und acht Ur-Enkel, alle in die Ferne verstreut, und keiner von ihm ungeseegnet; die Mine des Greisen selber, diesen feirlichen Ernst! diese hohe Erwartungen! diß nahe Gefühl des ewigen Lebens darein verzeichnet; den sterbenden Mann, der die gelähmten Hände noch einmal zum Gebethe zu falten sucht, und — die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernden — dieß sein Triumphlied mit welkenden Lippen stammelt; — Bilder genug, die alle, wie ein Todtengeläut, meine Empfindungen wecken, und meine Laute zu Tönen der Klage und des Todtes verstimmen.

Wie vieles könnte nicht da der Biograph noch sagen, wo der Dichter schweigen muß!

> Und ihr erster Vater, er stand mit männlichem Ernste —
> unter seinen unausgearteten Kindern. Sein Auge
> war nicht dunkel geworden die seligen Enkel zu schauen,
> noch zur Freudenthräne versiegt. Sein hörendes Ohr war
> nicht verschlossen, die Stimme des Schöpfers —
> und aus dem Munde der Enkel dich, Vaternahmen, zu hören.
>
> Klopstock.

Matt fliegt sie auf! und läßt mit sinkendem Gefieder
Die Todtesmuse sich auf öden Trümmern nieder
    Die Harfe in der Hand,
    Und Thränen rollen in den Sand.

Sie weint ein kleines Lied in tiefgestimmte Saiten!
Sieht — eines Greisen Bild und einer Freundschaft Leiden
Am aufgeworfnen Grab'
Und senkt gelähmt die Harf hinab.

Sprecht selber euren Gram, ihr tugendhafften Sieben!
Sprich Volk der Enkel! — das am Grab zurückgeblieben!
Warum soll ich allein
Der Herold eures Schmerzens seyn?

Doch — welch ein GOtt erscheint um jenen Todteshügel!
Wie göldne Sonnen glänzt sein Blick! Von seinem Flügel
Thaut Himmelvolle Ruh —
Er singt — und Gräber hören zu:

„Und endlich bist du aufgestiegen
Wie Opferwolken vom Altar,
Zu dem, der hier schon Dein Vergnügen
Und deine Ruhe war.

Unsichtbar schwebt ich Dir zur Seite,
O frommer Greiß! Du meine Lust!
Und goß den Vorschmack künft'ger Freude
Wie Nektar in die Brust.

Dann fühltest Du der Tugend Glüke
Im weitgestekten Lebenslauf:
Dein Busen schwoll — mit dankbarm Blike
Weinst Du zu GOtt hinauf.

Oft schrie am Ruder der Geschäffte
Dein müder Körper nach der Ruh;
Dann weht' ich Dir verneurte Kräffte
Mit meinen Flügeln zu.

Wie festlich glänzten Deine Pfade!
Gleich eines Cherubs Flammentritt:
Dann ieder Odemzug war Gnade
Erbarmung ieder Schritt.

Oft deckten Züge eines Kranken
Dein todtenfarbiges Gesicht;
Jedoch — wann Riesen um Dich sanken
Standst Du! und fielest nicht.

Sieh sieben Früchte Deiner Lenden!
Sieh' iene sieb'n und funfzig stehn!
Und acht mit kleingefalt'nen Händen!
Die alle Vater flehn.

Mit tausendfachen Vaterfreuden
Sahst Du die alle um Dich her,
Und ieder lokt' bei Deinem Scheiden
Dir eine Zähre her.

Ein Christ! der Redliche im Lande!
Der Patriot! der beste Mann!
Der Dulder! — unter diesem Sande
Trifft man diß alles an.

Dein Leben bebt zur Ruh des Müden
Hinweg — still, wie ein Lautenton;
Da liegst Du nun und ruhst im Frieden
Du guter Simeon!

So sang Sein Genius bei Seinem Aschenkruge:
Mit silbertönendem und maiestät'schem Fluge
Hob er sich in die Lufft,
Und hinter ihm blieb Ambradufft.

Schau! ruft er noch einmal aus himmelblauer Ferne
Starr blikte ich hinauf, und sah auf einem Sterne
Den Vater und den Freund
Den hier so manches Aug beweint.

Ein feirliches Gesicht strahlt aus der grauen Weite!
Ein iunger Seraph steht an des Erlößten Seite
Und gießet über ihn
Die Strahlen der Verklärung hin.

Sein Kleid in Feur getaucht! und Blike wie die Sonne!
Die Stirn entwölkt! die Brust voll vom Gefühl der Wonne!
Fühlt er des Frommen Glük
Und trunkne Wollust spricht sein Blik.

Was in des Weisen Brust offt trübe Zweifel weket,
Des Lebens Labirinth liegt vor Ihm aufgedeket,
Er sieht der Vorsicht Plan
Mit zitterender Ehrfurcht an.

Wird unser Irrstern einst in fürchterlichen Wehen
Vor seinem Richter fliehn — und Welten auferstehen,
Dann gießt sich neue Lust
In unsers hohen Greisen Brust.

Ein Heereszug wird dann vor GOttes Thron erscheinen,
Der Vater fornen an und hinter Ihm die Seinen, —
Und Jubel singen sie
In göldner Sphären Harmonie.

Lernt dann ein Engel mich die Harfe stärker schlagen,
So soll ein neues Lied dem ganzen Himmel sagen
Heil dir! o welch ein Glük!
Sieh! keiner, keiner blieb zurük.

Indessen, Freunde, kommt zu seinem Leichensteine
Pflanzt einen Lorbeerwald um modrende Gebeine
Und laßt euch diesen Hain
So heilig, wie ein Tempel, seyn.

IV. Zwei Oden an den Grafen von Degenfeld-Schonburg[1]) zu Eybach, s. S. 64—66.

1.

Ode auf des Grafen von Degenfeld-Schomburg[1])
Hochgräfliche Excellenz.
Als zu Eibach der Grundstein zu einem gräflichen Schlosse gelegt wurde.
Verfertiget von Christian Friederich Daniel Schubart,
der heil. Gottesgelahrtheit Kandidat und derzeit Präceptor und
Musikdirektor zu Geißlingen.
Im Jahr 1766.

— ὁ πολύφατος	— Hochberühmte Hymnen
ὕμνος ἀμφιβάλλεται	Singt das Genie des Weisen,
σοφῶν μητίεσι, κελαδεῖν	dem Sohne der Zeit, versammelt
κρόνου παῖδ', ἐς ἀφνεὰν ἱκομένους	in Hierons gesegnetem Pallaste;
μάκαιραν Ἱέρωνος ἑστίαν·	Den Scepter der Gerechtigkeit
Θεμιστεῖον ὃς ἀμφέπει	trägt Er in hoher Rechte —
σκάπτον — —	und pflükt von ieder grosen Tugend
— — δρέπον μὲν	die Blüthen ab — —
κορυφὰς ἀρετᾶν ἀπὸ πασᾶν.	Pindar.

Hochgebohrner Graf,

Es ist in der That eine Kühnheit, Euer Hochgräfliche Excellenz mitten unter dem lauten Jubel Ihres Volks mit einem Gedichte anzufallen; aber nur die unschädliche Kühnheit eines Dichters, der sich unter Dero Unterthanen mischt, die Aufwallungen ihres Herzens bemerkt, und in einem kleinen Gedichte das sagt, was ieder weit stärker empfindet. Ich brauche keine Rechtfertigung. Ein Graf, der sich durch ein verdorbenes Zeitalter zum Christen und redlichen Manne durchkämpft; nicht der Beherrscher, sondern der Vater eines Volks; der Menschenfreund, der Bettler hört und glüklich macht; der zärtlichste Gemahl, der sorgfältigste Haußvater, der Freund der Tugend und der Musen — das ist meine Rechtfertigung.

Euer Hochgräfliche Excellenz brauchen weder die Wünsche des Dichters, noch das Gebeth eines gedungenen Rhetors. Dero Karakter ist Ihnen ein sicherer Bürge vor die Zukunft; ein Bürge, vor das Wohl einer vortreflichen Gemahlinn, vor den blühenden

[1]) Die jetzt einzig gebräuchliche Schreibweise ist Schonburg und Eybach.

Wachsthum eines hoffnungsvollen Sohnes und vor das Leben einer Comtessin, die schön, wie ein Liebesgott, im Schoose der besten Muter lächelt.

Sie, Hochgebohrner Graf, hassen den Schmeichler so sehr, als die steife Sprache des Ceremoniels; ich darf also ohne Umschweif sagen, daß ich mich mit der ehrfurchtsvollsten Hochachtung nenne

Euer Hochgräflichen Excellenz
unterthänigsten Diener.
Der Autor.

Was schaust du Muse so mit weitgeöfneten Bliken
erstaunt um dich herum?
Siehst du mit wallendem Entzücken
ein anderes Elisium?

„Mein trunknes Auge schaut im rosenfarbenen Kleide
„die lächlende Natur —
„Ja, ia, ein Gott erschuf die Freude
„ein Gott veränderte die Flur.

„Der iunge Frühling gukt in seiner nakenden Schöne
„aus leichtem Silberflor —
„und aus den Thälern schwellen Thöne
„des lauten Jubels hoch empor.

„Wo sonst mit trazischen, mit wilden, haarigten Zügen
„ein trunkner Satir hüpft';
„Sieht man, wie Freude und Vergnügen
„im Tanz durch Rosenhekken schlüpft.

„Wo dürre Fluren sonst den Morgenregen erwarten,
„da steigt durch Schutt und Grauß
„ein zweiter Hesperidengarten
„durch zauberische Krafft heraus.

„Hier sizet Flora nun im sternengleichen Gewande,
„und winkt den Kindern schon,
„wo sonst die wilde Nessel brannte.
„Und wo der Eule hohler Thon

„Aus Felsen wiederhallte — geht mit langsamem Schritte
„der prächtige Fasan.
„Der Landmann schleicht mit leiserm Tritte,
„und staunt dies neue Wunder an.

„Bald wird sich ein Pallast aus Marmorsäulen erhöhen
(schon senket sich der Stein)
„Er wird, wie Berge Gottes, stehen,
„und heilig, wie ein Tempel seyn."

Jedoch wer ist der Mann? entzükte Sängerinn melde
den Schöpfer dieser Lust?
„Dort auf dem umgeschafnen Felde,
„dort wandelt Er, und heißt — August.

„Der Menschenfreund, der Christ, der Retter bebender Musen,
„vor dem, wann Er sie sieht,
„wie vor dem Kopfe der Medusen
„die schwarze Lasterrotte flieht.

„Er, dem der Unterthan oft Freudenträhnen geweinet;
„dem ieder Busen weiht;
„Er, der der Britten Ernst vereinet,
„mit alter Deutschen Redlichkeit.

„Ja Er" — Jedoch wer blikt aus einer güldenen Wolke
herab auf ienen Stein,
und weiht ihn einem ganzen Volke
zum Seegen vor die Zukunfft ein?

Es ist der Genius der Degenfeldischen Ahnen,
(die Muse starrt und sieht;)
Er singt zum Trost der Unterthanen,
und nur der Dichter hört diß Lied:

„Heil euch! glückseelige Fluren,
sehet des Ewigen Spuren
durchwandlen einweihend den Hain;
Schauet, sie triefen vom Fette,
und in geseegnete Stätte
sinket der Stein.

Ich hör es! aus späteren Zeiten
schallen die Hymnen der Freuden
zu jauchzenden Sternen empor:
Die marmorne Wohnung des Weisen
in hohen Päanen zu preisen
stehet der Chor.

Wo dich in wolkichten Höhen
reinere Lüffte umwehen,
erhebe dich, kühn wie ein Thurm,
Hauß, zwar erbauet von Händen,
aber mit felsigten Lenden
troze dem Sturm.

Diese ruhthauende Zone
Glüklicher August, bewohne,
erreich' Deiner Tugenden Zwek.
Lohne die Uebung des Guten,
jage mit zornigen Ruthen
Laster hinweg.

Zeige der Narren Cohorten
Riegel und eherne Pforten;
und donnre den Heuchler von Dir.
Freunden der Weißheit und Tugend,
Mentors der blühenden Jugend
öfne die Thür.

Schüze die schüchterne Muse,
wann sie zu Degenfelds Fuße
vor Neid und Verläumdung entflieht;
Alsdann erthönen die Saiten;
Dir und geretteten Freuden
schallet ein Lied.

Künfftiger Enkel erscheine
auf diesem heiligen Steine
voll Ehrfurcht und schweigend und stumm.
Schaue an ehernen Pfosten
Lettern, die nimmer verrosten:
Degenfelds Ruhm."

Korr.

So sang er und verschwand — Es thönt von thürmenden Felsen
sein Jubellied ihm nach,
Und aus des Pöbels rauhen Hälsen
erthönt sein Jubellied ihm nach.

Ein kriegrisches Concert von schmetterenden Trompeten
schlägt an den Bergen an;
Die nachgeäfte Donner reden,
und weihen Augusts Tuskulan.

Und Degenfeld ergreift mit überwallenden Freuden
Sein himmlisches Gemahl,
Eilt, Seinen Askan[1]) an der Seiten
wie eine Braut zum Hochzeitsaal.

Und Friederich[2]), der dort, an Josephs glücklichem Throne,
Batavien vertritt,
Wünscht Seinem Bruder in dem Sohne,
und feirt das Fest der Freude mit.

Die Muse überschaut die ganze glänzende Scene,
Sie weihet diesen Stein,
und wünscht mit einer stillen Thräne,
die Sängerinn Augusts zu seyn.

Ulm, gedruckt bey Christian Ulrich Wagner, Canzley-Buchdruckern, und der Herzogl. deutschen Gesellschaft in Helmstädt Mitglied.

2.

Auf die Geburth eines Herrn Grafen von Degenfeld-Schomburg

[Manuskript in Eybach, im Druck auch als Anhang zur „Baadcur" erschienen].

Ein Greiß, der frömmste Unterthan
lag oft um Mitternacht auf seinen mürben Knien,
und weint und sieht den Himmel an
mit Blicken, die von Andacht glühen.

---

[1]) Der Erstgeborne, Graf Eugen Friedrich Christoph Gustav, geb. 1764.

[2]) Graf Friedrich Christoph, holländischer Generalmajor u. Gesandter zu Wien, starb nach Kapff 1781 kinderlos.

„Gott, seufzt er, hörest du der frommen Einfalt Fleh'n,
„so laß mich noch den zweiten Erben
„von meinem guten Grafen seh'n,
„Dann will ich gerne sterben."

Gleich steigt von dem, der Bettler gerne hört,
Ein Flammenboth mit blizendem Gefieder
Auf einer güldnen Wolke nieder,
Des Greisen Bitte war gewährt.

Und Er, der Seraph, sieht
Ihn, den erbettnen Sohn, mit eines Engels Zügen
Auf seiner Mutter Armen liegen —
Steht auf die Luft, und singt ein Wiegenlied:

(1) Du, der Vorsicht Zeuge,
Junger Sprößling, steige
Wie ein Baum hinauf.
Strebe in die Lüfte,
Trink die Balsamdüfte
iedes schönen Morgens auf.

(2) Wurzle in die Erde,
Kleiner Schomburg, werde
Aller Menschen Lust.
Zeig den Unterthanen
Blut von Deinen Ahnen
Blut vom Menschenfreund
August.

(3) Sie, die Dich geboren,
Klingt in Gottes Ohren
Fromm, wie ein Gebeth.
Hoch, von seinem Throne
Lächelt er dem Sohne
den des Greisen Thrän'
erfleht.

(4) Schomburgs Helden müssen
nach der Vorsicht Schlüssen
Unaussterblich seyn.
So, wann Zweig' an Zweigen
Aus der Erden steigen,
Wirds ein ganzer Cedern-
hain.

Der iunge Seraph schweigt,
zu endlich, um den Plan der Vorsicht zu entsiegeln,
Eilt zu der Wiege hin, die ihm den Liebling zeigt,
und kühlet ihn mit seinen Flügeln.

Nachfolgende Mitteilungen aus dem Tagebuch Graf August Christophs, die wir seinem Urenkel, Graf Kurt, verdanken, mögen eine Ergänzung zu S. 64—66 bilden, vergl. S. 211.

Den 9. Juni 1766. Dem praeceptor Schubart von Geißlingen ein present vor das Carmen bey Legung des Grundsteins 3 Dukaten . . 15 fl.

Sonntag, 1. Juni hat Herr und Frau Visirer Manner und Herr et uxor Ambtman Kiederle mit uns zu mittag gessen. Ist die Predigt zur Legung des Grundsteins über den Text 127 Ps. gehalten worden[1]).

Des Nachmittags ist Baumeister Groos und Kazner ankommen.

Montag, den 2. Juni. Des Nachmittags nach 4 Uhr ist der Grundstein zum neuen Schloß zu Eybach gelegt worden. Gott gebe seinen heiligen Segen ferner dazu!

Baumeister Groos, Kazner, Doktor Rau und kathol. Pfarrer von hier und von Deckingen, wie auch praeceptor von Geislingen haben mit uns zu Mittag gessen.

Sonntag, den 8. Juni, hat mit uns zu Mittag gessen Ambtmann Saper von Groß=Sießen, die 2 Söhne des Visirer, der praeceptor von Geißlingen.

Sonntag, den 3. August, zu Haus; hat der praeceptor von Geißlingen und Posthalter Graf von Plochingen mit uns zu Mittag gessen.

Ein gleichfalls im Archiv zu Eybach liegendes gedrucktes Festgedicht auf das 36ste hohe Geburtsfest des Hochgebohrnen Grafen und Herrn, Herrn August Christoph &c. &c., Stuttgard, den 21sten Merz 1766, dürfte von Kazner stammen. Wohl aber mag Schubart schon vor 1. Juni beim Grafen gewesen sein.

In den Jahren 1767—1769 ist Schubart in dem Tagebuch nicht erwähnt.

---

[1]) Da Schubart nicht besonders genannt ist, scheint auch die Behauptung S. 65 Z. 15 v. o. zweifelhaft. Allerdings war der Ortsgeistliche leidend, aber er hatte noch Freitags zuvor um Verlegung der Festpredigt auf Sonntag, den 1. Juni, in die Kirche gebeten. Da hierauf Rücksicht genommen wurde, so dürfte wohl er und nicht Schubart diese Predigt gehalten haben.

V. Die Baadcur,

von Christian Friederich Daniel Schubart.
Ulm 1766 bey Albrecht Friederich Bartholomäi
[s. S. 69. f.].

An Herrn Stadtamman Häckel in Ulm.

Wie lange keuchst, Du Freund der Musen,
gefesselt in der Themis Schoos?
Wie lange drükt sie Dich an ihren dürren Busen?
läßt sie Dich ewig nimmer loß?

Grausamste unter allen Göttern,
o gib den Musen ihren Freund!
Hör meiner Laute Thon, die unter Lorbeerblättern
lichtscheue Elegien weint.

Da wo mit kleingeschobnen Wellen
die Vils auf glatten Steinen fließt,
Und wo, wie Goldtinktur, aus zwillingsgleichen Quellen
gesundes Wasser sprudelnd schießt;

Da lauscht die Muse in Gesträuchen,
da lauscht auf Ihn der Nymphen Chor;
Verstohlen strecken sie aus silberklaren Teichen
ihr schilfbekränztes Haupt hervor.

Und schaut! Er stürmt mit Ungestümme
aus Themis Schoos zur Quelle hin,
Wie freudig plätschert sie! die tausendfache Stimme
des nahen Waldes grüßet Ihn.

Und kleine Liebesgötter wischen
den Ackenstaub vom Angesicht,
Es stöhret Ihn, versteckt in schirmenden Gebüschen
kein keuchender Cliente nicht.

Nur manchmal unterbricht ein Feuer
des kühnen Dichters seine Ruh,
Jedoch Er zürnet nicht und höret seiner Leier
mit eines Kenners Ohren zu.

γ. 50

O fons Bandusiae; splendidior vitro,
dulci digne mero — —
Fies nobilium tu quoque fontium,
Me dicente cavis impositam ilicem
Saxis; unde loquaces
Lymphae desiliunt tuae.
Horaz.

I. Strophe.

Ha! wie der Orkus ein typhonisch Ungeheuer
mit hundert Drachenköpfen speit!
(Ihr Brüder horcht! mit lirischwildem Feuer
ergreif ich die dorische Leier,
die mir Apoll der Lorbeerträger beut.)

Bist du es Gott der Schwelgerei? — Wie keuchen
um den Dämon Miriaden Seuchen!
Und ein blauer schwefelreicher Duft
verpestet wie stinkender Nebel die Luft.

I. Antistrophe

[gesprochen vom Genius Deutschlands].

Sind das die Deutsche, meine Brüder?
Wie glanzlos sinken ihre Blicke nieder!
Weil jährend Gift durch ihre Adern braust.
Welk ist die Stirn! und die Athleten Faust
gehärtet nur zum Überwinden,
Die Herkuls schwere Keule trug,
und Varus Legionen schlug,
schwankt nervenlos und schlaff an ihren dürren Lenden;
Der Barden Lied, das kriegerisch erklang,
Thuiskons Hain mit Grauen füllte,
Und, wie ein Löw, nach Beut' und Ehre brüllte,
Zerschmilzt in weibisches Gesang.

Epodos.

Und Deutschlands Genius entflieht
Vor dem Gestanke früher Leichen,
Fährt aus der Erd herauf — und sieht
die Jünglinge an Knotenstäben keuchen.

Mit Sonnenblicken sieht der Gott
pestvolle Seuchen und den Tod
Germania, auf deinen Fluren liegen.
Und wie ein Erdensohn auf Gräbern stehet er,
(Ein Sternenchor von Nimphen um ihn her)
mit strahlenleerem Haupt und wildverstörten Zügen,
Und ach! es fällt auf seiner Kinder Grab,
ein Thränenstrohm, wie Menschenblut, herab.

II. Strophe.

Und iammernd tönt zur Thetis, unsrer Mutter E de,
Des liebsten Sohnes Klag' hinauf —
Gleich schlägt dreimal ihr Zauberstab die Erde
Sie donnert ein schöpfrisches Werde,
Und schäumend sprudeln Lebensquellen auf.
Wie frisches Blut in Jünglingsadern flieset,
Und Muth und Feuer in die Glieder gieset,
So rollt auf Schöpferworte der Gebieterin
das Wasser in heilenden Bächen dahin.

II. Antistrophe.

Und eben lag ein Freund der Musen
schon halb verwelkt an seines Mädchens Busen,
Ein Perlentau von Mitleidszähren quoll
herab auf ihn — Sie sieht sein Lebe — wohl —
Auf halberblaßten Lippen beben. —
Doch eine Nimphe goß auf ihn
Aus goldner Schaale Wasser hin —
Schnell fährt der Dichter auf und fühlt sein zweites Leben.
Er singt, im Arm der Schöne glüht
die Dichterbrust von neuen Freuden —
Still, wie der Zephyr reingestimmte Saiten
berührt — so tönt sein dankbar Lied:

[Er:] So stürme iugendliches Blut
in meiner Saiten Chöre,
Dem Gott, der solche Wunder thut,
und dieser Quell zur Ehre.

[Sie:] Es schallt mein weiblicher Gesang
in meines Freundes Saiten,
Ich singe iubelvollen Dank
und neuerschaffne Freuden.

[Er:] Ha! wie der mörderische Zahn
des wilden Ebers blizte![1])
Da schau nur diese Wunde an,
die mir der Mörder schlizte!

[Sie:] Wild, wie ein Barbar zeigte sich
der Tod in deinen Augen,
Und rasend stürzt' ich über dich
den Gifft herauszusaugen.

[Er:] Doch eine Göttinn kam, begoß
mit Balsam meine Glieder;
aus einer Perlenmuschel floß
das Leben auf mich nieder.

[Sie:] Wie, spricht mein Auge, das dich sieht,
ein namenlos Entzücken!
Ein Kastor und ein Pollux glüht
aufs neu' in deinen Blicken.

[Er:] Wie der Permessus sprudelt sie
die lauterste der Quellen,
Sie lehret mich von Harmonie
und von Begeistrung schwellen.

[Sie:] Heil dir! wohlthätge Nymphe, dir!
verweil in diesen Hainen,
Und laß mich Freudenzähren hier
in deine Schaale weinen.

---

[1]) Über Häckhels Krankheit läßt sich nichts Bestimmtes sagen. Ist der Eber nur ein Bild für dieselbe? Nach der ersten Strophe wäre sie eine Folge der Schwelgerei gewesen.

[Er:] Du Silberquelle, sprudle Krafft,
dem Schöpfer hoher Lieder,
und stärke du wie Nervensafft
des Patrioten Glieder.

[Sie:] Und kommt ein Paar voll Zärtlichkeit,
verknüpft durch gleiche Tugend;
So flöß in sie Unsterblichkeit
und immer frohe Jugend.

[Er:] Dann führ sie Göttinn in den Hain
zum Musenhain gedränget,
da wo der Sonne Silberschein
an Lindenblättern hänget.

[Sie:] Und ihr Napeen[1]) werfet hie
das Götterpaar mit Rosen,
Wie Liebesgötter zwinget sie
einander liebzukosen.

[Er:] Doch von Empfindung fliest die Brust,
o meine Theure! über,
Ich flieg mit neuerschaffner Lust
in deinen Arm hinüber.

[Sie:] Auch mir, o Theurer, schwillt die Brust
und fließt von Freuden über,
Drum eil' ich, überströmt von Lust
in deinen Arm hinüber.

Epodos.

So sang von Dankbarkeit entbrannt
dies Götterpaar im Mondenscheine —
dann hüpften beede Hand an Hand
leicht wie der West zum nahen Eichenhaine.

---

1) Bergnymphen. Schubart liebt das Wort Napee s. S. 259.

Voll Jugend und Unsterblichkeit
besuchen sie in spätrer Zeit
noch oft den Quell, umströmt von Frühlingsdüfften,
Mitleidig wischen sie[1]) der hohen Tugend Freund
den Schweiß hinweg und Zähren, die er weint,
und trocknen ihn mit wärmern Lüfften —
So wäscht ein Gott in Landeks[2]) Götterhaus
Dir Friderich! die Heldennarben aus.

[1]) Die Düfte dem Freund.
[2]) schlesisches Bad.

VI. Zaubereien

von Christian Friederich Daniel Schubart.
Ulm, 1766 bei Albrecht Friederich Bartholomäi.
Gedruckt bei Chr. U. Wagner u. s. f.
[s. S. 76—80].

		Ausgabe 1766	1812 1.	1839 6.	Deutsche National-litteratur Band 81
	I. An den Zauberer Caramussel[1]) . .	5	—	—	315
	II. Vorrede[1])	7	1	9	317 [3])
(1.)	III. Der Zauberhain[2])	11	4	12	319
(2.)	IV. Pseudokleist	17	—	—	—
(3.)	V. Die belohnte Wohlweißheit[1]) . . .	20	—	—	—
(4.)	VI. Die Rache einer Napee	22	12	17	—
(5.)	VII. Irion oder die Schule des Vergnügens[2])	27	9	22	322
(6.)	VIII. Die entzauberte Eifersucht. An den iungen Medon (S. 74) . . .	30	23	25	—
(7.)	IX. Chil der Verderber und Gonkutsch der Gücksbothe	32	—	—	—
(8.)	X. Die Macht des Plutus	39	25	27	—
(9.)	XI. Spencer	44	31	32	324

[1]) Von uns wörtlich mitgeteilt.
[2]) Von uns im Auszug mitgeteilt.
[3]) Unter dem Titel „Klage" von Hauff in die Sammlung bei Reklam S. 40 aufgenommen.

An den grosen Zauberer Caramussal[1]) auf dem Berge Atlas.

Den Donner, der von ferne her
Aus deiner Wohnung schröket,
Hat Er, der grösre Zauberer
Dein Schöpfer[1]) uns entdeket.

Minervens und Apollens Sohn,
Der wahre Poliglotte[2]),
Beschlich schon längstens deinen Thron
Und deine Zaubergrotte.

Von deines Atlas Gipfel schwung
Er sich zu fremden Sternen,
Um himmlische Begeisterung
Den Engeln abzulernen.

Dann kühn, Empedokles wie du,
Stürzt Er in Aetnens Tiefen,
Und stöhrt die Wesen aus der Ruh,
Die seit der Schöpfung schliefen.

Wer hat in grosen Himnen, wer?
Sich donnernd aufgeschwungen?
Hat wohl der alte Thrazier
So zauberisch gesungen?

Den die Natur mit Nektar tränkt,
Weil Er ihr treu verbleibet,
Der weißlich, wie ein Grieche denkt,
Und wie ein Grieche schreibet.

Kann nicht sein Shakespear und Er
Mitleiden oder Schreken,
Allmächtig, wie ein Jupiter
In deutscher Brust erweken?

Hoch auf dem Pindus wandelt Er
Und schreitet, wie ein Riese,
Ein Zwergenschwarm hüpft um Ihn her
Und gukt ihm durch die Füße[3]).

Und ich! — o Caramussal mir
Fährt Schreken durch die Glieder,
Drum lege ich vor ihm und dir
Die Zauberruthe nieder.

Der Autor.

---

[1]) „Caramussal ist ein Geschöpf Wielands im Don Sylvio."

[2]) Eben Wieland, auf dessen Werke die nachfolgenden Verse anspielen: Hymnen 1754, Shakespeare-Übersetzung — 1766, Dramen 1758 und 1760.

[3]) Ähnlich im 5. Brief an Wolbach, Oktober 1766 die bekannte Stelle über Klopstock: Ich denke von Klopstocken wie Shakespeare von Cäsarn denkt: „Er schreitet über die Welt, die ihm zu eng scheint, wie ein Colossus daher, und wir kleinen Zwerge kriechen zwischen seinen riesenmäßigen Beinen und gucken verstohlener Weise umher, um uns ein ruhmloses Grab auszufinden."

Vorrede.

Kein Cedernbaum vom Libanon,
Kein Lorbeer, aus Apollens Haine,
Kein Pindus und kein Helikon
Zum Göttersize vor die Neune,

Kein Tempe blühet um mich her,
Kein Schäferland, der Zeiten Wunder;
Mein Himmel hangt von Donnern schwehr
Erschröklich über mich herunter.

Aus keinem dunklen Busche wallt
Vor mich ein Bild der Philomele,
Aus Trümmern alter Schlösser schallt
Des Uhus Gram aus rauher Kehle.

Nie seh' ich falscher Bachus dich,
Aus der cristallnen Flasche winken,
Mit Fischen muß ich kümmerlich
Im Wasser meinen Durst vertrincken.

Statt weichen Rasen size ich
Auf zugespizten harten Felsen,
Und sehe, wie sich fürchterlich
Die Ströhme in die Thäler wälzen.

Wann gifftgeschwollne Hidern mir
Die dreigespizte Zunge weisen;
So flieh' ich, daß die Dornen mir
Das Fleisch von meinen Fersen reisen.

Ich trage — Schweiß im Angesicht! —
Die Last herkulischer Geschäffte;
Nur Herkuls Keule hab ich nicht
Und seiner Schultern Riesenkräffte[1]).

Doch mitten in dem Kummer braußt
In meiner Brust olimpisch Feuer,
Und stürmend schlägt die kühne Faust
Die Silbersaiten meiner Leier.

Oft thönt sie, wie ein Wetter, laut,
Um meine Furcht zu überschreien,
Wann der erschrokne Seele graut,
Vor Stürmen, die ihr zürnend dräuen.

Wann zahlreich, wie ein Bienenschwarm,
Die Narren sich um mich verbreiten;
So züpft ein Satir mich am Arm,
Und deutet komisch auf die Saiten.

Dann brummt der Baß zu ihrer Schmach
in iuvenalischen Gesängen;
Der Satir geisselt hinten nach
Und lehrt die fetten Thoren springen.

Doch schleicht die Elegie mir nach
Mit rothem Aug' und starren Füßen,
So laß' ich einen Thränenbach,
Wie Blut aus Abels Wunde, fließen.

Fällt einst mein Trost die Leier mir
Aus zittrenden entnervten Händen;
So mag Apoll an Gräbern hier
Mein durchgeseufztes Leben enden.

[1]) Über diese Phrase s. S. 33 Note 3. Dieselbe S. 263, letzte Zeile.

Der Zauberhain.

[Im Auszug. Der Dichter erzählt:]

„Gute Muse, sagt' ich, als ich in einem Holze auf einem großen eichenen Baumstorzen saß, mit unzähligen kleineren Klötzen umgeben, — gute Muse, wie oft hab ich schon deinen Beistand, wie das Säuslen einer Gottheit gefühlt, ohne dich zu sehen; zeige dich auch einmal deinem Freunde, der hier sitzt, und eben seinen Gram nachdenkerisch in seiner Leier heilen will."

Die Muse erscheint und erzählt die Geschichte des Zauberhains. Apollo hatte durch Merkur von einem Land gehört, worin es niemals tage. Ägyptische Finsternis liege auf ihrem (!) Gefilde, das triumphierende Jauchzen glücklicher Dummköpfe brülle aus jedem Haine und Klugheit sei hier Hochverrat. Dorthin eilte nun Apollo. Auf einmal stürzte ein thrazischer Haufen von den faunenähnlichen Inwohnern herzu und gaffte mit offenem Munde und aufgerissenen borstigen Augwimpern zum neuen Lichte empor, wie Hunde zum silbernen Monde emporgaffen. Mitleidig drängte sich Apoll unter dieses staunende Vieh in halbmenschlicher Bildung, ging mit ihnen in den gotischen Tempel, dessen Gewölbe von dem Geplörre dickleibichter Pfaffen widertönten. Eine Thräne zitterte wie fließendes Silber aus Apollens Auge, und der Gott entschloß sich, selbst ein Priester zu werden, um von dieser Seite die erste Ritze zu finden, durch die ein Strahl des himmlischen Lichts in das verfinsterte Herz des dummglaubigen Pöbels fallen könnte. Aber als er von Wahrheit und Licht predigte, da ward er von dem durch den würgenden Neid der Götzendiener aufgereizten Pöbel vom Rednerstuhl herabgerissen. — Hierauf versuchte es Apoll als Gesetzgeber. Bessere Gesetze hingen nun auf goldenen Tafeln da; die Gerechtigkeit baute an einem neuen Throne, der ausgehungerte Weise kroch aus den Wäldern hervor; die Handlung steckte wehende Flaggen auf und vormals brachgelegene Fluren wallten nun von gelben Ähren. Aber die Chikane hub ihr Hydernhaupt empor und rufte mit wütender Stimme: Neurung! Neurung! Umsturz der Fundamentalgesetze unsers blühenden Vaterlandes! Gleich war der Gesetzgeber und Patriot in ein stinkendes Gefängnis geworfen. — Aber ein Gott bricht leicht durch eiserne Thüren und Apoll war wieder frei. — Und nun (er war Arzt geworden) floß heilender Balsam in unheilbare Wunden u. s. f. u. s. f. Die Geheilten umdrängten ihren Wohlthäter und sangen dem Retter ihres Lebens dankvolles Lob. Aber eine Rotte von Quacksalbern und Marktschreiern plörrte vom Theater herab und der Wunderthäter Apoll wurde als ein

ungraduierter Arzt ausgepeitscht. — Ich werde die Leier ergreifen, die ich dem Orpheus gelehnt, sagte der Gott der Begeisterung, und diesen Barbaren Menschlichkeit lehren. Schon griff er mit Götterfingern in goldene Saiten und mächtiger als einst Orpheus wirkte der Gott auf die ganze Natur. Nur die Barbaren, noch härter als Felsen, gafften dem göttlichen Sänger dummdreist ins Gesicht und sprachen mit wiehernden Stolze: und du willst allein rasen in einem Lande, wo alles Vernunft hat? Und plötzlich stürzten sie auf den Gott und schleppten ihn ins Tollhaus. — Aber mit der letzten Erhebung seiner Geduld wurde der Gott ein Autor. Bald flog die Geißel der Satire auf den fleischigen Rücken seiner Tartarn, bald sprach denkender Ernst, bald schmelzende Wehmut aus seinen Blättern. Aber der arme Apoll wurde als ein Pasquillant, Aufrührer und Majestätsschänder vor den Richterstuhl geschleppt und zum Tode verurteilt. Schon war er auf dem Richtplatze, schon blitzte das Rachschwert in einer Schindersfaust, als plötzlich die Hülle der Menschheit wie Erde vom göttlichen Missethäter hinabfiel und der pythische Gott in seiner olympischen Majestät dastand. . . . . . Mit[1]) der Stimme der Donner von Olimp sprach er izt: Barbaren, die Rache eines beleidigten Gottes stürze, wie eherne Berge, über euch her; alte, 1000iährige Nacht steig' aus der Höll' herauf und lagere sich auf euren Gefilden. Ihr aber — werdet, was ihr zu seyn verdient! — Und eißkalte Todtesschreken stürzten plözlich über die Barbaren her; ihre Füße krochen, wie Wurzeln in die Erd' hinab und ihr plumper Körper preßte sich — in Klöze zusammen. Aber der befriedigte Gott flog mit harmonischtönendem Flug wieder zum Olimp und ließ den von Klözen strozenden Hain tief unter ihm zurücke. —

Was sagst du Muse da, fragt' ich staunender Dichter. — Da schaue nur, ists Phantasie oder Warheit? — Mein Siz wird unter mir lebendig. — — Kein Wunder, furchtsamer Sänger, dann das war dazumal der weise Beherrscher dieses barbarischen Landes.

Die Muse verschwand und voll Tiefsinn, wie ein Prophet nach einer olimpischen Erscheinung, eilt' ich durch den Zauberhain nach Hause.

Die belohnte Wohlweisheit.

[Wörtlich.]

Ihro Wohlweißheit der Consul einer kleinen — St. — war nun unter den stechenden Sorgen des Staates und unter den ruhmvollen

[1]) Der Schluß wörtlich.

Bemühungen vor die Ruhe Europens grau geworden. Einstmal gieng er, an seinen Knotenstab niedergebükt, traurig über die Fluren hin und keuchte den warmen Seufzer heraus: Ja, Gott, du weists, welche Arbeiten, welche Sorgen, welcher Kummer meine Haare gefärbt hat. Wer verdiente iemals den Titel Wohlweißheit mit mehrerem Recht' als ich? — Goldene Äpfel in silbernen Schaalen waren die Vota, die ich in der Rathsstube vor dem ganzen staunenden Senate ertheilte. — Du alte Hand (die dünne Haut deckt kaum mehr deine dicke Adern zu) mit welcher Götterstärke führtest du das schwehre Ruder der Geschäfte, unter den Woogen republikanischer Unruhen! — durch mich stieg Wissenschaft und Kunst, gleich einem Thurm' empor; dann ich schuf zur Erziehung brauchbarer Bürger den ersten Schulmeister, welcher — (hier hustete der gute, alte Consul) — lesen konnte. Zwei Rindviehmärkte, die ich angeordnet, sind Zeugen, wie der Handel unter meinem weisen Regimente blühte. Wann Fleiß und Tugend — doch ich schweige. Du gerechter Himmel wirst den würdigen Gebrauch der Weißheit, die du mir in überströhmendem Maaße verliehen, schon ohne meine Klagen zu belohnen wissen. — So sagt' er und dreimal hustete er noch, indem er es sagte.

Und eben nahm ein Kundschaffter des grosen Zauberers Abusamma die Gestalt des Liktors an, den sonst Ihro Wohlweißheit hinten nachzutretten pflegte, und führte den keuchenden Consul auf den Flügeln des Windes in den Zauberhain seines furchtbaren Gebieters. — „Du bist deiner Belohnung nahe", so donnerte Abusamma aus seiner Grotte hervor. — Und schon entfiel der Knotenstab dem zittrenden Greisen; seine welken Hände stürzten zur Erde und stampften, wie Hufe; der Rüken, auf welchem so lange das Wohl des Staates lag, wurde schimmelgrau; lange Ohren strozten fürchterlich empor und schoben den altmodischen Huth auf die Seite, und eben wollten Ihro Wohlweißheit reden, als sich ihr Gesicht fürchterlich vor sich hin verlängerte und ein schrekliches Y! A! poltrend aus ihrem Munde fuhr. — Der lezte Seufzer seiner sterbenden Menschlichkeit! — Und unter dem satirischen Triumphton: Ihro Wohlweißheit — ein Esel! trabte der verwandelte Consul ins Holz, legte sich langsam ins Graß hin und — ächzte.

Die Rache einer Napee.

[Im Auszug. Der Dichter erzählt:]

Auf einem sonnenroten Hügel saß ich und sah mit einem wonnevollen Blick' in elysische Thäler hinab. Da erschien ein zauberhaft

schönes Mädchen, die Napee. Sie öffnete ihre Rosenlippen und sprach mit einem sanften Flötentone: zittre nicht, Jüngling; ich liebe die Freunde der schönen Natur und nur meine Verächter hasse ich[1]. — Da schau dies Denkmal meines zürnenden Arms! — Ich schaut' und sah ein versteinertes Bild wie ein Menschenbild vor mir stehen und zitterte noch mehr. — Darauf erzählte die Göttin, wie ein Candidat der Theologie sich in ein schönes, aber unempfindliches Nähermädchen verliebt habe. Der Candidat wird Vikar auf dem Lande; nach langem Zureden läßt sich die Geliebte dazu herbei, ihm in seinem von ihr gering geschätzten Landleben einen Besuch zu machen. Entzückt bemühte sich der Ängstlichverliebte, seiner Schönen das Landleben angenehm zu machen. Kein Hain, keine Flur, keine Quelle war, wo dieser Adonis seine Geliebte nicht hinführte, — aber umsonst. Auf einen steilen Felsen klettert' er mit ihr empor, zeigt ihr der Berge grünen Gipfel vom Abendrote vergüldet; blökende Herden im Thale, wallendes Korn auf den Gefilden, die kleinen Wellen des Bachs, die im Sonnenscheine tanzten. Im Anblick solcher Herrlichkeiten beschwört sie ihr Geliebter, das Landleben zu wählen, beschwört sie bei diesem blauen Himmel und bei den furchtbaren Gottheiten dieses Hains. Sie aber bleibt ungerührt und will eben die armseligen Gottheiten dieses Hains verhöhnen, da stürzt die Napee hervor und straft ihre Verächterin mit der Versteinerung. Der Candidat wird auf seine Bitte in eine Nachteule verwandelt. — So sagte die Göttin und wie Espenlaub im Sturmwind zittert, so zitterte ich, als sie es sagte. Aber sie gab mir einen tröstenden Seitenblick und rauschte wieder ins Laub. Ich aber stieg schaudernd von dem Zauberfelsen und verbarg mich in eine nachtvolle Grotte[1].

Ixion oder die Schule des Vergnügens.

[Im Auszug.]

An der Hochzeit des Bachus und der Venus, worauf nur Götter und Gerstenberg[2] waren, legte sich Proserpina an die hohe

---

[1] Oberhalb Überkingen zeigt eine großartige Felspartie wundersame Gebilde, worunter sich namentlich die Halbfigur einer Jungfrau auszeichnet. Vielleicht schwebte Schubart diese Naturerscheinung vor. Gegenüber (auf der rechten Seite des Filsthales) öffnet sich die mit prachtvollen Tropfsteinbildungen geschmückte Grotte des „Kahlenlochs". Von Höhlen, in nächster Nähe Geislingens sonst selten, spricht Schubart öfters.

[2] H. W. v. Gerstenberg (1737—1823), dessen „Tändeleien" 1759 Schubart als Muster für die „Zaubereien" dienten [Sauer].

Juno und lispelte zu ihr empor: Kann dann ein ewiger Zorn in dem Busen einer Göttin brausen? Denkst du nicht mehr an den armen Ixion, der ewig von seiner schrecklichen Folter in schwindlichten Kreisen herumgerissen, ewig sich selber verfolgt und — ewig sich selber entflieht? — Juno ließ sich bewegen, bei Zeus um Befreiung Ixions zu bitten. — Aber was soll ich mit ihm machen? sagte Vater Zeus. Er hatt' es kaum gesagt, als Merkur mit geflügelten Füßen herbei eilte und erzählte, wie er durch die Gewölbe des Himmels den vielfachen Seufzer ertönen hörte: O schaff' uns einen Schulmeister, großer Zevs, schaff uns einen Schulmeister. — Eben recht, sagte der gnädige Zevs. Ixion hat auf seinem blutigen Rad die Geduld studiert und Ixion soll es auch sein! — Merkur eilte in die Unterwelt und befreite den freudig staunenden Ixion von dem Rad, auf dem er ausgestreckt dagelegen. Der gnädige Juppiter, sagte der Abgeordnete, hat dir vergeben, Ixion, unter der leichten Bedingung vergeben, in Menschengestalt das weiche Herz der sterblichen Jugend zu bilden. — Schon stand Ixion in einem braunen, schwarzausgemachten Rocke da; schon gieng er taumelnd (denn er glaubte noch von den Kreisen des Rads herumgerissen zu werden) in den Gewölben der Hölle fort, die zur Erde heraufführen; schon zog er die Oberluft ein, kam in den Ort seiner Bestimmung und wurde — Schulmeister. Anderthalb hundert Knaben, die ihm, wie ebensoviel Furien, zischende Geißeln auf den blutigen Rücken hielten, cloakmäßiger Gestank, vor dem sich die Sinnlichkeit empörte, junge Tiger in halbmenschlicher Bildung, die Klauen der Eltern, welche sie, wie Löwen, hervorreckten, so oft ihre Kinder die verdiente Rute der Zucht fühlten, Vorurteile der Erziehung, die wie stygisches Dunkel auf dem Staate lagen, ein rang- und titelloses Leben, der Hunger, der aus einer Wolke von Schulstaub hündisch die leeren Zähne blökte, die Schmähsucht, die in Schlangengestalt seinen Tritten nachkroch, herkulische Arbeit bei teuflischem Undank erfüllten nun die Tage, durch die Ixion wie von einem eisernen Rad umhergetrieben wurde.[1])

Und keuchend eilte er wieder zur Hölle, wo Cerberus freundlich dem alten Hausgenossen wedelte, dessen vom Rade spritzendes Blut er oftmals geleckt. — So kläglich wie Orpheus Eurydicen rufte, so kläglich rufte itzt Ixion: o mein Rad, gib mir mein Rad wieder, mächtiger Pluto! und zehnfach tönten es die Gewölbe der höllischen Burg nach. — Pluto erhört' ihn und lächelnd ließ sich Ixion wieder auf sein folterndes Rad flechten und streichelte die Schlange, die gegen ihn zischte.

---

[1]) s. S. 170 f.

VII. Zwei Gedichte an Haug.

1. Wunsch.

Aus dem Brief vom 9. Oktober 1765 (Strauß Nr. 16).

Anknüpfend an den Satz: „Und krank werden Sie doch auch nicht sein?“

Von dessen Lippen oft ein Lied wie Nektar floß,
Dem bleibe du versöhnt, sei gütig, Atropos!
Wie deine Hand des Teiers Lebensfaden
Zu reissen lang vergaß,
Der zweimal zehn Olimpiaden
Dem frohen Dichter maß,
Und keine Wuth unbänd'ger Schmerzen
Rang eisern mit dem sterbenden:
So sei auch meinem Haug, dem Liebenswürdigen,
Der lezte Schlaf bei unverwundtem Herzen
Erquikend, wenn, so wie ein Lautenton
Sein Leben allgemach sanft weggebebt entflohn.

Den tödte du, der röchelnd keuchet,
Und kaum bei halbem Odem lebt;
Und Timons, die ihr Groll tief in sie selbst begräbt;
Und den, der stolz nach Cromwels Purpur schleichet —
Die opfre bald, auch Hekatombenweis,
Dem Tartarus — doch Haug, der singe noch als Greiß!
Er stimme noch bei Zügen glatter Jugend
Im welkenden Gesicht,
Der menschlichern, der kummerlosen Tugend
Sein ewiges Gedicht.

2. Kontrast.

Geißlingen, den 25ten October 1766.

Stolz wandelst du, ein Freund der Musen,
Mein Haug, des Glükes lieber Sohn,
Stolz wandelst du — ein Gott in deinem Busen!
Am blumenvollen Helikon.

O schau herab von deiner Berges-Höhe,
Tief unten irrt ein Freund,
Der aus der Seele offnen Wunden — wehe!
Klaglieder preßt und Elegien weint.

Der furchtbar bleich, wie eine Leiche,
An Aganippes Quelle irrt,
Und hingelehnt an stechende Gesträuche,
Wie eine Schwalbe girrt.

Jedoch umsonst! die Folter meiner Tage,
Mein Gram steigt nicht zu dir empor,
Denn ach, vergebens heult die Klage
Um ein verwöhntes Ohr.

Doch ja! du hörest mich, von deinen Traubenhügeln
Schießt oft ein scharfer Blik nach mir;
Ich fühle diesen Blik! und schwinge mich auf Flügeln
Der Phantasie zu dir.

Dann seh' ich dich, wenn von Lyäen
Die Dichterstirne glüht;
So wälzet sich von traubenvollen Höhen
Ein heiliges, gedankenvolles Lied.

Und aus der Rebenlaube rauscht
Dein Weib, der Inbegriff von deinen Seligkeiten,
Holdlächelnd spricht sie dann: Ich habe dich belauscht!
Und singt dein neues Lied in ihrer Harfe Saiten.

Und von der Liebe Schwanenbusen fliegt
Dein Herz zu trauten Freunden, Dir verbunden
Durch Tugend und Geschmak zu goldnen Stunden,
— So lebt ein Haug — und lebt vergnügt.

Nur ich! erschreklicher Contrast!
Ich muß die Last von tausend schwülen Tagen
Auf meinem dürren Rüken tragen —
Mit Zwergenschultern eine Riesenlast!

Ich habe immer Thränen wegzuwischen,
Wenn Dummheit höhnisch auf mich blikt,
Wenn Nattern der Verläumdung zischen,
Und wenn der Mangel mich wie Blei zur Erde drükt.

Doch, Freund, ich gönne dir dein Glüke
Und deinen Sieg im Schooß der Ruh.
Nur schau mit halbem Blik nach einem Freund zurüke,
Der nicht so glüklich ist wie du.

VIII. Ode auf den Tod des Herrn Hof- und Regierungsrath Abbt[1]) in Bückeburg

[s. S. 85—89].

An seinen Herrn Vater in Ulm von Christian Friedrich Daniel Schubart.

Ulm 1766. Auf Kosten Albrecht Friedrich Bartholomäi.

Erzittre Vater! dann es rollen von Gebürgen
drei Donner ausgesandt zum Würgen,
der erste spricht: Dein Sohn ist todt!
O beuge Deinen Nacken nieder!
In Deinem Busen hallt es wieder:
Mein Sohn, mein Sohn ist todt!

Aus einer schwärzern Wolke redet schon im Grimme
der zweyte Donner seine Stimme,
Er spricht: Dein Einzger Sohn ist todt!
Es donnert fort in Deinem Herzen,
laut spricht ein Schmerz zum andern Schmerzen:
Mein Einzger Sohn ist todt!

---

[1]) geb. 23. Mai 1738, † 3. Nov. 1766. Seinem Vater in Ulm haben damals auch Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe und Prinz Eugen von Württemberg ihr Beileid bezeugt.

Und er, der wie die Rache schon von ferne tödtet,
der Schröklichste der Donner redet:
wie laut: Dein groser Sohn ist todt!
Du schweigst? — Doch immer magst Du schweigen,
es sprechen Miriaden Zeugen,
Dein groser Sohn ist todt.

Ja liege nur, als wie vom Bliz gerührte Todten,
dahingestrekt auf deinem Boden
und höre meinem Liede zu.
Kein Blut hat mich mit dir verbunden,
doch bluten meines Herzens Wunden,
doch wein' ich laut wie du.

Aus meinem Busen schlägt kein lirischwildes Feuer.
Dann Wolken liegen auf der Leier
und dämpfen ihren Silberklang.
Die Grazien und Musen fliehen
den rauhen Ton der Elegien,
den heulenden Gesang.

Kein donnernder Päan rauscht [heut] zu seiner Ehre;
Ein kleines Lied, in das die Zähre
der fernentflammten Freundschaft fällt,
erthöne, weit von seinem Grabe [1]),
und was ich nicht gesungen habe,
das sage du, o Welt.

Er wuchs — o Graberinnerung! — am Donaustrande,
Der Stolz von seinem Vaterlande,
wuchs, wie die Ceder GOttes, auf.
Und Sprößlinge an Seiner Seite [2]),
die maßen sich mit edlem Neide
an Seinem Stamm hinauf.

---

[1]) Abbt fand seine Ruhestätte in Bückeburg, in der Gruft der fürstlichen Familie.

[2]) Andere Schüler.

Doch eine Ceder GOttes braucht vor ihren Wipfel
zu weiten Raum — Sie sucht den Gipfel
des cedernreichen Libanon.
So sucht auch Er — in seinem Busen
ein GOtt! — den weiten Siz der Musen,
den hohen Helikon [1]).

Nah an dem Würgeplaz des grosen Barden [2])
wo Kleist geblutet, wo Baumgarten
die Weißheit Friederichs gelehrt [3]);
Da hat dein groser Sohn Minerven,
Das Herz und den Verstand zu schärfen,
wie Telemach gehört.

Und ohne Schwindel schaut sein Auge in die Tiefe
der abgezogensten Begriffe
hinunter [4]) — Seine Stirne glüht!
Dann wagt Er es mit Adlersschwingen
dem grosen Weisen nachzudringen
und was Er will — geschieht [5]).

Apoll entdeckte dann dem liebsten seiner Söhne,
das grose, das verborgne Schöne,
den Thron der Göttin des Gefühls.
Und diese haucht in seine Werke
der Wahrheit zauberische Stärke
die Grazie des Stils.

Einst [6]) sah Er einen Thron in schwarzen Ungewittern
die Höllenfurien erschüttern,
des Krieges allgemeinen Brand;

---

[1]) Universität Halle, welche Abbt 1756 bezog, damals die erste Deutschlands. Erst später war er in Frankfurt a/O., s. Note 6.

[2]) Ew. Chr. v. Kleist, geb. 1715, gefallen 1756 bei Kunersdorf.

[3]) Der Ästhetiker Baumgarten war kurz zuvor nach Frankfurt a/O. übergesiedelt.

[4]) Studium der Theologie und Philosophie, hernach der Mathematik.

[5]) Abbt hielt im Mai 1754 selbst Vorlesungen über Mathematik, Rhetorik, Englisch, Philosophie u. s. w.

[6]) Sommer 1760 nach Frankfurt a/O. berufen, befand er sich in unmittelbarer Nähe des Schlachtfeldes von Kunersdorf.

Dann stand Er hoch auf einem Berge,
Sterbt, donnert Er von seinem Berge,
den Tod fürs Vaterland [1]).

Er sprachs! — und schaut, wie sich die Jünglinge und Greisen
dem Schooß der Weichlichkeit entreisen,
mit Mordgewehren in der Hand.
Entschlossen, wie Spartaner, starben
selbst Weise, zugedekt mit Narben
den Tod fürs Vaterland [2]).

Und staunend hörten ihn die preusischen Atlethen
entflammt, wie einen Griechen, reden.
Schnell winkt das ewige Berlin [3])
dem grosen Pflegesohn der Musen,
und drükte dankbar an den Busen
den neuen Bürger hin.

Gleich sah sein Adleraug' auf unerstiegnen Höhen
den preusischen Euklides [4]) stehen,
den hohen Maaßstab in der Hand.
Er stürmt hinauf! — stand mit gewiesen,
mit erznen, felsenfesten Füßen
wie Euler, in dem Sand.

---

[1]) Titel eines Werkes, welches Abbt 1760 schrieb, um mit zur Zerstreuung der Mutlosigkeit, wie sie damals einriß, beizutragen.

[2]) Die Schrift erregte abgesehen vom Inhalt auch dadurch Aufsehen, daß ein Gelehrter so ins öffentliche Leben hinaustrat. Abbt war, wie Herder sagt, „erst Mensch, ehe er Gelehrter wurde."

[3]) Vielleicht derselbe Irrtum, wie Seite 86 Z. 11 v. o. Abbt selbst war in Berlin nur vorübergehend vom Mai bis Oktober 1761, ehe er eine Professur zu Rinteln, wohin er im Frühjahr berufen worden, antrat. Dagegen war er auf jene Schrift hin sofort von Mendelssohn und Nicolai zum Mitarbeiter an den von Lessing gegründeten Litteraturbriefen angenommen worden.

[4]) Der Mathematiker Euler befand sich in dem Freundeskreis, in den Abbt zu Berlin eintrat.

Den jungen Geometer drükten dann zum Lohne
Horaze[1]) und Anakreone[2]),
Selbst Sokratesse[3]) an die Brust.
Da lauscht Er dann, wann Harfen klangen.
und Friedrichs grose Barden sangen,
Und fühlte Götterlust.

Sein wirksames Genie drang mit Gigantenschritten
ins Reich der Gallier[4]) und Britten[5]),
der Griechen und der Römer ein[6]).
Und diesen Riesen an der Seite
wünscht Er mit einem edlen Neide,
so groß, wie sie, zu seyn.

Gleich hörte Cinthius am Fuß des Helikones
die Wünsche seines lieben Sohnes,
und sprach: Sei Deutschlands Seneka[7])!
Der alte Jüngling hört Apollen,
ward mehr, als Er hat werden sollen,
ward mehr, als Seneka.

Frei[8]), wie die Gottheit, stand Er dann auf seinem Berge,
und warf die Riesen und die Zwerge
in eine Waag, die Zevs ihm gab,

---

[1]) Ramler.

[2]) Gleim.

[3]) Moses Mendelssohn.

[4]) Auf einer 9monatlichen Reise von Rinteln aus 1763 kam er nach Genf und Frankreich. In Genf verkehrte er mit Voltaire und gab eine französische Übersetzung der Mendelssohnschen Rhapsoden heraus.

[5]) Bezieht sich wohl auf seine Nachahmung der Sprache von Lord Shaftesbury.

[6]) Sallust und Tacitus waren ihm gleichfalls Stilmuster.

[7]) Abbts hervorragendstes Werk handelt „vom Verdienst".

[8]) Befreit von dem „Joch" in Rinteln, dem ihm, wie vielen seiner Zeitgenossen, unangenehmen akademischen Amt. 1765 wurde Abbt zum gräflich Schaumburg-Lippischen Hof-Regierungs-Consistorialrat und Schulpatron in Bückeburg ernannt.

Und wog auf ihren Silberschaalen
(um seine Schläfe zükten Strahlen)
wie GOtt, Verdienste ab[1]).

GOtt sahe aus dem Wolkensitze seines Thrones
die Kühnheit eines Menschensohnes,
nimmt selbst die Waage dann — und winkt!
Gleich bringt der Seraphinen Schönste
des Jünglings ewige Verdienste
und — Seine Schaale sinkt.

Laut donnerte der Herr von seinem ewgen Throne:
Der Jüngling! Er ist reif zum Lohne,
und dieser Himmel nehm' ihn auf!
Gleich wallte eine Morgenwolke
herab — und nahm vor allem Volke
den reifen Jüngling auf.

Er kommt! So ruften dann Neutone und Leibnize,
Er kommt auf Seinem Wolkensizze,
und lächelten den Liebling an.
Schau! sprachen Sie, mit Sonnenbliken,
und überwallendem Entzüken,
der Schöpfung grosen Plan[2]).

Wie eine Woge bricht sein Geist aus engen Schranken,
und wagt den ersten der Gedanken,
Selbst Engel staunten, als Er sprach.
Aus der Empfindungen Gedränge
arbeiten göttliche Gesänge —
Der Himmel hallt sie nach.

---

[1]) Bezieht sich wohl mehr auf sein Buch „vom Verdienst" als auf den bescheidenen Anteil an den „Litteraturbriefen", welche 1765 aufhörten, und an der von Nicolai gegründeten „Allgemeinen deutschen Bibliothek".

[2]) Ähnlich in der Ode auf seines Großvaters Tod:
„Er sieht der Vorsicht Plan
mit zitterender Ehrfurcht an", s. auch Seite 88 Mitte.

Nur wir — wir schauen noch aus diken Finsternissen,
wo wir, gleich Blinden, tappen müssen,
mit Thränen auf zum Sternenchor.
Selbst Deutschland steht im Trauerkleide
und blikt mit einem edlen Leide
nach ihrem [!] Sohn empor.

Umschanzt mit ofnen Gräbern und mit Todeshügeln,
entschwing' ich mich mit Adlersflügeln
der Erde niedrigem Revier.
Doch welch ein kühner Flug! — o reiche
mir Deine Hände Abbt! — ich keuche! —
o reisse mich zu Dir.

Du sinkest! — Ha! Du siehst mit eines Toden Zügen
im Staube Deinen Vater liegen,
den müden, tiefverwundten Mann.
Er liegt mit thränenleerem Blike
und fleht den Himmel um das Glüke
der kleinsten Zähre an.

Unsichtbar hauchst Du ihm ins wundenvolle Herze
die erste Ruhe nach dem Schmerze,
der immer stürmte — nie geruht.
Er steht mit halbgebrochnen Füßen
und seine Vaterthränen fließen
Das erstemal [1]), wie Blut.

---

[1]) Ähnliche Stelle im Gedicht auf den Tod des Söhnchens Jakob siehe Seite 71 Z. 9 v. o.

IX. Todesgesänge

[s. S. 91—101].

1. Inhaltsangabe nach der ersten Ausgabe: Ulm 1767.

Bemerkung: Die 4 letzten Spalten zeigen, ob und wo sich die einzelnen Todesgesänge in den 4 späteren Gedichtsammlungen von 1785/86, 1825, 1839 und in der Reclamschen von Hauff finden.

Zwölf mit einem Stern bezeichnete Gedichte, meist nur in der ältesten Ausgabe erschienen, sind in der Auswahl abgdruckt.

10 Nummern, nämlich 1, 4, 5, 20, 34, 37, 43, 61, 62, 74 hat Sauer in Kürschners Deutsche Nationallitteratur Bd. 81 S. 326—344 aufgenommen.

Lfde. Nr.	Überschrift	Anfang des Gedichts	1767 Seite	1785 Seite	1825 Seite	1839 Seite	Reclam Seite
	[Einleitendes Gedicht an das Ulmische Ministerium] [Vorwort]	GOtt, wenn durch deines Tempels Hallen [Da die Theorie 2c.]		[1]	[1]		
*1	An den Tod	Einst hat in einer Mitternacht	3	—	—	—	—
2	Gebeth an GOtt	Hier fall ich dir mein HErr und GOtt	8	—	—	—	—
3	Ein Blick auf die Welt	O Welt, die irdische Gemüther	11	238	173	195	304
4	Morgengesang	Ich erwache! Auf ihr Glieder	15	241	175	197	—
5	Abendgesang	Nun ruht, ihr matten Kräfte	19	244	177	199	244
6	Nachtgesang eines Kranken	Warum flieht der leichte Schlummer	23	248	179	201	—
7	Die Bekehrung, der stärkste Trost im Tode	GOtt, wie die Tage mir verschwinden	27	252	182	203	—
8	Todesgedanken im Frühling	Welche Stimme schallet	32	256	185	206	305
*9	Todesgedanken im Sommer	Müder Wandrer, lege dich	40	—	—	—	—
*10	Todesgedanken im Herbst	Ihr Staubbewohner, sehet heut	45	—	—	—	—
11	Todesgedanken im Winter	O wie freudenleer und weisse	49	261	189	210	—
*12	Todesgedanken in einer Winternacht	Sey mir gesegnet, lange Nacht	54	—	—	—	—
13	Trostgründe aus der Geburt des Erlösers	Du Ruhestatt der Todten	60	—	—	—	—
14	Neujahrslied	Mit Todesschauer denken wir	65	265	192	213	260
15	Gethsemane	Wer ist der große Sterbende	72	270	195	217	—
16	Golgatha	Seele, hast du keine Flügel?	77	273	198	220	274

[1]) „Drittes Buch, die Sterblieder enthaltend."

Lfde. Nr.	Überschrift	Anfang des Gedichts	1767 Seite	1785 Seite	1825 Seite	1839 Seite	Reclam Seite
17	Ein Klaglied unter dem Kreutze	Blute nur, mein armes Herze!	82	—	—	—	—
18	Der Trost der Erlösung im Tode (2 Chöre)	Wir fielen! und der Richter sprach:	86	276	200	223	—
19	Todesgedanken am Grabe des Mittlers	O Seele, sinke nieder	91	—	—	—	—
20	Ein Siegeslied am heiligen Osterfeste	Donnrend splittern sie entzwey	97	280	203	226	—
21	Am heiligen Pfingstfeste	Auf, blaset die Posaune an!	102	285	206	229	279
22	Ein Gebeth an den Dreyeinigen GOtt am heiligen Dreyeinigkeitsfeste	GOtt — oder sprich, wie soll ich dich in meinem Liede nennen?	106	235[1]	171	193	—
23	An einem Communiontage	Sünden, eure Höllenschmerzen	109	289	209	232	300
*24	Todesgedanken am Geburtstage	Einen Berg hab ich erstiegen!	113	—	—	—	—
25	Auf den fünfzehnten Sonntag nach Trinitatis	Ihr Menschen, ach! was suchet ihr	118	—	—	—	—
26	Auf den sechszehnten Sonntag nach Trinitatis	In Traurigkeit verlohren,	123	293[2]	212	235	—
27	Auf den achtzehnten Sonntag nach Trinitatis	Täglich schallt die Stimme noch	127	—	—	—	—
28	Auf den vierundzwanzigsten Sonntag nach Trinitatis	Ich denke heut an meinen Tod! —	130	296[3]	215	238	—
29	Auf den fünfundzwanzigsten Sonntag nach Trinitatis	O sichrer Sünder, höre heut	136	—	—	—	—
30	Auf die Leiche eines Kindes	Freund der Herzen,	140	300	218	241	310
31	Der sterbende Jüngling	Mit heischrer Stimme sing ich hier	144	—	—	—	—
*32	Bey der Leiche des Jünglings	Du, eitle Jugend, wimmre heut	155	—	—	—	—
33	Der Tod einer jungen Christinn	Du, junge Christinn, komm' und schau	160	304	221	244	312
34	Der Mann im Tode	Hier fiel der Mann! — Ein Trauerlied	164	306	222	246	—
35	Der sterbende Vater	Ein Chor von jungen Waisen heult,	169	309	225	249	—

[1]) Unter dem Titel „Dem Jehovah" wurde es einleitendes Gedicht.

[2]) „Der Jüngling von Nain".

[3]) „Jairus Tochter".

Lfde. Nr.	Überschrift	Anfang des Gedichts	1767 Seite	1785 Seite	1825 Seite	1839 Seite	Reclam Seite
*36	Die sterbende Mutter	Unendlicher, ich fühl' es wohl,	175	—	—	—	—
37	Auf die Leiche eines Regenten	Seyd ihr, Götter dieser Erde,	179	313	228	252	313
38	Der Greis	Ich müder, abgelebter Mann,	184	316	231	255	—
39	Der Tod des Sünders	Es singen tausend Lippen heut	189	321	234	258	—
40	Der Tod eines Christen	Bald ist die Pilgrimschaft vollbracht	195	325	238	262	—
41	Ein plötzlicher Tod	Hier stand ein Mensch! Hier fiel er nieder!	199	328	240	264	—
42	Sehnsucht nach dem Tode	O GOtt, mit bangem Sehnen	204	333	243	267	—
43	Der Tod eines Armen	Da liegt der Bettler auf dem Stroh	209	336	246	270	—
44	Das Testament des Christen	Ich weiß es, Vater, daß ich heut	213	339	248	272	—
45	Die Schrecken des Todes	Großer GOtt, ich fühle heut	218	—	—	—	—
46	Die gute Seite des Todes	Schrecklich ist der Tod	224	342	251	275	—
*47	Klagen	Mein HErr und GOtt!	230	—	—	—	—
48	Jakob	Ihr Sterbliche, von Jakobs Tod	236	346	254	278	—
49	Moses	Gürte dich, als wie ein Mann	242	350	257	281	—
50	Hiobs Klage und Trost	Wer legt den Jammer meiner Tage	245	352	258	283	266
51	Elias	Wie lange wollen wir uns noch	251	356	261	285	—
52	Hiskias	Hört, ihr Großen, den Propheten	255	359	263	289	—
53	Simeon	Kommt heut an eurem Stabe	262	363	267	293	268
54	Stephanus	Frey, wie ein Engel, stand er da	267	366	269	296	281
55	Paullus	Staub, der hier an Gräbern zittert	271	369	271	298	—
56	Die Klage des Christen um Freunde	Welche wilde Trauer	276	372	274	301	315
57	Die Eitelkeit der Welt	Ihr Tempel und ihr Gräber schallt	281	—	—	—	—
58	Das Verderben der Welt	Wenn auf die verdorb'ne Welt	292	377	278	305	262
59	Nach dem 90sten Psalm	Hier ist mein Fels! hier will ich stehen!	298	381	280	308	—
*60	Die Sprache des guten Gewissens im Tode	Soll ich vor dem Tode zittern?	302	385	283	311	—
*61	Das Trauergeläute	Ein dumpfes Traurgeläute	309	—	—	—	—
62	Der Leichenzug	Bleibe vor dem Sarge stehen,	313	390	288	315	318
63	Ein Gebeth auf dem Gottsacker (2 Chöre)	Es schreyt der Staub am Staube hier,	317	393	290	317	—

Lfde. Nr.	Überschrift	Anfang des Gedichts	1767 Seite	1785 Seite	1825 Seite	1839 Seite	Reclam Seite
64	Der Kirchhof	Hier in diesem trüben Haine	325	397	293	320	—
65	Grablied	Da stehen wir, die Deinen,	329	401	296	323	—
66	Die Unsterblichkeit der Seele	Heute reisse dich, o Seele! los	333	405	298	325	308
67	Die Auferstehung	Ihr Todten, eine Stimme ruft	338	409	301	328	—
68	Der jüngste Tag	Sünder, fallet nieder! betet!	344	—	—	—	—
69	Das Weltgericht	Blinder Geist, entreisse heut	349	413	304	331	323
70	Über das Evangelium am 26. Sonntag nach Trin.	Erhebet heut das Angesicht	354	—	—	—	—
71	Der Himmel	Ich wag es, aufzublicken	358	417	307	334	—
72	Das neue Jerusalem	Wallet sanft, ihr Töne	364	421	311	337	325
73	Die Hölle	GOtt, stärke mich! ich schau hinab	369	425	314	340	—
74	Die Ewigkeit	Heut hebet meine Seele sich	374	429	317	343	327
*	Beschluß	Ich habe ausgesungen!	379	—	—	—	—
	Anhang:						
75	Die Barmherzigkeit, über das Evang. am 13. S. n. Tr.	Fragt, ihr Unbekehrten	385	—	—	—	—
76	Die Dankbarkeit, über das Evang. am 14. S. n. Tr.	Ach! möchte jede Seele heut	390	—	—	—	—
77	Die Würde der Gotteshäuser	Sey geseegnet! Sey willkommen!	393	—	—	—	—
*78	Der gute Bürger, nach dem Evang. am 23. S. n. Tr.	Jüngling, präge dir die Lehren	396	—	—	—	—

2. Auswahl aus den Todesgesängen.

[1.] An den Tod.

Mel. Nun sich der Tag geendet hat.

Einst hat in einer Mitternacht
die Hölle dich erzeugt;
und dannoch troz' ich deiner Macht,
die Welten niederbeugt.

Was acht' ich deiner Sense Bliz,
die alles niedermäht!
GOtt ist mein Felß! — Ein Felsensiz,
der auch im Sturme steht.

Tief unter mir, da seh' ich dich,
entfleischter, dürrer Tod! —
Wie seine Sense fürchterlich
der ganzen Erde droht!

Er geht im dunklen, wie die Pest,
jezt würgt er hier — jezt dort —
Der Odem, den er um sich bläßt,
ist kälter, als der Nord.

Und ein verborgner, alter Grimm
beflügelt seinen Lauf.
Die Gräber schwellen hinter ihm
zu ganzen Bergen auf.

Er stößt an eines Königs Thron,
der König stürzt herab;
Er winkt des Glükes stolzem Sohn,
auch dieser stürzt herab.

Er nährt, des Würgens niemals satt,
vom Menschenblute sich,
und wann er nichts zu würgen hat,
so würgt er selber Sich.

Ach GOtt, es preßt sich Todtenstaub,
wie Rinde, um die Welt,
Dann alles gibst du ihm zum Raub,
die Memme und den Held.

Jedoch er wendet seinen Lauf,
der Tod! — er klettert hier
zu meinem Felsensiz herauf,
und zürnend droht er mir.

Ich werde fallen — dann er schwingt
den Pfeil, der nimmer ruht —
Und ach! – Aus meinen Adern dringt
schon Todesschweiß und Blut.

O tröste mich mit einem Blik,
du Held aus Canaan,
und halt des Todes Arm zurük,
daß ich noch beten kann:

HErr JEsu! o wie schmerzet mich
die todesvolle Wunde —
Erbarme dich! Erbarme dich!
in dieser lezten Stunde.
Ich sterbe — Nun du hast gesiegt,
o Tod — Jedoch die Seele fliegt
wie im Triumph gen Himmel[1]).

[9.] Todesgedanken im Sommer.

Mel. Meinen JEsum laß ich nicht.

Müder Wandrer, lege dich
Unter jenes Baumes Schatten;
Schau! die Äste strecken sich,
Dir die Kräfte zu erstatten.
Eile, Wandrer, eile nur
Von der halbversengten Flur.

Feuerflammen liegen itzt
Sengend auf den dürren Feldern,
Und die Heerde sucht erhitzt
Kraft und Kühlung in den Wäldern,
Weil der Odem, den sie zieht,
Wie der Schwall aus Öfen glüht.

---

[1]) Dieser leztere Vers kann in der Melodie: HErr JEsu Christ, du höchstes Guth, gesungen werden. Man bleibt in dem vorigen Tone, weil beede Melodien, wenigstens hier zu Lande, Mollmelodien sind, und fast in einer Höhe und Tiefe bleiben.

Einsam, ihres Schmucks beraubt,
Stehen Blümchen hin und wieder,
Traurig beugen sie ihr Haupt
Vor den Sonnenstrahlen nieder.
Durstig schaut der trockne Klee
Nach dem Thaue in die Höh.

Schwefelwolken pressen sich
In der dicken Luft zusammen,
Und sie speyen fürchterlich
Rothe, schlangenförmge Flammen.
Aus der Wolken schwangerm Schoos
Brechen tausend Donner los.

Großer Hagelregen drischt
Goldgefärbte Ähren nieder.
Alles schweigt — kein Vogel mischt
Lauten Jubel in die Lieder.
In den Wäldern sieht ihr Chor
Nur mit einem Aug empor.

Sommer, welch ein Bild bist du
Von des Menschen erstem Leben!
Täglich muß er, ohne Ruh',
Bald vor Blitz und Donner beben,
Bald in dürren Wüsteneyn,
Wie ein Hirsch nach Wasser schreyn.

Ach, so hör den Wunsch, o HErr,
Der aus meinem Auge thränet:
Wie der müde Wanderer
Sich nach kühlen Schatten sehnet;
O so sehnet sich und ruft
Meine Seele nach der Gruft.

O wie kühle muß es seyn,
Da, wo keine Sommerhitze,
Wo uns keine Donner dräun
Keine fürchterliche Blitze,
Wo der Leib vor Sonnengluth
Sanftbedeckt im Grabe ruht.

Jener Schnitter sammlet sie
In die Scheuren, seine Garben,
Und so sammelt GOtt auch die,
Die auf JEsum Christum starben,
Die da reif zum Himmel seyn,
Einst in seine Scheuren ein.

Schwinge dich, o Seele fort
Über jene blaue Höhen,
Wer sind jene Schaaren dort,
Die in weissen Kleidern gehen?
Falle auf dein Angesicht,
Seele! — eine Stimme spricht:

„Diese sinds, die durch die Noth
Muthig durchzudringen dachten,
Und die Kleider purpurroth
In dem Blut des Lammes machten.
Hier in dieses Tempels Pracht
Dienen sie GOtt Tag und Nacht.

Am Altare stehn sie itzt,
Auf den Häuptern funkeln Kronen,
Er, der auf dem Stuhle sitzt,
Der wird über ihnen wohnen.
Keine Sonnenhitze sticht,
Durst und Hunger quält sie nicht.

Denn das Opferlamm wird sie
In dem Garten GOttes weiden,
Und an seiner Seite sie
Zu der Lebensquelle leiten.
Ihnen wischt der Menschenfreund
Zähren ab, die sie geweint[1]."

Vater, führe mich, dein Kind,
Auch wie diese, zu der Quelle.
Dann auch meine Kleider sind
Von dem Blut des Lammes helle.
Kennst du mich in diesem Kleid? —
O so hohle mich noch heut.

[10.] Todesgedanken im Herbst.

Mel. Warum betrübst du dich, mein Herz?

Ihr Staubbewohner, sehet heut
Ein Bild von eurer Eitelkeit
Im Spiegel der Natur.
Seht fallend Laub und welkes Gras,
Und denket: welch ein Bild ist das!

Wie traurt der Baum! Es dünket mich
Die dürren Äste strecken sich
Nach Frühlingswärme aus.
Und Wald und Hayn und Berg und Thal
Vermissen warmen Sonnenstrahl.

Werft den bekränzten Becher hin,
Und suchet mit gerührtem Sinn
Im Herbst des Todes Bild.
Schaut: Alles, alles um euch her
Sind laute Leichenprediger.

Der Schwalben Heer vergüldet nicht
Die blauen Flügel in dem Licht
Der Morgensonne mehr.
In Schaaren wandern sie von hier,
Und suchen wärmre Luft, wie wir.

Ihr Bäume, wer hat eurem Haupt
Den grünen Schmuck so bald geraubt?
Wo ist die goldne Frucht,
Die wie der Sterne Heer entzückt,
Wann es durch Cedernwälder blickt?

So wandert durch den Tod der Christ
Hin, wo es ewig Frühling ist,
Durch Wind und Stürme hin.
Im zweyten Eden geht er dann,
Und staunet goldne Früchte an.

Wer gab das abgestreifte Laub
Dem aufgereizten Sturm zum Raub?
Wer macht die Hecken kahl?
Wie öde steht der gelbe Rest,
Den Wind und Sturm noch übrig läßt!

Ich bin ein Pilgrim in der Welt,
Der wie das Laub vom Baume fällt,
Wann ihn der Wind bewegt.
Dort fällt ein Blatt! — ein Bild vor mich,
So fall' auch ich! so fall' auch ich!

---

[1]) Offenbahrung Joh. VII, 14—17.

Ein Nebel schwimmt am Berge hin, —
Und ach! ich denke, was ich bin,
Und was mein Leben sey? —
Wie dieser Nebel, wie der Rauch,
Ja, so verfliegt mein Leben auch.

Ein Stoß! — so fallen Blätter ab,
Ein Wink! — so öfnet sich das Grab,
Schluckt Millionen ein. —
Bald winkt vielleicht der HErr — auch mir! —
O winke nur, ich folge dir.

Dann seh' ich dich von Angesicht,
Dann brausen keine Stürme nicht,
Und jene Linde dort,
Die deckt den Leib in seiner Ruh
Mit abgefallnen Blättern zu.

[12.] Todesgedanken in einer Winternacht.

Mel. Der lieben Sonne Licht und Pracht.

Sey mir geseegnet, lange Nacht,
Wo alles um mich schweiget,
Wo nur die Seele in mir wacht,
Und leichter aufwärts steiget.
Verhöre, Fauler, nur
Die Stimme der Natur,
Die laut, als wie der Donner, ruft:
Gedenke, Sünder, an die Gruft.

Ich schau' aus meiner Hütte auf
In unerflogne Höhen,
Um dort der Sterne Cirkellauf
Bewundrend zuzusehen.
Die Tochter von der Nacht,
Die stille Weisheit, wacht,
Und haucht den tugendhaften Schmerz
Der Grabgedanken in mein Herz.

Du sanfter Mond, wie gießest du
Der hohen Andacht Zunder,
Zufriedenheit und Seelenruh,
In meine Brust herunter!
Erhabne Schwermuth spricht
Dein blasses Angesicht
Aus Wolken, wie aus einem Flor,
Der Unschuld Angesicht, hervor.

Vielleicht seh' ich zum letztenmal,
O Silbermond, dich scheinen;
Vielleicht liegt bald dein blasser Strahl
Wie Milch auf meinen Beinen,
Durch meine Adern schleicht
Dieß schreckliche Vielleicht
Wie Eis. — Bald seh' ich nimmermehr
Den vollen Mond, der Sterne Heer.

O Grabgedanke, fürchterlich
Erwachst du, wie ein Riese.
Mein armes Herz entsetzet sich,
Es brechen meine Füße. —
Warum bist du so bleich,
O Mond, den Todten gleich?
Ach, weil dein Strahl, wohin er schlüpft,
Auf blinden Todtenschedeln hüpft.

O Weisheit, unterstütze mich;
Dann meine Tritte wanken.
Komm, Freundinn, sonst erliege ich
Dem furchtbaren Gedanken,
Der donnrend, Tod und Gruft!
Durch meine Seele ruft. —
Einst schwindet mir, tief in die Nacht,
Des Sternenhimmels goldne Pracht.

Doch, wie ein Engel lispelt schon
Die Weisheit — und ich höre:
„Noch einmal schau hinauf, mein Sohn,
In jene goldne Sphäre.
Mit männlicherm Gesicht
Schau auf! und zittre nicht.
Es lächelt schon auf seiner Bahn
Der Mond, des Weisen Bild, dich an.

Nicht Eine Sonne wirst du mehr,
Nein, tausend wirst du sehen;
Und unter dir wird sich ein Heer
Von Mondenwelten drehen.
Wann dein erlößter Geist
Dem Körper sich entreißt,
Dann schwingt er sich zum Sternenchor
Mit Engelsschwingen hoch empor.

Oft sehnet sich die Sympathie
Der Seele nach dem Freunde,
Den durch des Herzens Harmonie
Ein GOtt mit uns vereinte.
Sieh, dorten fliegest du
Einst diesem Freunde zu;
Dann wallt ein Jauchzen aus der Brust:
O welche Lust! O welche Lust!"

Die Weisheit schweigt; es ruht der Geist;
Dann er hat Trost gefunden.
So stille, wie der Balsam fleußt,
Floß er auf meine Wunden.
Die heitre Seele lacht,
Du Mond, nun gute Nacht!
Nun gute Nacht, du Sternenheer!
Ich zittre vor dem Tod nicht mehr.

[24.] Todesgedanken am Geburtstage [s. S. 98].

Mel. Gott des Himmels und der Erden.

Einen Berg hab ich erstiegen! —
Seele! schaue nun mit Lust
Jenen kleinen Hügel liegen,
Den du noch ersteigen mußt.
Aber wirf erst einen Blick
Ins verlaßne Thal zurück.

Steine decken seinen Rücken:
Scharfe Dornen liegen hier;
Rothe Feuerschlangen zücken
Aus den Wolken unter mir.
Doch steig' ich auf dieser Bahn,
Gemsen gleich, den Fels hinan.

Dort in jener grauen Weite
Steht das blumenvolle Thal,
Wo ich einst im Flügelkleide
Manches blaue Veilchen stahl;
Wo ich, als ein Kind, entzückt
In den Silberbach geblickt.

Aber, ach! die Jahre flogen
Ueber meinem Spiel vorbey;
Schnell, wie Pfeile von dem Bogen,
Flogen sie vor mir vorbey.
Und mit ernstem Angesicht
Sprach die Weisheit: Spiele nicht!

Folge mir in Sturm und Blitzen:
Denn ich leihe dir den Muth.
Trinken scharfe Dornenspitzen
Gleich dein jugendliches Blut;
Sieh, mit diesem Oele hier
Heil' ich dann die Fersen dir.

Kühn, mit Heldenschweiß begossen,
Klettert' ich den Berg hinan,
Und ich sahe junge Rosen,
Ohne sie zu brechen, an.
Meine Blicke sahen scharf
Nach dem Ziel, das Strahlen warf.

Nur den Schweiß hinwegzuwischen,
Sank ich müd auf einen Stein;
Doch die Kräfte zu erfrischen,
Wiegte mich die Wollust ein.
Blumenfesseln wanden sich
Um mich her, und — schleppten mich.

Zwar auf diesem breitern Stege
Ritzten keine Dornen mehr;
Rosen deckten meine Wege;
Blumen standen um mich her;
Schlummertöne sang der Chor
Der Sirenen in mein Ohr.

Doch, wie goldner Harfen Töne,
Flistert mir die Weisheit zu:
Ach, Verirrtester der Söhne,
Jüngling, warum fliehest du?
Jener Abgrund drohet dir!
Drum, Verirrter, folge mir.

Und ich riß mit edlem Grimme
Meine Blumenfesseln ab,
Folgte dann der Weisheit Stimme,
Die mir neue Kräfte gab.
Und so stieg im Heldenlauf
Ich auf diesen Berg herauf.

Nun ich falle auf die Steine,
Denn mein Busen schwillet heut
Von Empfindung — und ich weine
Zähren frommer Dankbarkeit.
Und der kleinste Tropfen spricht:
GOtt ich danke! — weiter nicht.

Vater, streck nach deinem Kinde
Deine starke Arme aus.
Führ mich aus dem Labyrinthe
Dieses Lebens bald hinaus.
Bringe mich nach Canaan,
Wo mich nichts verführen kann.

Wenn mich tausend Augenblicke
Meines Lebens Sünden zeihn;
O so schaue doch zurücke,
Wo des Sohnes Wunden schreyn.
Durch den Himmel schreyn sie hin:
Vater, ich erlöste ihn.

[32.] Bey der Leiche des Jünglings.

Mel. Mein junges Leben hat ein Ende.

Du, eitle Jugend, wimmre heut
Ein Klaglied in die Luft!
Entreiße dich der Eitelkeit,
Und heule an der Gruft.
Ein todter Jüngling lieget hier! —
O höre, wie er dir und mir
Mit blassen Lippen ruft:

„Komm, Jugend, schaue mich im Tod,
Und denk; so werd' auch ich!
Kein jugendliches Morgenroth,
Kein Alter rettet dich.
Denkt deine stolze Brust, sie sey
Noch lange vor dem Tode frey? —
So komm, und schaue mich!"

Gedanke voll Erschütterung!
Wir werden, was du bist!
Jung warst du, wie die Unschuld, jung,
Schön, wie die Tugend ist.
Mit Thränen schreiben wir — mit Blut
Auf seinen Leichenstein: Hier ruht
Ein Jüngling und — ein Christ!

Schwer, wie ein Atlas, liegt auf mir
Die Last der Eitelkeit —
War nicht der Jüngling einst, wie wir,
Ein Bürger dieser Zeit? —
Kühn war sein Heldenherze, kühn,
Und tapfer, wie in Lybien
Der junge Löw' im Streit.

Und itzt — wie sehnenlos! wie todt! —
Wie blind der Augen Paar! —
Wo ist der Wangen Purpurroth?
Und wo sein lockicht Haar?
Hier in dem Sarge modern sie,
Und jede ofne Schönheit, die
Dem Jüngling Neid gebahr.

Auf starken Achseln tragen wir
Die frühe Leiche fort,
Doch bald ersinken wir — auch wir!
Vom todtenvollen Wort:
„Zum Sterben, Jüngling, schicke dich!"
O Freund, dann tragen dich und mich
Noch stärkre Achseln fort.

Schon poltert in die Gruft hinab
Sein Sarg. Der Schmerz erwacht,
Wie ein Gewappneter, am Grab
Und schreyet: Gute Nacht!
Wir streuen Blumen auf die Gruft,
Und unser volles Herze ruft:
O Jüngling, gute Nacht!

Die Thränen rollen vom Gesicht,
Und seufzen stumm zu GOtt:
Entzieh' uns deine Hülfe nicht
In unsrer Todesnoth.
Gedenke nicht der Missethat,
Der Sünden, die die Jugend that —
Nun komm und morde — Tod!

[36.] Die sterbende Mutter.

Mel. Ich hab mein Sach GOtt heimgestellt.

„Unendlicher, ich fühl' es wohl,
Daß ich, wie Rahel, sterben soll.
Wie eine Taube girre ich:
Denn fürchterlich
Stürzt Schmerz und Todesangst auf mich.

Heut trifft mich deines Fluches Last,
Den du im Zorn gedonnert hast:
Mit Schmerzen sollt ihr Mütter seyn! —
Und Todespein
Stürmt brausend in mein Herz hinein.

Gleich Felsen fallen auf mich hin
Die Schmerzen der Gebährerinn.
Ach, könnt' ich doch von jenen Höhn
Das Glück erflehn,
Den kleinen Schmerzensohn zu sehn.

HErr, der vor meine Missethat
Am Kreutze einst geblutet hat,
In deinen Schmerzen seh' ich dich!
Laut rufe ich:
Mein GOtt, warum verläßst du mich?

Jedoch, du kennest meine Noth,
Dein Wille nur gescheh', o GOtt!
Ich kämpfe, GOttmensch, wie du dort
Im Garten, fort,
Und fühl' in jeder Nerve Mord.

Ich schau nach tausend Höllenwehn,
Erbarmer, auf zu deinen Höhn!
Schon steht der Todesengel da —
Doch glänzet ja
Auch mir ein Trost von Golgatha.

Nun, armes Herze, kämpfe nur
Den Kampf der sündigen Natur;
Denn JEsus — Er! — mein HErr und GOtt!
Mein HErr und GOtt!
Stärkt mich in meiner Todesnoth.

Doch, welch ein weinerlicher Ton
Schallt um mich her? — Es ist mein Sohn,
Mein Benjamin, der nach mir sieht, —
Der Schmerz entflieht, —
Nun sterb' ich gerne." — Sie verschied.

So zieh dann im Triumphe hin,
Erlöste, junge Kämpferinn.
Vor des erhöhten Lammes Thron
Erwartet schon
Auch dich der Streiterinnen Lohn.

Dort schmückt der große Menschenfreund
Mit Thränen, die du hier geweint,
Dein Diadem, das, wie die Pracht
Der Sterne, lacht
In einer klaren Winternacht.

Ihr jungen Mütter, lernet heut
Den hohen Christenmuth im Streit,
Und strebet auf der Tugendbahn
Nach Canaan,
Zur Freundinn, und zu GOtt hinan.

[47.] Klagen.

Mel. Ach! GOTT und HERR!

Mein HErr und GOtt!
Gericht und Tod
Erschüttern meine Glieder.
Drum fall' ich heut
In Reu und Leid
Auf meine Stirne nieder.

Mich dünkt, es spricht,
HErr, dein Gericht
In Horebs Donnerwettern:
„Bekehre dich!
Bekehre dich!
Sonst werd' ich dich zerschmettern!"

Die Stimme schweigt;
Jedoch, es zeugt
Mein klagendes Gewissen:
Du bist verdammt!
Die Hölle flammt
Schon unter deinen Füßen!

Ich bin es werth,
Wenn GOtt das Schwerdt
Der Rache auf mich zücket;
Und wenn vor mich
Die Hölle sich
Zu neuen Qualen schicket.

Der HErr hat mir
Im Busen hier
Ein fühlbar Herz beschehret.
Doch, armes Herz,
Leichtsinn und Scherz
Hat dein Gefühl zerstöhret.

Zwar so ein Blut
Fließt öfters gut,
Und übt auch gerne Gutes;
Allein, was sind
Ihm, der sie kennt,
Die Tugenden des Blutes?

Eilt ohne Krieg
Der Held zum Sieg?
Der Faule zu dem Lohne?
Erringet der,
Der ohngefähr
Was Gutes thut, die Krone?

O nein! o nein!
Die Kronen seyn
Nur Streitern aufgehoben,
Nur einen Mann,
Der kämpfen kann,
Und GOtt im Kampfe loben.

O HErr, mein Herz
Zerreißt in Schmerz
Der bängste aller Schmerzen! —
Da nistet sie,
Die Natter die,
Die Sünde in dem Herzen.

Wenn die den Geist
Zur Erden reißt,
Wie Schlangen, Staub zu lecken;
Wer kann die Kraft,
Die Tugend schaft,
Alsdann im Leben schmecken?

Unglaube macht
So schwarz, wie Nacht,
Die lichterschaffne Seele;
Und würkt, daß ich
Am Tage mich
Mit finstern Zweifeln quäle.

Oft brennt im Blut
Ein edler Muth;
Er flucht dem Lasterschwarme,
Dann wein' ich gern,
Und lauf dem HErrn
Bußfertig in die Arme.

Doch fehle ich
Aufs neu, wenn sich
Die Lieblingslaster zeigen.
Leichtsinnig hüpft
Mein Geist, und schlüpft
Wie Vögel in den Zweigen.

Drum lieg' ich heut
Voll Traurigkeit
Auf meinen mürben Knien.
HErr, siehst du nicht
Mein Angesicht
Einmal vor Andacht glühen?

So schenke mir,
Daß ich von dir,
Mein Vater, nimmer weiche;
Und einst am Thron
Des Sieges Lohn
Durch Kampf und Tod erreiche.

HErr, laß mich nun,
Wie Sklaven thun,
Nicht zittern vor dem Grabe.
Und tödte mich,
Wenn einmal ich
Im Ernst gebetet habe.

[60.] Die Sprache des guten Gewissens im Tode.

Mel. Warum sollt ich mich denn grämen.

Soll ich vor dem Tode zittern?
Soll Gericht
Heute nicht
Mein Gebein erschüttern?
Soll mein Antlitz sich entfärben,
Wenn der Tod
Donnrend droht:
Heute must du sterben?

Nein, wie Helden, unerschrocken
Wart' ich hier,
Bis in mir
Alle Säft stocken.
Ich will mich zum Kampfe rüsten;
Denn im Blut
Wallet Muth —
Heldenmuth des Christen.

Soll die Seele, die im Leben
Wahrheit liebt,
Tugend übt,
Vor dem Tode beben?
Rede, zärtliches Gewissen,
Hab ich mich
Ritterlich
Lastern nicht entrissen?

Gieng ich dann der Tugend Steige
Oft vorbey?
Rede frey,
Innerlicher Zeuge!
Stürmt' ich nicht, gleich einem Krieger,
Auf der Bahn
Kühn hinan,
Zu dem Preis der Sieger?

Wenn ich oft in stillen Stunden
GOtt gedacht;
Seine Macht,
Seine Größ' empfunden;
Seine Liebe gegen Brüder:
Flossen nicht
Vom Gesicht
Freudenthränen nieder?

Und wie glühten meine Wangen,
Wenn ich sah
Golgatha
Deinen Todten hangen!
Schauer fuhr in die Gebeine;
Und ich sank,
Voller Dank,
Schweigend auf die Steine.

Sah' ich meine Brüder leiden:
O, so both
Ich der Noth
Speis' und Trank mit Freuden.

Feinden hab' ich gern verziehen,
Und wie sie,
Konnt' ich nie
Rachevoll entglühen.

Zwar vor GOtt bin ich ein Sünder;
Aber ich
Zähle mich
Unter seine Kinder,
Die in Einfalt zu ihm treten,
Und zu GOtt
In der Noth
Um Erbarmung beten.

Flossen nicht im Kelch' und Baade
(Seele, sprich!)
Auch vor dich
Ströme seiner Gnade?
Nun, was kann dich jetzt verdammen?
Höllenglut? —
Christi Blut
Löschet diese Flammen.

Ist das Grab weit aufgerissen:
Meine Brust
(Welche Lust!)
Stählt ein gut Gewissen.
Sanft, wie meine Triebe waren,
Schlaf' ich ein!
Mein Gebein
Wird der HErr bewahren."

Sünder, fluchet euren Lüsten;
Kommet doch
Heute noch
Zu dem Grab des Christen.
Lasset Thränenströme fliessen,
Bittet GOtt
Einst im Tod
Um ein gut Gewissen.

Hat der Kläger, euch zur Strafe,
Sich versteckt;
So erweckt
Euren Feind vom Schlafe.
Soll er erst am Höllenrachen
Mit Gericht
Im Gesicht,
Wie ein Ries', erwachen?

Vater, mit gebeugten Füßen
Lieg' ich hier,
Schenke mir
Ruhe im Gewissen.
Alsdann mag der Mörder wüten!
Denn er flieht,
Wenn er sieht
Diesen großen Frieden.

[61.] Das Trauergeläute.

Mel. Valet will ich dir geben.

Ein dumpfes Traurgeläute,
Der Todesglocke Schall,
Tönt unsern Ohren heute
So laut, wie Donnerhall.
Sie spricht mit jedem Tage
In unser Herz hinab:
O Mensch! so oft ich schlage,
Gedenke an dein Grab.

Sie läutet tausend Leichen
Zum Todtenfeld hinaus.
Erschrockne Lüfte weichen
Vor ihrem Schalle aus.
Nur er bleibt unerschrocken,
Den Sünder faßt er nicht
Der Schall der Todtenglocken,
Der Herold vom Gericht.

Es tönen selbst die Klippen
Die Todesstimme nach,
Was sie mit eisern Lippen
Von ihrem Thurme sprach.
Nur an des Sünders Ohren,
Der Erz im Busen trägt,
Geht jeder Schall verlohren,
Der schmetternd an ihn schlägt.

Doch Christenohren hören
Den Ton, der ihnen ruft;
Sie weinen fromme Zähren
Und denken an die Gruft.
So oft die Glocken schlagen,
Wallt der Gedank' uns zu:
Wer wird zu Grab getragen?
Ein Sterblicher, wie du!

Heut rufet sie die Brüder,
Doch — morgen ruft sie dir!
Im Busen hallt es wieder:
Ach — morgen ruft sie mir!
Ist nicht das Traurgeläute
Ein Donner, der uns droht?
Darum, mein GOtt, bereite
Mich heute noch zum Tod.

Erbarmer, ach! noch heute,
So lang die Glocke schallt,
Noch eh' ihr Traurgeläute
Um meine Leiche hallt.
Dann ruft mich nur, ihr Glocken,
Mit dumpfem Ton zum Grab.
Mein Geist horcht unerschrocken
Auf euren Klang herab.

Froh tönet ihr dem Christen,
Der aus der Welt sich sehnt,
Wie Irrenden in Wüsten
Des Menschen Stimme tönt;
So sanft, wie Harfensaiten;
Hoch, wie Trompetenton —
Ihr rufet ja vom Streiten
Den Kämpfer zu dem Lohn.

Beschluß.

Ich habe ausgesungen!
Der durch die Sonne auf mich sieht,
GOtt! — Ist mein Lied
Zu Dir hinaufgedrungen?

Mein Vater und mein GOtt,
Auf Gräber sink' ich nieder!
Ein Echo hallt im Busen wieder:
Gedenk an deinen Tod!

Hier unter Todtenbeinen
Wird bald des Mondes Angesicht,
Mit blassem Licht
Auf meine Asche scheinen.

Ich sehe schon den Freund
Am Todeshügel stehen!
Er seegnet mich, schaut nach den Höhen,
Sinkt hin! verstummt und weint!

Willkommen, Todesschlummer!
Der freundlich aus dem Grabe ruft:
Hier in der Gruft
Verschläffst du allen Kummer.

Mein Herz trotzt unerbebt
Den kalten Todesschrecken!
Auch mich wird jener Tag erwecken!
Auch mein Erlöser lebt!

Dann seh' ich von Ruinen
Der tiefterseufzenden Natur,
Den Himmel nur
In meines Richters Minen.

Unsterbliche, dann fliegest du,
Mit Rosenduft umgeben,
Zu neuer Wonne, neuem Leben,
Der schönern Hütte zu.

In froher Eile rausche
Ich durch die Luft zum Sternenchor,
Um GOtt empor,
Hör Harfenton, und — lausche.

Dann schallt aus meiner Brust
Kein Lied, das Gräber hören;
Ich sing' hinüber in die Sphären:
O Seeligkeit! O Lust!

[78.] Der gute Bürger.

Nach dem Evangelio am 23. Sonntag nach Trinitatis.

Mel. Werde munter, mein Gemüthe.

Jüngling, präge dir die Lehren
In dein junges Herz hinein;
Lerne, um dereinst mit Ehren
Ein beglückter Mann zu seyn.
Er, der Weisheit Meister, spricht
Heute von der großen Pflicht,
Die die guten Bürger üben,
Wenn sie GOtt und Obre lieben.

Falscher Jüde, komm, versuche
Den Meßias! deinen GOtt!
Aber sieh', zu deinem Fluche
Macht Er deinen Stolz zu Spott.
Himmelsweisheit schrecket dich:
Heuchler, was versuchst du mich?
Lerne, unter deinen Pflichten,
Zins dem Kayser zu entrichten.

Ist Vernunft noch nicht erloschen;
Liebe für das Vaterland;
O! so macht euch jeder Groschen
Eure Schuldigkeit bekannt.
Jede Münze, die geprägt
Eures Fürsten Bildniß trägt,
Lispelt dir die stumme Lehre:
GOtt und ihm gebühret Ehre.

Gebt dann GOtt und eurem Kayser,
Was ihr beyden schuldig seyd;
Alsdann trotzen eure Häuser
Jedem Ungemach der Zeit.
Zittert, wenn die Obrigkeit
Eine Lasterthat verbeut;
Denn es flammt das Schwerd der Rache
Auf des Ungerechten Sache.

Wenn auch sie Tyrannen wären,
Die ihr eure Väter nennt;
Dannoch sollt ihr sie verehren,
Weil sie GOttes Geißeln sind.
Reiche willig vom Gewinn
Ihnen deinen Groschen hin;
So wird siebenfachen Seegen
GOtt auf deine Nahrung legen.

Dannoch dürft ihr euren Rücken
Vor dem Stolz der Obrigkeit
Nicht, wie Sklaven, ewig bücken,
Weil ihr keine Sklaven seyd.
Christen beugen keine Knie;
GOtt ist größer noch, als sie;
Denn vor seinen Ungewittern
Muß der stolze Carmel zittern.

Trete nur am frühen Morgen,
Als ein guter Unterthan,
Deine Arbeit, deine Sorgen
Mit Gesang und Beten an.
GOtt giebt deiner Hand die Kraft,
Wenn sie etwas Gutes schaft,
Daß du kannst von deinem Seegen
Schärflein in den Kasten legen [1].

Vater! lege meiner Bitte
Seegen und Erhörung bey,
Daß ich in der kleinsten Hütte
Nur — ein guter Bürger sey.
Bis ich dort im Vaterland,
Ohne Zins und Sklavenstand,
Nach vollbrachtem Lauf der Erde
Einst ein Himmelsbürger werde.

[1] Ich habe hier an die Wittwe gedacht, die mit ihrer Gabe in den Gotteskasten dem HErrn so angenehm war.

X. Ein Brautlied auf die Klettische[1]) und Mannerische Verbindung,

welche zu Geißlingen den 27ten September 1768 vergnügt vollzogen wurde, gesungen von einem alten Nachbar

[s. S. 120].

O Stiffter der Geschlechter,
Nimm, was ich nicht zu schüzen weiß,
nimm mir die großen Töchter.
Rammler.

Annette, war es nur ein Scherz,
als du im Nonnenkleide
Dein Liedchen sangst: Ein freies Herz
sei ewig meine Freude?

Wie fromm war das, wie klösterlich?
Kaum zeigte sich ein Freier;
So floheſt du und hüllteſt dich
wie Cidli in den Schleier.

Doch meine Muse, die sich oft
in Deine Freuden mischte,
belauschte dich, wann unverhoft
ein Seufzer Dir entwischte.

Er stieg (der kleine Cypripor
schaft immer neue Wunder)
Geflügelt aus der Brust empor
und flog ins Thal hinunter.

Da war der zärtliche Lubin
Der schmachtenden Annette;
Er fiel vor Amors Pfeilen hin
und küßte seine Kette.

Trozt noch Dein Herz, so hart wie Stahl
Gott Cypripors Geschoßen?
ach nein! wie Wachs im Sonnen-strahl
ist ja dieß Herz zerflossen.

Triumph dem Sieger, welcher sie
die Spröde überwunden
und durch des Blutes Simpathie
den Weg ins Herz gefunden!

O Bräutigam, wie glücklich bist
Du nun durch eine Schöne,
Die zärtlich wie die Taube ist,
und emsig, wie die Biene.

[1]) Kornelius Klett, geb. 1741 in Ulm, 1762–1768 Sekretär bei Harpprecht von Harpprechtstein in Eßlingen, im August 1768 als Salzkassier und Revisionsadjunkt in Ulm angestellt, † 1793 (Gründer der ersten Leih- und Lesebibliothek in Ulm 1779). Nach Weyermann II, 224.

So oft von stiller Lust erregt,
ihr Auge Dir begegnet,
So denke, daß sie Bande trägt,
und diese Bande seegnet.

Belausche sie und höre zu,
wann sie sich glücklich preiset,
Daß so ein rascher Mann, wie Du
den Gürtel ihr entreiset.

O preciöse Nachbarin,[1])
wie schnell bist Du besonnen!
Träumt noch Dein ungebundner Sinn
vom Kloster und von Nonnen?

Ein Mädgen, das vormals so sehr
der Freiheit Reiz ergeben,
Reicht iezo selbst den Naken her, —
Was muß man nicht erleben!

Dein Klett versteht die Kunst, den Hohn
der Zärtlichkeit zu rächen,
und so ein Mann verdient es schon
den Klostereid zu brechen.

Gern lobt ich Ihn, doch Deinen Mann
Weiß nur Dein Herz zu loben,
Da schau Ihn einmal selber an
von unten und von oben.

Wie männlich schön! — doch sein Gemüth
verstekt sich Deinen Bliken.
Ein Herze, das voll Liebe glüht,
wird Dich noch mehr entzüken.

Drum lerne jeden Augenblik
Der Liebe abzuwägen;
Im Manne strahlet Dir Dein Glük
und in der Eltern Seegen.

Nur Deine Freunde hören bald
ungern die Räder rollen,
Die Dich mit stürmischer Gewallt
Dem Blik entreissen sollen.

Doch wirst Du manchmal — welche Lust!
zu uns herüber fliegen.
Schon seh' ich dich, es schwellt die Brust
ein mütterlich Vergnügen.

Es spielt — o Mutter freue Dich!
Ein Sohn auf Deinen Armen! —
Und so prophetisch schließet sich
ein gutes Hochzeitcarmen.

---

[1]) Die Wohnung des Visierers Manner war das „Schloß", s. S. 2, neben dem Schubarthaus. Hier fand auch die Hochzeit statt. Frau Manner, Schubarts Gevatterin, war des Bräutigams Tante; daher des Blutes Sympathie.

XI. Ode auf Ignatius

[s. S. 180].

Empfindungen bey der Wahl des Hochwürdigsten Fürsten Antonius Ignatius, gefürsteten Probsten und Herrn zu Ellwangen, zum Fürsten und Bischoffe des hohen Bißthums Regenspurg, von Christian Friedrich Daniel Schubart, der heiligen Gottesgelahrtheit Candidat, kaiserlich gekrönter Dichter und der Zeit Präzeptor und Musikdirektor in Geißlingen.

den 18. Jenner MDCCLXIX.

Ulm, gedruckt bey Christian Ulrich Wagner, Canzleybuchdruckern, der Kaiserl. Franciscischen Akademie freyer Künste und Wissenschaften in Augsburg und der Herzogl. deutschen Gesellschaft in Helmstädt Mitglied.

Thränen nach Ruhm, welcher erhabner ist,
Keines Höflings bedarf, Thränen geliebt zu seyn,
Vom glücklichen Volke, weckten Ihn oft
In der Stunde der Mitternacht.
Klopstock.

In einer Todesstunde wars
Als sich die nackte Armuth jammrend
Auf Gräber niederwarf, die Urn' umfaßte
Und laut hinunterschrie:

O Mutter Erde, öfne dich
Gib mir ein Grab! Der Menschen Herzen
Sind hart, sind ganz von Erz; o Mutter, trockne,
Des Mangels Zähre auf.

Die Unschuld ächzte laut wie sie:
Wer rächet meine Schmach, o Himmel?
Wie Marmor stand der Schmerz! der Kummer blutet'
Und seufzt: Wer heilet mich?

Und durch des Himmels Burg vernahm
Des Mitleids Vater das Gelispel
Der Weinenden. Er winkt! Gleich stand ein Engel
Anbetend auf dem Thron.

Der Himmel schwieg. Jehovah sprach:
Fleug hin in das Gefild der Seelen,
Und weyhe da die Zärtlichste von allen
Zu einem Fürsten ein.

Der Engel schoß wie Licht herab,
Fand im Gefild die zarte Seele
Und brachte sie in Rosenduft dem Körper,
Da ward Antonius.

Von Gott zum Fürsten eingeweyht,
Ward Er ein Vater seiner Kinder.
Der Armuth gab Er Speiß und Trank und Kleider;
Den Kummer heilte Er.

Der satte Arme stammelt Dank,
Verschmäht die Krück' und springt vor Freuden;
Der Blinde wünscht den Geber erst zu sehen,
Dann wieder blind zu seyn.

Die Unschuld wischt im Aug' und spricht:
Was sandtest du vor einen Engel,
O Gott, der mich beschützt? — Wie fliesend Silber
Rollt eine Thrän' herab.

Der Kummer wacht am Grabe auf
Froh, wie nach schröcklichen Gesichten
Der Krank' erwacht, glaubt Höll und Tod zu sehen,
Und sieht das Morgenlicht.

Nun tritt ein Chor der Weinenden
Zu Gott und betet freudigstammelnd:
Belohne Ihn — den Menschenfreund — den Vater —
Und dann verstummen sie.

Der Glanz der großen Tugenden
Strahlt weit umher! Der ferne Römer
Steht staunend still! Sein frommer Clemens weyhet
Zum Lohn den Bischofshut.

Doch Bischofshüte sind zu klein
Und Fürstenkronen sind zu enge
Vor eine große Seele, die den Vorzug
Des guten Herzens kennt.

Wo der Geretteten Gebeth
Vor Gott wie Harpfenthon erthönet,
Antonius, dort strahlet Deine Krone
Der Tugend Diadem.

Doch dann erst, wann von Thaten voll
Die goldne Schale niedersinket;
Wann mancher Arme, den Du glücklich machtest,
Vor Gott Dein Herold wird:

Dann erst, wann ich verweset bin,
Dann flieg' empor zum Lohn der Tugend,
Und flehe vor Dein Volk um einen Fürsten,
Der menschlich fühlt, wie Du.

Indessen höre noch mein Lied.
Du hörtest mich, als ich erbebend
In meine Laute grif, und in gewagten Thönen
Dein großes Herze sang[1]).

O reisse mich vom Fels hinweg,
Wohin mein Schicksal mich verschlagen,
Bring mich ans Land und trockne meine Glieder
Im Strahl von Deiner Huld.

Dann wälzt mein stärkerer Gesang
Zur Welt der Enkel sich hinunter;
Dann singt im rauschenden Pean der Enkel
Von Dir Antonius.

---

[1]) s. S. 20 oben.

XII. Zusammenstellung von Schubarts Briefen

Datum	Empfänger	Ort der Veröffentlichung	Zitiert auf S.
1763. 22. IX.	Helfer Abelen	Archiv VI (1877) S. 346	7
[29. IX.	Gerichtsprotokoll Geislingen	Anhang I, 1 S. 221	8
6. XI.	Seine Eltern	Strauß, Nachlese 2	26
[23. XI.	Religionsamtsprotokoll Ulm	Anhang I, 2 S. 222	23
[9. XII.	Religionsamtsprotokoll Ulm	Anhang I, 3 S. 222	23
29. XII.	Böckh	Strauß Nr. 10	27
1764. [26. II.	Gerichtsprotokoll Geislingen	Anhang I, 4 S. 222	8
20. VI.	Wieland	Strauß Nr. 11 Vm. Schr. II, 301 Ges. Schr. 7, 223	32. 39. 46. (86)
[28. VI.	Schubart von Wieland Wielands Antwort I.	Vm. Schr. II, 310 Ges. Schr. 7, 229	33. 133
3. VII.	Böckh	Strauß Nr. 12	34. 36
5. IX.	Haug	„ „ 13	35. 39. 168
24. XII.	Häckhel	„ „ 14 Vm. Schr. II, 338 Ges. Schr. 7, 248	36 f. 40
1765. [4. III.	Obervogt v. Baldinger	Strauß, Nachlese 2	37. 41
23. VII.	Böckh	„ „ 15	41. 43 (86)
6. X.	Wolbach (1)	Morgenbl. 1861 S. 841	58
9. X.	Haug	Strauß Nr. 16	33. 57
10. X.	Böckh	„ „ 17	42 54. 59
1766. 16. I.	Wolbach (2)	Morgenbl. 1861 S. 842	54
26. III.	Böckh	Strauß Nr. 18	60 f.
9. IV.	„	„ „ 19	62
Ohne Datum.	„	„ „ 20	62. 68
19. IV.	Wolbach (3)	Morgenbl. 1861 S 843	—
1. VI.	Sein Vater	Strauß, Nachlese 2	64
6. VI.	Haug	„ Nr. 21	63. 66 f. (86)
6. VI.	Böckh	„ „ 22	63. 64. 65. 68 (86)
[18. VI.	Schubart von Wieland Wielands Antwort II	Strauß Nr. 23 Vm. Schr. II, 320 Ges. Schr. 7, 236	54. 63. 67

aus Geislingen und einiger Protokolle aus dieser Zeit.

Inhalt

Anfrage wegen der erledigten Stelle in Geislingen.
Erwählung Schubarts zum Schuladjunkten.]

Verlobungsanzeige.
Bedenken betr. der Zulassung Schubarts zum Predigen.]

Erlaubnis zu predigen.]

Einladung zur Hochzeit.
Punktation betr. der Anstellung Schubarts.]

Ausdruck der Verehrung. Etwas Klage über seinen Aufenthaltsort.

Einladung zur Fortsetzung der Korrespondenz. Litterarische Auslassungen und Nachrichten.]
Litteratur. Schulfragen. Privates.
Ausdruck der Verehrung. Litteratur. Heftige Klage.
Klage.

Anklageschreiben Bühlers gegen seinen Schwiegersohn Schubart.]
Klage. Nachricht von seinen Studien.
Eröffnung des Briefwechsels.
Huldigung und Übersendung der Ode auf Kaiser Franz.
Privates (Vikariat in Kuchen); die Ode. Litterarisch-Kritisches.
Horazische Ode. Bücher.
Wegen Jakobs Anstellung. Klage über Sklaventum.
Dank. Bitte. Empfehlung Jakobs. Litteratur.
Dank für den Wein. Gedichtchen.
Über eine Horazische Ode und den Sphärengesang. Bücher.
Geburtsanzeige. Übersendung eines Gedichtes. Bericht über Jakob.
Monatsschrift. Litteratur.
Geburtsanzeige. Bericht über Eybach. Litteratur.
Anerkennung Schubarts. Dank für die Ode.]

Datum	Empfänger	Ort der Veröffentlichung	Zitiert auf S.
1766. 29. VI.	Wieland	Strauß Nr. 23 Vm. Schr. II, 325 Ges. Schr. 7, 239	67. 68
16. VII.	Böckh	Strauß Nr. 24	63. 67. 69—71. 83
22. VII.	"	" " 25	71. 75. 123
16.VIII.	Wolbach (4)	Morgenbl. 1861 S. 844	67. 74 (254)
[1. X.	Schubart von Wieland Wielands Antwort III	Vm. Schr. II, 333 Ges. Schr. 7, 244	68. 79. 132.
21. X.	Böckh	Strauß Nr. 26	68. 83. 84
25. X.	Haug	" " 27 Vm. Schr. II, 345 Ges. Schr. 7, 253.	76 f. 84. 89. 110
26. X.	Wolbach (5)	Morgenbl. 1861 S. 845	79. 84. 172. 255
[26. X.	Gerichtsprotokoll Geislingen	Anhang I, 5 S. 227	85. 89
? XI.	Böckh	Strauß Nr. 28	77 f. 81. 90 f. 93. 132
12. XII.	"	" " 28	90
1767. 7. II.	Haug	" " 29	66. 91. 99. 101. 104. 112
[22. III.	Rat in Ulm	Archiv IX (1880) S. 176	107
[31. III.	Religionsamtsprotokoll Ulm	Anhang I, 6 S. 227	108
18. IV.	Böckh	Strauß Nr. 30	101. 104. 108 f. 112. 171
Ostern.	Böckh	Strauß Nr. 31	102. 109. 112. 165
1. V.	Jakob	" " 32	113
13. V.	Haug	Archiv XV S. 148	102. 108. 113
?	Jakob	Strauß Nr. 33	103
14. V.	Böckh	" " 34	102. 104. 113. 122. 162
25. V.	"	" " 35	114
10. VI.	"	" " 36	79 (87). 104. 109. 114. 165. 170
14. VI.	Wolbach (6)	Morgenbl. 1861 S. 846	68. 114. 171

Inhalt

Verehrung Wielands. Versprechen, bald einen Versuch (die Zaubereien?) zu schicken.

Tod des Zweitgeborenen. Gedicht. Litteratur.

Religion. Lebensphilosophie.

Gedicht an Wolbach. Ermahnung zu Standhaftigkeit bei unglückl. Liebe. Litteratur.

Dank für die Zusendung der Zaubereien. Aussicht auf eine Biberacher Anstellung. Vorschlag zu einer gemeinschaftlichen Zeitschrift.]

Krankheit. Litterarisches.

Gedichte an Haug. Krankheit. Litterarisches (Zaubereien).

Krankheit. Schüler Stüber. Dritter Band der „Messiade".

Bitte um Gehalt-Zulage.]

Zaubereien. Über das geistliche Lied. Familiäres (Joh. Jakob).

Zaubereien. Ode auf den Tod von Abbt. Familiäres (Konrad).

Todesgesänge. Entwürfe. Anfrage wegen einer gemeinsamen Schrift. Etwas Litteratur.

Bewerbung um eine Stelle am Gymnasium in Ulm und Bitte um Erlaubnis einer Gastpredigt.]

Abweisung der Bitte.]

Heimweh. Bericht über das Examen in Ulm u. s. f. Klage über die politischen Verhältnisse. Entwurf einer Abhandlung über Deklamation. Litteratur (über das kritische Berlin).

Durlach? Klage und Elegie. „Visionen". Familiäres (Konrad).

Klage. Die Ulmer Affäre. Theorie vom Beten. Familiäres (Anfragen. Des Papas Gesinnungen).

Bitte um einige Zeilen auf seinen nunmehr dritten Brief. Bedauern darüber, daß die schwäbischen Dichter schweigen. Klage.

Gedicht auf v. Rechberg. Mitleid. Kann die verlangten 25 fl. nicht bezahlen. Familiäres.

Längerer Exkurs über Litteratur und Religion. Geislingen. Vorschlag gemeinschaftlicher Monatsschrift.

Über die altlutherische Orthodoxie. Etwas Litteratur.

Parallele zwischen Böckh und Schubart. Litteratur.

Litteratur. Einladung zum Besuch.

Datum		Empfänger	Ort der Veröffentlichung	Zitiert auf S.
1767.	6. IX.	Wolbach (7)	Morgenbl. 1861 S. 876	
	7. IX.	Sein Vater	Strauß Nr. 37	109
	14. XI.	Wolbach (8)	Morgenbl. 1861 S. 876	75. 116. 162
	14. XI.	Wagner	Inlage zu vorigem	75
	22. XI.	Böckh	Strauß Nr. 38	115
	23. XI.	"	" " 38 a	
	1. XII.	"	" " 39	110. 116
1768.	5. II.	"	" " 40	116. 117. 119
	21. II.	Wolbach (9)	Morgenbl. 1861 S. 877	121
	9. III.	"	Strauß Nr. 41	79. 121. 123
	11. III.	Jakob	" " 42	117 ff. 177
	24. IV.	Böckh	" " 43	95. 121
	1. V.	"	" " 44	24. 121
	1. V.	?	Unveröffentlicht	116
	1. V.	Wolbach (10)	Morgenbl. 1861 S. 877	75. 121
	1. VI.	Böckh	Strauß Nr. 45	(87 f.) 116 ff. 120 f.
	22. VI.	"	" " 46	117 f. 122. 177
	9. VIII.	"	" " 47	124. 185
	13. VIII.	"	" " 48	118
	16. VIII.	"	" " 49	117
	1. IX.	"	" " 50	110. 117. 120. 124. 185
	21. XII.	Jakob	" " 51	118. 132. 162
1769.	4. I.	Böckh	" " 52	33. 124. 177
	21. II.	Obervogt in G.	" " 54	183
	22. II.	Böckh	" " 53	124 180 f.
	3. III.	Wolbach (11)	Morgenbl. 1861 S. 878	47. 119. 132. 134. 185
	19. III.	Haug	Strauß Nr. 55	187. 190

Inhalt

Frage nach Büchern.

Wegen des erledigten Präzeptorats in Aalen.

Bitte um Nachricht und Bücher (z. B. Messias). Kunde von Herders Fragmenten u. a. Hallische Zeitung.

Bücher.

Schilderung der nicht gebesserten Lage. Erkrankung der Frau.

Frage nach Herder und nach Carmina auf den Herzog.

Bitte um Empfehl. für d. Rektorat in Wertheim. Verschlimmerte Krankheit der Frau.

Nachrichten. Geistliche Lieder. Hallische Zeitung.

Entschuldigung. — Nicolaiten und Klozianer.

Kritik über die Kritiker.

Bedauern über dessen Unwohlsein. Nachrichten, darunter solche über mehrere Werke Schubarts.

Urteil über die Kunstrichter.

Dizinger und verschiedene andere Bücher, z. B. Gatterers u. Hausens Biblioth.

Dank für Besorgungen und für Übersendung der vom Vater des Adressaten verfertigten Gedichte. Hallische Zeitungen. Bitte um Besorgung des Briefs an Wolbach.

Über Wolbachs mathematische Studien; über zwei Freunde, Wagner u. Prieser. Einladung auf Pfingsten.

Unwohlsein. Litteratur. Blick auf die eigene litterarische Entwicklung. Jungfer Mannerin. Viele Bücher.

Schubarts Stellung zur Kritik. Über die liberalen Theologen. Klage.

Herr v. Gemmingen. — Verteidigung Semlers. — Herels Satiren.

Über ein Gedicht von Böckh.

Empfehlung eines Konvertiten.

Jungfer Mannerin. Über die freien Reichsstädte. Verschiedene Bücher. Herel.

Häusliches Mißgeschick. — Der Neue Rechtschaffene. Nachrichten über Geislingen. Häusliches.

Vorsätze für das neue Jahr. Geistiges und körperliches Übelbefinden. Ernste Lebensbetrachtung. Wünsche (Gedichtchen). Hallische Zeitungen.

Entschuldigung, betr. die in Ulm unglücklich entstellten Neujahrswünsche. Bitte um Fürsprache.

Nach dem Besuch in Eßlingen. Schreiben von Ellwangen. — Bericht über das Unglück mit entstellten Neujahrswünschen.

Das Ulmer Mißgeschick. Warnung vor tumultuarischem Studieren. Einladung auf Ostern. Nachricht von einigen Stücken im Neuen Rechtschaffenen und von der Übersetzung von Herels Satiren.

Dank für die Aufnahme bei seinem Besuch und für die eröffnete Aussicht auf das Ludwigsburger Musikdirektorat. Wielands Besuch (?).

Datum	Empfänger	Ort der Veröffentlichung	Zitiert auf S.
[Nach Ostern.	Böckh von Jakob	Strauß Nachlese 3	190
1769. 6. IV.	Böckh	„ Nr. 56	187. 191. 194
[7. IV.	Ludwigsburger Gerichtsprotokoll	Strauß Nr. 57	191
15. IV.	Haug	„ „ 58	167. 192
[29. V.	Oberamtsprotokoll Ludwigsburg	„ „ 59	192
[23. VI.	Ratsprotokoll Ulm	„ „ 59 a	167. 192
26. VI.	Haug	„ „ 60	43. 184. 192
1. VII.	Sein Vater	„ Nachlese 3	193
6. VII.	Böckh	„ Nr. 61	185. 193
[10. VII.	Religionsamtsprotokoll Ulm	Anhang I, 7 S. 227	184
5. VIII.	Böckh	Strauß Nr. 62	189. 193
? IX.	Sein Vater	Strauß, Nachlese 3 (Bruchstück)	193
5 IX.	Wolbach (12)	Morgenbl. 1861 S. 879	
12. IX.	Haug	Strauß Nr. 63	196
14. IX.	Böckh	„ „ 64	196
14. IX.	Die Eltern	Seither unveröffentlicht	196
22 [?] IX.	Haug	Strauß Nr. 65	197
23. IX.	Böckh	„ „ 66	195. 197. 199
[11. X.	Gerichtsprotokoll Geislingen	Anhang I, 8 S. 228	198

Die Originale dieser Briefe, welche zu finden wir uns alle Mühe gaben, weil nicht alle vollständig abgedruckt sind, scheinen in aller Welt zerstreut. Eine größere Anzahl fand sich unter den nachgelassenen Papieren von D. F. Strauß und wurde, nachdem sie uns gütigst zur Verfügung gestellt war, von dessen Tochter und Sohn der K. öff. Bibliothek in Stuttgart übergeben. Es sind

Inhalt

Bericht über einen Besuch Jakobs in Geislingen.]

Mitteilung über die schon erfolgte Wahl durch den Magistrat in Ludwigsburg. — Wielands Durchreise durch Ulm.

Die Wahl Schubarts soll dem Herzog vorgelegt werden.]

Übersendung des von der Geislinger Behörde ausgestellten Musikzeugnisses.

Herzogliche Weisung an die Behörden in Ludwigsburg.]

Zeugnis des Magistrats in Ulm über Schubart.]

Hoffnung und Mißbehagen. — Gute Aussichten in Geislingen. Litteratur (III. B. des Messias).

Mitteilung von der Ludwigsburger Stelle.

Entschuldigung nach langem Schweigen. Aussichten. — Litteratur. Klopstocke

Strenger Verweis wegen des Neujahrswunsches. Ultimatum.]

Frage nach dem Grund des Stillschweigens. — Litteratur (Basedow. Klozisch. Zeitung). Erdbeben. (Keine Silbe von Ludwigsburg.)

Mitteilung von seinem festen Entschluß, nach Ludwigsburg zu gehen.

Litterarisches. Anekdoten von Klopstock. Über Lavaters Aussichten in die Ewigkeiti

Antwort auf die Benachrichtigung von der am 1. Sept. erfolgten Entscheidung. Dank. Betrachtungen. Bedenken und Vorsätze.

Mitteilung von der Annahme der Stelle und Versprechen eines Besuchs bei der Durchreise.

Mitteilung von der Annahme der Stelle. Abschied.

Ankunft in Ludwigsburg.

Schilderung der Abreise von Geislingen.

Besoldungsabrechnung.]

meist Briefe an Haug und solche aus der „Nachlese". Von mehreren anderen Briefen hat Wohlwill aus der jetzt zersplitterten Autographensammlung des † Bibliothekdirektors von Halm in München Abschrift zu nehmen Gelegenheit gehabt.

XIII. Der Neue Rechtschaffene

[s. S. 131—149].

1767.

Erstes Stück[1]).

[Der Anfang:]

Wir Schwaben haben von je her den Ruhm gehabt in Ausbildung unsers Geschmacks und der dadurch verfeinerten Sitten die letzten zu seyn. Wenn alles um uns her erwacht ist, so schlummern wir noch in träger Ruhe; und wir sind es gewohnt, nicht eher zu erwachen, als bis man uns vorher mit Gewalt erweckt hat. Es kränket meine patriotische Seele, wenn ich in die Nacht hinsehe, die noch über mein Vaterland mit bleyernem Zepter herrschet. Und noch mehr muß es mich kränken, wenn ich es von seinen aufgeworfenen Führern, an statt an das Licht, in eine noch grössere Finsterniß geführet sehe. Unsre Denkungsart und unser Geschmack hängen unsern Tugenden ein schweres Gewicht an, daß sie sich nur selten in eine träge Bewegung bringen lassen. Die Ausübung der Pflichten eines jeden Standes begleitet eine Marionetten ähnliche Steifigkeit. Nothwendigkeit, Eigennutz oder Temperament (ich bin betrübt, daß ich nicht anders reden kan) sind die Quellen unsrer Handlungen, und die Rechtschaffenheit schmachtet ohne Freunde.

[Nach kurzer Motivierung der Wochenschrift folgt ein Gedicht:]

Ich saß, und sahe voll Ernst und mit der Mine des Richters
　　Den Jahren nach, die wie ein Traum
Vor mir vorübergeflohn, und mich mit eilenden Schritten
　　Zum Mannes Alter hergeführt.

Ich rief zum strengen Gericht der Jugend fernste Tage
　　Und jede That, die sie begann;
Und wog die Thaten. Da sank, von bösen Thaten belastet,
　　Die linke Schale tief hinab[2]).

---

[1]) Selbst wenn das Stück nicht von Schubart ist (s. S. 136), verdienen zur Charakteristik der Wochenschrift einzelne Teile wiedergegeben zu werden.

[2]) Diese Betrachtung hat schubartischen Anstrich. Die verhältnismäßig sichere Handhabung des Versmaßes und die Erwähnung des Bodensees lassen allerdings auch an den Verfasser „J." des „Frühlingsgemähldes" im 22. und 23. Stück denken.

Erschröckt begleitete noch mein Blick die sinkende Schale;
Als mich ein Licht umschimmerte;
In blendend schöner Gestalt, und wie der himmlischen einer,
Stand gegen mich ein Jüngling da . . . . .

Er sprach: „Ermanne dich, Sohn! — Ich bin der Schutzgeist der Schwaben;
Vordem auf diesen Namen stolz,
Da noch ihr reitzender Witz, der fast zum Unding entartet;
Ihr Muth die Deutschen übertraf . . . . .

[Der Genius rühmt die Zeit der Minnesänger und betrauert den geistigen Niedergang Schwabens. Jetzt sei doch eine neue Ära angebrochen; überall huldige man in Deutschland der Dichtkunst.]

„Nur meine Söhne — Doch mir hat Huber rühmlich gesungen,
Und der, dem mehr ein edles Herz,
Der Musen Umgang mehr gilt, als der geharnischte Ahne
Im Lorbeer, roth von Bürgerblut; [Freiherr v. Gemmingen]

„Der oft, der Städte Gewühl, des Hofes Pöbel verachtend,
Zum anmuthsreichern Land entfloh;
Und Wieland. Stolz ist sein Nam'. — Ach! hätt' er sich nicht vergessen!"
Hier seufzt' und schwieg der Genius [1]). —

Lebhafter fuhr er itzt fort: „Wer aber kennt sie? — von Fremden
Geschätzt, verkennet sie mein Volk.
Dieß bleibet kalt für ihr Lob, kalt für die lodernde Tugend
Und schmacklos selbst ist seine Lust."

[Dann beklagt der Genius den schlechten Geschmack, die Unempfänglichkeit für die Naturschönheiten und den Verfall der Sitten und wendet sich an den Dichter.]

---

[1]) „Wer die komischen Erzählungen kennt, wird mich hier leicht rechtfertigen." [Ist dieser Ausfall auf Wieland wirklich von Schubart, was allerdings sehr unvorsichtig, ja undankbar wäre, so ist begreiflich, warum der eitle Schriftsteller die Beziehungen zu Schubart mit dem Brief abbricht, der im 6. Stück veröffentlicht ist.]

Dir hat ein zärtliches Herz, mein Sohn, die Muse geschenket.
Ich hab' am Ufer des Bodans [1])
Dich oft gesehn, wenn du mit glühender Röth' auf den Wangen,
Von seinem Reitz gefesselt, standst . . .

Auch hast du Töne gewagt. — Versuch die Kräften der Muse!
Vielleicht, daß alsdann angefacht
Der Funke, tief in der Brust zur Flamme mächtig auflodert,
Und um sich Wärm' und Licht verstreut.

Du kanst die löbliche That noch deinen Thaten hinzuthun"!
Er sprachs. Tiefstaunend hört' ich ihn.
Sein Ernst im schröckenden Aug verbot, Entschuldgung zu flehen;
Und es verschwand der Genius.

Und schon durchwallet mein Herz ein kühnres Feuer, und muthig
Ergreift die Hand das Saitenspiel. —
O, daß zwey Herzen mir nach, den Ruf der Tugend vernehmend,
Sich fühlten! wie wär' ich beglückt.

[Dann folgt eine phantastische Ausmalung des durch die schönen Wissenschaften erfolgten Umschwungs:]

Da werden Harpaxe zu großmüthigen Männern, Stutzer bekommen edle Empfindungen; Anwälte nehmen sich gerechter Sachen an; Richter werden unpartheyisch und strafen den Bestechenden; Kaufleute werden uneigennützig; Soldaten mitleidig; Frauenzimmer witzig; Brüder, Verwandte und Handwerksgenossen lieben einander ohne Neid; aus unsern Gesellschaften wird die steife Ceremonie, und von unsern Gastmalen die kriechende Schmeicheley, die lermende Thorheit und der mürrische Ernst verbannt, und ihren Platz nehmen gewürzter Scherz, muntre Freymüthigkeit und offenherzige Vertraulichkeit ein; der Vornehme begegnet dem Niedern mit Freundlichkeit, und der Niedere vergißt den dummen Spott. Der Tempel weis nichts von Rangsucht und Zerstreuung. Jeder ehret des andern Verdienst, und selbst der Feind weis seinen Feind zu schätzen und ihm mit Großmuth zu begegnen.

[Dieses erste Stück enthält noch einige von uns nicht mitgeteilte Stellen in schärferer Tonart, während die späteren Aufsätze etwas

[1]) Diese Stelle scheint gegen Schubarts Urheberschaft zu sprechen; aber sehr leicht möglich ist es, daß sich der Dichter auch an den Bodensee versetzt denkt.

zahmer gehalten sind. Darauf deutet auch die Vorrede, wenn sie sagt: man sei von dem aufgeweckteren Charakter desselben nachzulassen gezwungen worden.]

Sechstes Stück.

[Dasselbe bezeugt, wie die Inhaltsübersicht angiebt: „Freude und Dankbarkeit des Verfassers gegen einige eingeloffene Briefe und daraus geschöpfte Hoffnung für sein Vaterland;" es bringt ferner „einen Brief von Hr. Wieland, den er durch ein Verdienst verdient zu haben wünschte". Von letzterem heißt es nach einigen Umschweifen:]

Herr Wieland hat sich durch mich beleidiget gefunden, und ich halte es für die größte Billigkeit Ihm die verlangte Genugthuung durch die Gemeinmachung seiner Beschwerden zu verschaffen. So sehr ich jede persönliche Beleidigung fliehe, so sehr ich mich bemühen mögte, den Beyfall eines solchen Mannes, als Herr Wieland ist, zu erhalten, so sehr macht mich der Gedanke traurig, jemand und besonders ihn beleidigt zu haben. Wer würde aber bey so liebreichen und freundschaftlichen Verweisen nicht gern gestehen, daß er gefehlet habe?

[Wielands Brief betont, daß der schöne Traum im 1. Stück nicht so ganz ohne Grund sei; ja daß es ein Unrecht sei, Schwaben, das doch merklich voranschreite, so zu verhöhnen; auch hätte der Genius nicht über die komischen Erzählungen seufzen, bezw. nicht Wieland als ihren Verfasser nennen sollen; dieser Gedichte habe sich ihr Verfasser nicht zu schämen. — Für diesen ziemlich derb ausgesprochenen Verweis bedankt sich David Biedermann[1]) und giebt, um seinen Fehler gut zu machen, seiner Freude über die Zukunft des schwäbischen Volkes in folgenden Versen Ausdruck:]

Wie viel werd ich erst noch empfinden,
Wenn erst der Vorhang ganz verschwinden,
Und sich mein Volk im Glanze zeigen wird! —
Er ist hinweg! — Ich seh! — Ach! welche Scenen! —
Wohin hat sich mein Blick verirrt! —
Dieß ist mein Vaterland! — Mit Freudenthränen
Grüß ich dich, glücklichs, glücklichs Land! —

---

[1]) In der Deutschen Chronik hatte Schubart oft noch stärkeren Widerruf zu thun.

Die Tugenden; in ihren Reihen
Gefällge Scherze, Hand in Hand
Der Musenchor! — und alle freuen
Und segnen sich und dich, geliebtes Vaterland;
Und jauchzen über dir, und zeigen
Mit edlem Stolz den Fremden dich;
Die Fremden drängen sich herzu und neigen
Ihr Haupt ehrbietig gegen dich!
Dein Lob ertönt aus Legionen;
Sie nennen die beglückt, die deine Flur bewohnen! —

Siebentes Stück.

[Motto aus Kleists Frühling:
„Du, o göttliche Tugend" u. s. f.]

Ich begehe heute meinen Geburtstag. Mich dünkt, dieser Tag fordre eine besondre Aufmerksamkeit von mir. Ein beträchtlicher Schritt näher zur Ewigkeit. — Ich will es einem jeden gern gönnen, sich an solchen Tagen vorzüglich zu freuen; und ich selbst werde mir heute noch viel Freude erlauben. . . Man erlaube mir aber itzt, daß ich mich einigen ernsthaften Betrachtungen überlassen darf. Ich halte es für meine Pflicht, heute vorzüglich einen prüfenden Blick auf mich und auf mein Leben zu werfen. . . Ein beträchtlicher Theil meines Lebens ist nun schon zurückgelegt[1]); vielleicht schon die Hälfte; vielleicht schon der grössește Theil. Vielleicht bin ich dem Ziele schon nahe. Aber wie würdig der Menschheit, wie würdig der Ewigkeit meiner Seele ist es dahin geflossen? — Wie viel sind unter der Menge meiner Tage, die ich gut nennen könnte? — Ihr flüchtigen Tage der Jugend! ihr seyd wie ein wilder Strom vorübergerauscht, der sich von Bergen herabstürzt. Sein Getöse betäubet das Land umher; aber er erquickt es nicht. Was sich ihm nahet, reißt er mit sich fort, und den Weisen, der sich zu ihm verirret, versetzt er in Schwermuth. — Schnell seyd ihr entflohen; aber welchen Beyfall giebt euch das Gewissen? Unruhe, Übereilung, eitle und unbefriedigte Wünsche waren in eurem Gefolge. Wie oft hat das Gefühl des Jünglings für die Tugend geglühet? und wie oft dem schimmernden Laster gefröhnet? — Deine Freuden! — vielleicht nennest du sie gut; aber wie oft haben sie

[1]) Schubart war damals 28 Jahre alt und erreichte nur 52 ½.

den Wohl[an]stand, wie oft die Tugend, wie oft deinen Schöpfer beleidigt? — Wie oft riß die zuwillige Gefälligkeit dein flatterhaftes Herz zu Beschäfftigungen hin, welche das Aug des Allwissenden und das Aug des Frommen beleidigten? — Gott, Richter, richte nicht nach der Strenge; ich würde vergehen!

So viele Ursachen ich habe, viele meiner verschwundnen Tage zu beseufzen; so viele Ursachen habe ich auch, viele derselben zu segnen, und dich, weiseste Vorsicht, zu preisen. Wie viele Scenen der Freude öffnen sich meinem Blick! Meine Seele wird ganz Entzückung, wenn ich die wundervollen Wege betrachte, auf welchen du mich, Herr, meinem Glück entgegen geführet hast[1]).

Dich, Ewger, soll mein Mund stets preisen,
Und jede Mine soll dich preisen,
Solang mein Busen athmen kan!
Und einst soll mich der Himmel hören;
Einst stimm ich mit der Himmel Chören
Dir ein vollkommner Loblied an!

Die Schöpfung um mich wird nicht müde,
Zu preisen Dich, den GOtt der Güte,
Und ich? ich stimmte nicht mit ein?
Der Wurm im Staub, sein kurzes Leben
Ein Augenblick, soll Dich erheben;
Und ich sollt' unempfindlich sein? —

Ich Mensch? das schönste seiner Werke,
Mit dieser Zunge, dieser Stärke
Des Geistes, der sich ewig fühlt? —
Ich Christ? — Mich sollt' dein Lob nicht rühren?
Und ich sollt' einen Namen führen,
Der mehr, als Welten Glückes gilt? —

Dir dankt der Wurm sein kurzes Leben;
Herr, Herr, was hast du ihm gegeben,
Das dem gleicht, was du mir verliehn?
Ich ward. — Noch unreif, mich zu denken;
Mein Glück zu kennen, und zu lenken;
Wer macht aus mir, was ich itzt bin? —

---

[1]) Man beachte das Allgemeine und Vage dieser Stelle gegenüber der obigen Betrachtung. Sie ist trotz der folgenden Reime matt.

Wer leitete die jungen Triebe
Zur Tugend und zur Menschenliebe,
Und zu der Christen Hoffnung hin?
Wer riß mich aus so viel Gefahren,
Die meiner Seele tödtlich waren?
Durch Dich, GOtt, bin ich, was ich bin.

Drum soll dich, GOtt, mein Mund stets preisen,
Und jede Mine soll dich preisen,
Solang mein Busen athmen [k]an!
Und einst soll mich der Himmel hören;
Einst stimm ich mit der Himmel Chören
Dir ein vollkommner Loblied an.

Ich stehe itzt gleichsam auf der Spitze eines Berges, von der ich auf zwo Gegenden hinsehen kan[1]). Hier liegen die Gefilde der Jugend — Gefilde, wie sie der anmuthreiche Lenz schmückt. — Diese habe ich nicht ohne Vergnügen durchwandert. Hier liegt die Zukunft vor mir. Ein nächtlicher Nebel hindert die Aussicht — Kein Vorwitz, kein Kummer soll meinen Blick begierig machen in diesen Nebeln mein künftiges Schicksal zu forschen; und meine Phantasie soll ruhen, jene schwachdurchschimmernden Gegenstände, die mein Aug mehr erräth, als sieht, zu erklären. Ich will getrost fortschreiten, ohne jedoch zu sicher zu seyn. — Du liebest mich, mein Gott, das weis ich; darf ich die Zukunft fürchten?

— So erwart' ich ohne Sorgen
Dich Zukunft, wie ein Freund den Freund
Ich wünsche keinen bessern Morgen,
Als den, der ungewünscht erscheint.
So werd ich beydes Glück von meinen Tagen,
Theils froh genießen, theils getrost ertragen.

Huber.

Dir, mein Schöpfer, sind die besten Wege zu meiner Glückseligkeit bekannt! führe mich dieselbigen! Sollen mich Fröhlichkeit und Ruhe dahin führen; soll ich ferner ungetrübte Tage genießen: so verleihe mir Geschicklichkeit, sie recht zu gebrauchen und mich nicht zu überheben! Sollen es aber rauhe Wege seyn; sollen Unglück, Kummer und Wider=

[1]) S. S. 98.

wärtigkeiten meiner warten[1]): so gib mir Muth und Standhaftigkeit, sie zu ertragen; so laß es mir nicht an erquickendem Troste fehlen! — Laß mich die Bestimmung und das Ende meiner Reise nie vergessen[1])! deine Gnade halte mich, wann ich strauchle!

Ich will dich nicht um ein Glück vor den Augen der Menschen flehen! Reichthum und Ehre sollen nie meinen Wunsch entflammen. Aber gib mir das Glück der Tugendhaften; Ruhe und Zufriedenheit in der Seele und das Bewustseyn deiner Liebe; das Glück eines zarten Gefühles für das Gute; das Glück rechtschaffene Thaten zu schauen; das Glück, von Frommen geliebet zu werden! Hast du mich aber bestimmt, eine wichtigere Rolle in der Welt zu spielen; hast du mich bestimmt zu einem Werkzeug deines heiligen Willens: o, so schenke mir die Weisheit; so lege Segen auf meine Handlungen! Willig will ich die Stelle einnehmen, welche du mir anweisest! — Gib mir ein rechtschaffenes Herz, ein Herz, dessen erster Wunsch sey, dir wohlgefällig zu seyn, und Glückliche zu machen.

Laß meinen Namen nicht zu Schanden werden vor den Menschen! Zeige mir die Mittel, meinen Wandel so einzurichten, daß er ein kräftiger Lehrer sey!

Der Tod komme, wenn du willst; laß ihn mich aber nicht unbereitet, nicht unvermuthet überfallen! Laß ihn mich immer so ansehen, als wenn er heute noch kommen könnte! — Dann, Gott, Erbarmer, laß mich nie die Gewißheit vermissen, daß ich ein Erlöster, daß ich ein Erbe deiner Seligkeit sey! Nicht murrend, nicht seufzend will ich ihn erblicken, meinen Tod; ich will ihn anlächeln wie einen willkommnen Freund. Und ist dieser stolze Wunsch mir gegönnet, so laß mich noch durch einen freudigen Tod lehren, welch ein Glück, welch eine Seligkeit es sey, ein Christ zu seyn! mit welcher Heiterkeit der Christ das offne Grab, die Verwesung, die Ewigkeit und das Gericht ansehen könne!

Mit bleichem Angesicht wird mich der Sünder sehen,
Und bey mir eingewurzelt stehen!
Ein tiefes Schröcken wird dann Gott,
Von deinem Throne gehn, ihm ganz die Seel' erschüttern;
Er wird für seinem Tod erzittern;
„Gott, wird er denken, welch ein Tod! —

[1]) Man denkt hier unwillkürlich an die späteren Schicksale und Gesinnungen Schubarts.

„Müßt ich itzt sterben!
„Mit welchem Angesicht
„Könnt ich sehen, Tod! — du droheſt mir Verderben,
„Da mein Gewiſſen mir ein donnernd Urtheil ſpricht.
„O könnt' ich einſt ſo freudig ſterben!"
Er wünſchet, prüfet ſich, legt ſeine Laſter ab,
Wird fromm, und ſtirbt getroſt und lehrt noch durch ſein Grab.
Dem Zweifler wird mein Tod den kühnen Zweifel rauben;
Der Spott verſtummet dann auf ſeinem Mund,
Wird Ernſt; erſtaunt fängt er ſchon an das halb zu glauben,
Was er nie glaubt'; und ſieht ſchon ſeines Todes Stund.
„Kann nicht jenſeits des Grabs dennoch ein Leben ſeyn
„Und eine Straf'? — Ein Schauer nimmt ihn ein;
Erzürnt, daß er ſo denkt, und itzt will er ſich mühen
Dem tödenden Gedanken zu entfliehen;
Doch ſieht er hin auf mich;
Und ſieht die Heiterkeit auf jeder Mine,
Die ihm noch nie ſo überzeugend ſchiene. —
„Dieß iſt kein Menſchenwerk!" — Er glaubt und preist den Sieg.
Der Fromme hebt zu Dir geſtärkte Hände
Mein Gott, und ſpricht:
„Du haſt viel Gnade, Gott! Mein Hoffen trügt mich nicht.
„O laß mein Ende ſein, wie dieſes Frommen Ende!"
Die Kleinmuth windet ſich vom niedern Kummer los;
Sieht meine Zuverſicht und wird im Glauben gros.
O Ruhm im Tode noch zu lehren;
Hier wo der Sünder zagt den Gott der Götter ehren!

H.

Zwölftes Stück.

„Phantaſierte Glückſeeligkeit des Eheſtandes."

Es hat mich heute eine meiner Schäferſtunden angewandelt. Ich las in den 4 Stufen des weiblichen Alters des Hr. Zachariä, von welchen ich wünſchte, daß ſie das ſchöne Geſchlecht täglich leſen mögte. Sehr oft mußte ich das Leſen unterbrechen, um die reitzenden und unſchuldvollen Bilder vom Mägdchen und von der Jungfrau recht zu genießen. . . . Ich kan mir kein größeres Glück der Erde vorſtellen, als das Glück eine tugendhafte Gattin zu beſitzen. . . . Sie iſt

selbst der größte Reichthum. Die müssen doch recht unglücklich seyn, die ein blinder Trieb zu lasterhaften Ausschweifungen hinreißt oder die sich . . . eine Hölle voll Quaalen erkaufen, wenn die vermeinte Göttin sich hinter den Gardinen enthüllet und eine Furie wird. . . . Noch unglücklicher aber sind die, welche die grausame Politik der Ältern als ein Opfer zum Altar reißt. . . .

Wo sympathetische Liebe und Tugend die Glückseeligkeit zweyer Herzen vermischet, da strömt unaufhörlich die reinste Wohllust.

Ich rede hier zwar als ein unerfahrner; aber ich schließe von fremden Erfahrungen und von dem, was ich itzt fühle, auf das, was ich fühlen würde, wenn ich einst das Glück einer seligen Ehe genießen sollte. — Von dem Kuß meiner Geliebten und von ihren zärtlichen Gesprächen belebt, eilt' [1]) ich fröhlich an meine Geschäffte. Dann kehrt' ich manchmal von ihnen zurück und überraschte sie in ihren häuslichen Geschäfften; oder wie sie dem kleinen Sohn den süssen Vaternamen lehrte, und dann mit fröhlichem Lächeln ihn ansäh' und küßte, wenn er itzt denselben nachzustammeln versucht. Bald träf' ich sie an, wenn sie die horchenden Kinder um sich her versammlet und sie durch Fabeln oder angenehme Erzehlungen von den Werken des Allmächtigen, von der Schönheit der Religion und der Tugend und von der Liebe der Ältern, der Geschwistrigte und der Menschen unterrichtete. Bald fänd' ich sie, voll mitleidiger Thränen in einer wohlthätigen Handlung beschäfftigt. Bald eilt' ich an ihrem Arm durch die schöne Flur, hörte aus ihrem entzückenden Mund, der von den feinsten Empfindungen überfließt, die Reitze der Natur erheben; hörte dann von ihr, indem sie mich schmachtend anblickt und in ihre Wangen ein höheres Roth sich ergießt, das Geständniß der Liebe: „Sie ist schön, diese Gegend, aber ohne deinen Besitz würde sie mir zur Wüste werden." Oder sie scherzte itzt schalkhaft mit mir über den Anfang unserer Liebe, und entdeckte mir halb scherzend, halb verschämt, wo sie am ersten mich sah und für mich empfand, und segnete den Ort. Wenn ein Kummer über meine Stirn sich verbreitete; dann würde sie ihn mit schmeichelnder Sorgfalt entlocken und mit emsiger Geschäfftigkeit durch tröstende oder ermunternde Reden oder durch ihre Stimme beym Klavier zerstreuen. . . .

Ich weis nicht, woher es kommt und woran die Schuld liegen mag, daß ich noch immer nur wünschen und nicht genießen kan.

---

[1]) Klingt nicht der Ton der Erwartung häufig an den getäuschter Hoffnung an?

Ich bin kein Hagestolz und kein Weiberfeind. Von Jugend auf [!] bin ich den Schönen nicht gram gewesen; vielmehr hab ich denselben viel zu danken. Ein Frauenzimmer, meine Tante, der Stolz ihres Geschlechts, hat mich erzogen, mir Tugend und Geschmack eingeflösset und mich mit den Schriften der Weisen und der Dichter bekannt gemacht; und andre Frauenzimmer haben sonst viel zu meinem Glück beygetragen. Auch bin ich nicht unempfindlich gegen die Schönheiten, welche die gütige Natur mit verschwenderischen Händen in den Bau der Schönen gelegt hat. Ich will nicht Biedermann heißen, wenn ich je die Reitze eines unschuldigen Mägdchens gleichgiltig angesehen habe. [!] Ein paar blaue schmachtende Augen; eine frische Röthe auf den Wangen; ein dunkles lockigtes Haar, das die Weiße der freien Stirn noch mehr erhebet; eine schlanke Taille; eine kleine, tändelnde Hand; ein wohlgemachter Fuß, so etwas, oder was sonst die Begeisterung eines Dichters reitzend nennen möchte, kan ich gar wol empfinden." [So weiß er sich denn kein größeres Glück der Erde vorzustellen, als dasjenige, eine tugendhafte Gattin zu besitzen. Aber er verlangt von einer Frau mehr als bloße Schönheit, er verlangt namentlich Zartgefühl und Bildung und schließt das Stück mit einigen zum übrigen Inhalt kontrastierenden Versen über die Übel in der Ehe, welche wie eine Mitteilung eigener Lebenserfahrung des angeblich Unverheirateten klingen:]

Du fragst mein Freund; woraus entstehn
So viele Übel in den Ehn? —
Wenn wir ein schönes Mägdchen sehn;
Von ihrem Reitz gefesselt stehn:
So finden wir dann alles schön.
All' ihre Worte sind dann schön;
Ihr Scherz ist unvergleichlich schön;
Und alles was sie thut ist schön,
Und alles was sie lobt ist schön,
Selbst Laster werden Tugenden.
Wenn wir, acht Tage in den Ehn,
Mit bessern Augen besser sehn,
Und nun die Zauberey n vergehn,
Dann finden wir fast gar nichts schön.
Daraus, mein Freund, allein entstehn
So viele Übel in den Ehn.

Dreyzehntes Stück.

[Es stellt den Frauenzimmergesprächen die oft viel unbedeutenderen Unterhaltungen der Männergesellschaften gegenüber. Eines der Beispiele:]

Sehet! dort geht der dickbauchigte Elpin. Sein Angesicht verkündigt etwas wichtiges, nichts geringers als eine blutige Empörung in irgend einem Staat. Er geht itzt in eine Gesellschaft von Politikern. Hier wird das Wohl der ganzen Erde abgewogen; hier werden Kriege geführt, Frieden geschlossen, Könige gewählet und

Feldherren verurteilt. Sie haben zwar itzt nicht viel zu thun, und seit dem letzten Friedenschluß ist ihre Gesellschaft um ein merkliches langweiliger geworden. Aber sie haben schon wieder einen Krieg in der Arbeit, und ich zweifle nicht, daß sie ihn zu stand bringen werden; es stoßt sich nur noch an einem einzigen Monarchen, der etwas zu friedliebend ist. Elpin ist Präsident von dieser Versammlung. Ihr könnt euch leicht einbilden, daß nur der geschickteste zu dieser Ehre gelangt. Allein auch die Wahl eines Präsidenten gehört zur Wichtigkeit der Gesellschaft. Denjenigen, welche sich um dieses Amt bewerben, wird eine politische Aufgabe vorgelegt; und derjenige, der die meisten Einsichten dabey zeigt, wird Vorsteher. Bey der letzten Wahl, welche während des letztern Kriegs vorgieng, kam es darauf an, wer an dem König von Preussen die meisten Fehler finden und sie beweisen könne. Elpin brachte deren 42 zusammen, da seine Mitbewerber, Wehrmuth, der Barbier, nur 23 und Häring, der Würzkrämer, nur 16 auftreiben konnten. Wo einer von diesen Gesellschaftern, deren eine ziemliche Anzahl ist, hinkömmt, steckt er alles mit Krieg und Revolutionen an.

[Drastischer ist die Schilderung eines solchen Bierbankgespräches [1]), das Schubart offenbar im Grund seiner Seele zuwider war, in den Schuldiktaten (Nr. 67): „Es ist sehr lächerlich, wenn so viele nasenweise Handwerksleute über Krieg und Frieden auf den Bierbänken urtheilen. Bei'm Strahl, sagte gestern der Meister Wanzenpuffer, indem er seine lederne Kappe politisch auf's Ohr drückt, es passirt ebbes [2]). Gestern sagte mir ein Karrenmann, der vom Rhein rauf kommt, der Friz wird alle Tag erwartet, und 500000 Preußen sollen zusammen kommen. — Koz Bliz! sagt Meister Amboß, und wischte seinen rußigen Bart, das goht werrle [3]) auf Straßburg zu, oder, der Schinder holme, gar auf Paris. — Bring ders, Bruder! sagte hierauf Meister Wanzenpuffer, und schluckte ein Gläslein Kümmelwasser hinunter, dann legt er seinen Finger politisch über seine kupferne Nase und fuhr fort: Ich glaub gar, Michel, der Friz geht nach Rom und jagt d' Jesuiten zum Teufel. — Ha, ha, ha, ha, erwiederte der superkluge Amboß, ich möcht's Pobsts Hosen nit hau', ich sorg er kriegt Plätzer [4]). — Doch ich mag dieses närrische Gespräch nicht ganz hersetzen" 2c. 2c.]

---

[1]) Auch in Herels Satiren wird dieser Unfug gegeißelt, s. S. 186.

[2]) etwas.

[3]) wahrlich.

[4]) Ich möchte des Papsts Hosen nicht haben, ich sorge, er bekommt eingesetzte Stücke.

Vierzehntes Stück.

[Schluß.]

Nein! in der Leute Mund such ich die Tugend nicht,
Mein Ruhm ist in mir selbst, mein Ruhm ist meine Pflicht.
J. E. Schlegel.

Der ernste Thrax mag mich verhöhnen,
Wenn oft mein Scherz in der Versammlung lacht,
Und um mich her die Herzen fröhlich macht.
Er mag mich ausgelassen nennen,
Und in dem Schmerz des Lasters Spuren kennen;
Ich achte seines Hohnes nicht.
Denn in mir find' ich meine Pflicht,
Auch andrer Freude zu vergrössern,
Und scherzend Menschen zu verbessern.
Und ich folg gerne dieser Pflicht.
Es mag Rufin, der voller Ränk und List
In der Verstellung Meister ist,
Den Vortheil seiner Künste preisen,
Und auf mich hin mit Fingern weisen,
Und sprechen: „O, wie dumm er ist,
„Und voller Einfalt sich vergißt,
„Und stets sein Herz auf seiner Zunge träget!"
Er spreche so! Ich bleibe unbeweget
Doch meiner Einfalt treu; denn in mir spricht:
„Sey ohne Falsch!" die himmelschöne Pflicht.
Beate, die in heilgen Minen
Und niederhängendem Gesicht,
Den Himmel glaubet zu verdienen,
Nur seufzende Gebete spricht,
Verdamme mich bey meiner Freude
Und sag', ich lebe wie ein Heide
Und achte nicht das Christenthum.
Sie red'! Ich kan es nicht verhindern;
Und meine Freuden nicht vermindern;
Denn ich kenn einen bessern Ruhm,
Den Ruhm, den mir die Pflicht gebeut,
Den Ruhm, mit frohen heitern Minen
Gott und dem Nächsten stets zu dienen.

Ich weis, Beate, daß der Christ
Nicht da verschwindt, wo Freude ist.
Mops darbt bey unzählbarer Haabe
Und stößt der Armen Schaar von sich,
Und nennet einen Schlemmer mich,
Wenn hie und da nur eine kleine Gabe
Von mir auf dürftge Menschen fließt,
Und wenn mein Herz die Güter froh genießt,
Die mir der Himmel gab. — In lärmendem Gewühle
Verschwendet Geld und Zeit der schwelgende Turpin.
Er nennt mich stolz und karg. Warum? — Ich lebe stille,
Und renne nicht zu seinem Reigen hin.
Er denke, was er will! Ich werde mich nicht kränken,
Was er und tausende von meinem Leben denken.
Es ist kein Eigensinn, der ihrem Urtheil höhnt,
Und mein sonst folgsam Herz verwöhnt.
Ich folgte gern. Allein es spricht
In meiner Brust das Urtheil meiner Pflicht:
Nein! folge nicht! C.

Fünfzehntes Stück.

„Betrachtung von der Leidensgeschichte unsers Erlösers veranlasset. Gerechte Klage über die heutigen Christen und des Verfassers Dankbegierde gegen den unsterblichen Dichter der Messiade."

[Der Schluß:]

Dir, unsterblicher Klopstock! Dir sey diese Thräne des Dankes heilig! Wie wünsch' ich, daß Dich jedermann so kennen möchte, wie ich Dich kenne!

Wann am Tag des Gerichts, theuerster Klopstock, einst
Mit belohnendem Blick, den Du besangst, Dein Freund,
Zu der Menge der Sel'gen
Dich hinüber gerufen hat;

Wenn er dann auch mein Freund und nicht mein Richter ist,
Und mit freundlichem Blick auf mich herniederschaut,
Und zur Menge der Selgen
Mich dann — Heil mir! — hinüberruft:

Alsdann will ich hervor gegen den Richtstuhl stehn,
Und, den segnenden Arm gegen Dich ausgestreckt,
Und mit Thränen der Wonne,
Laut Dir danken Geliebtester!

Und so sprechen: — Es hörs, auf Dich den feyernden
Blick geheftet, Die Schaar aller Olympischen
Und der zwölf, die auf Stühlen
Sitzend, Zeugen sind des Gerichts —

„Dieser! — Gott! Er hat mich von des Verderbens Rand,
„Von den Wegen des Tods hat er den sündgenden
„Fuß zurücke gerufen!
„Dieser hat mich zu Dir geführt!

„Mit Gedanken voll Größ', alle der Ewigkeit
„Würdig, hat Er die Seel' und mit Empfindungen
„Deiner Wonne gestärket! —
„Hast Du, als die er schon genießt,

„Mehr noch Seligkeit! gib, alle gib sie Ihm, Gott! —"
„Tausendstimmig hallt' dann von den erwähleten
Myriaden zurücke
Der Dank: „Auch mich errettet' Er!"

[Ein ähnliches Danklied legt Schubart in den Epicedien 1770 dem Theon auf H. Gellert in den Mund. Auch Theon ist durch den Genius Gellert der Sirene Wollust entrissen und aus dem Meer der Zweifelsucht gerettet worden. Ihm dankt er und seine Daphne:

für jede Empfindung des Schönen
für jede Wonne der Tugend
für jede Entzückung der Liebe.]

Sechzehntes Stück.

Ihr weichgeschaffnen Seelen,
Ihr könnt nicht lange fehlen,
Bald höret euer Ohr
Das strafende Gewissen,
Bald weint aus euch der Schmerz.

Ramler.

Die Verläugnung des Apostels Petrus hat seit dem letzten Blat immer meinen Geist beschäftiget. Sie ist für mich zu rührend und zu wichtig, als daß ich mich ihr so geschwind entreissen konnte. Folgende Verse sind eine Frucht dieser Betrachtung.

Recitativ.

Kühn trotzest Du den nächtlichen Gefahren,
Und drängst Dich, Petrus, durch die Schaaren
Der Mörder, Deinem Meister nach. —
Er ist es werth, der so von Liebe für Dich brannte
Und voller Inbrunst Seinen Freund Dich nannte,
Und Dich mit Himmelswollust füllte, wenn er sprach,
Daß Du Ihm folgst, wenns auch zum Tode wär'. —
Ich seh Dich bleich! — ich sehe Dich erbeben! —
Ach! ist er schon dem Tode übergeben?
Mein pochend Herz
Fühlt Deine Wehmuth, Deinen Schmerz!
Du fürchtest nicht umsonst für Deines Meisters Leben. —
Doch welch ein banges Stammeln spricht
Aus deinem Mund: „Ich kenne dieses Menschen nicht!" —
Wen meinst Du? — Ihn! —
Dem erst Dein Edelmuth, giengs auch zum Sterben hin,
Zum Sterben folgen wollte? — Ihn! —
Den Du auf Tabors Höhen
Im Glanz der Herrlichkeit erstaunt gesehen? —
Den Du bekanntest, Er sey Gottes Sohn,
Und die, die Zeugen Seiner Gottheit waren
Die Wunder alle sahst? — ach! den verkennst Du schon
Im Anfang der Gefahren? —

Arie.

Du zitterst? — Zittre! — Eine Wunde
Der Tugend bringet oft den Tod;
Uud eine sündliche Sekunde
Zieht Seelen ewig ab von Gott.

Wie muß es Deinen Meister schmerzen.
Mehr als die Marter von dem Feind.
Sie blutet tiefer in dem Herzen
Die Wunde von dem Busenfreund.

Du zitterst? — Zittre! Eine Wunde
Der Tugend bringet oft den Tod.
Und eine sündliche Sekunde
Zieht Seelen ewig ab von Gott.

Recitativ.

Doch sieh! — Er blickt auf dich zurück!
Nicht bittre
Verweise redet dir Sein Blick,
Erbarmen, Mittleid, Liebe
Und Freundschaft redet er,
So war, an Galiläens Meer
Sein Blick voll Freundlichkeit und Liebe,
Als er zu Dir
Und Deinem Bruder sprach: „Folgt mir!"
O, sieh Ihn an, daß er dein innerstes erschüttre! —
Du kehrest Dich
Hinweg, und Seufzer drängen sich
Tief von der Brust herauf? Du siehst bestürzt zur Erde,
Und schlägst wehmüthig deine Brust;
Und Thränen träufeln auf die Erde? —

Arie.

O, seyd mir gesegnet, ihr Thränen der Reue;
Euch lächelt die Gnade vom Himmel herab!
Itzt wanket sie nimmer die selige Treue;
Den werdenden Christen erzählt sie Dein Grab!

Wol euch, zu welchen das Gewissen
Hörbare Wörte spricht,
Und welchen bange Thränen fliessen
Vom reuigen Gesicht!
Der Friede wird sich zu euch kehren,
Der nimmer euch verläßt.
Euch feiern selbst in lauten Chören
Die Seraphine ein Fest.

O, seyd mir gesegnet, ihr Thränen der Reue!
Euch lächelt die Gnade vom Himmel herab!
Itzt wankt sie nimmer die selige Treue;
Den werdenden Christen erzählt sie dein Grab!

Lied.

Mein Gott, der Du allwissend bist;
Kennst, was noch in der Zukunft ist
Und tiefverborgne Triebe;
Du weist, daß ich Dich liebe!

Von ganzer Seele lieb' ich Dich!
Und Freudigkeit durchzittert mich;
Voll himmlisch sanfter Stille
Bin ich, wenn ich es fühle.

Ich seh der Tugend hohe Bahn
Mit giergen Augen staunend an,
Die Du mir vorgegangen.
Sie weckt stark mein Verlangen.

Dir nach der Tugend Weg zu gehn,
Und Dich, mein Heiland zu erhöhn
Durch Christenwürdge Werke
Und durch der Treue Stärke!

Wenn gleich auch Widerwärtigkeit
Erbittert meinem Vorsatz dräut,
Und muß ich gleich durch Streiten
Mir selbst den Weg bereiten.

Dir trotz' ich, Widerwärtigkeit!
Ich bin gerüstet zu dem Streit.
Du schröckst mich nicht zurücke
Von dem erkannten Glücke.

Es ist zu reitzend und zu schön;
Voll Himmelslust; Entzückungen,
Strahlt es der Seel' entgegen;
Ihm lacht des Himmels Segen.

Ich folge — doch von ferne nur —
Entschlossen Deines Wandels Spur
Und spotte kühn den Stürmen
Die gegen mich sich thürmen. —

Doch, ach! — Die Stürme brausen schon!
Mich schmäht des Lasters lauter Hohn,
Es wecket seine Rotte
Mein Name schon zum Spotte.

Der Thoren Schwarm, der mich umgiebt,
Und Dich nicht, mein Erlöser liebt,
Wünscht meinen Fall zu sehen
Und sucht mein Untergehen.

Dich Glück! — ach, dich lieb' ich
zu sehr! —
Dann denk' ich nicht die Tugend mehr,
Wenn du Vermindrung leidest
Und meine Brust bestreitest.

Hier stürmt der Neid, die Bosheit
dort
Und reissen mich zur Feindschaft fort
Und zu der Rachsucht Grimme,
Mit schmeichelnd süsser Stimme.

Ruft mir die Wollust lockend nach,
Ich wanke, Gott! Ich bin zu schwach,
Zu widerstehn dem allen!
Ich fall'! — Ich bin gefallen! —

Mein Retter, wende Dein Gesicht,
O, wend' es jetzo von mir nicht,
Und blick' her auf mich Armen,
Mit Mitleid und Erbarmen.

Ich fühle noch, verhärte nicht
Mein Herz, wenn das Gewissen
spricht;
Ich will von meinen Sünden
Mich wieder zu dir finden.

Und weinen, weil ich weinen kan,
Bis Du zu meiner Seele dann
Des Friedens Worte redest,
Und allen Kummer tödtest:

„Sey wieder ruhig! Sey getröst't
„Mein Sohn! Ich habe dich erlöst!
„Ich habe dir vergeben!
„Sey ruhig! Du sollst leben!

H.

Aus Stück 28 und 29.

[Die Erziehung und die 2 ungleichen Brüder (s. S. 15).]

Laßt uns die zween Brüder, Emil und Adrast, zum Beyspiel nehmen. Emil war von einem sanften, zärtlichen Naturell; er beschäftigte sich gern in seiner Jugend, mit was es auch war, blieb zu Hause und selbst seine Vergnügungen waren stille. Adrast aber war feurig; was er wollte, wollte er mit Ungestümm. Seine Neigung trieb ihn zu tobenden und verwegnen Freuden. Die Ältern dieser beeden Brüder waren sehr gelinde, sahen ihren Kindern viel nach und suchten sie mit Liebe zu leiten — eine Erziehungsart, die an und für sich vielleicht die beste ist, aber richtig angewandt werden muß — Emil nahm dabey immer zu an Wissen, an Bescheidenheit, Fleiß und Gehorsam; die Gelindigkeit seiner Ältern war ihm ein Sporn zu allem Guten. Adrast hingegen gebrauchte sie zur Befriedigung seines Willens und seiner raschen Begierden. Was damit nicht übereinstimmte, das floh er. Über den Büchern zu sitzen, zu lernen, war ihm von Natur nicht gegeben; aber bey lärmenden Spielen zeigte er sich als Meister. Die Ältern

hatten auch nicht selten Freude an den Ausbrüchen seines jungen Muthes. — Beede wuchsen heran, und Adrast war ein Wildfang und Idiot. Die Ältern sahen itzt den Schaden ein, aber zu spät. Itzt suchten sie ihn durch Strenge zu zwingen, aber umsonst. Die Wildheit hatte schon zu sehr in ihm die Herrschaft eingenohmen. Die Schärfe seiner Ältern lehrte ihn nur Verschlagenheit, Ränke und Lügen, und diese mußten ihm den Verlust seiner vorigen Freyheit ersetzen. So kamen sie endlich beede auf hohe Schulen. Hier, wo die beßten Glieder des Staates sollen gezogen werden, hier erlangte Adrast völlige zügellose Freyheit. Hier überließ er sich ganz seinen Ausschweifungen und allen Arten von Lüderlichkeit. Die Ältern zogen endlich die Hand von ihm ab, und nun hielt er vollends keine Niederträchtigkeit mehr für häßlich und unerlaubt, wenn sie ihm nur Dienste leistete. So wurde er endlich der unglückliche Bösewicht, der seinen Ältern, der seinem Bruder, welcher ein weiser, gelehrter Mann und die Stütze seiner Vaterstadt ist, zur Schande lebt. Hätten seine guten Ältern in der ersten Jugend über ihn mit einiger Strenge gewacht; hätten sie seine feurige Gemüthsart mit angemeßnen Gegenständen zu beschäftigen gewußt; hätten sie ihn besonders das zu lernen angehalten, was mit seinen Neigungen eingestimmt hätte: ich bin versichert, er würde seinen Bruder an Verdiensten weit zurückgelassen haben.

Dreyunddreyßigstes Stück.

Was ist lieblicher, als mit Gesängen
den Herrn loben! Geßner.

Lied der Schnitter.

Auf, Schnitter! Seht, das Morgenroth
Glänzt euch ins Angesicht.
Auf! Seht, das gelbe Ährenfeld
Winkt eurem Fleisse zu!

Schärft eure Sicheln, daß wir bald
Die Erndte niedermähn,
Und eh der Tag den West verläßt,
Weit heim auf Stoppeln gehn!

Kommt! jetzund geht die Arbeit frisch
Ehe noch die Sonne brennt,
Und Schweiß in unser Antlitz gießt
Und unsre Kräften schwächt!

Und unter muntern Lobgesang
Auf Dich, der uns sie gab,
Die reiche Erndte, guter Gott,
Gehn wir aufs Erndtefeld!

Gott dankend an die Arbeit gehn,
Bringt Segen über uns,
Gießt Freudigkeit in unser Herz
Und macht die Arbeit süß!

Dann schmeckt viel besser uns das Brod,
Und mehr erquickt der Most,
Als fremder Wein, wenn ihn der Herr
Aus goldnen Bechern trinkt.

Dann geht ein Wandrer uns vorbey
Und horcht, und bleibet stehn,
Und freut sich unsrer Dankbarkeit
Und unsers frommen Lieds.

Und steht entzückt, und neidet uns
Um unser frohes Herz,
Dann preißt er Gott und singet leis
Uns unsre Lieder nach.

Heil unsrer Arbeit! Muthig dran!
Mit Sicheln in der Hand,
Ihr braunen Schnitter, daß der Lohn
Die Arbeit nicht verdammt!

Und auch du, der du hinter uns
Die vollen Garben bindst,
Sey nicht faul, daß der Hausherr uns
Am Abend freundlich grüßt.

Sey munter wie die Grille, die
Frohsingend dich umhüpft,
Wenn jeder Vogel schmachtend schweigt,
Doch müssig nicht wie sie!

Und wenn ein Armer hinter dir
In Stoppeln Ähren liest,
So straf' ihn nicht, so schilt ihn nicht
Vom Acker trotzig fort!

Raf nicht karg jede Ähre weg,
Die dir nicht, ihm viel nützt!
Er sammle von dem Überfluß,
Und danke Gott dafür!

Lied der Erndter nach der Erndte.

Chor der Erndter.

Gott ist die Güte; danket Gott,
Der alles Fleisch erhält!
Denkt seine Güte! danket Gott!
Es dank' ihm alle Welt!
Preißt seine grosse Freundlichkeit!
Preißt sie jetzt, preißt sie allezeit!

Ein Erndter.

Herrlich sind uns seiner Güte Spuren;
Wachsthum goß er über unsre Fluren,
Daß des Sämanns Müh gerieth —
Er rief seinem allmachtvollen Seegen;
Und er kam in Wärme, Thau und Regen,
Und gestärkte Hoffnung blüht'.

Er ließ zwar von schweren Ungewittern
Furchtbar oft der Erde Grunde erschüttern;
Doch hielt sie sein mächtig Wort,
Daß ihr Zorn die Saaten nicht verheerte,
Unser Glück und Hofnung nicht zerstörte;
Und sie eilten schadlos fort.

Eilten, trugen ihres Hagels Waffen,
Ihre Fluth, womit sie Länder oft bestrafen,
Fern von unsern Äckern hin. —
Da, da reiften sie die reichen Saaten
Uns zur Lust, zur Erndt' uns einzuladen,
Zu vielfältigem Gewinn.

Da, da reifte sie die goldne Ähre,
Neigt' ihr Haupt zur Erde für der Schwere
Ihres Segens, den sie trug.
Da, da reifte sie zu Gottes Ehre,
Uns zum Dank. Singt ihm, gerührte Chöre;
Rühmt — ihr rühmt ihn nie genug!

Chor der Erndter.

Gott ist die Güte, danket Gott,
Der alles Fleisch erhält;
Denkt seine Güte! Danket Gott!
Es dank' ihm alle Welt!
Preißt seine grosse Freundlichkeit!
Preißt sie jetzt, preißt sie allezeit.

Der Erndter.

Noch mehr Wohlthat, Freund', ihm Dank zu sagen!
Wärme gab er unsern Erndtetagen,
Und der heitern Sonne Schein!
Wenn die Strahlen wärmer auf uns fielen,
Schickt' er seinen West' uns abzukühlen,
Mischt' in Müh Erquickung ein.

Voll sind unsre Scheunen von den Schätzen
Seiner Güte. Mit dankbarn Ergötzen
Gehn wir heim vom Erndtefeld;
Legen unsre Sicheln fröhlich nieder.
Singen Dir, o Gott, des Dankes Lieder,
Dessen Güte uns erhält!

Freudig wollen wir ihn dann geniessen
Diesen Schatz; auch auf dich soll er fliessen,
Armer, dem kein Acker reift!
Daß du auch dem Gott der Güte dankest,
Und in dem Vertraun auf ihn nicht wankest,
Weil dir keine Ähre reift!

Chor der Erndter.

Gott ist die Güte; danket Gott,
Der alles Fleisch erhält!
Denkt seine Güte! Danket Gott!
Es dank' ihm alle Welt!
Preißt seine grosse Freundlichkeit
Preißt sie jetzt, preißt sie allezeit.

Der junge Schnitter.

Heut sprach zu mir Agathe:
„Wie bist du Knabe braun!
Wahrhaftig, es ist Schade,
Dich wird kein Mädchen mehr anschaun.

Sonst warst du ihr Verlangen —
Wo ist dein weiß Gesicht?
Wo sind die Rosenwangen,
Von welchen oft die Käthe spricht?

Was gehst du mit den Schnittern,
Wo dich die Sonne brennt,
Du zarter?" — und mit bittern
Gelächter hat sie mich verhöhnt.

Allein ich laß sie reden;
Sie weis nicht, was sie spricht;
Ich lache ihren Reden
Und bin stolz auf mein braun
Gesicht.

Ich laß es gern verbrennen,
Und heisse gern nicht weiß.
Mich Käthe nicht mehr kennen? —
Ich weis schon was ich weis.

Sie sprach zu mir: „du Knabe,
Du bist recht männlich schön,
Du brauner schöner Knabe,
Kaum kan ich dich genug mir sehn.

Dieß ist des Fleisses Zeichen,
Dem Fleisse bin ich gut,
Und Männern bald zu gleichen,
Ist, wenn man ihre Arbeit thut."

So sagte Käth' und blickte
Mich freundlich, freundlich an,
Daß es mich recht entzückte,
Mehr, als ich es beschreiben kan.

Und jetzt bin ich, ihr Mädchen,
Stolz auf mein braun Gesicht,
Denn es gefällt dem Käthchen,
Die freundlich, freundlich mit mir
spricht.

Oft seh ichs in dem Quelle,
Ob es nicht bräuner sey;
Und ists, dann lauf ich schnelle
Und geh vor ihrem Haus vorbey.

Und fleißger will ich werden,
Den Käthe lobt mich dann,
Die schönste auf der Erden,
Und ich bin bald durch Fleiß ein Mann.

H.

Aus den Stücken 35, 38, 39 und 40.

[Die Geschichte meines Herzens.]

[Im Auszug].

„Ich kam mit guten Grundsätzen in die Welt, wenn man das „Welt" nennen kan, was nicht die Vaterstadt ist . . . Von Natur war ich sanft und in mir glühte die Begierde, mich beliebt und angenehm zu machen [echt schubartisch]. Dieses verleitete mich zu vielen Thorheiten, auf die ich itzt mit Schaam und Verdruß zurückschaue. — — Anfangs glaubte ich nicht, daß meine Grundsätze Gefahr laufen würden,

und daß ich von ihnen abweichen müßte. Ich verbarg sie aber sorgfältig. . . . Eben dieses war die Ursache zu vielen Thorheiten und Fehlern . . . Es ist nichts nothwendiger für einen Tugendhaften, als daß er diejenigen frühzeitig mit seinen Grundsätzen bekannt macht, mit denen er umgehen will oder muß . . . So aber verbarg ich mich vor ihnen und stellte mich ihnen gewisser massen gleich — — — —

Ich will noch deutlicher, noch offenherziger reden. Ich hoffe aber, daß mir meine Offenherzigkeit[1]) nicht zu meinem Nachtheil gereichen soll. Vielleicht würde ich weniger offenherzig seyn, wenn ich nicht glaubte, einige Personen, die in dem nemlichen oder in einem ähnlichen Zustand sich befinden, zu warnen und aufmerksam auf sich zu machen."

[Hierauf folgen die Erfahrungen auf der hohen Schule. Dort habe er sich zur Thorheit der falschen Gefälligkeit hinreißen lassen; aber auf derselben habe er sich auch wieder von ihr losgemacht.] „Der Geist der Sitten unter den Studierenden auf den meisten hohen Schulen ist eine Mischung von Wildheit, Unverschämtheit und zügelloser Freyheit . . . Man stelle sich nunmehr einen unerfahrenen Jüngling vor, der sich gefällig zu machen wünscht, der gern etwas gelten möchte, und der, weil er vorher zum Umgang beßrer Menschen gewöhnt ist, ein Freund der Gesellschaften ist; wie gefährlich muß ihm die Tyranney solcher Sitten sein! . . . . . Ich stritt oft mit mir selbst; aber je länger ich nachgab, je mehr ward ich in dem Netze, das ich mir selbst durch meine Gefälligkeit umgeworfen hatte, verwickelt . . . Aber, soll ich ewig mit mir selbst im Streit liegen? Nein, ich will mich der Welt wieder entziehen . . . (38) Ich war noch wankend in meinem Entschluß, als mir von ungefehr die Schriften des sel. Freih. von Cronegk[2]) in die Hände fielen. Ich las das Fragment des Lustspiels: „Der ehrliche Mann, der es nicht seyn will"; ich las es, und fand darinnen ein sehr ähnliches Bild von mir . . . . . . Mich bestärkte dieses Fragment in meinem Vorsatz . . . Einige meiner wahren Freunde, welchen ich mich entdeckte, hatten mit mir zugleich den Entschluß gefasset . . . Ich entzog mich mit ihnen dem unsittlichen und gefährlichen Umgang so viel als möglich und fing an,

[1]) Offenherzigkeit und Menschenliebe, wie sie die Absicht andere zu warnen ausdrückt, bethätigt Schubart besonders in seiner Lebensbeschreibung 1778.

[2]) Geb. 1731 zu Anspach, Lyriker und Dramatiker, gest. in Nürnberg während eines Besuchs in der Neujahrsnacht 1757/58, also in der Zeit von Schubarts dortigem Aufenthalt.

für die Übereinstimmung meiner guten Grundsätze und meines Wandels emsiger zu sorgen und befinde mich seitdem glücklich dabey[1]):

Wie süß, wie angenehm fließt mir mein Leben
In sel'ger Ruhe hin,
Seitdem mein Herz, sich selber übergeben,
Unaufgehalten würkt! Ich bin
Beglückt, da ich nicht mehr die Mode
Zum Richter meiner Thaten wähl' und nicht
Mich selbst verläugne, wenn ihr herrisches Gebote
Gleich „alle Welt soll folgen!" spricht.
Was mir die Tugend heisset,
Das thu ich ungescheut,
Und was die Tugend heisset,
Macht glücklich und wird nie bereut."

[Sträfliche Gewohnheiten fänden sich jedoch in jedem Stande und Alter des menschlichen Lebens; besonders aber beim Soldatenstand, in welchem Kleist und ein Graf von Dohna bewunderungswürdige Ausnahmen seien. — Die wahre Gefälligkeit sei eine der vornehmsten gesellschaftlichen Tugenden; aber auf beiden Seiten des Weges dieser Tugend seien gefährliche Klippen: Ungefälligkeit und falsche Gefälligkeit mit ihren verschiedenen Erscheinungsformen und Folgen; alle Tugenden und Laster hängen mit einander zusammen.

Dann wird (Nr. 40) die Gefälligkeit in der Freundschaft, die eines Richters, die gegen Frauenzimmer, die Gefälligkeit eines Stutzers, eines Stolzen, eines Wucherers, die gegen Feinde und darunter auch die des Lehrers gegen die Eltern behandelt.]

„Die Gefälligkeit der Lehrer gegen die Eltern ihrer Untergeb'nen? — ist eine Tugend; warum nicht? nur weis ich nicht, worinnen sie sich eigentlich unterscheiden soll. -- — Hören Sie es nicht; die Eltern wünschen ihre Kinder gern gelobt zu wissen! „So meinen Sie das? Wenn die Kinder es verdienen, so ist es nicht Gefälligkeit, sondern Gerechtigkeit. Ist dieß aber nicht, so ist es der theure Eigennutz und keine Gefälligkeit; so ist es ein Betrug, den die Eltern bezahlen müssen."

---

[1]) Sehet, was ich davon schon im 14. Stücke [S.] und anderwärts gegesagt habe.

Vierzigstes Stück.

[Schluß. Gedicht über die Mode.]

Du Mode, größte der Göttinnen,
Wie weit erstreckt sich nicht dein Reich!
Citherens grosse Macht mit allen Zauberinnen
Kommt deiner unbegränzten Macht nicht gleich!
Sie selbst muß oft, sich Herzen zu gewinnen,
Sich deiner stärkern Macht bedienen.

Vom Franzmann auf der neuen Brücke,
Der ganz sich deinem Dienste weiht,
Bis zu dem Kannibal, der mit mordsüchtgem Blicke
Entsetzen, Tod und Grauen um sich streut,
Gebeut dein Wink, ist keine Göttin grösser;
(Denn durch dich ist er Menschenfresser),

Und von dem, der auf stolzer Nase
Den Rang und grosse Brillen trägt,
Bis zu dem fernen Volk, das an die braune Nase
Den größten Schmuck geringe Reifen legt;
Und dem, der wild auf seine Mahlzeit pochet,
Die ihm sein warmer Sattel kochet.

Das Kind schon ehret deinen Namen,
Die Jugend nennt voll Ehrfurcht dich!
Nur strenge Mütter sinds, die dein Gebot verdammen,
Denn ihnen bist du immer fürchterlich,
Und Greise, die in jugendlichen Jahren,
Oft deine treusten Sklaven waren.

Dir sind die Künste, dir die Kleider,
Dir sind die Haare unterthan!
Dich ehrt der Philosoph, der schöpferische Schneider,
Der bunte Nachttisch und des Freigeists Wahn.
Du unterweis'st in Minen stolze Spröden
Und lehrst durch stumme Fächer reden!

Du führst den Sohn auf hohe Schulen,
Bestimmst ihm seine Tage dort,
Du lehrst ihm Fluch, und Trunk, und Lärmen und auch buhlen,
Und schickst ihn dann auf reisen muthig fort!
Bald willst du uns zum kleinen Hute rathen,
Und bald zur Lehre der Monaden.

Der Tugend und der Freundschaft Schimmer
Sind längstens schon in deinem Sold!
Der Tod hört deinen Ruf; der Kranke stirbt itzt immer,
Wie, Mode, du durch deinen Artzt gewollt!
Der Richter folgt mit Lächeln deinem Winken,
Und hebt den Arm und läßt ihn sinken.

Auch in der Dichtkunst eng Gebiete
Wagt sich dein allzukühner Fuß!
(Erzürn nicht göttliche, mir theure Pieride,
Daß es mein Mund betrübt itzt sagen muß!)
Halb Deutschland von der Mode angetrieben,
Will besseren Geschmack nur lieben.

Selbst Duncen richten und verdammen,
Und sprechen Lob und Tadel nach;
Aus Mode schmähen sie Gottscheds gesunknen Namen,
Und wer noch kühn zu seiner Rettung sprach.
Ihr schändend Lob ehrt, (trauriges Geschicke!)
Der deutschen Musen Meisterstücke;

Ehrt dich, der mit erhabnen Saiten,
Den göttlichen Messias sang,
Und dessen hohes Lied durch das Gewühl der Zeiten,
Bis zu dem Ohr der Seraphinen drang.
Wer euch nur nennt, ihr Dichter, sucht zu meistern,
Und zählt sich zu den schönen Geistern.

Sonst war, wer sich mit Perlen schmückte,
Den Diamant in Verse zwang,
Wer Ambra duftete, durch manchen Stern entzückte,
Ein grosser Mann, ein Mann vom ersten Rang.
Die Mode hat dieß Blendwerk weggeraffet,
Und mit dem Reifrock weggeschaffet.

Itzt aber schwärmen andre Schaaren
Am Fuß der steilen Pindushöhn.
Sie leiern stets vom Lenz, von Phillis blonden Haaren,
Vom Hain, vom Bach und Zephirs Wehn;
Und hat ihr Vers das Lied der Nachtigallen,
Wem wird der Dichter nicht gefallen!

So schwärmt itzt um der Bäume Blüthen
Der Käfer unzählbares Heer;
Betäubt des Vogels Lied, sumt, ohne zu ermüden,
Und dünket sich, als selbst der Vogel mehr.
Die Mode winkt, gleich stimmen sie die Leier
Und gleich entbrennt ihr Dichterfeier.

Das übrige des Lieds ist der Gelegenheit gewidmet und nützt hier nichts. H.

Zwey und fünfzigstes Stück.

[Schlußgedicht.]

Der verderbte Zustand der Christen.

Herr, höre deines Zions Klage!
Schläfst du bei unsrer harten Plage?
Siehst du nicht der Gottlosen Wuth?
Zeigst du nicht, wie vor alten Zeiten,
Dem Feind, den Gott der Ewigkeiten!
Wo ist dein Arm, der Wunder thut?
Zu lang ist Pharao ertrunken
Und Koras freche Schaar versunken!
Die Welt hat zu der Frommen Weh,
Itzt mehr als einen Rabsake[1]).

Der Höllen Rott ist ausgebrochen,
Kein einzig Wort von dir gesprochen,
Bleibt von den Frevlern unverlacht.
Ein höhnisch — spottendes Getümmel

[1]) Esaias XXXVI, 2 u. f.

Steigt auf, und fordert aus dem Himmel.
Die Welt seufzt unter Sodoms Nacht,
Und fürchtet einen Schwefelregen.
Die Erd erbebet, es bewegen
Die Berge sich. Der Klüfte Schlund
Macht das Gerichte brüllend kund?

Das Laster rufet schwarze Sünden,
Sinnreich vermehrt aus Sodoms Gründen,
Zur WeltZerstöhrung wieder vor.
Die Schande sucht nicht mehr die Nächte;
Ihr zahlreich giftiges Geschlechte
Hebt Himmel an das Haupt empor.
Der Fromme krümmet sich im Staube
Und seufzet unter armer Laube
Mit thränenvollem Angesicht:
Gedenkst du, Gott, des deinen nicht?

Es ist kein Gott! so spricht der Spötter,
Du aber, Herr, du mein Erretter,
Du wirst ihm zeigen, daß du bist!
Auf, laßt uns den Gerechten quälen,
Kein Gott wird seine Thränen zählen!
Wer kan ihn schützen, und wer ist
Sein Rächer? So stolziert mit Worten
Der Frevler: und an allen Orten
Sprichts ihm, o Herr, zu deiner Schmach,
Sein toller Pöbel eifrig nach!

Dich ehren, halten sie vor Schande.
Laßt uns zerreissen seine Bande,
Bestürmen seinen hohen Sitz.
So reden sie mit frechen Zungen,
Gern hätten sie den Sohn verdrungen,
Und ihn verlästern, ist ihr Witz.
Wer ist so kühn, zu widersprechen,
Wer ists? blos die Vernunft zu rächen?
Da sie von ihres Stolzes Höhn
Hohnlächelnd auf uns niedersehn.

Wach auf, wach auf, Herr unser Retter!
Sprich ihnen Zorn im Donnerwetter,
Wirf ihre Ehre hin im Staub.
Und lege die den Sohn nicht küssen,
Zum Fußtritt hin vor seinen Füssen,
Vertilge sie. Wie welkes Laub,
Gib sie zum Lustspiel allen Winden.
Laß ihren Ruhm sich nirgends finden.
Und gib, daß ihre Ehre sey,
Wie auf der Tenne leichte Spreu.

Doch du denkst nicht, wie Menschen Kinder.
Verschonend trägest du die Sünder,
Versichert vor der tollen Wuth.
Die Fürsten mögen sich verschwören,
Wie Satan, nie dich Sohn zu ehren.
Doch bleibst du auch den Feinden gut.
Sie mögen sich zusammen rotten,
Dein ietzt, wie sonst, am Creutz zu spotten,
Langmütig hältst du doch den Lauf
Der scharfen späten Rache auf.

Was ist doch aller Fürsten toben?
Den seine Welt so hoch erhoben,
Liegt morgen hingestreckt und schweigt.
Und sein Gedächtniß ist verschwunden.
Nur daß den Kindern künftger Stunden
Die Warnung seinen Ausgang zeigt.
Da lieget er, gleich den Colossen,
Zur Erdenlast nur groß gegossen.
Er fält mit einen lauten Schall.
Die Erd erbebt vor seinem Fall.

„Zweiter Theil."

1768.

Erstes und zweytes Stück.

[In der Mitte:

An Schwaben.]

O du, mein väterliches Land,
Durch Helden einst und Dichter wol bekannt!
Vor allen Ländern wars dein Lob,
Das weit und breit die Welt erhob!
Auch ietzt läßt sich, mein Suevien,
Des schönsten Tages Glanz an deinem Himmel sehn.
Mit purpurrothem Angesicht
Lacht dir Auror'; ihr folgt das Licht,
Das weit umher die Welt durchstrahlt
Und dich mit Götterfarben mahlt.
Die Musen winden Deinen Söhnen
Schon Lorbeerkränze, sie zu krönen;
Die Künste steigen von den Höhn
Des Himmels, deinen Glanz zu sehn.
Die Tugend, die Dich, Theure, liebet,
Die Deine Kinder brünstig liebet,
Bewohnet segnend Dein Gebiet.
Das Laster weicht, die Schande flieht.

Sey von Germaniens Geschlecht,
O Suevien, für Dich gerecht!
Und ihren Töchtern, die das Lob
Der Musen Himmelan erhob,
Sey gleich in Kunst und Wissenschaft
Und in der Musen Wunderkraft.
Sie in der Tugend höhern Ruhm
Zu übertreffen, sey dein Stolz, dein Eigenthum.

Ihr redlichen, ihr, die der Geist
Der Weißheit Menschen bessern heißt;
Du Patriot, dem stets das Wol
Des Vaterlands dein Herz empfohl [!],

Erhebt, Erhebt die weisen Lehren!
Laßt sie vom Ost zum Westen hören!
Erwecket zu dem nahen Glanz
Des Fests, was schläft! — erweckt es ganz!

Neuntes Stück.

Er spricht nichts, weil er denkt — — —
J. E. Schlegel.

Was sagen meine Leser dazu? — Thue ich recht, wenn ich zu gewissen Zeiten in Gesellschaft schweige? — Ich wiederhole meine Frage. — Sie mögen urteilen.

Mir gab nicht die Natur zum Schweigen
Der Zunge köstliches Geschenk.
Durch Scherz und Ernst dem Freund zu nützen,
Dem Nächsten und mir selbst zu nützen,
Der Tugend Ehre zu beschützen,
Zu reden was ich fühl' und denk',
Erhielt ich dieß Geschenk.
Ich rede gern; ich rede viel
Und schweige selten lange still . . . . . .

[Oft aber müsse er schweigen. So spreche er zwar auch gern von Kleinigkeiten; aber stets von Hund und Henne und Katze zu reden, sei ihm zu viel; da schweige er. Auch rede er bisweilen vom neueren Geschmack, doch nur von Moden zu erzählen, sei ihm zu toll. So gehe es ihm auch beim Wort-Witz, beim politischen Gespräche (s. oben, S. 313), bei dem Lob, das man ihm darbringe u. s. f.]

Daß oft zum muntersten Vergnügen
In einzeln Wörtern Kräfte liegen.
Das glaub' ich; — warum glaubt' ichs nicht,
Da es ein Weiser selber spricht[1])?
Vielleicht kan ich ein Wortspiel lieben,
Und lachen, wenn sie andre üben,
Die mehr als ich die Kunst verstehn,
Dadurch sich zu belustigen.
Doch wenn Mops, Lachen zu erwecken
und Zotten drunter zu verstecken,
Stets doppelsinnge Wörter prägt,
Dann spott' ich gern, um ihn zu schröcken,
Und kan ichs nicht, so schweig ich still.

[1]) Hoem, Grundſ. der Kritik 2. Th. 13 Kap. vom Witz.

Die Zeitungen um Rath zu fragen,
Was Genf und Paoli ietzt wagen,
Was Wichtigs da und dort geschehen,
Wodurch sich Reiche blühen sehen,
Halt ich schon des Gespräches werth,
Weil es zur Wissenschaft gehört.
Wenn mich politische Mäckler quälen,
Der Kön'ge Fehler nicht verhehlen,
Auf Helden unbarmherzig schmälen,
Den Untergang den Ländern drohn,
Den Ruhm der Staatsminister töden; —
Da weis ich furchtsam nichts zu reden,
Da schweig' ich still u. lächle Hohn..

— — — — — — — —

Ich bin nicht frey von Eitelkeiten,
Und es vergnügt mich, wenn zu Zeiten
Ein Kenner mich bescheiden lobt.
Doch wenn die Schmeichler um mich schwärmen,
Und sich um Hyperbolen härmen,
Mich über andere erheben,
Mir unverdiente Nahmen geben
Und rühmen was ich nie gethan;
Dann blick ich sie verdrüßlich an...

Zwölftes Stück.

Rufe mir, so will ich dir antworten.
Jeremias.

Die Bekehrung und der Glaube des einen Schächers an den Erlöser der Welt, da dieser in seiner tiefsten Erniedrigung war, ist allezeit ein Gegenstand der größten Bewundrung und der mächtigsten Rührungen für mich, wenn ich die Leidensgeschichte unsers Versöhners durchgehe . . . —

Empfindungen des Schächers vor dem gnädigen Wort Christi.

Erwachtes, zu getreues Gefühl
Verübter Missethaten,
Wie schröcklich, schröcklich bist du mir!
Gefühl des Schmerzens dieses Todes;
Gefühl der Schande vor den Menschen
Verflucht und ein Verworfner seyn,
Am Kreutz zu sterben den schmachvollen Tod,
Du bist nichts, nichts bist du gegen den Fluch,
Der meine Seele belastend niederdrückt,
Und bis in den Tod,

Noch weiter, weiter hin verfolgt
Und in den Abgrund niederschleu-
dert. —

Ich leide billig dieses Todes
Schmach.
Ihn haben meine Sünden, meine
Missethaten
Längst über mich geruffen, ihn ge-
fordert.
Doch — Richter! Gott! — ihn
sehn, den Tod,
Mit Sünden so belastet, nahen
sehn! —
Blut, Blut, das ich Unmenschlicher
vergoß,
Und ohne Rührung, unbarmherzig
fliessen sah,
Wie donnerst du mir in die bebende
Seele,
Und erschütterst mein ganzes Seyn
Mein Leben — ists genug, um dich
zu rächen? —

O Jugend, leichtsinnige Jugend!
Voll wilder, trügrischer Begierden,
Die der Verführung viel versprече-
rische Lockung
Zu deinem Untergang anfeuerte,
Und sie in schwarze, mitternächtliche
Geschäfte
Ausbrechen lehrte! — Dieses ist
das Ziel,
Nach dem du strebetest; das Ziel,
Das du von ferne sehen solltest,
oft es sahst,
Und deinen Blick verschlossest,
Und blind entgegen ihm ranntest!
Wie lange wein' ich ängstlich
In meiner Thaten schröckliche Er-
innrung! —
Doch können Thränen — können
sie die Schuld,
Die in dem Buch des Richters, in dem
Buch des Todes
Mit der erschlagnen — meiner Brü-
der — Blut
Gezeichnet ist, wegtilgen? —

Was nützt mir iezt die Känntniß
deines Willens,
Gott! — ach! sie macht mich zwei-
fach elend.
Ich weis, du willst den Tod des
Sünders nicht.
Du willst, daß er sich von der
Sünde kehre,
Sein Leben bessere: dich such' und
lebe.
Wirst du mich aber hören, mich straf-
würdigsten,
Der ich der Sünden Knechtschaft
nicht verließ,
Da ich sie noch verlassen, noch
Der Tugend mich und bessern Thaten
weihen konnte?
Der ich beginne, sie erst zu bereun,
Da mich die Strafe faßt, mich
hindert,
Sie ferner zu begehn? —
Darf ich zu dir hinauf um Gnade
blicken?
Wo ist das Opfer? — Wer ver-
söhnt mich dir? —
Gott! schröcklich bist du, wenn du
im Gericht erscheinst! —
Du bist gerecht! — du bist gerecht!
Und ich bin schuldig.

Doch, was hat er gethan,
Der bey mir an dem Kreutze
hängt?
Mit Wunden und mit Striemen
ganz bedeckt,
Stirbt er den martervollsten Tod. —
Ich kan mein Aug von ihm nicht
weggewöhnen,
So viel Anzüglichs, so viel Grosses,
So viel Bewundrungwerthes ist in
seinem Wesen.
Mich schmerzet meine Qual nicht
mehr, als seine.
Und was hat er gethan, daß er
so leidet? —
Sein Leben war unsträflich,
Und keine Sünd hat es befleckt.
Voll Liebe war sein Herz, sein
Mund,
Und Wohlthat iede seiner Thaten.
Und Wunder, göttlich grosse Wunder
Verrichtet' er.
Er machte Menschen — ich, ich,
würgte sie — gesund
Und weckte Toden auf;
Und doch, doch leidet er den Tod;
Doch leidet er noch mehr als ich,
ein Schuldiger;
Doch ist er mehr der Schmach,
Dem Hohn von tückschen Feinden
ausgesetzt.
Gott! warum lässest du ihn leiden,
Jesus
Von Nazareth, den mächtigen Propheten?
War er von dir, wie seine Wunder zeugen,
Warum läss'st du ihn leiden —
töden — kreuzigen?,

Ich staune — immer mehr staun'
ich;
Vergesse ganz mein Leiden.
Und irr' in Labyrinthen von Gedanken,
Je mehr ich sinne und auf ihn
Den unbefleckten schaue.
Unendlich muß sein Leiden seyn;
Dem meinigen an schmerzlichen Gefühl
Weit überlegen — weit!
Man kan den Kampf der Seele
merken.
Fast liegt sie unter in dem Kampf. —
Warum kämpft seine Seele, frey
von Missethaten
Und frey von iedem Unrecht, diesen
Kampf? —
Doch tilgt sein Leiden nicht die
Züge
Der Hoheit und der Lieb aus seinem Angesicht.

Immer dunkler, immer dunkler wird
der Tag.
Will die Sonne seinen Tod.
Nicht beleuchten?
Will sie ihn
Seiner Feinde Blick entziehen?
Hier auf Golgatha
Sinkt die Dunkelheit
Finstrer nieder.
Die Natur schweigt,
Schweigt im feierlichen Schauer,
So, als wenn ihr Herr, ihr Schöpfer
Hier zugegen wäre. —
Welch ein Schauer bebt durch meine
Glieder!
Schröcklich nicht — voll Hofnung!

Ich muß, ia ich muß ihn wieder
anſehn.
Schweige, ſchweig', Unwürdigkeit!
Ich ein Sünder! —
Doch er iſt die Liebe! --
Er zieht meine Seele ganz an ſich.
Leiſe Tröſtung und Erquickung
Zittert durch mein Herz
Und durch mein Gebein,
Wenn ich ihm ins Antlitz ſehe,
Kaum empfind' ich mehr die Marter,
Die mich tödlich quälte.
O wie freundlich blickt er von dem
Kreutze nieder!
Wie voll Liebe, wie voll Tröſtung
Lächelt er auf ſeine Freunde nieder!
Ach! auf mich! —
Lächelt er auf mich ſo freundlich:
Ich ſtürbe für Wonne! —

Jeſus! Göttlicher!
Oder wie ſoll ich dich nennen! —
Du biſt mehr, als ein Menſch!
Deine Schmach, dein Leiden —
Unbegreiflich iſt mirs zwar —
Läßt dich mich nicht verkennen!
Du biſt mehr als ein Menſch!
Mehr, als ein Prophet! —
Du biſt Gottes Sohn;
Meine Seele windet ſich aus ihrem
Elend auf
Bei dieſen groſſen, groſſen Ge-
danken.
Sie erhebt ſich:
Du biſt der Meſſias!
Ich traue dich anzuflehen:
Herr, erbarme dich meiner!
Herr, gedenke meiner,
Wann du in dein Reich kömmſt! —

Achtundzwanzigſtes Stück.

[Ein Lied Bernards, ſ. S. 136 oben, im Frühling gedichtet.

Melancholie und Zufriedenheit.]

Flieh, traurige Melancholie,
Der Höllen Kind,
Flieh in dein Vaterland zurück
Und laß von mir.

Entflieh zum ſichern Mörder hin!
Flieh zum Tyrann!
Weck' ihre Gewiſſen rächend auf
Und Höll und Fluch!

Schon' eines Jünglings ſchuldlos
Herz,
Zur Zärtlichkeit
Und Freundſchaft, zu der Ruhe Glück
Und Luſt gewöhnt.

Zu lang haſt du dieß arme Herz
Mit Phantaſien
Gefoltert und den trägen Geiſt
Durch Gram entnervt.

Warum mahlſt du der Zukunft Bild,
Warum die Welt,
Die um mich her, voll Thorheit, lacht,
So häßlich ſchwarz?

Willſt du den Freund den zärtlichen
Zum Menſchenfeind? —
Willſt Du noch Haß in dieſe Bruſt
Und Laſter ſtreun?

Willst du zur düstern Einsamkeit
Mit tückschem Gram,
Von ieder Lust des Lebens fern,
Mich nöthigen? —

Nein, nein, noch hast du nicht gesiegt,
So lang in mir
Noch dieß Gefühl nicht schweigt, nicht flieht,
Der Tugend treu! —

O, lächelnde Zufriedenheit,
Des Himmels Kind,
Flieh nimmer ein schuldloses Herz,
Noch deiner werth!

Komm! Nimm die holde Schwester mit,
Die Fröhlichkeit!
Nimm wieder in der bangen Brust
Die Herrschaft an! —

Noch flieht sie! — höret nicht mein Flehn! —
Wo floh sie hin? —
Wer zeigt mir ihren Aufenthalt?
Wer zeigt in mir?

Du Muse? — O, so führe mich
Den sichern Pfad?
Hier, Göttinn, ist die willge Hand!
Gern folg' ich Dir!

Ich folge Dir hin in die Flur,
Wo Flora lacht!
Ich will ihn seh'n, den frohen Lenz,
Und seine Lust! —

Ich seh ihn! Göttinn! welch ein Bild!
Wie ist er schön!
Wie hat sich Wies' und Hain veriüngt!
O, welch ein Bild! —

Schon pocht im fast erstorbnen Puls
Das schnellre Blut;
Seyd ihr vereinte Schwestern, ihrs,
Die ich gesucht? —

Ja, ia, ihr seyds! Ich fühle es.
Seyd mir gegrüßt! —
Gib, Muse, meinen Geßner her!
Geschwind, Geschwind!

Einunddreißigstes und zweiunddreißigstes Stück.

[Schluß.]

Die Strafgerichte Gottes.

Wer ist es, der des Höchsten Ehre,
Den Reichthum seiner Huld verschmäht,
Und, daß sein Ohr den Herrn nicht höre,
Seitwärts im Stolz des Sünders geht?
Der, wann des höchsten Güt' ihn segnet,
Sich selbst zu seinem Abgott macht;
Des Dürftigen Nothdurft nicht begegnet
Und stoltz in seinem Herzen lacht:

„Ich bin nun reich, wen sollt' ich achten
„Was ich erwarb, hab' ich für mich;
„Die tief im Staub der Armuth schmachten,
„Kleid, Demuth; nur die schmiegen sich!
Auf Felsen hab' ich mich gegründet;
„Ich bin mir genug; Gold ist mein Schutz;
„Des niedern Pöbels Herz entzündet
„Mein Nam' und zähmt des Unglücks Trutz.

„Kommt her! beseht in Haus und Scheunen
„Den Überfluß der Schätze hier!
„Wer zählt ihn? — Eine Welt im Kleinen! —
„Wem dank' ich ihn? — Ich dank' ihn mir!
„Und, die der Horizont umschliesset,
„Die fetten Triften sind auch mein!
„Und die kein scharfes Auge misset,
„Die Traubenhügel sind auch mein!

„Dem Meer, vom sanften Wind beweget,
„Gleicht meiner weiten Erndte Pracht,
„Von Aehren, die der Halm kaum träget,
„Die hundert stumpfe Sicheln macht.
„Von Vieh und Menschen, die mir dienen,
„Die meinem Golde zinnsbar sind
„Und sich nach meinem Wink gewöhnen,
„Nenn' ich die Zahl nicht so geschwind.

„Auf, Brüder! freut euch im Genusse,
„Des Reichthums, der uns muthig macht!
„Die ihr, vertraut dem Überflusse,
„Des armen Pöbels hönisch lacht?
„Auf! Laßt bey lärmenden Banketen
„Uns Schöpfer jeder Freude seyn!
„Den Armen mag sein Gott erretten!
„Wir leben nur für uns allein!

Verstumme! — Herr! soll ich ihn schelten,
Den Frevler, der dich so vergißt!
Des Staubes Schöpfer, Herr der Welten,
Der du des Armen Vater bist! —

Doch du erwachst zu deiner Ehre,
Und rächest an den Schändern sie!
Du stolzer Staub, erzittre! — höre!
Den du verachtest, er ist hie!

Entflieh! Wohin? — Er wird dich finden!
Für seinem Zorn beschützt dich nichts.
In seinem Sturm, auf seinen Winden
Folgt dir die Rache des Gerichts!
Wird dich dein Götze Gold beschützen,
Auf den du trotzest und dein Stand?
Der Donner stürzt der Berge Spitzen,
Ihm nah, und schont das niedre Land.

Wo ist dein Stolz? — Gott ruft zusammen
Des Wetters Zorn; — er ist nicht mehr!
Mit Wassern, Hagel und mit Flammen
Gerüstet eilen sie einher.
Vor ihnen geht Verderben; Klagen
Und Armuth folget mit der Schmach.
Entflieh ihr! — Sie wird dich erjagen;
Ein schneller Läufer eilt sie nach.

Der weiten Felder reicher Seegen,
Von dem du sprachst: Ich gab mir ihn;
Er liegt verheert; die Erndter legen
Die schon geschärften Sicheln hin,
Und greiffen nach dem Pflug und graben
Die ganz zerschlagnen Aehren ein;
Und niemand siehst du Mitleid haben,
Ein Thränchen deinem Unglück weihn!

Am Weinstock reift dir keine Traube
Für deinen schwelgerischen Schmauß;
Unreif, verdorrt liegt sie im Staube;
Die Flamme frißt dein prächtig Haus,
Dein Haus, wo stets die Dürftgen weinten,
Wann Überfluß dein Vieh umfloß;
Dein Gold wird Beute deinen Feinden;
Sie stürzen dich und werden groß!

Und doch ist Lieb' in Gottes Strafen.
Du sähst es; schwächte dein Gesicht
Das Laster nicht, dir seinem Sklaven!
Er züchtigt nur, er tödet nicht.
Er straft, damit du sollst erkennen,
Er sey der Gott, der dich ernährt!
O eile! Lern ihn Vater nennen!
Auch in den Strafen ist ers werth. H.

Das einundvierzigste Stück

[beginnt eine durch mehrere Nummern sich hindurchziehende Schilderung der Freunde mit dem Lob der Freundschaft und schließt mit folgendem Gedicht:]

An einen Freund.

Süsse Freundschaft, du bist mein Glück und die Seele des Lebens.
Daß das Leben im Staube mir lieb ist,
Daß ichs schätz' und voll Ruhe die Thorheit, das Laster geehret
Seh' und wahre Verdienste verfolget;
Dieses dank' ich entzückt dir und euch, ihr gütigen Musen,
Die ihr mich werth der Freundschaft gebildet;
Werth, daß Edle mich lieben, daß S*, — sein Nam' ist ein Lobspruch
Für euch und für die Tugend — mich liebet.
Segnet ferner mich, Musen! Ich heische verwegen von euch nicht
Der Unsterblichkeit glänzende Ehre;
Nicht den ewigen Schmuck von mühsam ersungenen Lorbeern
Oder von Myrthen. Ich lasse dieß andern [1])

— — — — —

Seyd ihr, Musen, mir hold, so lasset mich nimmer, dieß fleh ich,
Unwerth seyn der Liebe von Edlen!
Laßt mir nie fehlen das Glück, von Freunden geliebet zu werden!
Auch sein Genuß ist ewige Dauer.
Oder gönnt ihr mir mehr, so gebt mir, wie Lange und Pyra,
Stark und zärtlich der Freundschaft zu singen!
Oft soll alsdann dein Name, mein S*, du erster, ertönen,
Mich und alle Hörer entzückend.

---

[1]) Hier werden die damaligen Dichter der Reihe nach erwähnt: Gleim und die Anakreontiker, Lust- und Trauerspieldichter, Geßner, Wieland, Klopstock. Alle diese Dichter mögen sich Bewunderung, Ruhm und Unsterblichkeit verschaffen. Er sei bescheidener.

Ein und zwey und fünfzigstes Stück.

[Der höchste Grad von Herzensbildung, die in diesem und dem vorangehenden Stück besprochen ist, besitze der Freund Sylvius, mit dessen Schilderung die Reihe der Freundesporträte schließt. Die Sehnsucht nach ihm bringt nachstehendes Gedicht zum Ausdruck:]

Wie lang soll sich mein Herz vergeblich nach dir sehnen!
Wie lang mein Lied mit schmachtend bangen Tönen
Dich rufen, bester Freund!
Wann wird mein Schicksal mich in deinen Arm entrücken!
Dein Antlitz mich zu Götterlust entzücken,
Mein —, um den mein Aug in stillen Hainen weint!

Mein Seufzen tönt umsonst am Fels des Haines wieder,
Vergebens stimm' ich vauklüsische Lieder
Auf meiner Laute an!
Umsonst versucht mein Lied, das Schicksal zu erweichen,
Des Orpheus Lied an Wehmut zu erreichen,
Das ohne Thränen nicht Megära hören kan!

Umsonst! — Es hört mich nicht! An traurigen Gestaden
Irr' ich entfernt, bedaurt von den Naiaden
Des stürmischen Bodan [1])
Und achte nicht den Blick, die siegbegiergen Minen,
Durch die mich sucht Dione zu gewinnen,
Weil ohne Dich mein Herz nicht Liebe fühlen kan.

Ach! welches Volk, das Dich, das Deinen Werth verkennet,
Scheucht Dich, für den mein zärtlichs Herz entbrennet,
Zur düstern Einsamkeit!
Und welcher finstre Hain nimmt Dich in sichre Schatten
Und fühlt, was Menschen nicht gefühlet hatten,
Des Dichters Gegenwart und schützet ihn vor Neid.

Dort preiset sein Gesang den horchenden Dryaden
Der Tugend Werth, der Menschheit würdge Thaten,
Die selbst der Himmel schätzt;
Dort seufzet er nach mir sein schmachtendes Verlangen
Der Echo vor, indem von seinen Wangen
Die Zähr' entschleichend, oft des Mooses Bette netzt.

---

[1]) Ganz wie S. 306, Note. Auch der übermäßige Gebrauch der antiken Mythologie macht das Gedicht zweifelhaft. Insbesondere aber fehlen uns Anhaltspunkte, um zu wissen, auf welchen Bekannten Schubarts diese Schilderung ging.

O, könnt ich dankbar Dich in meine Arme schliessen
Die Zähre Dir von Deinen Wangen küssen,
Eh das unheilge Moos
Sie trinkt! — Doch, wo sie fällt, da blühen an der Stelle
Violen auf und Rosen; eine Quelle,
Rein, wie Dein edles Herz entspring' aus ihrem Schoos.
Sie murml' in Harmonie die Unruh sanfter Herzen;
Verwandl' in Lust der Freundschaft edle Schmerzen,
Die zu ihr klagend flieht.
Sonst herrsche weit umher ein ehrerbietig Schweigen!
Zephire nur wehn sanft, auf nahen Zweigen
Nur singe Philomel' ihr Wollust athmend Lied!
Die Honigsammlerin mag auch vergnügt hier summen
Und unverfolgt von Schwalben, in den Blumen
Nach Süssigkeiten spähn!
Nur lasse sich hier nie mit seinen bunten Schwingen,
So schön sie sind, das Volk von Schmetterlingen,
Das Bild des Leichtsinns und des Unbestandes sehn!
Der dichtbelaubte Ast von Buchen und von Birken,
Die, Heiligthum der Freundschaft, Dich umzirken,
Sey Dir ein schattigt Dach,
Und dann umziehe, Dich dem Frevler zu verstecken,
Ein Labyrinth von dicht verwachsnen Hecken
Dich weit umher! Ihn schröck ein Schauder hundertfach.
Nur wer die Freundschaft fühlt, find' in den Labyrinthen
Den ofnen Weg! Auch ich will Dich da finden,
Mein anders, liebers Ich!
Da will ich mit dem Chor der Freuden Dir erscheinen
Und meine Lust an Deinem Hals ausweinen!
Dich Wonne trunken sehn; in Wonne sättgen mich.
Mein Schicksal, laß mir nur die sel'ge Stund erfahren,
Ihn noch zu sehn! Dann magst du meinen Jahren
Ein frühes Ende drohn;
Dann mag mein Leben nicht der Liebe Glück versüssen,
Dann mag dieß Herz ein steter Gram umschliessen!
Für Lebenslangen Gram hat diese Stunde Lohn [1]).

[1]) Dieser Ausdruck ist zwar schubartisch, vgl. Vaterfreude hielt mich schadlos für tausendfachen Gram im Brief Nr. 15 (S. 42); doch scheint das Gedicht in der That nicht Schubart zuzugehören.

XIV. Schubarts Schuldiktate.

Vorbemerkung.

Schubarts Schuldiktate sind uns in 4 Quellen erhalten:

1. Die wichtigste Quelle bildet die Sammlung von 11 Schulheften, welche sich im Besitz der Frau Direktor Bertha Maria Bertheau in Memmingen befindet. Für das nachfolgende Verzeichnis sind sie von uns mit Nr. 1—9 und mit 1. und 2. Liederheft bezeichnet worden.

Die dermalige Besitzerin hat sie einst von Hans Marx Frauenknecht[1]), Bürgermeister in Geislingen, erhalten, welchem sie von Joseph Fischer, der sie in der Schule 1766—69 geschrieben, 1812 mit folgendem Begleitschreiben geschenkt worden waren.

Mein theurester Herr Vetter!

Ich übermache Ihnen hiemit die Überreste von Schubarts Werken, welche er dazumal seinen Schülern so in die Feder dictierte, um sie im Briefschreiben zu üben. — Sie sind eben so; wie sie in schnellem Dictieren hingeworfen sind, und wie eben junge Bursche schreiben —

Ich hatte 3 mal mehr[er] als die gegenwärtige sind; und durch das öftere Hinleihen kam ich nach und nach, um die schönsten. Schon vor 33 Jahren [also 1779] habe ich einem gewißen Ritterschaftsherrn v. Harprecht, aus Eßlingen, in Ulm meine noch alle in Händen habende Schriften geliehen, sein Bedienter aber, brachte mich um die schönsten, und meisten, und durch solche öftere Gelegenheiten, blieb mir nur noch gegenwärtiger Überbleibsel[2]) übrig. — Ich weiß nicht, ob von dießen wenigen Gebrauch zu machen ist.

Es empfiehlt sich Ihnen

Ihr ergebenster Freund Joseph Fischer.

Daß diese Hefte Originale sind, wirkliche Schulhefte aus der Zeit von 1766—69, kann trotz der Eigentümlichkeit der Handschrift, die fast die eines Erwachsenen und nicht immer die gleiche zu sein scheint, nicht bezweifelt werden. Der Handschrift nach gehören 1—4 einerseits und 5—9, sowie die 2 Liederhefte andererseits zusammen. Die beiden letzten Gruppen sind dadurch in ihrer Echtheit unanfechtbar, daß sie einige Worte und Änderungen enthalten, die Schubart selbst geschrieben hat. Bei der ersten Gruppe könnte also die Vermutung erlaubt sein, daß sie eine spätere Abschrift sei, auch weil die Schrift

---

[1]) Einer Bemerkung zufolge starb Frauenknecht 1826, 1. April, 80 Jahre alt ist also älter als Fischer, welcher 1754 geboren ist. Fischer scheint bis zum Frühjahr 1769, also bis zu seinem 15. Jahre bei Schubart in die Schule gegangen zu sein.

[2]) Es waren damals noch 13 Hefte. Nachdem der verstorbene Professor Heinrich Stadelmann in Speyer, auch als Dichter bekannt, 2 Hefte erhalten, welche scheint's verloren gingen, enthält die Sammlung noch 11 Hefte.

größer und zugiger ist als in den 2 andern Gruppen und mit der späteren Handschrift Fischers sehr viel Ähnlichkeit hat; doch scheint Heft 2 den Übergang der Schülerhandschrift darzuthun. Aber alle Zweifel zerstreut Fischers Zeugnis: „sie sind eben so wie junge Bursche schreiben." — Solche Sammlungen oder „Bücher" scheinen sich bis in die neuere Zeit herein in Geislingen noch da und dort erhalten zu haben.

Auffallen muß in rein schulmeisterlicher Hinsicht das Fehlen einer Korrektur durch den Lehrer; Gelegenheit hätte es genug gegeben, namentlich auch bei Schwankungen in der Orthographie. Vielleicht sollten die Hefte Reinschriften sein, die der Lehrer selbst nicht mehr durchsah; hiezu hätte Schubart doch kaum Zeit gehabt. Die paar Änderungen dürften im Herbst 1766 entstanden sein, wo Schubart aus Anlaß der Herausgabe der Todesgesänge an eine Veröffentlichung seiner religiösen Schuldiktate dachte.

2. Eine zweite Sammlung befindet sich im Besitz des bekannten Dichters J. von Günthert, Obersts a. D. in Stuttgart, und besteht aus 50 Abschriften, die demselben in den 60er Jahren von einem Landjäger aus Geislingen geliefert worden waren. Dieser hatte wahrscheinlich eine der damals noch vorhandenen Originalsammlungen vor sich, aus der er eine beliebige Anzahl auswählte. Unser Verzeichnis, in welcher sie unter „Fundort" mit G. S. 1, 2, 3 u. s. f. bezeichnet sind, zeigt, in wie weit sich diese Überlieferung mit einer der anderen deckt.

3. Infolge des Verlustes der 2 Joseph Fischerischen Hefte bildet der mehrerwähnte J. G. Fischerische Aufsatz (Morgenblatt 1859 und bes. Beil. des Staatsanzeigers f. Württ. 1882) eine schätzbare dritte Quelle, insofern derselbe einige Diktate enthält, die in den verloren gegangenen Heften standen.

4. Endlich haben wir noch ein seltsames und seltenes Büchlein: „Weil. Christian Friederich Daniel Schubarts Briefe und Aufsätze während seines Schulamts in Geißlingen, seinen Schulkindern diktirt. Göppingen, gedruckt und zu haben in der Schnarrenberger'schen Buchdruckerei." Rückseite des Umschlags: 1835. In der Vorrede teilt der Herausgeber („die Buchdruckerei") mit: „Ein Heft dieser Briefe und Aufsätze fand sich unter den Papieren einer noch lebenden Schwester der Schubartschen Ehegattin. An der Authentizität derselben ist nicht zu zweifeln." Der Abdruck scheint, mit Ausnahme der Orthographie und einiger Mißverständnisse, die wohl schon in diesem „Heft" standen, ganz genau und getreu zu sein, ja er ist so getreu, daß sogar, wie wir gleich sehen werden, höchst merkwürdige Daten des Heftes beibehalten worden sind.

H. Fischer (in der Sonntagsbeilage des Schwäb. Merkurs 1885 S. 216) sagt über diese Diktate: „Sie sind im Ton den von [J. G.] Fischer veröffentlichten ähnlich, doch durchschnittlich etwas schwächer. Auffallend aber ist, daß während einige ohne Datum, andere 1767 und 1768 datiert sind, ziemlich viele derselben die Jahreszahlen 1782 und 1784 tragen (auch einmal 1790), was ja durchaus nicht paßt, und doch kann man an eine Fälschung kaum glauben; denn dieselbe müßte nicht nur, was den Stil betrifft, ziemlich geschickt gemacht

sein, sondern der Fälscher hätte sich selbst ins Gesicht geschlagen, da im Vorwort angegeben ist, daß Schubart 1762—1765 (nicht genau!) in Geislingen gewesen sei. Vielleicht kommen diese Zeilen jemand in die Hände, der darüber Aufschluß geben kann."

Teilen wir den Sachverhalt genauer mit: S. 1—38 enthält 29 Nummern mit Daten vom 17. Januar 1782 bis 21. August 84 (oft fehlt die Jahreszahl, insofern nur 12 derselben, nämlich 5 im Anfang stehende von 1782 und 7 am Schluß befindliche vom Jahr 1784 datiert sind). Das 30. (unsere Nr. 29) ist das erste, dessen Datum (28. August 1767) zu dem von Schubarts Aufenthalt paßt. Das nächste, vom September (unsere Nr. 39), ist ohne Jahr und die 3 folgenden sind wieder vom September und Oktober 1784. Hieran schließen sich von S. 35 an 13 (bezw. 14) Diktate, welche wieder aus den Jahren 1767 und 68 stammen (unsere Nummern 31—39 und 65—69). Hierauf folgt eines mit dem Datum 20. Juli 1790, sowie ein Anhang mit einem Gespräch und drei Gedichten (einer Fabel, einem Herbstlied und dem Gedicht Nr. 148).

Von allen diesen gedruckten Diktaten finden sich 8 (Nr. 61, 68, 69, 147—151) auch in anderen Quellen, sogar 4 mit jenen merkwürdigen Daten. Von den ersterwähnten (29 + 3) sind es also noch 28, die zweifelhaft erscheinen müssen, dazu noch das Diktat vom Jahr 1790.

Die Frage ist nun: woher kommen diese Diktate oder, falls sie von Schubart stammen, woher kommen ihre Daten?

Unsere Meinung ist folgende: Die in der Vorrede des Büchleins genannte Besitzerin des Heftes war diejenige Schwägerin Schubarts, deren Gatte der Schullehrer Jakob Heinrich Kieser gewesen, 1780—86 Elementarlehrer, 1786—1825 Kantor in Geislingen. Das Heft war keines aus Schubarts Schule, aber die Diktate stammen großenteils von ihm. Kieser hat sich für seinen Schulbedarf ein Heft angelegt, in welches er teils mit, teils ohne Beibehaltung des ursprünglichen Datums neben einigen eigenen Diktaten und einigen Nachahmungen solche seines Schwagers Schubarts einfach abschrieb.

Diejenigen 6 z. B., in denen sich ein Mädchen als Absenderin nennt, sind wahrscheinlich von Kieser selbst verfertigt; eine schwache Nachahmung möchten wir in demjenigen auf S. 8 (wozu Nr. 69 das Original bilden würde) erkennen. Von den übrigen (10—20) sind weitaus die meisten vollkommen echt.

Zu dem, was wir S. 175—177 über den Inhalt der Schubartischen Diktate gesagt, sei hier nur bemerkt, daß die meisten Fabeln von Gellert und Lichtwer sind, wie wir dies auch bei einigen angegeben haben; verschiedene jedoch sind Erzeugnisse von Schubarts Phantasie, nur daß manchfach, wie auch in den Todesgesängen, überraschende Anklänge an Gellert zu finden sind. Schubart hat die deutsche Fabeldichtung sehr hoch gestellt und rühmt besonders Hagedorn, Gellert, Meyer und Lessing, Moser, Michaelis, Willamov und Lichtwer als Fabeldichter s. Vorlesung über die schönen Wissenschaften, Augsburg 1777 S. 51—53.

Im nachfolgenden Verzeichnis, das wir deshalb so genau geben, damit

Spalte 1: Laufende Nummer.
„ 2: Angabe des geschriebenen Heftes, s. S. 345 und der Nummer in der v. Güntherschen Sammlung (G. S.) s. S. 346.
„ 3: Angabe, wo gedruckt. Sch. B. und A. = Schubarts Briefe und Aufsätze.
F. M. = Fischer Morgenblatt 1859.
W. A. = Wohlwill Archiv VI, 349 ff.
N. A. = im nachfolgenden Anhang.

Chronologisches

1. Laufende Nr.	2. Fundort	3. Abgedruckt in	4. Datum	5. Prosa oder Gedicht
1	Heft 1 [1]	N. A.	vm. 17. Mai 1766	Gd.
2	„		vm. 20. Mai	Pr.
3	„	N. A	23. May (vm. 1766)	„
4	Heft 1 G. S. 1		o. D. (vm. 27. Mai)	„
5	„ 1 „ 2	N. A.	o. D. (vm. 30. Mai)	„
6	„ 1 „ 3	N. A.	Nördlingen 3. Juni 1766	„
7	„ 1 „ 4	N. A.	4. August 1766 [2]	„
	Zwischen Heft 1 und Heft 2 befindet sich vielleicht eine kleine Lücke!			
8	Heft 2 [3]	(N. A.)	13. August 1766	Pr.
9	„		Ulm, 17. August 1766	„
10	„	N. A.	Manheim, 20. Aug. 1766	„
11	„		o. D.	„
	Nach Heft 2 größere Lücke!			

[1]) Vorderblatt des Heftes abgerissen. Das letzte Blatt, darauf der Schluß von 7 steht, enthält 3mal den Namen Joseph Fischer und „Nummer 1".

[2]) Zwischen 6 und 7 vielleicht Vakanz, die übrigens nie erwähnt wird.

jedes künftig zum Vorschein kommende Diktat eingereiht werden kann, enthält

Spalte 4: Angabe des Datums. o. D. = ohne } Datum.
vm. D. = vermutliches } Datum.
„ 5: Pr. = Prosa. Gd. = Gedicht.
„ 6: Anrede. n. e. = nicht erhalten.
„ 7: Inhaltsangabe, bezw. Anfang.
„ 8: Schlußformel und Absender.

Verzeichnis.

6. Anrede	7. Inhalt	8. Schluß und Absender
Lieber Bruder!	Einladung zu einem Frühlingsbesuch.	Dein Dir ganz ergebener Freund N. N. J. F.
Mein lieber Doth,	Über notwendige, nützliche, belustigende und entbehrliche Gewerbe.	Dein getreuer Doth N. N.
Hochedler, hochgeehrtester Herr!	Die Herrlichkeit des Mai. Einladung zur Kriegsübung der Bürgerschaft.	Euer Hochedel gehorsamster Diener N. N.
Hochgeehrtester Herr,	Eine Fabel vom Esel, der vom Löwen zu Hof geladen ist und sich dort blamiert, ohne es zu merken.	Dero ergebenster Diener N. N.
Mein lieber Schüler,	Über Schulversäumnisse.	Dein getreuer Lehrer N. N.
Mein Herr!	Was eine Nessel werden will, brennt bei Zeiten.	Wie bei 4.
Mein lieber Freund!	Warum Absender keinen Brief schreiben will.	Dein aufrichtiger Freund.
Mein Herr!	Die Geschichte vom Vatermörder, die angeblich nach der gestrigen Stuttgarter Zeitung erzählt wird.	wie bei 4.
„	Gegenstück zu 8: Erzählung, wie ein Reiter unbewußt seines Vaters Mörder tötet, nach Gellerts Fabel: Das Schicksal.	„
„	Mitteilung an einen Vater über seinen verkommenen Sohn.	„
Mein liebes Kind!	Ermahnung zur Liebe gegen die Eltern. Lange Erzählung von einem tugendhaften Sohn.	Dein getreuer Großvater N. N.

[3]) Auf der ersten und letzten Seite des Heftes steht Nr. 3. Diese Numerierung hat Joseph Fischer offenbar (s. auch Note zum 3., 4. und 9. Heft) erst später und ohne Berücksichtigung der Zeitfolge vorgenommen. Daher war eine neue Numerierung, wie wir sie angebracht haben, nötig.

1. Laufende Nr.	2. Fundort	3. Abgedruckt in	4. Datum	5. Prosa oder Gedicht
12	Heft 3 [1])	Das Gedicht bei F. M. S. 52. Todesgesänge 1767 S. 298	Philippsburg, 12. Januar 1767	Gd. u. Pr.
13	"	N. A.	o. D.	Pr.
14	"	W. A. VI S. 349	Hanswurstburg, 1. [2]) April	"
15	"	" " 350	Husarenburg, 26. Jänner 1767	"
16	"	" " 351	Mitternacht, den 28. Jänner 1767	"
17	"	" " 352	Faulberg, den 3. Februar 1767	"
18	"	" " 353	Weisheitstadt, den 6. Februar 1767	"
19	G. S. Nr. 5	N. A.	9. Februar 1767	"
20	" Nr. 6		Hamburg, 13. Febr. 1767	"
21	" " 7	N. A.	n. e.	"
22	" " 8		Schönberg, 25. Febr. 1767	"
23	" " 9	N. A.	Ludwigsburg, 2. März 1767	"
24	Heft 4 [3])		o. D.	Gd.
25	"		o. D.	"
26	"	N. A.	Straßburg [4]), 1. März 1767	Pr.
27	"		o. D.	"
28	"	N. A.	7. April 1767	Pr. u. Gd.
	Nach Heft 4 große Lücke!			
29		Sch. B. u. A. S. 38—44 [5])	Geißlingen, 28. Aug. 1767	Pr. mit einigen Versen

[1]) Aufschrift vorn 12., hinten 12tes Buch. Ob zwischen Ende August 1766 und Mitte Januar 1767 8 Hefte liegen konnten, ist doch gewiß zweifelhaft.

[2]) Natürlich ist das Datum des Inhalts wegen gewählt.

6. Anrede	7. Inhalt	8. Schluß und Absender
Ohne Anrede	Erster Teil: Vom Glück der Kinder. Zweiter Teil: Gedicht „eines Kindes": 90. Psalm.	Dein Freund N. N.
Mein lieber Freund und Bruder!	Reisen des Herrn Ochsenhirn. Fabel von einem ungarischen Ochsen.	Ohne Unterschrift
Mein lieber, runder, lustiger Vetter!	„Schreiben eines sanguinischen Knabens".	Martin Hopsasa
Kamerad!	„ „ cholerischen Knabens".	Hans Tollkopf
Mein theuerster, mein liebster Freund	„ „ melancholischen Knabens"	Franz Einsiedler
Hochgeehrtester Herr Vetter,	„ „ phlegmatischen Knabens".	Franz Schlafhaub
Mein Herr!	Betrachtung über die 4 Temperamente. Lob der Mittelstraße.	Jacob Klug
Hochgeehrtester Herr!	Über das Sprichwort: quot capita, tot sensus. Schilderung mehrerer Schüler.	Philipp Gutherz
Mein lieber Sohn!	Ermahnung zur Frömmigkeit (Beispiele: Joseph und Äneas).	Dein getreuer Pfleger
Geliebtester Freund!	Erzählung von Magister Bockshorns Zauberrute.	Freund und Diener N. N.
Mein Herr Bruder!	Über das Äußere einiger Schüler.	Freund und Bruder N. N.
Meine liebe Schwester	Allegorie über die Welt nach Lichtwers Fabel: „Die Gartenlust".	Dein getreuer Bruder N. N.
O. A.	Katze u. Hausherr. Fabel v. Lichtwer.	—
O. A.	Der Beck u. die Maus. Fabel v. Lichtwer.	—
Mein Herr!	Wirkung der Zauberrute des Magister Bockshorn.	Dero Ergebenster Diener
Geliebtester Freund!	Bericht über einen in der Lehre stehenden Bruder des Adressaten.	Freund und Diener
Hochgeehrtester Herr Vetter!	Passionsgedanken, 6 Verse.	Jakob Christli[ch]
Liebster Freund!	Mitteilung über Leben u. Tod des guten Kameraden Frommherz.	Gottlieb Christlich

3) Auf der ersten und letzten Seite steht Nr. 5, bezw. 5tes Buch.
4) Von hier an steht das Datum vorne.
5) Über die S. 1—38 stehenden Diktate s. Nr. 155 ff.

1. Laufende Nr.	2. Fundort	3. Abgedruckt in	4. Datum	5. Prosa oder Gedicht
30		Sch. B. u. A. S. 44	Amsterdam, den 4. Sept.	Pr. u. Gd.
31		″ ″ 56 f.	3. Oktober 1767	Pr.
32		″ ″ 55	6. ″ ″	″
33		″ ″ 58-68	9. ″ ″	″
34		″ ″ 68	3. Nov. 1767	″
35		″ ″ 69	11. ″ ″	″
36		″ ″ 70-73	13. ″ ″	″
37		″ ″ 73 f.	17. ″ ″	″
38		″ ″ 74-77	Ochsenburg, 20. Nov. 1767	″
39		″ ″ 77 f.	o. D.	″
40	Heft [2]) 5 1 [3])	N. A.	vm. Dez. 1767	Gd.
41	″ 2			″
42	″ 3			″
43	″ 4 [5])	N. A.		″
44	″ 5			″
45	″	N. A.		″
46	″	N. A.		″
47 a	″			Pr.
47 b	″		Nachschrift zu 47 a	″

[1]) Spott; denn im Brief: meine Söhne! s. Nr. 50.

[2]) Auf der Überdecke: Briefbuch von Joseph Fischer. 10tes Buch. Neuiahrswünsch.

6. Anrede	7. Inhalt	8. Schluß und Absender
Hochgeehrtester Herr Vetter!	Über den Aufenthalt in der Fremde. Verhaltungsmaßregeln; Mahnung, nicht dumm und nicht frech zu sein. Fabel über das Benehmen vom Hasen, Bären u. Eber.	Friedrich Klugheim
Meine Herren! [1])	Gegen Meister Hobelspahn und Michel Spitznas u. dergl. Leute, die vermeinen, es gehe ohne Schulbildung.	Ohne Unterschrift
Lieber Christian!	Über eine Anwendung des 4. Gebots.	Friedrich Folgherz
Lieber Vetter Michel!	Bericht über eine wundersame Reise.	Gottfried Meerwunder
Lieber Wilhelm!	Kurzer Bericht über Schulvorgänge.	Joseph Spruchbuch
Mein lieber Ferdinand!	Gegen das Lügen. Fabel v. lügnerischen Bock.	Philipp Wahrmund
Liebster Freund!	Gegen das Übertreiben. Eine Münchhausiade und die Erzählung von dem Bauern und seinem Sohn, nach Gellerts Fabel.	Lukas Schreiber
Geliebter Bruder!	Über das Befinden der Familie und über zwei thörichte Jungen.	Friedrich Spizkopf
Hochgeehrtester Herr Präzeptor!	Begleitschreiben bei Übergabe des hoffnungsvollen Sohnes Jerg in die Schule.	Michel Dräscher, Schultes zu Ochsenburg
Mein guter Schultes!	Antwort auf den vorangegangenen Brief.	Ch. Fr. Dan. Schubart, Präceptor
Wertheste Eltern [4]),	So viele Wohlthaten ꝛc.	O. U.
Geliebteste Eltern,	Der Wechsel der Zeiten ꝛc.	"
Geliebte Eltern,	Höret mich ꝛc.	"
Eltern,	Ach — klein und schwach ꝛc.	"
Wertheste Eltern,	O Dankbarkeit, entzünde heut ꝛc.	"
Ihr lieben Kinder	Aus der Höhle ꝛc.	Sankt Claus
Lieber Kamerad	Anbietung eines Neujahrswunsches: Alle frommen Knaben ꝛc.	Hans Reimer
Liebster Freund	Betr. die Undankbarkeit gegen Lehrer. Ein unschuldig Verurteilter rettet sich durch das Bekenntnis, mit seinen Versündigungen an seinem Lehrer, dem er eine Abbitte schreibt, Strafe verdient zu haben.	Joseph Dankbar
(„Hieher schickt sich auch eine Fabel")	Schicksal eines Pudels, der früher sämtliche Hunde eines kleinen Städtleins unterrichtete, später aber von diesen Hunden dem Tode preisgegeben wurde.	

[3]) Auf S. 1 von Schubarts Hand die Überschrift „J. N. J." Neujahrswünsche vor das Jahr 1768.

[4]) Das Komma nach der Anrede von hier an ziemlich regelmäßig.

[5]) Von Schubarts Hand überschrieben mit „Vor ein Kind".

1. Laufende Nr.	2. Fundort	3. Abgedruckt in	4. Datum	5. Prosa oder Gedicht
48	Heft 5	N. A.	o. D.	Gd.
49	„	N. A.	vm. vor Weihnachten 1767	Pr.
50	„	N. A.	Nach den Weihnachtsfeiertagen 1767	Pr. u. Gd.
51	„		8. Jänner (Freit.) 1768	Pr.
52	„	N. A.	11. Jänner 1768	„
53	„		o. D.	Gd.
54	„		o. D.	„
55	„	N. A.	15. Jänner (Freit.)	
56	„		o. D.	Gd.
57	„		8. Jänner (?)	Pr.
58	„	N. A.	22. Jänner (Freit.) 1768	„
59	„	N. A.	o. D.	„
60	„		Nördlingen, 22. Jänner 1768	„
61	„	Der Schluß im N. A.	29. Jänner 1768	„
62	„	N. A.	o. D.	Gd. Schluß Pr.
63	„		Kleiner Anhang	Pr.
64	„	N. A.	Straßburg, 9. Febr. 1768	„
65	„ Ende des Heftes 5	N. A. Sch. B. u. A. S. 78–81 [2])	o. D.	„
66		Sch. B. u. A. S. 81 ff.	23. Febr. (1768) [3]) (Dienstag)	„
67		„ „ 84-89	o. D.	Pr. u. Gd.

[1]) s. Nr. 32. — [2]) Das einzige Diktat, das sowohl in den „Heften" als im Büchlein kommt.

6. Anrede	7. Inhalt	8. Schluß und Absender
Mein liebster Freund und Kamerad,	Mahnung, kein Bärenhäuter zu sein.	Dein treuer Kamerad und Freund
Meine Herren [3]),	Mahnungen an die Schüler für die kommenden Weihnachtsfeiertage.	Euer getreuer Lehrer Christian Friederich Daniel Schubart
Meine Söhne,	Neujahrswünsche des Lehrers.	Wie 49
Hochgeehrtester Herr,	Zeitungsnachrichten: Brand in Florenz, Seuche in Österreich, Sturmwind in England.	Dero ergebenster Diener Joseph Fischer
Lieber Jakel,	Schreiben eines Gassenjodels.	Freund und Bruder Hans Limmel
O. A.	Eine Fabel: Der Hirsch und seine Jungen.	
O. A.	Eine Fabel: Der geizige Rabe.	
Mein Sohn,	Vorschriften über das Briefschreiben, s. Nr. 81 u. 82.	Dein getreuer Taufpath Tobias Schwarzrok, Schreibmeister
O. A.	Eine Fabel: Gegen den Fürwitz.	O. U.
Mein Herr,	„Schreiben eines englischen Schifcapitäns" über eine grauenvolle Seefahrt.	Dero ergebenster Diener Harrison
Lieber Herr Schulmeister,	Sein Bube brauche kein Gelehrter zu werden.	Hans Fikker, Webermeister
Meine Söhne,	Antwort auf 58.	Wie 49
Mein Herr,	Gegen Geiz. Eltern in einem Dorf bei Öttingen bringen aus Geiz ihren Sohn um, ohne es zu wissen.	Dero ergebenster Diener
Hochgeehrtester Herr Vetter,	Bericht über die Reise eines Freundes durch Europa. Reiselust des Absenders	Jacob Postklepper
Liebster Freund,	Schülerleben!	Jacob Lustig
O. A.	„Eine Fabel": Jung gewohnt, alt gethan.	O. U.
Liebster Vetter Jakob,	Bericht aus Straßburg. Mittel wider die Lästerzungen der Frauen.	Jakob Schnapper
Mein lieber alter Freund, (Ferdinand!)	Antwort auf 64. Wanderlust und Klage über Geislingen.	Friederich Witzkopf
Liebster Freund und Bruder!	Zwei Geschichten; japanische Kindesliebe.	Johann Jak. Strauß
Mein werthester Freund!	Neuigkeiten. Über politische Kannegießerei. Gedicht über die Macht des Geldes.	Andreas Fikitifik, Calendermacher in Ganslosen [4])

[3]) Im Büchlein falsch 1767. [4]) Ganslosen, das schwäbische Schilda, jetzt Auendorf, 20 km von Geislingen.

1. Laufende Nr.	2. Fundort	3. Abgedruckt in	4. Datum	5. Prosa oder Gedicht
68	G. S. Nr. 36	Sch. B. u. A. S. 89-91	o. D.	Pr. u. Gd.
69	G. S. Nr. 41 [1])	„ „ 91 f.	18. März 1768	Pr.
70	„ „ 10 [2])		o. D. Doch wohl schon vom Herbst 1767 [2])	„
71	„ „ 11	N. A.	o. D.	„
72	„ „ 12	N. A.	„	Gd.
73	„ „ 13		„	Pr.
74	„ „ 14		„	„
75	„ „ 15		„	„
76	Heft 6 [3])	N. A.	o. D. (Vm. Mai 1768)	Pr. u. Gd.
77	„	N. A.	10. Juni [4]) 1768	„
78	„		o. D.	„
79	„	F. M. S. 88 (1)	27. Mai 1768 (Freit.)	Pr.
80	„		31. Mai (Dienst.)	Meist Gd.
81	„	F. M. S. 85	o. D. (4., 7., 10. Juni)	
82	„		o. D.	
	Keine Lücke!			
83	Heft 7 [5])	F. M. S. 88 z. Teil	14. Juni 1768 (Dienst).	Pr.

[1]) Die v. Günthertsche Sammlung scheint keine chronologische Reihenfolge einzuhalten.

[2]) G. S. Nr. 10—15 dürften zwischen unsere Nr. 28 und Nr. 76 fallen und wurden deshalb hier eingeschaltet.

6. Anrede	7. Inhalt	8. Schluß und Absender
Mein guter Freund!	Fabel von Äsop: von den 2 zanksüchtigen Hunden.	David Friedlich
Mein lieber frommer Christian!	Passionsgedanken.	Jos. Glücklich
Lieber Hanß!	Herbstfreude: Äpfel essen.	Dein guter Freund N. N.
Lieber Bruder!	Über die Einwohnerzahl Geislingens (1541 Pers.).	Freund und Diener
Liebster Freund!	Über Schule und Welt (Polenkrieg und Paoli), vgl. Nr. 100.	Dein Diener N. N.
Hochgeehrtester Herr!	Kurzes über den Krieg.	ergebenster Diener N. N.
Mein lieber Jakob!	Kurze Bitte um einen Brief.	Dein guter Freund N. N.
Mein Freund!	Fabel von dem faulen Hund Greif und dessen Ende.	Dein Freund Wahrmund
Mein liebes Häns chen,	Das schöne Äußere lügt oft. Fabel vom wurmstichigen Apfel.	Dein aufrichtiger Wahrsager Joseph Ehrlich
Meine (lieben) Söhne,	Gegen das „Vögel verblutten".	Euer getreuer Lehrer
Mein lieber Jakob,	Man braucht sich nie des Lernens zu schämen. Jörge entschließt sich, noch im Alter etwas zu lernen. Auf dem Weg zur Schule findet er ein Geldsäckchen und darf es behalten, weil der Verlierende ihm nicht glauben will, daß er in die Schule gehe!	Dein getreuer Freund
Hochgeehrtester Herr und Freund,	Neuigkeiten.	Dero ergebenster Diener Joseph Fischer
Lieber Martin,	Fabel von der Katze und der jungen Maus.	Dein guter Jakob
Mein Sohn,	Anleitung zum Briefschreiben, s. 55. Erster Brief. Allgemeine Regeln.	Dein aufrichtiger Lehrer Ch. F. D. Schubart
"	Zweiter Brief. Von der Titulatur.	Dein getreuer Lehrer Ch. F. D. Schubart
Hochgeehrtester Herr,	Neuigkeiten.	Jakob Friedlieb

[3]) Aufschrift des Heftes: „Briefbuch von Joseph Fischer. 8."
[4]) Den nächstfolgenden Diktaten nach ist dieses aus dem Mai 1768.
[5]) Aufschrift: „Brief-Buch von Joseph Fischer. 1768. 4."

1. Laufende Nr.	2. Fundort	3. Abgedruckt in	4. Datum	5. Prosa oder Gedicht
84	Heft 7	F. M. S. 54	28. Juni 1768 (Dienst.)	Pr.
85	"	ebenda	" " Abends um 6 Uhr	"
86	"		Geislingen den [1]) 1. Juli 1768 (Freit.)	"
87	"	N. A	5. Juli 68 [2]) (Dienst.)	"
88	"	N. A.	8. Juli 1768 (Freit.)	"
89	"	F. M. S. 84 N A.	12. " " (Dienst.	"
90	"	N. A.	22. " " (Freit.)	"
91	"	F. M. S. 53	24. " "	Pr., 1 Vers
92	" Ende des Hefts 7	N. A.	29. " " (Freit.)	Gd. u. Pr.
93 [3])	G. S. Nr. 16	F. M. S. 53 N. A.	5. August 1768 (Freit.)	Gd.
	In die Lücke vom August bis Oktober 1768 gehört wahrscheinlich Nr. 94 f.			
94	G. S. Nr. 17		D. n. e.	Gd.
95	G. S. Nr. 18		D. n. e.	Pr.
96 [4])		F. M. S. 86 (2)	22. Okt. 1768	"
97		F. M. S. 86 (1) N. A.	25. Okt. 1768 (Dienst.)	"
98		F. M. S. 87 (1)	Vm. Oktober	"
99		" " 87 (2)	" "	Pr. u. Gd.
100 [6])		" " 88 (2)	25. (?) Nov. 1768	Pr.

[1]) Das Datum von Schubarts Hand.

[2]) Von Schubarts Hand steht oben herüber: Dictirt den 5ten Juli 68.

[3]) Nr. 82 schließt sich eng an das letzte Diktat des 7. Heftes an. Also aus einem verschwundenen Heft 7 [a].

[4]) Nr. 83—86 aus einem verschwundenen Heft 7 [b], an das sich 8 anschließt.

6. Anrede	7. Inhalt	8. Schluß und Absender
Liebster Kamerad,	Bitte um einen Rat betreffs des Berufs.	Hans Tagdieb
Hochgehrtester Herr Bruder Tagdieb,	Antwort.	Christian Weißlich
Liebster Freund,	Wert der Klugheit. Anekdote von einem klugen Streich des venezianischen Gesandten „Gabriel" in einer Moschee.	Friederich Griz
O. A.	Eine wahrhaftige Fabel: Vom wunderbaren Thier Plimp-plamp.	O. U.
Mein werther Freund,	Wirkung der Hundstage auf einige Schüler.	Joachim Critikus
Geliebte Schüler,	Aufforderung zum Dank gegen Gott.	Euer getreuer Lehrer Christian Friederich Daniel Schubart
Lieber Meister Jakob,	Auslassungen über eine Stelle in 89. Klage über schlechte Zeiten.	Hanß Dürftig
Mein lustiger Freund,	Einladung auf die Kirchweih.	Hans Juhe
Mein lieber Vetter Lustig,	Antwort auf 91, Warnung vor Ausgelassenheit.	Michael Ernsthafft
Mein lieber Freund,	Nach der Kirchweih! Man muß eben wieder arbeiten.	Dein treuer Friz
Mein werthester Freund!	Fabel vom Kater, der troz vieler Konkurrenz noch sein Mäuschen fing, und Ermahnung, ein Handwerk zu wählen.	Dein Freund N. N.
Mein Sohn!	Belobung, daß Adressat mit Martin Belial gebrochen habe.	Dein aufrichtiger Vetter
O einfältiger Hans Puff,	Burleske Prahlerei mit der Gleichgiltigkeit gegen die Schule [5]).	Hans Jakel Krautskopf
Hochgeehrtester Herr,	Merkwürdiger Fund auf dem Geiselstein.	Doktor Niclas Quacksalber
n. e.	(Bruchstück: 2 Briefe.) Trabusch's (Schubart's) Wundertier (= schmutzigster Schüler).	n. e.
n. e.	„ Abnahme der Sittlichkeit in Geislingen.	David Biedermann
n. e.	Neuigkeiten über Polen und Paoli s. Nr. 72.	n. e.

[5]) Antwort auf ein nicht erhaltenes Schreiben ähnlicher Art aus Ganslosen s. Nr. 67.

[6]) Das Datum 25. Nov. 1768 scheint auf falschem Zitat zu beruhen. Das Heft aus dieser Zeit Nr. 7 ist ja noch vorhanden.

1. Laufende Nr.	2. Fundort	3. Abgedruckt in	4. Datum	5. Prosa oder Gedicht
101	Heft 8 [1])	W. A. VI, 357.	10. Nov. 1768 (Wahrscheinl. von 10–23. diktiert)	Pr.
102	"	F. M. S. 88 (2) N. A.	25. Nov. 1768	Gd. u. Pr.
103	"	F. M. S. 87 (2) (im Auszug). N. A.	29. " " (weil am 30. Nov. Feiertag)	Pr.
104	"	F. M S. 87 (2) N. A.	Altenstatt 6. Dez. 1768	"
105	"	N. A.	5. Dez. 1768	"
	Keine Lücke; unmittelbare Fortsetzung:			
106	Heft 9 [3])	N. A.	o. D.	Gd.
107	"	N. A.	"	"
108	"	N A.	"	"
109	"		o. D.	Gd.
110	"		"	Pr.
111	"	N. A.	"	Gd.
112	"	F. M. S. 84 N. A.	5. Jenner 1769 (statt 6., wo Festtag)	Pr. u. Gd.
113	"	N. A.	10. Jan. 1769 (Dienst.)	Pr.
114	"	N. A.	13. Jan. 1769 (Fr.)	Pr. mit 1 Vers.
115	"	N. A.	17. Jen. 1769 (D.)	Gd. u. Pr.
116	"		18. Jenner 1769	Gd.
117	"	N. A.	20. Jan. 1769 (Fr.)	Pr.
118	"	N. A.	24. Jan. 1769 (D.)	"

[1]) Aufschrift: Briefbuch von Joseph Fischer 6.

[2]) Hier zum ersten Mal bloß der Geschlechtsname.

[3]) Aufschrift: Briefbuch von Joseph Fischer 9tes Buch (dies sehr auffallend, weil sich doch der Inhalt unmittelbar an den des 6ten (= unsers 8ten) anschließt. Also

6. Anrede	7. Inhalt	8. Schluß und Absender
Mein Herr,	Die Geschichte von den zwei ungleichen Brüdern.	Jakob Federfuchs
Meine Söhne,	Über „das" Weihnachtsgesang.	Euer getreuer Lehrer Schubart ²)
Wohlehrwürdiger und Hochgelehrter, insonder Hochgeehrtester Herr Gevattert	Anfrage, und Bitte um Unterstützung.	Meister Urian
Mein lieber Gevattersmann,	Antwort und Strafpredigt.	Magister Offenherz
Mein lieber Freund,	Neuigkeit von einem Erdbeben in Neapolis.	
Geliebte Eltern,	Geliebte Eltern, soll ich nicht ꝛc. Neujahrswunsch.	
Eltern,	Eltern, heut ꝛc. Neujahrswunsch vor kleine Knaben.	
O Vater,	O Vater, die Leute ꝛc. Neujahrswunsch vor Kinder.	
Ihr Eltern,	Eure Gütigkeit ꝛc. Neuer Jahrwunsch vor Erwachsene.	
Geliebte Eltern,	Heute am ersten Tage eines neuen Jahrs ꝛc.	
Hochwertheste Eltern,	Hochwertheste Eltern, die Freuden ꝛc.	
Geliebter Freund,	Verschiedene Arten von Glückwunsch.	Hans Schwezdeutsch
Bester Freund,	Über einige Konfirmanden.	Jakob Hurtig
Lieber Bruder,	Über die Qual des Schulsitzens.	Jakob Quecksilber
Mein Freund,	Gedicht über eine Schweinsjagd. Traum: Die Schule eine Herde wilder Säue.	Israel Tipptapp.
Mein Brüderchen,	Ein Esel bleibt ein Esel.	Friz.
Hochgeehrtester Herr Vetter,	Über die Vertretung des Handwerks in Geislingen u. die Schwierigkeit einer Berufswahl.	Jakob Faulholz
Lieber Freund,	Aus der Hundsstadt Wuwu: Einschreiten des Hundemeisters Dummdumm gegen die Neuerungen des Pudels, welcher die Hunde etwas lehren wollte.	Äsopus

ist die Numerierung später willkürlich erfolgt). Ferner steht auf der Außenseite: „Es stehen auch Neujahrswünsch darinnen", und als Motto: „Und träufst vom glühenden Gesicht der Arbeit saurer Schweiß, So gieb, o Vater, du Gedeihn Und Segen ihrem Fleiß."

1. Laufende Nr.	2. Fundort	3. Abgedruckt in	4. Datum	5. Prosa oder Gedicht
119	Heft 9	N. A.	27. Jenner 1769 (Fr.)	Gd.
120	"	F. M. S. 85 (2) zum Teil.	3. Febr. 1769 (Fr.)	Pr.
121	Heft 9 G. S. Nr. 19		7. Febr. 1769 (D.)	Pr.
122[1])	Heft 9			
123	"			
124	"			
125	"			
126	Heft 9 G. S. Nr. 23[2])			
127	Heft 9 G. S. Nr. 21			
128	Heft 9 G. S. Nr. 25	N. A.	17. Febr. 1769 (Fr.)	Pr.

Ende des Heftes 9. Für die folgenden Diktate ist keine Datierung mehr möglich.

[G. S. Nr. 1—4 s. 4—7. G. S. Nr. 5—9 s. 19—23. G. S. Nr. 10—15 Nr. 23: 126. Nr. 25: 128.

129	G. S. Nr. 20[2])		D. n. e.	Pr.
130	" " 22[3])	N. A.	"	"
131	" " 24[3])	N. A.	"	"
132	" " 26		"	"
133	" " 27		"	"
134	" " 28		"	"
135	" " 29		"	"
136	" " 30	N. A.	"	"
137	" " 32		"	"
138	" " 33		"	"
139	" " 34		"	"

[1]) 122—127 wurden während der zehntägigen Abwesenheit Schubarts wohl vom Kantor diktiert. — [2]) Die auffallende Reihenfolge der Diktate in G. S. von 20 bis 25 rührt wohl vom Abschreiber her.

6. Anrede	7. Inhalt	8. Schluß und Absender
Liebes Brüderlein,	Warnung vor allzuvielem Lernen.	Schlingel
Meine Söhne,	Ermahnungen.	Euer getreuer Lehrer Schubart
Mein lieber Bruder,	Mitteilung eines Beichtbriefes.	Gottlieb Seelig
	Der Tanzbär. Fabel von Gellert.	
	Der Greis. Fabel von Gellert.	
	Der Selbstmord. Fabel von Gellert.	
	Der Bettler. Fabel von Gellert.	
	Das Pferd und die Bremse. Fabel von Gellert.	
	Der Zeisig. Fabel von Gellert.	
Meine Söhne,	Belobung der Schüler wegen guter Führung in des Lehrers vorangegangener Abwesenheit. Gegen kleine Heuchler.	Euer getreuer Lehrer S.

s. 70–75. G. S. Nr. 16–18 s. 93–95. Nr. 19 s. 121. Nr. 21: 127. Nr. 36: 68. Nr. 41: 69.]

Mein lieber Freund!	Über den Kameraden Schuft.	Gustav Gassenfeind
Hochgeehrtester Herr Vetter!	Entschluß, Handwerksmann zu werden.	ergebenster Diener N. N.
Mein Freund!	Über das Lateinlernen.	Dein Freund N. N.
Mein werthester Freund!	Keine Neuigkeiten!	ergebenster Diener
Werthester Freund!	Versicherung des Wohlverhaltens, während so viele andere Schüler so wenig in die Schule kommen.	Diener und Freund N. N.
Hochgeehrtester Herr!	Seltsame Bewerbung um eine Handelslehrlingsstelle.	Isak Krummfuß
Mein liebes Hänßchen!	Über die Muttersöhnchen und ihr schlimmes Ende.	aufrichtiger Freund N. N.
Mein Freund!	Art läßt nicht von Art. Beweis: verschiedene Schüler.	Ihr wahrer Freund und Diener N. N.
Mein Sohn!	Ermahnung zur Besserung; denn Jung gewohnt, alt gethan!	Dein getreuer Schulmeister N. N.
Lieber Vetter!	Ermahnung zum Christentum.	Dein getreuer Vetter
Geliebter Freund!	Kurze Entschuldigung und Einladung.	wahrer Freund N. N.

[3]) Wahrscheinlich nach dem Diktat vom 17. Februar 1769 zu setzen, wenngleich in der v. Günthertschen Sammlung vor der Nr. 25 (= 128) stehend.

1. Laufende Nr.	2. Fundort	3. Abgedruckt in	4. Datum	5. Prosa oder Gedicht
140	G. S. Nr. 35		D. u. e.	Pr.
141	„ „ 37a)			„
142	„ „ 37b)			„
143	„ „ 38			Gd.
144	„ „ 39			„
145	„ „ 40			Pr.
	[41	s. Nr. 69, 18. März 1768]		
146	„ „ 42			„
147	„ „ 43	Sch. B. u. A. S. 22	[4. März 1784]	„
148	„ „ 44	Sch. B. und A. S. 101		Gd.
149	„ „ 45	Sch. B. u. A. S. 28	[5. August 1784]	Pr.
150	„ „ 46	„ „ 25	[21. Juli 1784]	„
151	„ „ 47	„ „ 26	[3. Juli 1784]	„
152	„ „ 48	N. A.		Gd.
153	„ „ 49	N. A.		„
154	„ „ 50			Pr.
155		Sch. B. u. A. S. 1	[17. Januar 1782]	„
156		„ „ 2	[18. Januar 1782]	„
157		„ „ 3	[26. Januar 1782]	„
158¹)		„ „ 3	[30. Januar 1782]	Pr. u. Gd.
159		„ „ 4	12. Januar —	Pr.
160¹)		„ „ 5	[6. Januar 1782]	„
161¹)		„ „ 5	14. Januar —	Pr. u. Gd.
162¹)		„ „ 6	6. Februar —	Pr.
163¹)		„ „	27. Februar —	„
164¹)		„ „ 7	6. März —	„

¹) Schwerlich von Schubart, jedenfalls nicht in dieser Form.

6. Anrede	7. Inhalt	8. Schluß und Absender
Mein lieber Bruder!	Über Hans Ochsenfuß.	wahrer Freund N. N.
Mein lieber Michel!	Schreiben eines Knaben in der Stadt an einen Knaben auf dem Lande.	Dein aufrichtiger N. N.
Mein werthester Stadtfreund!	Antwort des Knaben vom Lande an den Knaben in der Stadt.	Michel Landmann
Liebster Freund!	Man soll den Eltern folgen. Fabel vom Häschen.	Freund und Bruder
Lieber Freund!	Fabel vom Finkennest, über den Mittelstand.	wahrer Freund und Bruder N. N.
Mein Sohn!	Tröstung wegen eines Unnamens. Erzählung vom Rothschwanz.	Guter Freund und Bruder
Mein liebes Kind!	Ein Histörchen von Kindesliebe.	Getreuer Vetter N. N.
Lieber Christian!	Warnung vor Übereifer.	Getreuer Taufpathe N. N.
Herr Bruder,	Schilderung aus der Schule. Lichtwers Fabel vom Riesen und Zwerglein.	Vetter N. N.
Mein lieber Ludwig!	Fabel von 2 Füchsen. Der Hehler ist ärger als der Stehler.	[Matthias Ehrlich]
Lieber Vetter!	Über die Langeweile in der Schule.	Franz Tagdieb
Mein Freund!	Über ein Gewitter.	N. N. [E. A.]
Liebe Söhne!	Ermahnung zur Benützung der Jugendzeit.	N. N.
Mein lieber Bruder Schief!	Selbstgeständnis der Dummheit.	Nikel Dumm
Lieber Kamerad!	Begleitschreiben zu einem Buch.	Hans Punktum
Mein Freund!	Überfall im Wald.	aufrichtiger Freund N. N.
" "	Antwort.	aufrichtiger Freund
Lieber Bruder!	Bitte um einen Brief.	Getreuer Bruder N. N.
Meine liebe Base!	Fabel von der Gans und dem Staren.	Getreuer Vetter N. N.
Lieber Bruder!	Kurzer Neujahrswunsch.	Getreuer Bruder
Liebe Jungfer Base!	Fabel von Pfau und Henne.	Freundin N. N.
Meine liebe Base!	Keine Blume ist so rein als ein tugendhaftes Mädchen.	Vetter David Ehrlich
Liebe Jungfer Base!	Der Wert des Schreibenkönnens.	Base N. N.
Liebste Tochter!	Ermahnung.	Juditha Redlich
Meine liebe Jungfer Base!	Passionszeit.	treuer Lehrer N. N.

1. Laufende Nr.	2. Fundort	3. Abgedruckt in	4. Datum	5. Prosa oder Gedicht
165		Sch. B. u. A.S. 8	[7. März 1782]	Pr.
166[1])		„ „ 9	26. April —	„
167[1])		„ „ 10	26. April —	„
168		„ „ 11	3. Mai —	„
169		„ „ 11	9. Mai —	„
170		„ „ 12	23. Mai —	„
171		„ „ 13	30. Mai —	Gd.
172[2])		„ „ 15	17. Juli —	Pr.
173		„ „ 15	4. Juli —	Gd. u. Pr.
174		„ „ 16	7. August —	Pr.
175		„ „ 17	6. Juni —	Pr. u. Gd.
176		„ „ 19	Heilbronn 26. Febr. —	Pr.
177[4])		„ „ 23	17. Juli —	Pr. u. Gd.
178[5])		„ „ 29	[14. August 1784]	Pr.
179		„ „ 34	21. August „	„
180[6])		„ „ 49	11. Sept. „	„
181		„ „ 51	15. Sept. „	„
182		„ „ 52	1. Oktober „	Pr. u. Gd.
183[7])		„ „ 94	o. D.	Pr.
184		„ „ 98	o. D.	Gd.
185[3])		„ „ 99	o. D.	„

[1]) Schwerlich von Schubart, jedenfalls nicht in dieser Form.
[2]) Nicht von Schubart.
[3]) Hiob vgl. Schubarts Absicht, die Schulbriefe als Briefe Hiobs II. herauszugeben.
[4]) Das im Büchlein zwischen 176 und 177 stehende Diktat s. Nr. 147.
[5]) Die 3 im Büchlein zwischen 177 und 178 stehenden Diktate s. Nr. 149—151.
[6]) Die 2 im Büchlein zwischen 179 und 180 stehenden Diktate s. Nr. 29 und 30.

6. Anrede	7. Inhalt	8. Schluß und Absender
Lieber Kamerad!	Passionszeit. Heinrich Klug und Jakob Toll.	Freund N. N.
Liebe Frau Base!	Jungfer Sophia, ein Traum.	Dienerin N. N.
Meine Schwester!	Sämereibestellung.	getreue Schwester N.N.
Mein Frrund!	Frühling und Jugend.	Freund N. N.
Geliebtester Freund!	Unlust zum Schreiben.	wahrer Freund N. N.
Geliebter Freund!	Herrlicher Mai. Schafwasch.	zärtlicher Freund
Liebster Freund!	Der Mai.	Vetter
Liebste Schwester!	Feld- und Gartengeschäfte.	Schwester
Meine Freundin!	Fabel vom Adler und der Gans.	Freundin
Liebster Freund!	Die Kirchweih ist vorbei.	Freund
Mein Lieber Vetter!	Kirschenfreude.	Daniel Schlozer
Hochedelgeborener, Hochgeehrter Herr Professor!	Schilderung mehrerer Schüler.	Hiob [3]) Stichler, Schulmeister
Mein lieber Gottlieb!	Die Kirchweih naht. Schilderung.	Joach. Pfingstlimmel
Mein lieber Sohn!	Was will man werden?	getreuer Onkel
Mein lieber Bauernjerg!	Burleske Vorschrift über das Benehmen eines Lehrlings. (Wohl das derbste aller Diktate!)	Hans Dreckkittel
Lieber Bruder!	Über Träume und Gespenster.	Hans Stocknarr
Mein Lieber Freund!	Jung gewohnt, alt gethan.	Hans Schreiber
Einfältiger Herr Vetter!	Antwort auf Nr. 180.	Alex. Herzhaft
O. A.	„Ein Gespräch". Personen: Husarenkopf, Hans Dampf, Tugendfreund, Tappfuß und der Präzeptor.	
O. A.	Fabel von Lichtwer: Eine kühne Wespe stach.	
O. A.	Ein Herbstlied: Hurtig, muntre Brüder.	

[7]) Die vor 183 stehenden Diktate s. Nr. 31—39 und 65—69. Das unmittelbar vor 183 stehende Diktat vom 20. Juli 1790 ist weggelassen, weil sicher nicht von Schubart.

[8]) Das nach 185 folgende Gedicht, die letzte Nummer des Büchleins s. Nr. 148.

Von nachstehenden, noch nirgends abgedruckten Liedern sind die mit einem Stern bezeichneten hinten von uns mitgeteilt.

Erstes Liederheft [1]).				Anfang.
Lied 1	Heft 10	30[2])	Auf den Feiertag Joh. d. T.	(Jugend, fange doch bei Zeiten)
„ 2		31[2])	„ „ 2. S. n. Trinit. (Ein 2. Lied auf diesen S. s. 23)	Hört den Ruf und kommt, ihr Kinder.
„ 3		32	Auf d. Feiertag Petri u. Paul	Heut werde meine Seele.
„ 4		33	„ „ 3. Sonntag n. Trinit.	O ihr verstokte Herzen.
„ 5		34	„ „ 4. „ „ „	Seele, willst du selig werden.
„ 6 *		35	„ „ 5. „ „ „	Seele, was verzweifelst du.
„ 7 *		36	Auf den Feiertag Jakobi	Welche Muter bethet nicht.
„ 8		37	Auf d. 6. Sonntag n. Trinit.	Verlasse mich.
„ 9 *		38	„ „ 7. „ „ „	Kommt, ihr Armen in der Noth.
„ 10		39	„ „ 8. „ „ „	O Seele, willst du weise sein.
„ 11 *		40	„ „ 9. „ „ „	Welche schreckenvolle Stimme.
„ 12		41[3])	„ „ 10. „ „ „	Wen seh ich dort auf deines Ölbergs Höhen.
„ 13		42	Auf d. Feiertag Bartholomäi	Jedermann strebt in der Zeit.
Zweites Liederheft [4]).			Davor eine Lücke von 43—49.	
Lied 14	Heft 11	(50)	Lied auf d. 15. S. n. Trinit. (Vers 5.	Wollt ihr mit zertheiltem Herzen.)
„ 15 *		51	Lied auf den Michäelistag	Schöpfer aller Dinge.
„ 16 *		52	Lied auf d. 16. S. n. Trinit.	O Eitelkeit.
„ 17		53	„ „ „ 17. „ „ „	Weg Hoheit, Stand und Größe.
„ 18		54	„ „ „ 18. „ „ „	O guter Gott, erhöre mich.
„ 19 *		55	„ „ „ 19. „ „ „	Großer Gott, ein Sünder steht.
„ 20		56	Lied auf d. Feiertag Sim. u. J.	Komm, fromme Seel, und höre dort.
„ 21 *		57	Lied auf d. 20. S. n. Trinit.	Mein Richter, ach was fang ich an?
„ 22		58	„ „ „ 21. „ „ „	Lehre mich, du Freund der Seelen.
„ 23	bes. Blatt		„ „ „ 2. „ „ „	Ihr Sünder, warum eilt ihr nicht.

Weitere Gedichte über Sonntagsevangelien sind folgende Stücke der Todesgesänge: Nr. 75 (13. Sonntag), 76 (14.), 25. (15.), 26. (16.), 27 (18.), 78 (23.), 28 (24.), 29 (25.), 70 (26.). — Zwei Gedichte auf denselben Text sind somit vorhanden vom 2., 15., 16. und 18. Sonntag nach Trinitatis.

---

[1]) Vorderste Seite: Das 5. Buch. Joseph Fischer. Hinterste Seite: Lieder von Schubart.

[2]) Diese beiden Lieder mit Umarbeitungen von Schubarts Hand. Das ist wohl auch der Grund, weswegen Blatt 1 herausgeschnitten wurde. Vom ersten Lied nur die 2 ½ letzten Strophen erhalten; V. 1 und 2, und 5 und 6 s. Morgenblatt 1859 S. 50 f.

[3]) s. Morgenblatt 1859 S. 51. Reclam S. 270 (teilweise).

[4]) Diesem Heft fehlt der Umschlag, sowie das erste Blatt mit Strophe 1—4 des ersten Liedes, ebenso das letzte Blatt mit dem Schluß des letzten Liedes, das nur bis zur ersten Hälfte der 9. Strophe erhalten ist.

Auswahl aus den Schuldiktaten.[1])

1.

Lieber Bruder!

Meine Treue
und die Liebe gegen dich
wird mit jedem Tage neue
und bleibt unveränderlich.
Drum so laß dich bey mir sehen,
dann der Frühling zeigt sich schon,
und es trillert in den Höhen
schon der Vögel süser Thon.
Alles lachet alles blühet
lieblich glänzet die Natur,
und die Morgensonne sihet
heller auf die grüne Flur.

Drum so laß dich nächstens sprechen,
mache Dich bald auf die Bahn
wo an klaren Silberbächen
sich ein Knabe tumlen kan.
O wie wollen wir uns freuen,
wan wir bede voller Lust
Blumen auf die Wege streuen
oder steken an die Brust.
Unsere Bälle sollen fliegen
durch die klare Frühlingslufft,
wan ein freudiges Vergnügen
aus dem Mund der Knaben rufft.

Nun ich warte auf dein Schreiben
bis der frohe Tag erscheint
dan so will ich ewig bleiben

Dein dir ganz ergebener Freund
N. N.
(J. F.)

3.

Geißlingen d. 23. May [1766].

Hochedler Hochgeehrtester Herr!

Ich kan nicht umhin Ihnen einige Nachrichten zu ertheilen, von denienigen kleinen Begebenheiten, welche sich alhier zutragen. Vor acht Tagen ist ein hiesiger Bürger plözlich an dem Tische umgefallen und Todes verblichen, der sonst in seinem Leben wenig über Krankheiten geklagt hat.

Bey uns blühen die Bäume und Wälder so schön, daß es scheinet der künfftige Sommer und Herbst werde unsern Hoffnungen von der Fruchtbarkeit antworten. Jederman ist demnach sehr begierig auf die

[1]) Diese seither noch nicht veröffentlichten Diktate teilen wir ganz in der Schreibung der allerdings unter sich verschiedenen Originale (S. 345 und 346, 1 u. 2) trotz der Inkonsequenz und Fehlerhaftigkeit derselben mit.

Zukunfft und zwar mit recht, dann es ist einem ieden Bürger daran gelegen, bereichert zu werden, absonderlich wann er des Geldes bedürfftig ist.

Überhaupt haben wir iezo sehr schön Wetter, welches man auch in unserer Schule merket, dann die Bänke sind immer gewaltig leer, ia einige sind so faul, daß sie Lesen und Schreiben wider vergessen, oder wann sie aus der Schul kommen, alsobald auf die Gassen hinunter rennen und mit den kleinsten Büblein kindische Spiele treiben, welches ihnen aber zur Schande gereicht. Übrigens bereitet man sich hier auf eine grose Feierlichkeit, dan die Burgerschafft hat sich entschlossen, auf den künfftigen Montag auf zu ziehen und unter Trummeln und Pfeifen ihre Kriegsübung zu machen. Ich nehme mir die Freiheit, Sie zu mir einzuladen, wan Sie sich eine Gelegenheit wünschen den feirlichen Aufzug mit anzusehen. Ich lebe demnach in der Hoffnung widerum einmahl mündlich mit Ihnen zu sprechen. Ich verharre mit aller Hochachtung

Euer Hochedel gehorsamster Diener

N. N.

5.

Mein lieber Schüler,

Du fragst mich, ob ein Schüler manchmahl mit gutem Gewissen eine Schule versäumen könne? wann ich hoffen darf, daß diese Frage aus einem guten Gewissen hergeflossen sey, so will ich dir mit Vergnügen darauf eine Antwort ertheilen. Man versäumt die Schule gemeiniglich aus fünferley Absichten. Erstlich aus Krankheit, zweitens aus Armuth, drittens wegen der Geschäffte, 4tens aus Leichtsinn und 5tens aus offenbahrer Boßheit. Die erste Ursache ist die sterkste, dann Krankheit entschuldiget allenthalben, wann es nur keine verstellte Krankheit ist oder eine solche, die sich der Schüler durch sein liederliches Leben selbsten zugezogen hat. Bey der andern Ursache muß man schon behutsamer verfahren. Freilich brauchen arme Eltern die keinen Gesellen und keine Dinstboten vermögen, ihre Kinder manchmahl zum Handwerk, zum Holztragen und zu andern, häußlichen Verrichtungen. Aber muß man deßwegen die Kinder fast gar von allen Schulen ab(ge)halten? ie ärmer man ist, iemehr solte mann eigentlich lernen. Der Reiche kommt durch sein Geld fort, aber durch was sollen dann die Armen fortkommen? Ist es nicht ein Jammer wann man

einen armen Knaben sieht, der weder lesen noch schreiben und kaum das Vaterunser recht beten kan und dem der Hunger und die Dumheit zugleich aus denen Augen heraus sieht? Verachtet von iedermann, verschmät und verworfen muß er sein Brod vor der Thür suchen, und wann ihn Krankheit und Alter drükt noch froh seyn wan er als ein Scheusal mit Bettelfuhren im Lande herumgefahren wird und wie ein armer Sünder sein Leben auf einem Karren endigen kan. O meine liebe Kinder Gott bewahre euch vor Armuth, aber noch weit mehr vor Dummheit. Ein anders mahl will ich dir auch auf die andern Stüke antworten, vor dißmahl Lebe wohl und sey versichert, daß ich allezeit seyn werde

Dein getreuer Lehrer

N. N.

6.

Mein Herr!

Sie haben recht, das Sprüchwort ist auch noch heutiges Tages wahr: Was eine Nessel werden will, das brennt bei zeiten. Wer in seiner Jugend schon ein Bößwicht gewesen ist, der wird in seinem Alter selten ein Apostel. Ich habe einen Dieb hängen sehen, der noch auf der Leiter bekannte, daß er seinen Cameraden in der Schul Bücher, Feder, Brod, Obst und andere Sachen aus der Taschen herausgestohlen habe. Wann ein Bub furchtsammer als ein Haaß ist, so taugt er einmahl gewiß nicht in den Krieg. Wer gleich wie ein getrettener Hund schreien kan, wann er in der Schule nur eine Tazze bekommt, der taugt gewiß einmahl eher zu einem alten Spitalweib, als in die Welt. Wer in der Schule schon seine Mitschüler bescheißt, der wird gewiß auch im Alter ein Betrüger. Heinrich Wildfang war der gottloseste Bub in seiner Jugend. Er fluchte wie ein Landsknecht, warf nach allen Leuten mit Steinen und lernte so wenig als ein Krautskopff. Mann that ihn zum Handwerk, aber er lernte auch hier nichts. Mann peitschte ihn ärger als einen Esel, aber er war dem ungeachtet so faul wie ein Esel und boßhafftig wie ein Drach. Und kurz der gute Wildfang wurde ein Soldat und in der ersten Schlacht wurden ihm beide Beine hinweg geschossen. Und iezo lebt er noch im Spitale als ein Krüppel, der die Thorheiten seiner Jugend mit warmen Thränen beklagt. Franz Sausewind verschlekte alles in seiner Jugend und iezo da er ein Mann ist, macht er es nicht besser und bringt durch sein liederliches Haußhalten seine Kinder an Bettelstab. Joseph Mauschel hatte als

ein Knab seine Freud am Merpeln[1]) und Schachern und iezo ist er ein iüdischer Spizbub, der mit falscher Waar und Gewicht seine Mitbrüder bescheißt. Und kurz wer in der Jugend ein iunger Sattan ist, dem kan man auch im Alter seine Teufelei nicht abgewöhnen. Ein andersmal werde ich mehr über diese Materie an Sie schreiben. Vor dißmal Leben Sie wohl. Ich verharre

Nördlingen d. 3ten Juni 1766.

Dero ergebenster Diener
N. N.

7.

Mein lieber Freund!

Du sagst mir wohl, ich soll an dich schreiben, aber du weist nicht was mich daran hindert.

Ich habe hundert Ursachen, warum ich nicht schreiben kan. Vors erste, mag ich nicht und vors zweite — doch die andern neun und neunzig Ursachen kanst du dir iezt leichlich vorstellen. Doch in allem Ernst lieber Freund, heute ist ein so schöner Tag, daß ich wann die Schule vorbey ist und die Leiche hinaufgesungen[2]) worden, einen grosen Lust hab mit ein paar Kameraden in das freie Feld hinaus zu spazieren und einmahl wieder meine Boksprünge zu machen. Wie kan ich nun an einen Brief denken? — Sei billig guter Freund, so bald es wider regnet so will ich dir einen langen langen Brief schreiben. Ich bin aber dennoch

Geislingen den 4. August 1766.

Dein aufrichtiger Freund.

8.

[Die Erzählung vom Vatermörder, die im Diktat ungemein ausführlich gegeben ist, enthält die bekannte Geschichte, wie im Schloß des französischen Edelmanns von Vildak nach der Hochzeit seiner Tochter sein gefangen gehaltener Vater einem Festgast erscheint und sein Unglück und seinen eigenen Vatermord erzählt. — Das Diktat stimmt oft wörtlich überein mit der Darstellung, welche Götzinger, Deutsche Dichter S. 742 aus Gazette littéraire von 1775 zu Langbeins gleichnamiger Ballade mitteilt. — In Schubarts „Romanze": Fluch des Vatermörders, von 1783, ist der Hergang sehr verändert und übertrieben.]

[1]) Mit runden Steinen, Schüssern, Marbeln (von Marmor) spielen.

[2]) unter Gesang den Berg hinauf zum Kirchhof getragen.

10.

Mein Herr!

Es ist mir sehr leid, daß ich Ihnen die Nachricht ertheilen muß, wie sich Ihr Sohn sehr übel auf befindet. Aber noch leider ist es mir, daß ich Ihnen sagen muß wie Ihr Sohn selber Schuld daran ist daß er einen so ungesunden Leib hat. So bald er des Morgens aufsteht, so ißt er gleich seinen Magen voll Obst, ungesunde Birn, und unreife Äpffel. Wann der Mittag kommt, so ißt er niemals etwas warmes, und verderbt dadurch seinen Magen auf das äußerste. Den ganzen Tag ißt er Brod, wie ein Drescher, er klaubt allenthalben alles elende Obst zusammen, stopft sich damit voll, und saufft manchmal wie eine Kuh darauf hinein. Ist es nun ein Wunder, daß sich Ihr Sohn immer über Krankheit beklagt? Unsere alte Deutschen haben weit besser auf die Gesundheit Ihrer Kinder gesehen, als wir; deßwegen waren sie stärker, tapferer, daurhaffter und frischer als wir. Sie waren Leute wie die Riesen, konnten Hizze und Frost ausstehen, und waren mit demienigen zufrieden, was ein iedwedes Land hervorbrachte. Wir aber, als die Nachkommen dieser halben Riesen, sind gegen sie nur Zwerge, wir sehen bleich aus, wie die Todten, tragen wenig Fleisch an uns, haben elende mürbe Knochen und bringen unser Leben nicht halb so weit als unsere Väter. Aber was macht es? Einige, leben in der Jugend wie die Schweine; sie erhizen sich und trinken alsdann wie das Vieh in die Hizze und verderben also bei Zeiten ihre Gesundheit. Einige werden verzärtelt. Man gewöhnt sie von Jugend auf zum Cofee, Thee und Choccolade; sie müßen allerhand Schlekereien hinein essen und damit denn Magen versäuren. Wann ein rauhes Lüfftlein weht, so läßt man gleich das liebe Söhnlein nicht aus dem Hause, damit es sein Näßchen nicht verfriert. Mann läßt ihn nicht viel arbeiten, da doch die Arbeit den Cörper gesund und stark macht. Und so zieht man an dem lieben Sohne einen elenden und siechen Menschen auf, der niemand etwas nuzt, als denn Doctor und Apotheker. Einige werden von ihren armen oder geizigen Eltern schon alzu frühzeitig zu den schwersten Geschäfften angehalten und dadurch wie die iunge Vögel verbluttet. Unter einen von diesen Classen mag auch Ihr Sohn gehören. Sie werden demnach wohl thun, wann Sie diesem Übel abzuhelfen und die Gesundheit Ihres Sohnes herzustellen suchen. Ich verharre mit aller Achtung

Manheim den 20ten Aug. 1766.

Dero ergebenster Diener

N. N.

13.

Mein lieber Freund und Bruder!

Du wunderst dich, daß der iunge Herr Ochsenhirn so einfältig und Dumm aus der Fremde gekommen ist? Aber du wirst dich nicht wundern, wann ich dir folgende Fabel erzählen werde. Ein alter ansehnlicher Ochs in Ungarn hatte sich entschlossen, einen seiner iungen Vetter reisen zu lassen, damit er sich seine Ochsen-Mannieren abgewöhnen möchte. Der iunge Ochs gieng voll Freuden aus den ungrischen Wäldern heraus, durchstreifte alle Wüsteneien in der ganzen Türkei. Er begab sich nach Asien von Wäldern zu Wäldern, er flog gleichsam nach Afrika und sahe daselbst den königlichen Löwen, den grosen und weisen Elephanten, den schnellen Tieger, den flekichten Parder, den tapfferen Leopard, das spizige Stachelschwein, den brummenden Bären, den gefräsigen Wolf, und andere seltene Thiere. Aber auf einer Jagd hatte der iunge Ochs das Unglük gefangen zu werden, allein mann schlachtet den Ochsen nicht sondern mann verkaufte ihn auf das Schiff eines algierischen Seeräubers. An eben dem Tage als der Ochs solte abgeschlachtet werden, scheiterte das Schiff und der iunge passagier hatte das Glük an das Land zu schwimmen. Er durchstreifte hierauf noch viele europäische Wälder und kam mit brüllendem Stolz in seinem Vatterlande an. — Wo sind sie gewesen mein Herr Vetter? fragte ihn der alte Ochs — der iunge Büffel glozte mit seinen Augen wild umher und ein tiefes — Mu! — war seine Antwort. Was haben sie dan gesehen? — Mu! — erzehlen sie doch was neues mein iunger Herr Ochs? — Mu! — Kurz der iunge Büffel blieb ein Büffel, wurde als ein Büffel gefangen und von dem Mezger als ein Büffel geschlachtet. — So verändern wir (oft) auf unsern Reisen nicht den Verstand, sondern nur die Lufft. Mache nun die Anwendung auf den iungen Herrn Ochsenhirn und lebe wohl.

19.

Hochgeehrtester Herr!

Das Sprichwort ist gewiß wahr: quot capita, tot sensus: So viel Köpfe, so viel Sinn, denn das sehe ich insbesondere alle Tage in meiner Schule. So wenig man zwey Knaben finden würde, die im äußerlichen vollkommen einander gleich sehen, eben so wenig würde man zwey Knaben antreffen, die in Absicht auf ihre Gaben und Sitten auf das genaueste gleich wären.

Christian Klugkopf ist zum Exempel ein sehr weises Bürschgen. Er ist in verschiedenen Stücken gescheider als seine Eltern . . . Hingegen ist Ulrich Gänßkopf so tumm, daß mancher Budel ein Magister gegen ihn ist. . . . . . Johannes Tugendfreund ist fromm wie ein Lamm . . . . Elias Schlangenbrut ist just das Gegentheil von ihm . . . Matthäus Höflich ist gar ein dienstfertig freundlichs Bürschgen. Er macht vor jedermann Complimente, sitzt in der Schule gerade und mit entblößtem Haupte da, spricht zu seinem Lehrer, sobald er nur winkt: was befehlen Sie? Duzt seine Eltern nicht, wie ein Gänßbub in Hofstätten[1]) und ist kürzlich ein außerordentlicher höflicher und galanter junger Mensch. Aber Christoph Dreschflögel ist der ärgste Ruch[2]), den man sich vorstellen kan. Wann er in die Schule kommt, so behält er seine Kappe auf, schneuzt sich in die Hand, schleudert den Unrath auf den Boden hin und schreit wie ein Nachtwächter: Gutatag Buba. Sobald er in seiner Bank ist, so thut er alle beide Füße hinauf und weißt dem Lehrer von hinten zu seine zerpfezten Hosen. Wann ihn der Lehrer fragt: Nun, Stofel, bist du schon auf? so rülpst er ihm ins Gesicht und sagt: Ja Lairer[3])! Israel Manhaft ist brav, ordenlich und entschlossen . . . . Sein Gegentheil Justus Urschel ist so feig wie ein Haaß; wann er eine Tazze bekommt, so hüpft und schreit er als wenn er am Messer steckte; . . . . gestern nacht ist er in Ohnmacht gefallen, weil er einen Geißbock vor ein Gespenst angesehen hat. Sehen sie mein Herr, wie verschieden die Gesinnungen junger Leute sind 2c. 2c.

Geißl. den 9. Febr. 1767. Philipp Gutherz.

21.

Geliebtester Freund!

Sie haben mich in Ihrem leztern Schreiben so höflich gebeten, Ihnen die hiesige Neuigkeiten fleißig mitzutheilen, daß es von mir eine grose Unhöflichkeit sein würde, Ihnen nicht zu willfahren. Und jezo habe ich Ihnen eine so artige Nachricht mitzutheilen, die gewiß Ihre Bewunderung erregen wird.

In einer der hiesigen deutschen Schulen ist ein gewisser Lehrmeister mit Namen Magister Bokshornius. Diser ging vor etlichen

---

1) Hof beim Ödenturm.

2) leidenschaftlicher, gieriger Mensch.

3) bäurisch für „Lehrer".

Wochen spazieren und dachte dem Verdruß und den Sorgen nach, welche ihm seine unerzogene Schüler machten. Ach, seufzte er, und rang die Hände, wie lange soll ich doch den Anblick von anderhalb hundert wilden unerzogenen Knaben ertragen! Wie lange soll ich bestialischen Gestank und erstickenden Schulstaub verschlucken! Wie lange soll ich mich noch durch die unverschämte Lästerung dummer und unverständiger Eltern beschimpfen und martern lassen! Wie lange soll ich noch darzu mit einer elenden Bettlersbesoldung, ohne Rang und Ansehen, mein armes, mein elendes, mein kummervolles Leben erbärmlich fortschleppen? Ach Himmel, erhöre doch meine Bitte, und laß mich lieber als einen algierischen Sclaven oder im Spital bei einem Stück verschimmelten Brod und einem Trunk frisches Wasser mein Elend endigen.

Als er unter rührendem Klagen sich in einen Wald vertiefte, so hörte er eine englische Stimme singen:

Geduld, Geduld, Geduld.
vermehr[t] des Himmels Huld.
Drum merke meine Lehren
und suche zu vermehren
des weisen Himmels Huld
durch Weisheit und Geduld.

Der erstaunte Magister ging auf die Stimme zu und sahe von Ferne ein reizendes Frauenzimmer unten an einem verwilderten Felsen stehen. Ein schneeweißes Gewand wallte von ihren marmornen Schultern herab. Ihre Person war groß und einer Göttin ähnlich; sanftes Feuer blitzte aus ihren Augen und ihr schwarzes Haar lag in natürlichen Rollen um ihren Nacken her. Auf ihrer Stirne blühte eine frische Rose und Unschuld und fromme Geduld saß auf ihren Wangen. Endlich eröffnete sie ihre scharlachrothen Lippen und sprach: Komm herzu, gemarterter Sterblicher! Ich habe Deine Klagen gehört und ich würde Dir helfen; wann es allein in meiner Gewalt stünde. Doch um Dir dein Schuljoch zu erleichtern, schenke ich Dir folgende [!] Zauberruthe, welche dir nutzliche Dienste thun kann. Sobald Du einen Knaben kennen möchtest, so schlage ihn mit dieser Ruthe auf den Kopf und alsbald wirst du entdecken, ob er fromm oder gottlos, störrisch oder gehorsam, fleißig oder faul sei. Ich selbst will Dir unsichtbarer Weise zur Seite stehen und dir unter der Last deiner Schularbeiten Kräfte zuwehen. Ja das will ich, das kann ich, denn ich bin die Göttin Geduld. So sagte sie und verschwand. Der Magister stund ganz erstaunt vom

Boden auf, nahm seine Zauberruthe und eilte damit nach Hause. Seit dieser Zeit hatte er solche erstaunliche Proben mit dieser Ruthe gemacht, daß er die Bewunderung von ganz Straßburg, ja von ganz Frankreich auf sich gezogen.

Ich will Ihnen in meinem nächsten Briefe eine Probe von Hr. Magister Bokshornius melden. Indessen 2c. 2c.

[Straßburg.] N. N.

23.

Meine liebe Schwester!

Ich habe mit der innigsten Rührung Deine Krankheit vernommen und unter vielen brüderlichen Thränen Deine christliche Freudigkeit im Sterben ersehen. Es fällt mir soeben eine artige Erzählung bei, die Deine Gelassenheit im Tode noch mehr bestärken kann.

Ein Vater hatte einen Knaben mit Namen Christoph, der noch niemalen aus seiner finstern Stube gekommen war. An dem schönsten Maitag führte ihn einstens sein Vater in einen sehr prächtigen Garten ...... Als der junge Christoph die Pracht dieses Gartens mit Entzücken und Bewunderung sah und empfand, so sprach er flehend zu seinem Vater: Ach, liebster Vater, lassen Sie mich ewig in dieser himmlischen Wohnung bleiben! — Der gütigste Vater gewährte seinem Sohne diese Bitte und ließ ihn allein in diesem Garten zurücke. Der Knabe brachte nunmehro seine Tage auf die angenehmste Weise zu. Bald band er sich einen schönen Strauß, bald strich er an den Gebüschen vorbei und sahe den Vögeln zu ..... bald kletterte er auf eine Anhöhe, übersah die ganze prächtige Gegend und zog den balsamischen Geruch ein; bald setzte er sich auf einen weichen Rasen und genoß sein Mittagessen, welches ihm der Gärtner brachte, und wenn es Abend wurde, so versteckte er sich hinter einen Rosenbusch und hörte dem entzückenden Trillern der himmlischen Nachtigall zu.

Endlich kam der Sommer. Jetzt fühlte er zwar die heißern und brennendern Strahlen der Sonne, er sah mit Mißvergnügen die ..... Blumen verwelken und den ganzen Garten mit der abgefallenen Blüte der Bäume bedeckt; aber doch blieb mein junger Christoph noch so ziemlich munter. Er ging manchmal zur sanft murmelnden Quelle und löschte seinen Durst mit kühlem Wasser. Aber wann sich schwarze Wolken zusammen schoben, wann fürchterliche Blitze daraus hervorstrahlten und schröckliche Donner rollten, ach, so war mein munterer

Christoph ganz verzagt und schrie und seufzte seinem lieben Vater. Doch wann das Wetter vorüber war, so war ihm sein Garten wieder lieb und als im Herbste allerhand Früchte ... wie Gold an den Bäumen hing, so war mein Knabe ganz fröhlich und er ließ immer die kalten Herbstwinde an seiner Nase vorbeistreichen. Aber endlich kam der Winter heran ...... und unser Knabe empfand die ganze Grausamkeit des Frostes und der Kälte. Hände und Füße erstarrten ihm und der ganze prächtige Garten war ihm nunmehr eine völlige Hölle. Tausendmal wünschte er sich, herauszusein, tausendmal rufte er seinem Vater, und der gütige Vater erschien, nahm den lieben Christoph bei der Hand und führte ihn mit sich nach Hause.

Dieser Garten ist die Welt.
Die im Frühling junger Jahre
uns mit ihrer bunten Waare
so ausnehmend wohl gefällt.

Aber wenn wir älter werden,
wann der Reif das Haupt umzieht,
und die Kraft der Jugend flieht,
so verfliegt die Lust der Erden

und wir seufzen nach der Gruft.
Drum so danke Gott mit Freuden,
wann er Dich von diesen Leiden
wiederum nach Hause ruft.

Nun mache die Anwendung selber, liebste Schwester, sei geduldig in Deinem Leiden und warte auf Deines Leibes Erlösung.

Ich bete vor Dich und verharre

Ludwigsburg den 2. März 1767. — Dein getreuer Bruder N. N.

26.

Straßburg d. 1ten Merz 1767.

Mein Herr!

Es ist mir sehr angenehm, daß Ihnen die leztere [1]) Nachricht vom Magister Bokshorn so wohl gefallen hat und ich habe die Ehre Ihnen zu melden, daß sich dieser gute Mann iezo mit seiner Zauberruthe sehr wohl befinde. Er stellt damit erstaunende Proben an, welche ihm zwar Neider und Feinde bringen, aber ihm auch auf der andern Seite viel Verehrer und Freunde erwerben. Von seinen Proben habe ich derzeit nur folgende erfahren können. Friederich Bleikopf ein

[1]) s. Nr. 21. — Zum Datum vgl. S. 351 Nr. 4.

Superintendentensöhnchen sollte ein gelehrter Mann werden, weil sein Vater gelehrt war. Aber mein guter Bleikopf lernte nichts. Wo mag doch das herkommen? dachte der Herr Magister. Er berührte ihn demnach mit seiner Zauberruthe und im Augenblick stand mein junger Herr so fest wie ein Bleistumpen da und statt des Kopfes sahe man ein Büschel Beesenreißich hervorstarren. Nun fragte der Lehrer nicht weiter. Vor einigen Tagen, kam die Frau Schnatterganß und führte ihr liebes Söhnchen in die Schule. O mein Herr Magister, sagte sie, Sie können nicht glauben, was mein Baste vor einen guten Kopf hat! O ein englisches Köpfchen! O einen himmlischen Verstand! Denken Sie nur, der leichtfertige Schelm hat meinen Mägdchen schon etliche dreisig Spiznahmen aufgetrieben. — Neulich hat er seinem Vater (aber st! nur im Vertrauen) dem Einfaltspinsel ein Messer an den Kopff geworfen, weil ihm der Schurk eine Ohrfeige gegeben hatte und ich möchte mich zu Tod weinen, er hatte doch nichts gethan, als ein paar neue Dragonerflüche ausgestosen. Kurz mein lieber Herr Magister, kein solches Bürschchen haben Sie noch nicht in Ihrer Schule gehabt. Das ist ein Köpflein! Komm, Baste, gieb deinem Präzeptor die Hand und — hier können Sie zum Einstand meinethalben ein ein Glaß Wein trinken. — Ich versichere Sie, wann Sie mein Bübchen wohl halten, so soll es mir nicht auf einen Dreibäzner ankommen. — Gut, gut, sagte der Herr Magister und langte nach seiner Zauberruthe. Und plözlich stürzte der kleine Sebastian zur Erden. Seine Gestalt verlängerte sich. Er bekam einen grosen Schlangenschwanz, wand sich als ein kleiner Drach an der Muter empor und wolte eben seinen tödlichen Gifft in ihr Herz speien, als ihn der Lehrer zurükhielt und ihm widerum seine vorige Gestalt gab. Du hast kein Kind, sagte er, der Lehrer, zu der zitterenden Muter, sondern einen Drachen, einen Basilisken an deinen Brüsten gesäugt. Geh hin und schreie Rache über dich, wann er mit seinen gifftigen Bliken seine eigene Muter töden wird. Hans Schweinrüsel war schon längstens der Schandflek in der Schule. Er schien von lauter Koth zusamengesezt zu seyn. Pech und Ungezieefer in den Haaren, Koth auf der Stirne, einen Misthaufen auf der Nase, Koth um seinen Mund, und um seine gelbe stinkende Zähne, Geifer an seinen Lippen, Schmuz an seinem zerrissenen Wamms, Hände wie ein Hafner, der an der Scheibe sizt, grose Kazzen-Klauen, in welchen sich ein schwarzer Unflath gesammelt hat, Bettlers Hosen, aus denen ein schmieriges nnd garstiges Hembd heraussieht, Bücher und Schrifften, aus denen man etliche Pfund Spek und Schmehr heraussieden könnte.

Und kurz ein Kerl, der aus hunderterlei stinkenden Gerüchen zusamengesezt ist, der seinen Präceptor des Jahrs um einen halben Centner Schnupftobak und seine Kameraden fast um ihre Nase bringt, weil sie dieselbige beständig zuhalten müßen. — Weist du, wer du bist? fragte ihn neulich sein Lehrer. Ja, ich heise Hans Schweinrüsel, und — mein Vater hat Bazzen und —. Gleich schlug ihn der Lehrer auf den Kopf, und man hörte nunmehro einen wüsten und iungen Eber sein abscheuliches Ui, ui, in der Schule herumgrunzen.

Vor einigen Tagen wurde einem vornehmen Manne von dem reichen Kaufmans Sohn Michel Lufft die Fenster hinein geworfen. Weil nun zum Unglük der blutarme Jacob Stillherz vorbeigieng, so mußte er dieses gethan haben. Mann zeigte es demnach in der Schule an und dem armen Stillherz würde sein Hinderer gewaltig zerpauket worden seyn, wann der Herr Magister nicht seinen Zauberstab ergriffen hätte. Dann in eben dem Augenblik stand der arme Knab Schneeweiß wie die Unschuld vor seinen Augen. Tugend und Gottesfurcht lächelte aus seinen Mienen und stille Weißheit war auf seiner Stirne gezeichnet. Als der Thäter Michel Lufft dieses himmlische Bild sahe, kroch er auf allen Vieren hinzu, bath den Lehrmeister fußfällig um Vergebung und der fromme Stillherz wurde loßgesprochen. Jochem Spielraz wurde neulich vorgefordert und mit dem Zauberstab berührt. Und im Hui fuhr mein iunger Herr in einander, wurde ein Affe, machte allerhand Hanßwurstmäßige Lufftspringe und spielte mit steinernen Schüßern[1]. Kunz Belial war ein ganz stilles, eingezogenes, blases Bürschchen. Er war vor seinen Eltern und Lehrmeistern so fromm, wie die Tugend selbst. Und doch hörte der Magister Bokshorn allerhand heimtükische und durchteufelte Streiche von ihm. Um die Wahrheit heraus zu bringen, so mußte der iunge Belial den Zauberstab fühlen. Aber wie erschrak mein guter Herr Magister! Statt des stillen schleichenden iungen Herrn fuhr nunmehro eine iunge Furie aus dem Banke hervor. Die Haare starrten wie Sauborsten in die Luft, seine Augen waren Blutroth und glühten, sein Angesicht war lang, seine Nase spizig, sein Othem stinkend, wie Pech und Schwefel und in der Hand hatte er eine Peitsche von 7 Schlangenschwänzen. O Heuchler! O Heuchler! rief der Herr Magister und gab dem schröklichen Belial seine vorige Gestalt wider. Aber ich müßte ein ganzes Buch schreiben, wann ich Ihnen alle Proben des Herrn Magisters Bokshornius erzählen

---

[1]) Runde Steine s. S. 372.

wolte. Es wird einstweilen genug seyn, wann ich Ihnen nur flüchtig melde, daß der faule Jacob Bleifuß in eine Schneke, der furchtsame Jerg Belzkapp in einen Haasen, der falsche Christoph Grazfuß in eine Kazze, der neidische und bissige Joseph Brummer in einen Mezgers=Hund, der flüchtige und leichtsinnige Martin Schmetterling in ein Eichhorn, der dumme Peter Strohwisch in einen Perüken=stok, der geizige und betrügrische Mattes Scharrer in einen Drachen, der garstige und boßhafftige Franz Roßwurm in eine Kröthe, der närrische Hanß Hupfer in einen Laubfrosch, der plauderhafte Wilhelm Biddel in eine Schnatterganß verwandelt worden seyen. Vieleicht habe ich die Ehre, Ihnen mehr dergleichen Verwandlungen zu vermelden. Aber was dächten Sie wohl, wann mann in Geißlingen mit einem solchen Zauberstab versehen wäre, was würde nicht des Morgens um 10 Uhr und des Nachmittags um 3 Uhr vor allerhand posierliche Figuren aus der Schule heraushüpfen, Schlangen und Ottern, Esel und Gänßköpffe, Haasen und Schweine, Hanßwürst und Kaukler, würde man die Menge sehen. Vieleicht aber bessern sich die iunge Herren, wan sie diesen Brief lesen und bemühen sich ihre thierische Neugungen abzulegen und vernünfftige Menschen, brauchbare Bürger und fromme Christen zu werden. Leben Sie wohl. Ich verharre mit aller Achtung Dero ergebenster Diener.

28.

Geißlingen d. 7. Aprill 1767.

Hochgeehrtester Herr Vetter!

Weil wir uns iezo abermals der heiligen Pasionszeit nähern, so kann ich mich nicht besser darauf vorbereiten, als wann ich dasienige widerhohle, was ich davon aus dem Munde meines Lehrmeisters in der Schule vernommen habe. Werden Sie aber so geneigt seyn, meine geringe Schulübung vor Ihren Augen machen zu sehen? — Nun, ich gehorche Ihren Befehlen und überschreibe Ihnen dieienige Gemählde, welche unser Lehrmeister von denen vornehmsten Personen in der Leidensgeschichte Christi gemacht hat.

Jesus Christus unser hochgelobter Erlöser war die Hauptperson in dieser aller merkwürdigsten Geschichte. Dieser, der von keiner Sünde wußte, der ein Freund, ein Bruder, ein Arzt, ein Erretter des menschlichen Geschlechtes war, mußte sich unschuldiger Weise von seinen Feunden verspotten, verspeien, ins Angesicht schlagen, mit Dornen crönen,

geißlen und endlich an das Creuz schlagen lassen. Und doch war er bey allem seinem Leiden so geduldig wie ein Lamm, das verstummet vor seinem Scheerer. Aber was kan ich, der ich ein bloser Mensch bin, von meinem Heylande Jesu Christi [!] sagen, da Ihn Engel in seinem Leiden nicht genug bewundern konnten. Maria, die Muter Jesu, hat sich bey dem schwehren Leiden ihres Sohnes gröstentheils durch ihren stillen und zärtlichen Schmerz unterschieden. Welch ein Schwerd muß durch ihre Seele gedrungen seyn, als sie ihren Sohn unter den Händen seiner grimmigen Feinde, unter den blutigen Schlägen der Geisel und endlich ganz mit Blut bedekt am Creuze hangen sah! Gewiß kein Schmerz ist dem Schmerzen dieser grösten Muter zu vergleichen.

Der fromme Johannes war der einzige unter denn Apostlen, der das Herz hatte, dem Erlöser bis unter das Creuz nachzufolgen. Sein ganzes Herz war voll Liebe, die er an der Brust Jesu gelernt hatte. Wie muß demnach dieses zärtliche Herz geblutet haben, als er zu den Wunden seines besten Freundes empor sah, als er sein blasses und sterbendes Antliz erblikte, als endlich Jesus sein Haupt neigte und verschied.

Petrus war voll Feuer und Hize. Er versprach es seinem Meister, mit Ihm ins Gefängnis und in denn Tod zu gehen. Aber wie schwach ist die menschliche Natur! Eine elende Magd kan diesen Helden dahin bringen, daß er unter denn gräulichsten Flüchen behauptet: Er kenne Jesum nicht. Doch seine Bußthränen brachten ihm Verzeihung zu wege und er wurde nach diesem einer der eifrigsten Bekenner der Lehre Jesu. Doch erlauben Sie, mein Herr, daß ich hier abbreche und das Weitere auf meinen nächsten Brief verspahre und Ihnen zum Beschluß folgendes Lied mittheile, welches unser Herr Präceptor nach der Melodie: Jesu, deine heilge Wunden, über die Geißlung Christi verfertiget hat.

1. Unser Heyland steht gebunden
voller Ströhmen, voller Blut,
und er fühlet so viel Wunden
als der Büttel Streiche thut.
Seht, was Seine Liebe kan!
Und wir denken kaum darann,
das Er wegen unserer Schulden
dieses alles muß erdulden.

2. Da die Welt in Seide pranget
steht ihr König nakt und bloß,
da Er anders nichts verlanget
als in seines Vaters Schooß
unser Führer einst zu seyn,
lassen wir von eitlem Schein
lieber, als von Seinen Schlägen
unser eitles Herz bewegen.

3. Lehre mich, o Heil der Armen,
Jesu deiner Streiche Werth,
was dadurch für ein Erbarmen
und für Trost mir widerfährt;
daß Dein Blut so von Dir fleußt,
ein bewehrter Balsam heißt,
der die alten Sündenbeulen
kan mit einem Tropfen heilen.

4. Laß mich etwas mit empfinden,
wie Dich Deine Geisel schmerzt,
wenn mein Herz durch schwere Sünden,
Jesu, Deine Gunst verscherzt.
Schohne meines Rückens nicht,
doch verbirg nicht Dein Gesicht,
wenn von Deines Zornes Ruthen
gar zu sehr die Wunden bluthen.

5. Wenn ich nach dem alten Bunde
und dem allgemeinen Schluß
endlich in der lezten Stunde
mit dem Tode kämpfen muß,
ach so zeige Du mir bald
mir die tröstliche Gestalt,
wie vom Haupt bis zu den Füßen
Deine purpur Ströhme fliesen.

6. Laß die Säule, die Dich hielte,
als Dein Leib von großer Pein
tausendfache Schmerzen fühlte,
meine Feuersäule seyn,
Die mich durch das Tode Meer
und der Höllen ganzes Heer
in das Reich der Seligkeiten
mög in meinem Tod begleiten.

Ich breche hier ab und habe die Ehre mich zu nennen

Dero ergebenster Diener
Jacob Cristli[eb].

33.

[Im Auszug.]

Gottfried Meerwunder berichtet von einer wundersamen Reise durch das Land der gehenden Bäume[1]), durch die Eselstadt Jagigg[1]), wo alle Inwohner vom regierenden Amtsbürgermeister an bis auf den Nachtwächter aus lauter Eseln bestanden, durch eine Wiese mit Gänsen, welche menschliche Sprache hatten und in denen er sehr viele Landsmänninnen erkannte, und durch eine Affenstadt, wo er eine gräuliche Musik mit anhören mußte. Den andern Tag wurde er von zwei wilden Männern mit erschrecklichen Perücken, unter welchen zwei große Ochsenhörner hervorstanden, und mit 2 Kuhschellen am Halse erwischt

[1]) Ein von ihm angetroffener Einsiedler giebt ihm die Lösung, indem er zu ihm sagt: hast du in deinem Land keine Menschen gesehen, die so groß wie Lindenbäume sind und doch keine Früchte tragen? Bist du nie in einen Ort gekommen, wo die Eselei auf Kind und Kindeskinder fortgepflanzt wird?

und in deren Stadt geschleppt. Im Hundsstall eines Schullehrers mußte er die Landessprache erlernen und wurde, als der Schulmeister von dem Vater eines Kindes, das er gezüchtigt hatte, totgeschlagen worden war, gezwungen, dessen Nachfolger zu werden. Auf dem Rathaus, wo die Regierung bei einander saß (je größer die Ochsenhörner und Kuhschellen waren, je vornehmer war der Standesherr), erhielt er die Information mit 11 Sätzen, wovon die 4 ersten heißen: Du mußt alle Tage 12 Stunden unterrichten, Du wirst nicht mehr als 100 Wildfänge in der Schule finden, Du mußt Deinen Magen zum Hunger, deine Kehle zum Durst, deinen Leib zu Frost und Hitze gewöhnen; den Rang sollst du gleich nach dem Säuhirten haben; u. s. f. Als er nun seine Schule antreten sollte, so war er von dem ersten Anblick der Schüler (ein wütendes Heer mit Adlersklauen, mit Strobelhaaren, voller Schmutz u. s. f.) ganz entsetzt und entfloh auf einem Esel, der nicht weit vom Schulhaus entfernt war [Helferhaus?], und entkam wieder auf einen Christenboden.

40.

Wertheste Eltern,

So viele Wohlthaten, so viele Elterliche[1]) Treue und so viel Huld und Güte, die nicht nur in dem verflossenen Jahre, sondern die ganze Zeit meines Lebens von Ihnen auf mich geflossen sind, machen mich ganz unfähig, alles das zu sagen, was ich bei dem Antritte eines neuen Jahres empfinde. Meine Freude über das Leben und die Wohlfahrt meiner theuresten Eltern ist groß, daß ich unvermögend bin mehr zu thun als Gott um die lange Fortdauer eines mir so schäzbahren Lebens zu bitten.

Nun o Gott, laß es geschehen,
Daß das Wohl der Eltern blüht,
Flöse du von deinen Höhen
Kraft und Leben ins Geblüth.

Sorgen, Traurigkeit und Leiden
soll aus dieser Wohnung scheiden,
wo auch in der finstern Nacht
Sonnenlicht am Himmel lacht.

Gott der Führer meiner Jugend,
meine Freude, meine Lust,
flöse Fleiß, Gehorsam, Tugend,
dieses Jahr in meine Brust.

O wie will ich mich erfreuen,
wann ich oft den Wunsch verneuen
und voll Andacht sprechen kan:
Dieses hat der Herr gethan.

---

[1]) Die ersten Zeilen und die Überschrift (s. S. 353, 3) von Schubarts Hand.

43.

Vor ein Kind [1]).

Eltern, ach
klein und schwach
steh ich heute hier.
Höret mich,
inniglich
klopft das Herz in mir.

Eure Huld
und Geduld
ist vor mich zu groß.
Darum flieht
mein Gemüth
stumm in euren Schooß.

Aber nein,
bin ich klein,
droben lebt ein Mann
der euch schon
euren Lohn,
reichlich geben kan.

45.

Ihr lieben Kinder

aus der Höhle
in meinem unterird'schen Reich,
siz ich beim Satan und erzehle
den dummen Teufeln was von euch.

Ich size leider in der Hölle
und fühle Schande, Spott und Hohn,
am Halse trag ich eine Schelle
und meinen Pelz, den kennt ihr schon.

So lang die Eltern närrisch handlen,
so lang die Buben furchtsam sind,
so lang muß ich auf Erden wandlen
und schreke manches liebe Kind.

Des Abends höret man mich kommen,
dann meine Schelle klingelt laut,
ich fange schröklich an zu brummen,
Daß es den bösen Buben graut.

Mein Pelz ist furchtbahr anzusehen
als wie der Teufel mit dem Schwanz
und alle Spittelweiber gehen,
es flieht mich Michel, Jörg und Hanß.

Wann ich in eine Stube trette,
so brülle ich ganz iämmerlich:
Ha, dummer Michel, bethe, bethe,
sonst komm ich gleich und fizze dich.

Doch allen guten frommen Knaben,
den werf ich Nüß und Äpffel hin,
dieweil ich an dergleichen Gaben
sehr reich und ohnerschöpflich bin.

Jedoch nicht alle Knaben glauben
an mich, den schröcklichen Sankt
Clauß;
sie wollen mir die Schelle rauben
und ziehen mir den Kittel aus.

---

[1]) Von Schubarts Hand geschrieben.

Der böse Friz der warf mit Steinen
in der vergangnen Nacht nach mir;
ich armer Clauß bin zu beweinen,
ich habe keinen Glauben hier.

Drum geh ich wieder in die Hölle,
da bin ich ungestört und frei,
und mache hier mit meiner Schelle
die Seelen alter Weiber scheu.

Jedoch so lang wir dumme Buben
und ihre dumme Eltern sehn
will ich noch offt in mancher Stuben
in meinem Bärenpelze stehn.

Darum ihr Kinder wann ich schelle
so iagt mich nicht zur Thür hinaus,
sonst kommt ihr alle in die Hölle
zu mir

dem schröklichen Sankt Clauß.

46.

Lieber Kamerad,

Hast Du schon einen neuen Jahrs Wunsch? Sieh, hier ist ein artiger:

Alle frommen Knaben
mit Verstand und Gaben
leben lange Zeit.
Doch die böse Knaben,
die Verstand nicht haben,
sterben all noch heut.

Knaben, die sich puzen
und in Kleidern stuzen,
sollen glüklich sein.
Doch ein grober Bengel
und ein wüster Schlingel
werde bald ein Schwein.

Die die Faulheit lieben,
sollen Karren schieben
auf dem Ulmerbau;
wer im Dreke wühlet
und mit Säuen spielet
sei auch eine Sau.

Knaben, welche lernen
und sich gern entfernen
von der faulen Schaar,
sollen Herren heisen,
Alles soll sie preisen
in dem neuen Jahr.

Doch verstokten Seelen,
Die die Boßheit wählen,
wie der schlimme Hanß,
allen solchen Kindern
wünsch ich auf den Hintern
einen Farrenschwanz.

Dem, der Händel suchet,
wie ein Teufel fluchet,
wünsch ich Bley und Stahl;
er mag auf der Erden
ein Dragoner werden
oder Corporal.

Alle Bärenheuter
werfet ohne Kleider
nakend in den Fluß.
Ihre böse Haufen
können da versaufen
bey des Jahres Schluß.

Aber fromme Herzen,
die nicht immer scherzen,
wie ein iunger Staar;
redliche Gemüther
haben Geld und Güter
in dem neuen Jahr.

Nun wie gefällt Dir dieser neue Jahrwunsch? Mir gefällt er selber nicht. Ich glaube ein Spottvogel hat ihn auf ihn gemacht. Der Henker mag ihn auswendig lernen! — Lebe wohl! Ich verbleibe

Dein getreuer Kamerad
Hanß Reimer.

48.

Mein liebster Freund und Kamerad,
Ich schreibe dir dis schlechte Blat,
und da du längst mein Freund gewesen,
so wirst du es mit Freuden lesen.

In Geißlingen der kleinen Stadt,
die viele böse Buben hat,
da kam ein fremder Bärenmann
mit zween der grösten Bären an.

Braun war der erst mit wilden Bliken,
ein Äfflein saß ihm auf dem Rüken
und nach der Pfeife Melodie
und nach der Trummel tanzten sie.

Die Buben liefen Haufen weise,
Hans, Michel, Jörg und Ferdinand,
vier böse Buben weit bekannt,
Die sahen zu mit grosem Fleise.

Es schrieen andre Knaben mehr:
Beim Bliz, das ist ein groser Bär;
Ei Bruder, seht den kleinen Affen!
Der artige, der böse Tropf!
Ei, seht ihn von des Bären Kopf
wie ein Hanßwurst heruntergaffen.
Nun tanzt der Bär: Ei sieh doch Hanß
Den schönen, schönen Bärentanz.

Er trägt den Brügel in der Tazze
und tanzet auf dem ganzen Plazze.
Der schwarze Bär tanzt meiner Six
so dürr er ist, geschwind und fix. —

Die Bärenmänner giengen weiter;
die Buben folgten nach, da kam ein alter Mann
und sah den Haufen Buben an.
Erzürnt schrie er: Ihr Bärenhäuter,
was steht ihr doch so müsig hier
und gafft nach einem wilden Thier?

Geht fort in eure Schul und lernet.
Wer von dem Fleisse sich entfernet
nach Bären und nach Affen springt
und müsig seine Zeit vollbringt,

Der wird, wan Zeit und Stund verfliegen
auf Bärenhäuten müsen liegen.
Die böse Buben schliechen fort
und spotteten des Alten Wort

Allein[1]) wer von der Straf nicht schweigt,
der ist gewiß ein armer Tropf;
man schlägt ihm, weil er die Wahrheit geigt,
den Fidelbogen um den Kopf.

Jedoch man fängt iezt an zu singen,
drum muß ich auf die Bänke springen.
Ich bleibe bis der Tod erscheint
Dein treuer Kamerad und Freund.

49.

Meine Herren[2]),

Die Feiertage nähern sich und es ist dieses der lezte Brief, den ihr diese Woche zu schreiben habt. Ich will hoffen, daß ihr euch diese

[1]) Der Schluß ist nicht deutlich. — Auf das Diktieren folgte nach dem Stundenplan das Singen, bei dem die Kinder scheint's auf den Bänken zu stehen hatten.
[2]) Auch in Nr. 31 redet Schubart seine Schüler so an, wohl im Hohn.

Feiertage als Menschen und Christen aufführt. Versäumet keine Kirche und denket in denselbigen an das Kind Jesum, welches euch zum Nuzen und Exempel in diese Welt gekommen. Ihr müßt euch nicht des Fressens halber auf die Feiertage freuen, sondern vielmehr an die Gaben gedenken, die euch Christus vom Himmel gebracht hat.

Beym Weyhnachtgesang [S. 22] erscheinet allemahl zu rechter Zeit, singt mit lauter Stimme mit und treibt nicht hinter dem Chor mit andern ungeschliffenen Knaben Narrenspossen. Geht nicht ohne meine Erlaubnuß hinweg, und hütet euch vor der abscheulichen Unverschämtheit, daß ihr in den Würthshäusern wie Fuhrleute und Husaren Brantenwein hinein saufet. Glaubet auch nicht, daß ihr das Recht habt, mehr zu verschleken und zu verfressen, als ihr bekommt. Ihr müßt nicht bey iedem Wurstmägdlein einkehren und eine stinkende Wurst in den Magen hinunter spazieren lassen.

Übrigens kleidet euch warm und wann ein rauhes Lüfftlein über eure Nase weht, so müßt ihr nicht gleich schreien: O Mutterle, o Mutterle, mein Nasenspizlein! Solche verfrohrene Urscheln muß man in Spital schiken und sie in einen alten Weiberpelz einnähen, daß sie nicht verfrühren. Kurz, seid fromme, gehorsame, emmsige und dauerhafte Knaben, und verlasset euch auf die Liebe

Eures getreuen Lehrers

Christian Friederich Daniel Schubart.

50.

Meine Söhne!

Nun sind die Feiertage abermahls geendiget, und wir haben das 1768. Jahr glüklich angetretten. Ach möchte doch dieses Jahr vor die Geißlinger Schule ein glükliches Jahr werden! Möchte doch der Himmel alle meine Wünsche erfüllen und meine Schule zu einem Aufenthalt lauter wohl gesitteter und geschikter Knaben machen! Ich wünsche allen meinen Schülern unendlich viel gutes und insbesondere den bößgearteden Knaben, Gottes guten Geist ins Herz. Den Faulen wünsche ich Fleiß, den Ungehorsamen Gehorsam, den Gottlosen Frömmigkeit, den Unhöflichen Höflichkeit, den Frechen Bescheidenheit, dem Hanß Dummdumm, der nicht Lesen lernen will, wünsche ich gute Augen und eine schnelle Zunge, daß er schwarz auf weiß gleich sieht und gut ausspricht, dem Michel Lahmhand wünsche ich eine gute Dinte, gute Federn, schön weises Pappier und flinke Finger, daß er in diesem Jahr etwas

mehr schreiben lernt, als seinen lummpichten Nahmen; dem Stoffel Schweiniegel

wünsch ich in diesem Jahr
ein ausgekämmtes Haar,
den Schwammen in die Hand,
der allen Drek verbannt;
ein Kleid, das nicht zerfezt
und Hosen ungeplezt
ein Hemmbt und Strimpf und Schuh
und eine Ruth darzu,
die ihm die Reinlichkeit
in seinen Hintern pläut.

Dem Absalon Gukguk wünsche ich einen guten Ochsenziemer, der ihm dieses Jahr so lang und so oft auf dem Bukel herumtanzt, bis er seine Teufeleuen verlernt hat; dem Jörg Quecksilber wünsche ich gute Hischlederne Hosen und ein paar Pfund Pech daran, damit er in der Schul ruhig sizen lernt; dem Tobias Stribelen, welcher auf Ostern aus der Schul will und noch so wenig weißt, als ein Hottentot wünsche ich, daß er so lang in die Schul gehen müße, bis man ihn das erstemahl Rasieren kan. — Kurz, ihr lieben Söhne, Gott geb euch in diesem Jahr Fleiß, Gehorsam, Bescheidenheit, Mäsigkeit, Weißheit und alle Tugenden, die euch Gott und der Welt beliebt machen können. Ich verbleibe auch in diesem Jahr

Euer getreuer Lehrer
Christian Friederich Daniel Schubart.

52.

Geißlingen den 11ten Jenner 1768.

Lieber Jakel,

Was machst du? Fährt man bey dir auch Schlitten? Die Geißlinger Buben nehmen den Stachel[1]) fleisiger in die Hand, als Bücher und Federn. Und es ist auch viel lustiger auf der Gasse, als in der Kirche und in der Schul. Nicht wahr Jakel? Mich und den Hanß Rutscher frierts gleich in der Kirche, aber wann wir mit unsern Schlitten tapfer über Schnee und Eiß hinweg rumpeln, da friert es

---

[1]) Mit dem man sich, auf dem Schlitten stehend, fortschnellt.

uns nicht, wann gleich unsere Nase so roth, wie Scharlach wird. — Hopsa, Bruder! Auf die Fasnacht ist mein Geburtstag, da werd ich erst 15 Jahr alt. Aber beym Henker, ich bin auch ein Kerl! Lesen, Schreiben und Kartekisimus oder wie das Ding heißt, ist zwar mein Sach nicht, aber den Lucifer möcht ich sehen, der mich im Schlittenfahren, im Schleifen, im Spielen und (zur Noth auch) im Fluchen und Saufen herunter sticht. Viel Wissen macht Kopfweh. Gelt alter Schelm? — Sag dem Luz Rothkopf und dem Michel Hufnagel, ich laß ihnen zum neuen Jahr crapuliren. — Behüth dich Gott. Meine Zusel, grüßt deine Urschel. Ich bin

Dein Freund und Bruder

Hanß Limmel.

55.

Geißlingen den 15ten Jenner 1868.

Mein Sohn,

Freilich ist es eine schöne Sache, wann man einen guten Brief auffsezen kann, und leyder gibt es wenig Bürger, die hierinnen nicht sehr ungeschikt sind. Ich habe Brief, Conto und andre Auffsätze von Handwerksleuten, Professionisten und Künstlern gesehen, worinnen oft kein Funken Menschenverstand war. Zwar sagt Meister Schwarzbart: Ei, was brauchts solcher närrischen Gribesgrabes, wann mans nur lesen kann. Ich habe nichts davon in der Schul gehört. Aber das ist eine elende Ausflucht, indem es einem vernünftigen Wesen allemahl zur grosen Schande gereicht, wann er seine Gedanken nicht an Mann bringen kan. Drum lobe ich dich, mein Sohn, daß du von mir einige Regeln begehrst, wie man einen Brief auffsezen soll. Hier sind einige, die du dir auf das tiefeste ins Gedächtnüß drüken sollst. Ehe du durch die Gewohnheit eine Fertigkeit im Briefschreiben erlangt hast, must du deine Briefe vorhero auffsezen. Dann ist es sehr unanständig, wenn man mitten im Briefe ein Wort ausstreicht.

Folgende drei Puncte, sollst du immer vor Augen haben

1.) An wen will ich schreiben?

2.) Was will ich schreiben?

3.) Wie will ich schreiben?

Einem Grafen bist du freilich mehr Respekt schuldig, als einem Bettelvogt, und einem Superintendenten mehr als einem Dorfschulmeister. An Personen, die höher sind, als du bist, must du demüthig

und ehrerbietig schreiben, gegen Deinesgleichen vertraulich und munter, und gegen Geringere liebreich dich bezeugen.

Überlege, eh du schreibst, ob du condoliren oder gratuliren wilst? Ob du etwas angenehmes oder unangenehmes zu berichten hast? Ob du um etwas bitten oder schiken willst u. s. w. Nach diesen Umständen must du deinen Brief einrichten.

Schreib orthographisch, deutlich, zierlich, ordentlich und reinlich, richte die Überschrifft vernünftig ein, damit der Brief an Ort und Stelle kommt.

Das Weitere von der Einrichtung eines Briefes sollst du in meinem nächsten Briefe erfahren. Indessen erwarte ich künftigen Freitag Vormittag abermahls einen Brief von dir, der aber besser als der Heutige seyn muß. Ich verbleibe indessen

Dein getreuer Taufpath

Tobias Schwarzrok, Schreibmeister.

N. S. Wann du Geld hast, so kannst du dir Neukirchs oder Stokhausens Briefsteller anschaffen. Der beste Briefsteller aber ist der, welcher im Kopf stekt.

58.

Geißlingen d. 22. Jenner 1768.

Lieber Herr Schulmeister,

Ich glaub, ihr seid ein Narr. Ihr wollt gewiß meinen Buben so lang in der Schul behalten, bis er einen Bart kriegt, wie ein Kutscher? Was braucht mein Jörg solch närrisch Zeug da, solch Firlefanz zu lernen? Mein Bub soll einmahl ein Weber werden und hiemit Gott befohlen. Ein Schuster, ein Schneider, ein Drechßler, ein Kupfferschmied, ein Bek oder ein Miller brauchen beim Element keinen Doktor zu seyn. Der Schuster muß wipsen, der Schneider sein Ellenmeß verstehen, der Drechßler eine Kutsche mit 6 Pferden in einen Kirschkern bringen können [1]), der Kupfferschmied macht braf Knöpfleshäfen, der Bek bakt seine Nudlen frisch wek und der Miller thut etliche Creuzflüch, daß seine Mühle zittert. Daß ihrs wißt Herr Schulmeister! Keinen Häspel laß ich aus meinem Buben nicht ziehen, ob er die Mortogravieh versteht oder nicht. Mein Gukähle [2]) hat Und mit einem Th geschrieben

[1]) Ein Beindrehers kunststück aus Alt-Geislingen.

[2]) Urgroßvater.

und ist eineweg Schultes worden. Mein Jörg braucht kein Federfuchs zu werden, wann er nur schreibt, daß mans lesen kan. Die übergstudierte Leute, das sind mir grad die rechte! Die fahren meiner Six! dem Teufel alle baadwarm in A***. Kurz Herr Schulmeister! Schiket mir meinen Jörgen. Er kan[z] Grazfuß gnug machen. Im Christenthum kan er mir gnug, wann er weißt, daß Christus in Bethphage gebohren worden, daß der Apostel Judas einen rothen Bart gehabt hat und daß der hl. Apostel Baules seinen Sohn Abraham schier mit einem Messer die Gurgel abgeschnitten hat. —

Leb der Herr wohl. Hier schike dem Herrn ein paar Ellen Stukplez zum Oberhembt, für meines Buben Kindfürmazzion¹). Mein Weib Lisel läßt euer Weib schön grüsen. Ich heise

Hanß Fikker Webermeister.

59.

Meine Söhne,

Obiger Brief ist so dumm und brutal geschrieben, daß er keine Antwort verdient. Aber ach, daß nur nicht auch andere Leute so niederträchtig dächten, wie dieser Weber! Allein man höre einmahl auf manchen Bierbänken die Bürger über das Schulwesen urtheilen[!], so wird man gewiß mehr solche dumme Fikker antreffen, als es einem vernünftigen Manne lieb ist. Was? Schreit Michel Schwehrmaul ist es erlaubt, den Buben in der Schul Fabeln anzugeben? Der Henker! Ich sollt Recetter²) sein, ich wollt meinen Buben gescheidere Sachen dukdieren. — Du hast Recht Michel, sagt Jacob Schurzfell, der Recetter ist ein Fabelhanß und hiemit — schluken meine zwei Philosophen ein gläßchen Schnips hinunter, wischen ihren rauhen Bart ab und murren über unsern Herrgott, daß er sie nicht zu Burgemeister gemacht hat. Doch ein Weiser lachet darüber. So unvernünftig es vor einen Gelehrten wäre, wann er einem Schneider sagen wollte, wie man ein paar Pumphosen zuschneidet, oder einem Nagelschmied, wie er Schuhnägel machen müse, eben so unvernünftig ist es an einem Handwerksmanne, wann er von Dingen urtheilt, die über seinen Horizont

¹) Konfirmation.

²) Präzeptor, vom Volk immer noch oft wunderbar mißbraucht!

sind. Darum werdet weise, meine Söhne! Ihr möget Schuster, Schneider, Sailer, Weber, Bekken, Kupfferschmied oder Drechßler werden; so wird es euch allezeit wohl anstehen, wann ihr klug seid und nicht so dumm in den Tag hinein raisonniert, wie Meister Fikker, Michel Schwehrmaul und Jakel Schurzfell. O um einen vernünftigen Bürger ist es etwas schönes; darum strebet nach Vernunft, nach Tugend und Gottesfurcht, damit ihr diesen Ruhm erwerbet. Ich verbleibe ewig

Euer getreuer Lehrer

Christian Friederich Daniel Schubart.

61.

Der Schluß lautet:

[Der Reisende, dessen Wanderung beschrieben ist, kam endlich] hieher nach Geißlingen, und weil er vom Laufen böse Füse bekommen, so will er hier bis aufs Frühjahr in Arbeit bleiben und sich alsdann nach Wien begeben. Sie können freilich denken, daß ihm Geißlingen nach so vielen prächtigen Städten finster und traurig wie ein Hundsloch vorkommen muß. — O wann ich nur schon so groß wäre, daß ich auch in die weite Welt hinein reisen könnte! Rußland ist mir nicht zu kalt und sollte ich auch bis nach Kamtschaka und Tobolzki kommen. Auf ein Ofenhoker halte ich gar nichts, meinetwegen mag der Monsieur Pelzkapp immer zu Hauß bleiben und die Flöh aus seiner Mutter Pelz fangen; ich will einmal reisen und sehen, was der grose Mogul macht. Das Heimweh will ich gewiß nicht so bald bekommen, als manche, die sich zum Thor hinausmachen lassen, von ihren Freunden ewig Abschied nehmen, etliche Stunden frischweg marschieren und wann die Nudel, die sie von Haus mitgenommen haben, kalt ist, umkehren, Constantinopel rechts oder links liegen lassen, und bei Nachtzeit wieder ordentlich heim kommen, vor ihrem Haus anklopfen und recht iungferlich schreien: O Muterle, o Muterle, mach auf [1]). — Doch verzeihen Sie mir mein langes Geschwäz und seyn Sie versichert, daß ich mit aller Achtung verharre

Dero ergebenster Diener

Jacob Postklepper.

---

[1]) Erinnert an das Jugendgedicht Schubarts vom Schneider Franz, der reisen soll. Der gleiche Ausruf in Nr. 49 Schl.

62.

Liebster Freund,

in diesen Zeilen
siehest du mein ganzes Herz;
unsre Frühlingstage eilen,
und erfüllen uns mit Schmerz.

O mit welchen schnellen Füßen
eilet unser Leben hin,
darum will ich es genüßen,
weil ich noch ein Knabe bin.

Wann wir einstens älter werden
und ein schwarzer Bart uns schmükt,
oder wann uns mit Beschwerden
ein verdrüßlich Alter drükt,

Alsdann ist es Zeit zu brummen,
wie ein aufgereizter Bär;
Klagen müßen iezt verstummen,
glüklich ist der Knaben Heer.

Darum bring ich meine Tage
immer ohne Sorgen zu,
keine alte Weiberklage
störet mich aus meiner Ruh.

Früh, so bald der Tag erwachet,
spring ich aus dem warmen Nest;
meine liebe Muter lachet
und sie pfleget mich aufs Best.

Wann die Cofeschalen klingen,
alsdann hüpfe ich herbei;
Trinken, Hüpfen, Lachen, Singen
treibt die Morgenstund vorbei.

Alsdann nehm ich meine Bücher
und spring in die Schule fort
und vor Schnee und Regen sicher
size ich und lerne dort.

Wann die Gloke 11mal schkäget,
treibt der Hunger mich nach Hauß,
Schisseln, die man vor mich leget,
schlek ich alle sauber aus.

Alsdann nehm ich meinen Schlitten
und den Stachel zu der Hand
und mit Freunden in der Mitten
fahr ich hin durch Stadt und Land.

Grose Hansen mögen fahren,
reuten mag ein reicher Thor,
aber in den iungen Jahren
zieh ich meinen Schlitten vor.

Doch wer immer scherzt und spielet
und wer immer Schlitten fährt
und nicht seine Pflichten fühlet
ist kaum einen Zweier werth.

Darum will ich fleisig lernen
und von Faulheit mich entfernen,
daß ich einst ein ganzer Mann
auf der Erde werden kann.

Doch, Bruder, ich mache da Verse, ohne einen poethischen Blutstropfen in meinem Leibe zu haben. Ich bin der leibhaftige Hanß Sachß.

Hanß Sachß war ein Schuh-
macher und Poet darzu.

Doch ich wollte gerne länger schreiben; aber der Hanß Stinker hat mir eine so abscheuliche Priese Schnupftabak in die Nase geblasen, daß ich ganz unmächtig bin. Die vertrakte Mistfinken! —

Ich verbleibe

Dein guter Freund

Jakob Lustig.

64.

Straßburg d. 9ten Febr. 1768.

Liebster Vetter Jakob,

Mein Herze ist immer bei dir, ob ich gleich von dir entfernt bin und ich wünschte nichts mehr, als dir mit meinen Briefen ein Vergnügen machen zu können. Aber zum Unglük passiert iezo wenig Neues. In Straßburg haben die Leute, wie in Geißlingen ihre Nasen in der Mitte und wann sie gähnen, so reisen sie das Maul auf. Man ißt, man schlaft, man trinkt, man geht spazieren, man ist lustig, man ist traurig, und alle Narren sind hier so wenig gescheid, als sie in der ganzen Welt sind. Die Franzhosen singen, pfeifen, tändlen, schneiden Capriolen und sind um ein gut Theil lustigere Narren, als die Deutsche. Das Münster ist ein altes, prächtiges, gothisches Gebäude, der Thurn ist sehr hoch nnd sehr proportioniert und gefällt mir besser, als der Ulmer Münsterthurn, den ein leichtfertiger Franzhoß mit einer Blutwurst verglichen hat. — Von unsern Landsleuten und Freunden weiß ich wenig Neues, auser daß der Michel Spielraz vor einigen Tagen all sein Geld, seinen Rok, seine Tabaksdose und ein halb Duzend Hemmbter verspielt hat. Der Kerl wird nicht ruhen, bis er auch seine Hosen verliert, und im Hemmbt nach Tripstrill oder Missisippi marschieren kan. Ich verabscheue das Spielen, weil es schon so viele Leute an Bettlstab und an Galgen gebracht hat. Erst kürzlich hat sich zu Duplin, der Hauptstadt in Irrland, ein sonst ordentlicher Mann bereden lassen, unter guten Freunden ein Spiel mit zu machen, worinn er aber von dem aufsteigenden Wein erhizt, die Helfte seines Vermögens daran gesezt, und als er den andern Tag den Schaden wieder gut machen wollen, ließ er Hab und Guth sitzen. Er eilte ganz verzweiflend nach Hauß und schoß sich eine Kugel durch den Kopf, nachdem er vorhero seiner Gemahlin seinen Unfall berichtet hatte, welche vor Schreken alsobald rasend wurde, so daß sie nunmehro im Tollhause sizt, ihre Kinder

aber im Elend herum gehen. Ein anderer vornehmer Herr, der auch erst vor kurzem sich verheirathet, hat unlängst an einem Abend 80000 Gulden, einen diamantnen Ring, seine Uhr und Chaise mit 6 Pferden verlohren. Das ist mir ein abscheulicher Zeitvertreib, der so manche rechtschaffene Famillie bereits unglüklich gemacht hat. — Noch was Neues, Brüdrichen. Ein gewieser Herr hat ein vortrefliches Mittel wieder die Lästerzungen des Frauenzimmers erfunden. Eine hiesige angesehene Kaufmannsfrau ließ ihre Zunge manchmahl so weit spazieren, daß kein Mensch von ihrer schönen Beredsamkeit ungekränkt blieb. Unter andern beleidigte sie auch durch voreilige Reden obgedachten Herrn. Dieser aber dachte auf Rache, welche er auch fand. Er lokte nehmlich die gute Frau einsmahl an einen abgelegenen Ort, und hier band er derselbigen den Rok über dem Kopf zusammen und küzzelte sie mit Handvölligen Ruthen so unbarmherzig auf den Hintern, daß sie einen Wundarzt gebraucht und schon 8 Tag nicht sizen kan. Wann man in Geißlingen dieses Mittel applicierte, so würden in kurzer Zeit wenig Weibsbilder mehr auf dem Hintern sizen können. Nun lebe wohl, liebster Bruder, ich küsse dich tausendmahl in Gedanken und verbleibe iezt und zu ewigen Zeiten

Dein alter, guter, redlicher Freund

Jakob Schnapper.

65.

Mein lieber alter Freund (in Sch. B. u. A. Ferdinand!)

Ich habe deinen Brief von Straßburg erhalten, und ich freue mich recht sehr, daß du ihn in einer so guten Laune geschrieben hast. Ich sehne mich täglich mehr nach der Fremde, damit ich auch einen guten Hummor kriege. Die Geißlinger Lufft macht die Leute so melancholisch, daß sie nur selten lachen, wann man sie nicht küzzelt. Indessen kan man doch hier so vergnügt seyn, als du in deinem Straßburg. Die Strasen sind in Geißlingen weit sanfter, als das Pflaster groser Städte. Und was kan schöner seyn, als unsere prächtige Palläste, die in so gerader Ordnung vom obern Thor bis zum Mühlenthor wie Orgelpfeifen da stehen. Ist nicht der eben Thurm und unser vortreflicher Spital welt berühmt? — Doch du möchtest glauben, ich spotte; ich will also lieber deinen eignen Brief vollens beantworten. Ob gleich das Spielen bei uns nicht so hoch getrieben wird, wie in Engelland,

Frankreich und Holland; so hat doch schon mancher Mann sein Weib und Kind auf die Karte gesezt. Es gefällt mir immer sehr übel, wenn ich die hiesigen iungen Leute gleich nach dem Feuerabend in das Wirthshauß laufen sehe, wo sie um Halbazzen oder Groschen labeten und dabei das Lumpenhandwerk lernen. Unsere Bauren machen es noch ärger. Ich hab sie selbsten schon um Gulden, ia so gar um Laubthaler Hopsen oder Rathen gesehen, da indessen mancher brafer Bürger bei seiner Wassersuppe und einem leeren Beutel zu Hause bleiben und seine Kinder musicieren hören muß. Ich ärgerte mich neulich sehr, als ich mit dem Joseph Bascher zu reden kam. Dieser Kerl kan nicht lesen, nicht schreiben, hat sein Handwerk miserabel gelernt und kan doch fast alle Spiele spielen. Er mischt mit zauberischer Geschwindigkeit die Karten, er kan betrügen wie ein Cartousch und er hat grose Hoffnung, noch einmahl den Galgen zieren zu können. — Was wollen sie spielen, mein Herr? sagte er neulich zu mir. Hopsen? Brandlen? Labeten? Mariaschen mit 5 oder 3 Karten, belieben sie ein Spiel Piket oder wollen wir eins mit einander Ramsen? — Ich spiele nicht um Geld, antwortete ich, dann ich habe wenig zu verlieren. — Nun dan, sagte mein guter Bascher, so wollen wir ein halb Duzend Würst und ein paar Maaß braunes Bier heraus machen? — Meinetwegen, versezte ich, um die Compagnie nicht zu stören. Wir spielten und ich und der Michael Ehrlich hatten das Glük 4 Maaß braunes Bier, ein halb Duzend Würst und um 4 kr. Brod bezahlen zu dürfen, dann wir wurden betrogen. — Doch weg mit allen Spielrazzen und Baschern! Ich will statt der Karten meine Bücher und meinen Handwerkszeug in die Hand nehmen lernen. Wer spielt, der lügt, wer lügt, der betrügt, wer betrügt, ist ein Spizbub und ein Spizbub gehört an Galgen. — Aber was denkst du Bruder, daß du dem geißlinger Frauenzimmer ein so schlechtes Compliment machst? Alle hiesige Mädchen werden sich verschwöhren, dich zu heirathen, weil ihr zartes Fleisch vor der Ruthe zittert und ihre geläufige Zunge das Lästern schon gewohnt ist. Sonst weiß ich dir wenig Neues zu melden, als daß sich dieses Jahr bei uns sehr ungesund anläßt. Es stirbt hier und dar iemand und die schwache Naturen dürfen sich wenig gutes prophezeihen. Nun, lieber Bruder, erhalte nur deine Gesundheit, dann nichts ist vortreflicher, als ein gesunder Leib. Diesen wünsche ich dir von Herzen, indem ich wahrhaftig bin

Dein guter Freund

Friederich Wizkopf.

71.

Lieber Bruder!

Du hast neulich geglaubt, es befinden sich mehr als 6000 Personen in Geißlingen, aber Du hast neben die Scheibe geschossen. Ich und andere meiner Kameraden haben alles in Geißlingen bei Buzen und Stiel gezehlt, und doch nicht mehr herausgebracht als 1541 Personen. So sieht man oft einen Beutel für voll an und ist nichts drinnen. In Geißlingen könnten sich würklich 20 bis 30000 Personen aufhalten [!]. Doch wolte ich lieber ein Sclav in Tripolis seyn als ein Burger in Geißlingen. Deßwegen sind auch wenig Einwohner hier. Dieses kan ich Dir mit Wahrheit berichten. Lebwohl und vergiß nicht

Deinen Freund und Diener
N. N.

72.

Liebster Freund,

Du schreibest
mir schon lange nicht!
Sage, was du treibest?
Machst du ein Gedicht?

— — — —

Willst du iezo wissen
was ich Neues weiß?
Die Pohlaken machen
jezt den Russen heiß.

Sengen, Brennen, Morden
herschet überall,
und von allen Orten
hört man Krieges schall.

Paoli den Großen
nimt kein Mensch in Schuz,
flüchtige Franzosen
bieten ihnen Truz.

Friz — doch meinetwegen
geh es närrisch zu,
mein verroster Degen
bleibet doch in Ruh.

Schiesen möcht ich hören,
wann die Kugeln noch
Leberknöpflen wären:
gäb es doch kein Loch.

Säbel sind ein Grauen,
Spiese sind ein Wust.
Mit Bratwürsten hauen
Das ist meine Lust.

Solche Krieg sind schöner
Die ergözen uns
Nun ich bin

Dein Diener

[Schluß fehlt, wohl: Michel Blunz vgl. Sch. B. u. A. S. 68].

76.

Mein liebes Hänßchen,

In der That du bist ein schönes zusamengeschnikeltes Bürschchen. Schöne schwarze Augen, hüpsche rothe Baken, einen rosenrothen Mund, einen rahnen[1]) Körper und — beim Himmel! du bist ein allerliebster Chorengel. Aber, wenn du nur innwendig nicht so — doch höre was ein allerliebster Poet sagt:

Als jüngst Hänßchen in dem Graß
sich ein Blumensträußchen laß,
fand er, welch Vergnügen!
einen Apffel liegen.

Hänßchen hüpfte froh daher.
O! wie wunderschön ist er
sprach er, meinem Magen
soll er wohl behagen!

Voll Begierde bieß er zu!
Hänßchen, o was sprudelst du?
Will dem kleinen Geken
nicht der Apffel schmeken?

O sprach er, der Wurm ist drinn!
und warf ihn entrüstet hin.

* * *

Eine schöne Lügen
laß [ließ] ich mich betrügen.

Ist ein Knabe ausen roth,
innen aber voller Koth,
voller Faulheit, Hochmuth, Lügen,
voller List und voll Betrügen,
O so thut, was Hänßchen thut,
werft ihn weg, er ist nicht gut.

Bist du dieses Hänßchen? — Ich will nicht hoffen. Lebe wohl. Ich bin

Dein aufrichtiger Wahrsager
Joseph Ehrlich.

77.

Geißlingen, den 10. Juni 1768.
[Vielleicht ist Juni ein Schreibfehler statt Mai.]

Meine (lieben) Söhne,

Ich habe mit grosem Leidwesen vernommen, daß einige unter euch so unmenschliche Herzen haben und die iungen Vögel verplutten. Wisset ihr dann nicht, daß es eine schwehre Sünde sey, solche Geschöpffe noch unreif zu ermorden, die Gott einmahl mit ihrem Gesange preisen könnten. Leset einmahl im 22. Capitel des 5. Buches Mose den 6. u. 7. Vers;

---

[1]) schlank, mager.

so werdet ihr finden, daß es Gott denen Menschen auf das Nachdrüklichste eingeschärft habe, auf die Vögel unter dem Himmel Acht zu haben.

Ein vornehmer Mann hatte 7 Söhne, welche sämtlich stumm waren. Er betrübte sich darüber herzlich und seufzte öfters: Mein Gott, warum hast du mir das gethan? — Einstens kam ein alter Mann zu ihm und sagte: „Wissen Sie noch, daß Sie in ihrer Jugend ihre Freude daran hatten die Vögel zu fangen, ihnen die Zunge aus dem Halße zu reisen und sie wieder fliegen zu lassen? Nun müßen Ihre stumme Kinder des Vaters Missethat tragen!" Der vornehme Mann weinte und sprach: „Gerecht sind Gottes Gerichte."

Darum macht es meine Söhne, wie der fromme Christian, als er ein Vogelnest fand. Ich will euch sein Liedchen singen:

Da hab' ich es, das Finkennest!
Nun ist mirs endlich doch gelungen
Das ganze Nest mit 7 Jungen —
Ja, wehrt euch nur, ich halt euch vest!

Ich rieß ihr armes Häußlein ab,
Das sie nach Gastrecht mir vertrauet,
von Mooß und Stroh sich selbst erbauet,
zu dem ich nicht ein Hälmlein gab?

Jedoch, es klagt der Eltern Paar!
Soll oder soll ich sie nicht nehmen? —
Nein, nein, da müßt ich mich ia schämen,
ich handelte, wie ein Barbar.

Wenn eine räuberische Hand
mich meinen Eltern nun entrissen?
Was würden da für Thränen fliesen,
Wie iamervoll wär' unser Stand!

Wie oft hat mich nicht ihr Gesang,
lag ich im Graße da gestreket,
zu Fröhlichkeit und Lust erweket
mit ihrer süßen Kehle Klang.

Nein, kleine Sänger, bleibt in Ruh.
da habt ihr eure Freiheit wieder!
Dann singet ihr recht schöne Lieder
mir auf das nächste Frühiahr zu.

Sehet, liebe Söhne, so christlich und mitleidig müßt ihr denken, dann wird man euer gutes Herz lieben. Lebet wohl. Ich verbleibe

Euer getreuer Lehrer.

87.

Diktiert den 5ten Juli 68 [1]).

Eine wahrhaftige Fabel.

In Affrica ist ein Thier mit Nahmen Plimpplamp, von ganz wunderbahrer Art. Es hat keine Galle, keinen Magen und doch einen

[1]) Von Schubarts Hand ins Heft geschrieben.

vortreflichen Thier-Verstand. Es arbeitet von Morgen bis zum Abend und reiniget den Wald von allem Kothe, den die iungen Bestien schmeisen. Wann es nun genug gearbeitet hat, so riecht es dreimahl in den Wind, und lebt also würklich von der Lufft. Es ist so gedultig, daß es sich ganz gelassen von allen wilden Thieren ins Gesicht pisen läßt. Es ist immer hungrig und frißt doch nichts; immer durstig und trinkt doch nichts; es arbeitet beständig und hat Drek zum Lohne. Es hat ein gutes Gesicht und sieht doch nichts; ein gutes Gehör und hört doch nichts; einen scharfen Geruch und riecht doch nichts. Es ist im ganzen Wald das nüzlichste Thier und wird doch von den andern Thieren für das Schlechteste gehalten. Dieses arme Thier hat in seinem ganzen Leben nur einen einzigen glüklichen Tag, nehmlich den Tag — wann es verrekt. Was muß doch das für ein Thier seyn? Hm! Was sonst, als ein verwandelter Schulmeister, wenigstens sind unsre Schulmeister die Moral zu dieser Fabel.

88.

Geißlingen den 8ten Juli 1768.

Mein werther Freund,

Mann merkt es würklich sehr stark in unserer Schule, daß der Hundsstern am Himmel steht und den Buben das Hirn verbrennt. Dann es gibt Narren von allerley Art unter meinen Kameraden, von welchen ich dir einige bekannt machen will.

Christoph Faulholz ist ein rechter fauler Narr; der Hundsstern hat ihm das Hirn so verrükt, daß er lieber ein Hammel unter den Schaafen, als das Haupt unter fleisigen Schülern seyn will.

Nikel Heuschoch ist seit 4 Wochen im Heu und hüpft mit den Heuschreken in die Wette. Der Hundsstern wird wohl sein Bißchen Weißheit vollends aus dem Kopf wegbrennen.

Hanß Datdat ist von dem Hundsstern auf die Zunge gebrannt worden. Dann er ist so alt wie ein Steinbok und spricht doch so läppisch wie ein Kind, welches Breu im Maul hat.

Martin Eselshuf spührt den Hundsstern auch gewaltig. Die ganze Faust muß ihm verbrennt seyn, dann man sieht ihn das ganze Jahr keinen Brief schreiben. Eselshuf hat noch viele Kameraden, welchen am Dinstag und Freitag die Arme lahm sind.

Jakel Kirschenknopf ist vom Hundsstern in den Gaumen getroffen worden, dann das Maul wässert ihm beständig nach Beer

oder Kirschen. Gerstern hat er die Knöpf aus dem Brusttuch und aus den Hosen geschnitten und sie um eine Handvoll Holz-Kirschen gegeben. Nun wird er sich wohl Kirschenkern in die Hosen nähen lassen. Der arme Schelm daurt mich, wann er kein Geld hat und den Weibern so barmherzig in die Kretten (Körbe)[1]) sieht. Nächstens will ich dir weitere Nachricht ertheilen, was die Hundstäge vor ein Elend in unserer Schul anrichten. Aber ach leyder! Auch unter den Grosen wütet der Hundsstern. Es wimmelt unter uns von Narren, von Müsiggänger, von Säufern, von langöhrigten Lästerern auf den Bierbänken, von Gänßköpfen männlichen und weiblichen Geschlechts und von Narren in Perüken und Belzkappen. Wer kann dieses Unheil anderst angestiftet haben, als der böse Hundsstern! Oder würkt dieser unglükliche Stern vielleicht auch auf die braunen Bierfässer? Gott behüte uns nur vor wütenden Hunden, vor Narren und Dummköpfen und lasse die Hundstäge in allen Ständen ohne Schaden im Hirn vorüber gehen. Erhör uns lieber Herre Gott! Kyrie Eleison! Lebe wohl! Ich verbleibe

Dein treuer Freund
Joachim Critikus.

89.

Geißlingen d. 12ten Juli 1768.

Geliebte Schüler,

Wann ihr iezo auf das Feld hinausgeht und daselbsten die schöne Früchte besehet; so sollt ihr nicht dumm, wie ein Esel vor dem Kornsak stehen bleiben, sondern allerhand Betrachtungen anstellen, wie es neulich der iunge Samuel gemacht hat. Dieser kniete vor einem Aker nieder und dankte Gott vor den schönen Seegen, welchen Er uns zeiget, er bath aber auch zugleich, daß uns doch Gott dieses Jahr mit Wetterschlag verschonen möchte. O Söhne, denket an das Jahr 1763, wo der Hagel die Früchte und die Bäume verschlug und sonsten schröklichen Schaden angerichtet hatte. Wie arm, wie elend würden wir nicht seyn; wann zu diesen nahrlosen Zeiten noch ein besonderes Gericht Gottes käme. Ein tugendhafter Knab muß nicht hastig wie der Hund seine Schüssel voll Suppe ausschlürfen, ohne zu bedenken, woher es kommt, sondern er muß Gott als dem Geber aller guten Gaben danken und glauben, iemehr man dankt, iemehr man erlangt. Doch, ich will nicht so gar

---

[1]) Ist vom Schüler selbst beigesetzt, also wohl diktiert.

from mit euch reden, daß ihr nicht über dem Schreiben gähnt und einschlaft; aber denkt nur daran, was euch gesagt hat

Euer getreuer Lehrer

Christian Friederich Daniel Schubart.

90.

Geißlingen d. 22sten Juli 1768.

Lieber Meister Jakob,

Wann du wohl auf bist; so ist es gut. Ich bin auch wohl auf; so gut es bei diesen elenden Zeiten seyn kann. O Bruder Jakel, zu unserer Zeit, da war noch gute Zeit! Weist du noch, wie wir an der Kirchweih in Gingen die beste Maaß Wein um 6 kr. tranken und einen 4pfündigen Kälber=Braten mit einer Schüssel voll Salat und ein halb Duzend Euer um ein schlechtes Geld darzu aßen. Jezt muß man um einen elenden Knochen den die Hunde aus der Mezg geschleppt haben, und um das elendeste Bier mehr geben. Vor Zeiten konnte sich ein ehrlicher Burger noch wohl seyn lassen, und mit Gott sein Glaß Wein trinken und seinen guten Hammelschlegel essen! aber iezt muß einer Hunger und Durst leiden, daß einem die Haar aus dem Bart fallen möchten. —

Ich muß noch lachen. Da bringt mir neulich mein Bub einen Brief aus der Schul, wo es darinnen steht, daß uns Gott so seegne und die Früchte so schön auf dem Felde blühen. Ja, ia. Wann nur nicht so große Fezzen von unserm Laib Brod von der Obrigkeit herab=geschnitten würden. Aber so geht es uns wie ienem Bettler dem man ein so dünnes Stüklein Brod zum Fenster heraus warf, daß es der Wind davon führte. Gott vergelts, sagte der Bettler, wann ichs krieg. Über das gehört der Seegen Gottes unsern Bauren. Die fressen und saufen das Beste und lassen die armen Handwerksleute darben. Bald müßen die Bürger um das Taglohn den Bauren die Ställe ausmisten. Gott behüte mich aber davor. Lebe wohl Jakel und komm zu mir auf meine hungrige Kirchweih. Ich bin biß in den Tod

Dein alter guter Freund

Hans Dürftig.

91.

Geißlingen den 24.[1]) Juli 1768.

Mein lustiger Freund,

He! was Neues! es kommt etwas! Etwaß Schönes! etwas Lustiges! etwas Fröhliches, etwas

zum Tanzen, zum Springen,
zum Lachen, zum Singen,
zum Geigen und Blasen,
zum Schreien, zum Rasen
zum Essen, zum Trinken, zur Lust,
Es hüpfet voll Freude die Brust.

Nur noch ein Tag und wieder ein Tag und noch ein Tag, und noch einer und wieder einer, und einen drein — Hopsa! da kommt sie! — und was dann, närrischer Kerl? Was sonst als die Kirchweihe! Schon flattern die Bänder auf dem Huth; schon hör ich des Schochen[2]) Baßgeige brummen; schon sind wir auf dem Bau[3]); schon springen wir wie die Geißböke. Schon — doch ich kan vor Freuden nicht reden. Komm du nur selber zu uns und bring ein paar neue Schuh, einen vollen Geldbeutel und einen fröhlichen Muth mit. Wie froh bin ich, daß ich iung bin! Da müßen die alten Männer bei ihrer Brille zu Hauß bleiben und die alten Weiber müßen ihre Belze hüten, und wir — Ei, guten Morgen ihr Graubärte, gebt uns Geld, daß wir braf tanzen können. Mann ist nur einmahl iung, und wann die Knochen steif werden, da hohl der Henker das Tanzen. Gute Nacht, lustiger Friz, schlaf wohl und komm bald zu

Deinem fröhlichen Freund

Hanß Juhe.

---

[1]) Die Geislinger Kirchweih findet statt am ersten Montag und Dienstag nach dem Feiertag Jakobi, 1768 war sie am 1. und 2. August.

Mit Recht leitet J. G. Fischer diesen Brief mit den Worten ein: Wie es Schubart von der Seele lief, wenn er seinen Schülern über weltliche Freuden Äußerungen in den Mund legte, darüber enthalten die Hefte eine reiche Beispielsammlung.

[2]) So hieß z. B. der frühere Kantor, dies war wohl sein Sohn.

[3]) Der ehemalige Bauhof, ein großes Gebäude in der untern Vorstadt. Das Fest findet gewöhnlich auf der Steingrube statt, einem mit Linden bestandenen Platz, welcher in einem andern Diktat (Nr. 174) erwähnt ist.

92.

Geißlingen d. 29ten Juli 1768.

Mein lieber Vetter Lustig,

Es kommt mir artig vor, daß du dich so gar ausgelaßen auf die Kirchweih freuest. Deine Gedanken schwärmen wie Vögel in der Lufft herum und entfernen sich von allem, was dir einmahl nüzlich seyn kann. Ließ doch folgende Geschichte des Hanßen:

Hans schmetterte Lieder,
daß alles erschallt:
Nur lustig ihr Brüder
die Kirchweih kommt bald.

In wenigen Tagen
Da ist sie schon da.
Dann wollen wir sagen!
He, Hopsa! sa, sa.

Wie will ich nicht tanzen
nach lustigem Thon.
O sehet den Hansen,
er hopselt ia schon.

So singet und schreiet
der lustige Hanß.
Das was ihn erfreuet
beschäftigt ihn ganz.

Das Lesen und Schreiben
macht Hansen nicht froh,
ein Narr will er bleiben
drum tobet er so.

Der faule Hanß meinet
das Lernen sei Plag. —
Doch endlich erscheinet
der fröhliche Tag.

Hanß jauchzet und springet,
er raset und lermt
er tanzet, er ringet,
er tobet und schwärmt.

Doch Michel der Junge
nimmt Hanßen beym Schopf,
und schlägt ihm im Sprunge
Sechs Löcher in Kopf.

Hans weinet und schreiet
und gehet nach Hauß,
Dieweil ihn gereuet
der blutige Strauß.

Er hebt sich die Nase
und denket dabei:
Hinweg mit dem Spase,
weg mit der Kirchweih.

So wird offt die Freude bei manchem Buben zum Leyde. Man hat schon verschiedene gefragt: Wo gehst du hin lustiger Kerl? Und er hat immer geantwortet: Juhe, auf die Kirchweih! Wann er aber wieder zurük kam und man ihn fragte: Woher kommst du? So rib er sich die Augen, weinte und sagte: Von der Kirchweih.

Darum, mein lieber Vetter, must du dich nicht zu sehr auf etwas freuen, das so vergänglich ist; so könnte dir leicht statt eines muthigen

Schleifers auf des Schochen Baßgeige eine traurige Aria aus dem dreisigiährigen Krieg vorgekrazt werden müßen. Denke an das und liebe

Deinen Vetter
Michael Ernsthafft.

N. S. Die vorige Woche sind in Alen drei Buben im Kaltbaaden versoffen; du kanst dich also in Acht nehmen, wann du so frech wie ein Fisch im Wasser daher schwimmst. Dann wer versauft, hat eine nasse Kirchweih.

93.

Den 5. August 1768.

Mein lieber Freund,
ich schreibe Dir
mit Schweiß auf meinen Wangen.
Bei meinen Büchern siz ich hier,
die Kirchweih ist vergangen.

Nun darf ich leider nimmermehr
nur tanzen, jauchzen, springen;
Nun muß der muntern Knaben Heer
ein anders Liedlein singen.

Nun heißt es: Bürschlein, lerne brav
Sonst wirst Du auf der Erden
zu deiner und der Eltern Straf
ein fauler Esel werden.

Wer immer Feiertage hat,
der sammelt keine Garben,
der muß im Alter, wanns zu spat,
sich gar zu Tode darben.

Drum weg — Ich seh es selber ein —
mit allen faulen Knaben,
Die wollen immer lustig seyn
und Feiertage haben.

Dem Hanßen, der nichts gutes thut,
stekt noch in seinem Kopfe
Hanswurst mit seinem grünen Huth
und großem Hosenknopfe.

Den kleinen Narren muß der Fleiß
aus unsrem Kopfe jagen,
ein Knab, der christlich ist und weiß,
muß nur vom Lernen sagen.

Drum sind die Bücher mir kein Joch,
bei ihnen will ich sitzen.
Leb wohl und denke lange noch
an Deinen

treuen Fritzen.

97.

Den 25. Okt. 1768.

Hochgeehrtester Herr,

Hier hat sich folgende Neuigkeit zugetragen. Ein Schäfer entdeckte auf dem Geiselstein ein Loch, und als er hineinstieg, so fand er eine eiserne Kiste, worinnen folgende Kostbarkeiten sich befanden:

1) 100 geschnittene Federn, welche Alles selbst schön und orthographisch schreiben können.
2) Eine Brille, durch welche der dummste Mensch Alles lesen kann.
3) Ein pulverisirter guter Menschenverstand, den man wie Schnupftabak in das Hirn hinaufziehen kann.
4) Etliche Gläser Gedächtnißtropfen, womit sich Diejenigen, welche ihren Catechismum, ihre Sprüche, Lieder nicht auswendig lernen wollen, alle Morgen und Abend um die Schläfe schmieren müssen.
5) 3 Dutzend Feldteufel in Futteralen, welche die bösen Buben bei den Ohren schütteln, wann sie gottlose Streiche anstellen.
6) 10 ℔ gestankvertreibende Salbe, womit sich diejenigen schmieren können, die das ganze Jahr wie die Böcke stinken.
7) Ein Stimmhammer, womit man diejenigen Hälse stimmen kann, welche rauhe Eselsstimmen haben.
8) Ein Hobel, womit man alle groben Flegel hobeln kann.
9) Ein Zauberspiegel, worin man alle Tagediebe, Fresser, Flucher, Unflätige und Dummköpfe erkennen kann u. s. f.

Diese und andere Raritäten sind allhier in Geislingen um billige Preise zu haben. — In unserer Schule könnte man sie wohl brauchen, wann nur das Geld nicht so klemm [rar] wäre. Ich verharre

Dero ergebenster Diener
Doktor Niklas Quacksalber.

101.

[Im Auszug.]

Der Anspachische Beamte, Herr von Buttwitz, Amtmann in der Nähe von Crailsheim, hatte 2 ganz verschieden geartete Söhne. Wilhelm ist der Urtypus des Ordnungsmenschen, des Philisters, dabei aber, wie sich später herausstellte, des Muckers und Heuchlers. Louis dagegen ist das Genie mit all seinen Schatten- und Lichtseiten, dem doch der Lohn schließlich zu teil wird; er ist das Schubartische Ideal: feurig, leichtsinnig, verschwenderisch, voll boshaftiger Streiche, freigebig, dabei von allen Menschen geliebt, weil er einen guten Kopf und ein zärtliches Herz hatte. Auf der Hochschule studierte er wenig, liebte starke Gesellschaften, legte sich aufs Reiten, Fechten und Tanzen, spielte, trank und hatte alle Tage Musik. Als er's endlich zu bunt trieb, enterbte ihn der Vater und Louis ward ein Preuße. Als er einmal gefährlich verwundet wurde, erinnerte er sich in der Krankheit reumütig an seinen Lebenswandel und er beschloß, seine Eltern um Verzeihung zu bitten. Aber sein beweglicher Brief wurde auf Betreiben seines Bruders Wilhelm nicht einmal beantwortet. Da wurde er denn nach seiner Entlassung aus dem Heer Bauernknecht und zwar in nächster Nähe seiner Heimat. Hier hielt er sich so vortrefflich, daß er überall als der klügste und fleißigste Arbeiter bekannt und von seinem eigenen Vater, der oft ins Dorf kam, belobt wurde. Einmal, als er Holz zu machen im Wald war, hörte er unfern auffallendes Geräusch. Er schleicht hinzu und kommt eben recht, seinen Vater aus der Hand von 4 Mördern zu befreien. Ein Mörder gestand, von Wilhelm gedungen worden zu sein, dem der Vater zu lang lebte. Diese entsetzliche Entdeckung brachte den Vater fast zur Verzweiflung. Da ertrug es Louis nicht länger und enthüllte, wer er sei. Mit Wonne nahm ihn der Vater auf und Louis wußte auch die Strafe Wilhelms erträglich zu machen.

Daß Menschen schwer zu kennen sind,
ist ohne allen Zweifel;
ein nach dem Ansehn frommes Kind
ist oft der ärgste Teufel.

Wir sehen an dem Jüngling oft
nur Fehler und nur Mängel.
Auf einmal sehn wir unverhofft,
er sei ein wahrer Engel.

[Vgl. zu diesem in jener Zeit viel behandelten Stoff die Erzählung S. 320. 1775 hat Sch. den Stoff noch 2mal behandelt: unvollendet, aber breiter im Ulmischen Intelligenzblatt, 10—16 Stücke; mehr abgerundet im „Schwäb. Magazin von gelehrten Sachen“ a. d. J. 1775 S. 30—37

als Beitrag „Zur Geschichte des menschlichen Herzens", eine Erzählung, die ja Schiller der Handlung seiner „Räuber" zu Grunde legt.]

102.

[Zum größeren Teil.]

Meine Söhne,

Die Zeit ist wieder da, daß ihr euch auf das Weihenachtsgesang vorbereiten sollt. Zwar ist das Singen etwas Vortrefliches, aber bei euch möchte man die Ohren verstopfen .... Indessen singt, so gut ihr könnt. Leute, die ein so feines musicalisches Gehör haben, daß sie einen Esel lieber schreien hören, als eine Nachtigall [singen], werden es so genau nicht nehmen.

Drum singt, als wärt ihr toll,
brüllt mir die Ohren voll.
Singt Lieder, frisch wie Tänze,
und schnattert wie die Gänse.
Singt wie die Nachtigal
in eines Müllers Stall,
wie Dohlen und wie Hezzen,
vom Ödenthurne schwäzen,
wie in der Kirchweyhzeit
ein voller Bauer schreit:
So lasset nun vor allen
auch euer Lied erschallen.

Indessen lebet wohl und schmieret heute Mittag eure Hälße mit ein paar Duzend Leberknöpflein, damit ihr rechte Triller schlagen könnt. Ich verbleibe mit kranken Ohren

Euer getreuer Lehrer
Schubart.

103.

Geißlingen, 29. November 1768.

Wohlehrwürdiger und Hochgelehrter,
Insonders Hochgeehrtester Herr Gevatter,

Da Sie ein hochstudierter Mann sind; so werden Sie mir es nicht übel nehmen, wann ich Sie um Rat frage. Ich bin ein rechter geplagter Mann, meinem Weib und 6 Kindern und mir noch obendarein soll ich Brod schaffen — aber woher? Mein Handwerk geht nicht; mein Geld ist fort und den Kredit hat der Henker geholt. Ich möchte mir fast die Haare aus dem Kopf reißen. Bin ich dann ein gottloser Mann, daß mir Gott nimmer gnädig seyn will? Wann ich Ihnen meinen Lebenslauf erzehlt haben werde, so sollen Sie sagen,

ob Sie etwas finden, das mit meinem gegenwärtigen Lumpenstande einige Verbindung hat.

Mein Vater war ein armer Mann, der keine Bazen auf mich wenden konnte. Er schikte mich zwar in die Schule; aber er ließ mir wenig Zeit zum Lernen. In meinem 11. Jahre, da ich noch kaum etwas lesen konnte, kam ich als Kellerbub in Diensten. Da lernte ich die wichtige Künste zu karten, aufzuschneiden, den Brandenwein zu kosten und wie ein alter Soldat zu fluchen. Als ich mir ein Kleid verdienet und etliche Gulden zusamengesipselt hatte, so kam ich zum Handwerk. O da hatt' ich ein hartes Leben. Arbeiten mußt' ich wie ein Hund (und so da geredt) ich hatte keinen rechten Magen zum Arbeiten. Die Kellerei stak mir noch im Kopfe. Meine Meisterin — O das war ein Ripp von einem bösen Weibe. Ich mußte Kinder umtragen und sogar (vor Ihnen zu melden) ihnen den Hinteren puzen. Doch an Sonn- und Feiertagen gieng es etwas besser her. Unter der Kirch spazierte ich mit meinen Kameraden zum Thor hinaus. Abends setzten wir uns in ein Brandenweinstüblein und karteten. Weil ich ein Kellerbub war, so informierte ich meine Kameraden im Aufschneiden und Fluchen. Dabey war ich auch recht fromm. Ich mußte alle Tag meinen Morgen und Abendsegen buchstabieren und alle halbe Jahr löblicher Gewohnheit wegen, zum Nachtmahl gehen. Da nahm ich mein Beichtbuch andächtig in die Händ und laß, was ich aufschlug. Mein Beichtvater hat mich einmahl ausgefilzt, weil ich in der Beicht das Gebeth eines abgedankten Soldaten laß. — Der wunderliche Mann! Als ich mit vielen närrischen Ceremonien zum Gesellen gemacht wurde; ha! da war ich ein Bursch! Mit Jauchzen und Froloken, mit Singen und Saufen begab ich mich in die Fremde und niemand gieng mit mir, als ein Haußhoher Rausch, der mich 6 Stund weit begleitete. Weil ich ein geschenktes Handwerk hatte; so hielt ich mich bei keinem Meister lange auf. Wo ich mich aber aufhielt, da zeigte ich mich als einen ehrbaren Handwerksgesellen. Ich trank, ich spielte, ich gieng spazieren und hatte nach löblichem Handwerksgebrauch meine Menscher. Endlich kam ich unter dem Segen Gottes nach Hauß, wurde Meister und nahm mein iezige Weib. Aber ich wollte, ich hätte das Luder nie gesehen! Geh ich ins Wirthshauß, so zankt sie. Spiel ich, so zankt sie. Geh ich an Sonn- und Feiertagen, wie es halt kommt, zum Rappen nach Altenstatt in die Kirche, so zankt die Canailie. Der Teufel kan ihr nichts recht thun!

Nun sagen Sie mir Herr Gevatter, ob ich schuld daran bin, daß der Ziegel auf dem Dache nimmermehr mein ist und daß mein ganzer

Haußrath nach und nach spazieren gehen muß[1]). Foutter! das ist ärgerlich! Ich bethe doch manchmahl und habe eine grose Bibel im Hauß. — Schreiben Sie mir doch an Weyhenachten. Sie wissen wohl, daß iezt bald daß Kräpflein[2]) ist. Ich verlange weiter nichts, aber meine Kinder möchten sich einmahl widerum satt eßen. Ich verbleibe

Euer Wohlehrwürden
gehorsamster Diener und Gevatter
Meister Urian.

N. S. Wan Eure Wohlehrwürden ein paar abgelegte Hosen hätten; so wollte inständig darum gebetten haben.

104.

[im Auszug.]

Antwort des Pfarrers.

Er könne bei seinen eigenen bescheidenen Verhältnissen seinem Jammer nicht abhelfen. An seinem Unglück sei der Herr Gevatter selbst schuld; er solle sich bessern. „Überhaupt scheint man in Geißlingen ganz besondere Begriffe von Erbarkeit und Gottesfurcht zu haben. Die Entheiligung des Sabaths hat nirgends so sehr überhand genommen, als bei euch. Alle Sonn- und Feiertage ist meine Kirche ganz umringt mit Geißlingern, die heruntergekommen sind, nicht aus Andacht, sondern nur dem Rappen, dem Hirschwirth oder gar der düken Wirthin ihr Compliment zu machen. Lehrbuben gehen unter der Kirche zum Thor hinaus und treiben Zoten und Possen ... Indessen sind die Geißlinger Kirchenstühle leer, biß auf einige Spitalweiber und einige betagte Patriarchen, die noch zimmlich andächtige Gesichter schneiden. Dabei ißt und trinkt man das beste und vor die Kinder läßt man Gott und den Spital sorgen." Er solle beten und arbeiten, so werde der Segen Gottes wieder über sein Haus kommen.

105.

Geißlingen, d. 5. Dezember 1768.

Mein lieber Freund,

Man trägt sich iezo allenthalber mit einer sehr merkwürdigen Neuigkeit, die aber zugleich sehr traurig ist. Es soll nehmlich den

---

[1]) Eine hier von J. G. Fischer zitierte Stelle über die schlimmen Verhältnisse der Geislinger Handwerker findet sich in Nr. 117 vom 20. Jan. 1769; eine ähnliche in Nr. 90.

[2]) Ein Festgebäck in der Adventszeit.

22ten vorigen Monats das grose und prächtige Neapolis in Italien durch ein gewaltiges und erschröckliches Erdbeben fast gänzlich zu Grunde gegangen seyn. Viele tausend Menschen soll der Schutt der Häuser zugedekt haben. Da ich aber diese Nachricht noch in keiner, als in der Frankfurther Zeitung gelesen habe; so will ich aus herzlicher Liebe gegen meinen Mitbrüdern wünschen, daß diese traurige Nachricht nicht gegründet seyn möchte.

Leben Sie wohl. Ich bin

Dero ergebenster Diener.

106.

Neueriahrswunsch.

Geliebte Eltern, soll ich nicht
beim Wechsel neuer Zeiten
nach meiner iugendlichen Pflicht
heut Lob und Dank verbreiten?
Heut, da so manches Herze glüht,
da Wunsch u. Dank aus dem Gemüth
hinauf zum Himmel steigen,
heut sollt' ich schweigen?

O nein, es wallt in meiner Brust
ein iugendliches Feuer,
die Huld, die mir von euch bewußt,
macht mir ein Leben theuer,
das ihr voll treuer Zärtlichkeit
der Wohlfahrt eures Sohns geweiht;
voll Elterlicher Triebe
war eure Liebe!

Ich war ein Kind und eure Huld
trug mich auf sanften Händen,
nie konnte auch die gröste Schuld
mir eure Lieb entwenden.
Ihr kleidet, speißtet, tränktet mich
und euer Herze zeigte sich
an iedem meiner Tage
mit wärmerm Schlage.

Nun Gott der von dem höchsten Thron
auf euch herunter schauet,
der Gott sei euer Schild und Lohn,
auf den ihr kindlich trauet.
Der Seegen ströhme wie ein Bach
auf allen euren Wegen nach.
Es stöhre eure Freuden
kein heimlichs Leiden.

Nicht Mangel soll zu unsrer Zeit
in eure Wohnung schleichen.
Wenn eure Nahrung euch gedeit,
so muß der Mangel weichen.
Der Vater sei in dem Beruf,
zu dem ihn Gott der Herr erschuf
bei seiner Hände Werke
voll muntrer Stärke.

Die Sorgen, die der Mutter Brust
so oft mit Schmerz erfüllen,
die wolle Jesus, ihre Lust,
mit seiner Gnade stillen.
Es breite Gott auf unser Hauß
Die Strahlen seiner Liebe aus.
Er zeige sich im Leiden
als Schöpfer der Freuden.

Ich aber will zu Gottes Preiß
mein Herz zum Guten ziehen;
es soll von Gottesfurcht und Fleiß
zu eurer Freude glühen.
Gott, machst du meine Wünsche wahr?
O seeliges, o frohes Jahr!
O Hofnungsvolle Zeiten!
Ich iauchze vor Freuden: Halleluia!

107.

Neuiahrswunsch vor kleine Knaben.

Eltern, heut
ist mein Herz voll Freude,
und ich trett voll Dankbarkeit
heut an eure Seite.

Wenn ich doch
etwas älter wäre;
so erschallte heute noch
euch ein Lied zur Ehre.

Aber ach,
kan ich doch nur Lallen;
dann ich bin noch klein und schwach
laßt es euch gefallen.

Dieses Herz
das mir Gott gegeben
steiget heute Himmelwärts
für der Eltern Leben.

Groser Gott,
sei des Vaters Stärke,
Daß er in Gefahr und Noth
deinen Beystand merke.

Schüze du
meiner Mutter Leben
Glük, Zufriedenheit und Ruh
wollest du ihr geben!

Gott, zu dir
bring uns all hinüber!
Doch die Augen gehen mir
vor Empfindung über.

108.

Neuiahrswunsch vor Kinder.

O Vater, die Leute
sind heute voll Lust;
sie wünschen sich Freude
aus redlicher Brust.

O Mutter, mein Leben,
mein Glük auf der Welt;
was kann ich euch geben?
ich hab ia kein Geld.

Die grösseste Gabe,
die gäb' ich euch gleich;
doch was ich hier habe,
ist alles von euch.

Doch sehet voll Güte,
voll Liebe und Huld,
mein treues Gemüthe
ersezet die Schuld.

Ich weiß es mit Schmerze,
wie arm ich noch bin;
da habt ihr mein Herze
da nehmet mich hin.

111.

Hochwertheste Eltern,

Die Freuden
der Jugend erfüllen mich nun,
was soll ich beim Wechsel der Zeiten
aus kindlicher Dankbarkeit thun?
Heut wünschet mit freudigem Blik
ein ieder dem anderen Glük.

Und ich? Wie könnte ich schweigen
beim Anbruch der seeligen Zeit?
O könnt' ich Empfindungen zeigen
wie wäre mein Herze erfreut!
Es wallet im iungen Geblüthe
ein sanfter und zärtlicher Trieb,
Es lispelt in meinem Gemüthe:
Wie hab ich die Eltern so lieb.

Sie wachen, sie denken, sie sorgen,
vom Morgen, bis tief in die Nacht.
Vom Abend, bis wieder an Morgen
sind sie auf mein Glüke bedacht.
O Eltern, wie kan ich euch ehren
nach treuer und kindlicher Pflicht?
Es rollen aus Dankbarkeit Zähren
der Freude an meinem Gesicht!

Noch blühet der Vater im Glüke,
noch schenket der Himmel ihm Kraft
Damit er mit sorgendem Blike
am Wohle der Seinigen schaft.
Noch betet die beste der Mütter
zur Freude der Kinder im Flor.
Drum steigen drei iunge Gemüter
anheute zum Himmel empor.

Ihr Eltern, lebt lange im Seegen,
lebt lange in blühendem Glük!
Euch strahle der Himmel entgegen
und treibe die Sorgen zurük!
Er schaffe Gehorsam und Tugend
auch heute in kindlicher Brust
und mache in blühender Jugend
mich stets zu der Meinigen Lust!

So stehen, so steigen Palläste!
So fliehet der Mangel hinaus!
Drum wünsch ich am heutigen Feste:
Gott kröne mit Seegen dies Hauß [1]).

Aus 112.

Gott gebe dir mein l. Friz,
in diesem Jahr mehr Muterwiz,
mehr Fleiß und mehr Geschiklichkeit,
mehr Demuth und Bescheidenheit.
Sey reinlich und beschmiere nicht
dein Buch, die Hände, das Gesicht,
zieh artig dich in Kleidern an
daß dich ein ieder loben kan,
Gott gebe, daß niemalen Spreu
und Seegmehl in dem Kopfe sey.

Er mache dich in neuer Zeit
recht klug, recht wizig und gescheid.
Daß man einst von dir sagen kan:
Ei seht, das ist ein ganzer Mann!
Er schreibt, er denket, rechnet, lißt,
Er ist ein Bürger und ein Christ.
Hört, wie der Man so weislich spricht!
Er saufet, flucht und spielet nicht,
Wie Geislingen, die kleine Stadt
Die viele solche . . .

113.

Geißlingen, den 10. Jan.: 1769.

Bester Freund,

Dieses Jahr kommen nicht allzuviel Knaben aus der Schule und die meisten sind so geschikt, daß sie Professores der Dummheit auf der Universität Ochsenfurth werden könnten.

Der Nikel Horibilicribrifax möchte auch gern aus der Schul in die freye Lufft kommen. Er ist auch der geschikteste Kerl von der Welt. Er frißt seinen Catechißmum vortreflich und sauft eine gute Handschrifft. Ja er gibt alle Hofnung, daß er in die Fußstapffen seines Herrn Papa tretten werde. Dieser gute Mann hat sein vierzigstes Jahr zurükgelegt, ohne wie andere Schwaben gescheid zu werden; er hat aber einen Accord auf noch 40 Jahre geschlossen. Zwischen dieser Zeit bleibt S. T. Herr Hanß Horibilicribrifax ein privilegirter Dummkopf. Soll man den Monsieur Niklas aus der Schule lassen?

Mathias Wächtele will auch aus der Schul fliegen. Er ist klein, dumm und ungeschikt, und hat alle Eigenschaften eines jungen

---

[1]) Ursprünglich stand dafür der seltsame Vers:
Gott blase den Seegen vors Hauß.

Esels an sich. Er bliebe wohl noch länger in der Schul, aber ihm begegnete neulich ein groses Unglük. Als er in die Kirche gehen wollte, so ergrif ihn eine Windsbraut und sezte ihn auf das Kirchendach. Zum Unstern kam eine Dohle, nahm ihn in Schnabel und trug ihn in ihr Nest. Hier vertheidigte er sich gegen die Dohle so lange, bis ihm der Thurnmann zu Hülffe kam, welcher das Nest ausstührte, und den guten Knaben in seiner Pelzkappe auffieng. Doch im Ernst, es wäre zu wünschen, daß niemand aus der Schule gienge, bis er in seinem Christenthum, im Lesen, im Schreiben und anderen nüzlichen Wissenschaften wohl gegründet ist. Aber wie viele sind das? Lebe wohl. Neues weiß ich nichts, als daß gestern 130 Reuter vom Regiment Altmodena hier durchmarschiert sind. Es waren gröstentheils schöne Leute und wohl beritten. Ich verbleibe

Dein wahrer Freund
Jakob Hurtig.

114.

Geißlingen den 13. Jan. 1769.

Lieber Bruder,

Heute ists mir als wann ich Weßpen im Hintern hätte. Dann denk nur! Da soll ich in der Schule sizen und Feder fuxen, da doch auf dem Markte etwas lustiges zu sehen ist. Es ist nehmlich ein Gaukler hier, welcher mit verbundenen Augen auf einem Saile tanzen und trummlen kan, der seinen Leib so schwinket und drehet, daß man meinet, die Ribben sollten ihm zerbrechen. Heute macht er seine Gaukeleyen auf einem Sail und ich soll nicht dabey seyn? Man sollte einem iungen Menschen weit mehr Freiheit lassen, dann wann er ein alter Knaster ist, so ist's Zeit genug daß er Runzelen schneidet und vor allen Freuden vorüber gehet. Aber iezt, da ich noch jung bin, die Hosen auf dem Schulbank verrutschen; beym Henker! Das ist nicht auszustehen. Mein Herr Präceptor sagt mir zwar, daß man einmahl nicht fragen werde: Hast du viel Gaukler, Comödianten, Hanßwürst, Sailtänzer und Taschenspieler gesehen? Sondern: hast du etwas gelernt? Aber mein Präceptor schwäzt viel, wann der Tag lang ist. Der Deixel! Hat man dann seine Augen umsonst? Vor Ungeduld möchte ich mein Papier fressen, die Feder wie ein zorniger Hund zerbeißen und meine Dinte aussaufen.

Himmel, welche Pein!
in der Schule seyn,
diesem finstern Loch!
Wer hier immer sitzt
und bei Büchern schwizt,
hat ein schwehres Joch!

Doch ich will mich dißmahlen bemühen, meinen Verdruß zu verbeißen. Der Fuchs sagte zu den Trauben, die er durch keinen Lufftsprung erreichen konnte: Sie sind sauer; und ich will zu dem Gaukler sagen: Er ist ein Narr. Lebe wohl, liebster Freund, so verdrüßlich ich bin; so nenne ich mich doch von Herzen

Deinen wahren Freund
Jakob Quekfilber.

115.

Geißlingen d. 17. Jenner 1769.

Mein Freund,

Was man am Tage treibt, das kommt einem gemeiniglich im Schlaf vor. Seit kurzer Zeit ist man viermahlen auf dem Schweinjagen gewesen. Die andre Jagd ist so lustig abgeloffen, daß man darüber in Ulm gewaltig gespottet hat.[1])

Hundert weltberühmte Schüzen
gehen freudig in den Wald,
ihre Flintenläufe blizen,
wan das frohe Jagdhorn schallt.

Zwanzig grobe Possenreißer
treiben hinter ihnen her
und des Pauli Bärenbeiser[2])
brummt wie ein gereizter Bär.

Sechzehn wilde Schweine zittern
vor der tödlichen Gewalt,
ihre feine Nasen wittern
Hundert Schüzen um den Wald.

Wehe euch ihr wilden Säue
iezo hat es grose Noth,
ieder Schüz bei meiner Treue
schüset ein halbduzend tod.

Halt! was wollt ihr heute machen!
alle Schüzen schreien Mord!
Puf! Paf! — Hundert Flinten krachen
und — — die Schweine laufen fort.

---

[1]) Schubart spottete gern über die Jägdler, s. Chronik 1776 S. 30; vielleicht auch in Ludwigsburg, s. Hauff S. 86.

[2]) Hund.

Doch die lezte Jagd ist glüklicher abgeloffen, indem man drei wilde Schweine eingebracht hat. Ich war auch mit dabey, und weil mir das Ding immer im Kopf herum gieng, so hatte ich des Nachts folgenden Traum:

Mich däuchte, Ich wollte in die Schule gehen und meine ganze Schule hatte sich in einen diken Wald verwandelt, welcher ganz mit Jägern umstellt war. Die Treiber schrieen und die Hunde schlugen an. Auf einmahl stürzte eine ganze Heerde wilder Säue aus dem Wald hervor, die Schüzen drükten loß und ein ganzes Dutzend der grösten und fettesten wilden Schweine blieben auf dem Plaz liegen. Ach, dachte ich, so gibt es in meiner Schule wilde Säue? — — Ui, Ui, grunzte ein grimmiger Eber auf mich loß, nahm mich mit seinem Fangzahn bei den Hosen und wollte mich eben zerreißen, als ich vor Angst und Schreken erwachte.

Dieser böse Traum ängstiget mich so sehr, daß ich mir deine Erklärung darüber ausbitte.

Lebe wohl und liebe

Deinen aufrichtigen Freund

Israel Tipptapp.

117.

Geißlingen den 20ten Jan. 1769.

Hochgeehrtester Herr Vetter,

Aus Ihrem leztern sehr werthen Schreiben ersehe ich, daß Sie zu wissen verlangen, was vor eine Profession ich zu erlernen gedenke? Es wäre mir lieb, wann ich Ihnen gleich eine gewiese Antwort ertheilen könnte. Aber ich und meine Eltern haben uns bißhero noch zu nichts entschliesen können. Die Handwerksleute in Geißlingen hoken so dik aufeinander, daß man sich nicht unter sie dringen kan, ohne fast erdrükt zu werden. Hier sind etwann 1500 Menschen, groß und klein, Einheimische und Fremde, unter dieser geringen Anzahl befinden sich folgende Handwerksleute und Professionisten:

28 Holz= und Beindrechßler, 20 Schumacher, 15 Schneider, 20 Beken, 30 welche im Feuer arbeiten, als Kupfferschmiede, Huf= und Nagelschmiede, Messerschmiede, Waffenschmiede, Zinngieser u. dgl., 7 Schreiner und 3 Zimmerleute, 5 Küfner und 4 Kübler, 4 Glaßer, 1 Buchbinder, 4 Maurer, 7 Sailer, 5 Weißgerber, 14 Tuch= und Zeug=

macher, 7 Rothgerber, 6 Sattler, 6 Sekler, 10 Mezger, 4 Strumpfweber, 2 Huthmacher, 2 Büchsenmacher, 2 Kürßner, 8 Leinenweber, 5 Me[r]zler[1]), 2 Wagner, 3 Spindlendräher, 2 Ölschlager, 2 Hafner, 1 Nadler, 17 Wirthe, 8 Müller. Dann dieienige Leute, welche eine Kunst oder Profession erlernt haben oder sich der Handelschafft gewidmet, als:

1 Apotheker, 9 Kauf- und Handelsleut, 2 Lakierer, 3 Zukerbacher, 5 Baader, 2 Bordenmacher, 3 Färber, 1 Papiermüller, 2 Gärtner, 2 Druker.

Doch, wer wird alle diese Leute zusamenzehlen? Genug, daß Sie darauß sehen können, wie schwehr es unter einer solchen Menge von Arbeitern halte, sein Auskommen zu finden. Daher geht es auch unsern Handwerksleuten so hart, daß sie kaum die Woche einmal ein christliches Räuschlein trinken können. Doch sind noch verschiedene Handwerksleute übrig, die man allhier nicht antrift, als: Goldschmiede, Zirkelschmiede, Gürtler, Knopfmacher, Marner [Grautucher], Veilenhauer, Plechler, Bürstenbinder, Siebmacher u. dgl.

Schreiben Sie mir also mit nächster Gelegenheit, zu was ich mich entschliesen soll. Ein Handwerk, wo man sich doch nicht so gar plaken darf, wäre mir das Liebste. Leben Sie wohl. Ich verbleibe

Dero ergebenster Diener
Jakob Faulholz.

118.

Geißlingen d. 24ten Jan. 1769.

Lieber Freund,

Es war einmahl eine Stadt, welche man Wuwu oder Hundsstadt nannte. Daselbst war Sultan, eine grose englische Dokke, der oberste Regent und andre gemeine Hunde waren seine Mitregenten. Unter diesen hatte sich Dummdumm, ein fetter Mezgershund zur Würde eines Hundemeisters hinaufgefressen. Der gute Dummdumm hatte nichts gelernt, als viermahl des Tages zu fressen und einen Kübel voll Wasser auszusaufen. Im übrigen war er so dumm, daß noch heutiges Tages das Sprüchwort von ihm übrig ist: das ist ein Hunds-

[1]) Merzler = mercellarius = Viktualienhändler.

dummer Kerl. Dem ungeachtet wollte er gescheider seyn, als andre Hunde und lästerte über alles, was er nicht verstand. Einstmahl kam ein gereißter Budel in die Stadt, welcher frei heraus sagte: Ihr Herrn zu Wuwu seid alle von Herzen dumm; kommt her, ich will euren Hundsverstand bessern und euch Weißheit lehren.

Er lehrte hierauf den Bärenbeisern Wachsamkeit, den Jagdhund das Jagen, den Budel und den Poloneser[1]) allerhand Hanßwurststreiche. Jeden Hund, den Schaafhund, den Wachtelhund, den Trüffelhund biß auf das kleine Möpßchen suchte mein fleisiger Budel einem[n] ieden nach seiner Art abzurichten. Als dieses der weiße Herr Dummdumm hörte, so kurrte er gewaltig und sagte mit einer patriotischen Hundswuth: Was sind das für verfluchte Neurungen! Mein Vatter war Hundsdumm, mein Großvatter Hundsdumm, mein Ur-Ur-Ur-Ur-Großvatter höchst dummen Angedenkens war ebenfals Hundsdumm; ich aber übertreffe sie alle, dann ich heise Dummdumm und doch habe ich mich zur Stelle eines Hundemeisters emporgeschwungen. Was sollen also diese Narrenspossen? Ein Hund darf weiter nichts könen als das Lumpengesind anbellen, auf allen Vieren vor den Füßen seines Herrn herumkriechen und heißhungrig an seinen Knochen reisen. Kurz, ihr Mithunde, nichts sollt ihr können, als bellen, gehorchen und fressen. — Hierauf blökte er dem guten Budel grimmig die Zähne; aber der schlaue Budel ließ einen Wind streichen und verbarg sich in seiner armseeligen Hundshütte; wo er über den tollen Dummdumm spottet und sich mit der Weißheit des Sultans tröstet.

Die Moral zu dieser Fabel kann man hierauß ziehen, wann ich gestorben bin. Lebe wohl und denke an

Deinen Freund
Äsopus.

119.

Geißlingen den 27. Jenner 1769.

Liebes Brüderlein,
Dieser Brief ist klein
weil ich armer Knabe
keine Einfäll habe.

Ich bin noch gesund
wie ein Wachtelhund;
springen, tanzen, lärmen,
auf der Gasse schwärmen

[1]) spätere Korrektur: Bologneser.

mit gesundem Leib
ist mein Zeitvertreib.
Mit den Märblen [1]) spielen
und im Kothe wühlen
mit der Knaben Heer,
freut mich gar zu sehr.
Dinte, Buch und Feder
liebet nicht ein ieder.

Bruder, schreibe nicht,
schone dein Gesicht.
Eile zum Vergnügen,
laß die Bücher liegen
komm zu deinem Freund
Der es redlich meint.
Lebe wohl, mein Engel,
Denk an Einen
Schlingel.

128.

Geißlingen den 17. Februar 1769.

Meine Söhne,

Wann ich ein gutes Zeugniß von euch höre, so freut es mich von Herzen. Es ist mir demnach ungeheuer lieb, daß der Herr Cantor euch nicht verklaget, sondern ein gutes Zeugniß ertheilt hat [2]). Es ist zwar eure Schuldigkeit, euch edel und rechtschaffen aufzuführen; da es aber so wenige thun, so halte ich ungemein viel auf die Knaben, die in der Abwesenheit wie in der Gegenwart ihres Lehrers fleisig, sittsam und bescheiden sind. Ich kan den jungen Rauschebausch und den kleinen Zikzak deßwegen auch nicht leiden. Diese Bursche sind ganz ehrbar vor ihren Eltern und vor ihrem Lehrer; sobald aber der Vatter oder der Präceptor den Rüken kehrt, da gehts an ein turnieren, der Staub steigt aus den Bänken auf und man glaubt eher unter einer Gesellschaft von Graßteufeln als von vernünftigen Menschen zu seyn. Darum erhaltet euer gutes Lob! Seid vernünftig, gesittet, fleisig, geschikt, höflich und bescheiden; so könnt ihr euren Eltern und mir einmal Ehre und Freude machen. Lebel wohl und denket an

Euren getreuen Lehrer
S.

130.

Hochgeehrtester Herr Vetter!

Sie fragen mich in Ihrem letzten Schreiben: Was ich werden wolle? Und ich bin so frey Ihnen offenherzig meine Meinung zu sagen.

---

[1]) s. S. 372.

[2]) Offenbar hatte Cantor Röbelen in Schubarts Abwesenheit, während dessen Reise nach Eßlingen und Ludwigsburg, die Aufsicht über Schubarts Schule übernommen.

Nicht ein Gelehrter, der oft bey seinen sieben freyen Künsten, Hunger und Kummer leidet, nicht ein Beamter, der durch Baurenflüche geängstiget wird, nicht Kaufmann, der auf Credit lebt, nicht ein Soldat, der sich um fünf elende Kreuzer des Tages todt schießen lassen muß, sondern ein ehrlicher Handwerksmann will ich werden. Freudig will ich meine Lehrjahre aushalten, freudig mit meinem Bündelein durch die Welt reißen, freudig wieder nach Hauß kommen und als ein rechschaffener Bürger Gott und dem Vaterlande dienen. Es ist mir lieber, man nennt mich einmal einen Meister als einen Herrn, da man heutigen Tages jeden Bettler dem das Hemd zu den Hosen heraus hängt, einen Herrn nennt.

Sind Sie mit meinem Entschlusse zufrieden, so erlauben Sie mir, daß ich mich nenne

Dero ergebensten Diener
N. N.

131.

Mein Freund!

Es wundert mich gar nicht, daß Du in Deinem letztern Briefe mich so heftig tadelst, weil ich Latein lerne, denn ich weiß, daß Du im Lateinischen weit weniger verstehest, als der elendeste Suppenlateiner.

Aqua das Wasser
Vinum der Wein
Sartor der Schneider
ist all Dein Latein.

Du machst es also wie die Hottentotten, welche dasjenige verachten, was sie nicht verstehen. Ich meines Theils will so viel Lateinisch lernen, als ich kann. Ein guter Lateiner kann überall in der Welt fortkommen, da hingegen ein bloßer Deutscher Michel ausser seinem Vaterland kaum von einigen Handwerksburschen verstanden wird. Glaube mir das und denke an

Deinen Freund
N. N.

136.

[Zum Teil.]

Mein Freund!

Sie schreiben mit Recht, daß der Mensch selten aus der Art schlage. Deswegen haben die Alten die Sprüchwörter gemacht: Art läßt nicht von Art und der Apfel fält nicht weit vom Stamm. Wie die Menschen gröstentheils an ihrem Gesicht zu erkennen sind, zu was

für einem Geschlechte sie gehören, so schlagen sie gemeiniglich in der Gemüthsart ihrer Väter nach.

[Beispiele: Jakob Drach, Wilhelm Sanftherz, Lucas Beelzebub, Gottlieb Christfels, Michael Schweinbelz, Ulrich Stinkfaul, Hans Schöps, Niklas Mauskopf. — Ein Zauberer hatte sich aus einer Katze ein Weib gezaubert, aber: er durfte seinem Weib nur ein böses Wort geben, so fiel sie ihm in den Bart und zerkrazte ihm das Gesicht und des Nachts stahl sie ihrem Manne das Geld zu den Hosen heraus. Das wäre noch angegangen, weil dieses die meisten Weiber auch thun[1]). Aber einstmals verfiel sie wieder so sehr in ihre Katzennatur, daß sie ein Mäußchen fing und fraß. Da mußte sie wieder eine Katze werden.]

Art läßt nicht von Art,
sonst ließ die Kaz das Mausen.
Sie ziehlt mit ihrem Bart
und wird noch manches Fell zerzausen.

Drum schweiget nur ihr dumme Tadler,
wann ihr oft böse Buben seht.
Ein Sperling zeuget keinen Adler,
ein Eselskopf wird kein Poet.

Der junge Fuchs wirds mit dem alten,
der Sohn mit seinem Vater halten.
Es stiehlt der alte Rabe,
der junge stiehlet auch.
Ein junger und ein alter Schwabe
lebt nach dem ältsten Brauch.

Sie sehen, mein Freund, daß das alte deutsche Sprüchwort vollkommen wahr sey: Wohl dem Kind, das von guter Art ist!

Leben Sie wohl und lieben Sie

Ihren wahren Freund und Diener
N. N.

150.

Lieber Vetter!

Jezt ist es sehr langweilig in der Schule; denn die Hizze ist so groß, daß ich lieber schlafen als lernen möchte. Aber, ich weiß nicht, wie es kommt, auf den Gassen schläferts mich niemals. Doch wie finster ist es in der Schule[2]) und wie helle auf der Gasse! Da sehe ich den Weibern auf dem Markte in die Kretten[3]), wo so schöne reife

[1]) Eigene Erfahrungen? s. S. 115.

[2]) s. S. 418.

[3]) s. S. 403 oben.

Beere und rothe und schwarze Kirschen sind. Manchmal bekomme ich so ungefähr einen Kreuzer, mit dem ich gleich dem Markte zu laufe und Beere oder Kirschen hole. O, wie freue ich mich auf die Kirchweihe[1])! Da will ich essen, trinken, tanzen[2]), springen und meine Bücher, die wie geräucherte Schinken aussehen, immer unter dem Banke verfaulen lassen. Vivat die Kirchweihe! Ich verbleibe, wann du zu mir kommst, in alle Ewigkeit

Dein aufrichtiger Freund
Franz Tagdieb.

152.

Liebe Söhne,
lernet,
eh die Jugendzeit
sich von euch entfernet
und es euch gereut.

Denket an den Haasen,
Der nur Tag und Nacht
auf dem grünen Rasen
spielend zugebracht.

Als die Zeit verschwunden,
hatte er kein Brod [!],
mit des Jägers Hunden
hezt man ihn zu Tod.

Also liebe Knaben,
wollt ihr nicht zur Straf
Schimpf und Schläge haben,
Ey so lernet braf.

Mit den Marbeln spielen
bringet euch kein Brod,
faule Knaben fühlen
einmal Hungersnoth.

Ey so nimmt [= nehmt] die Feder,
sizt und lernet doch.
Euer Hosenleder
Kriegt davon kein Loch.

Geht den bösen Buben,
ganz aus dem Gesicht.
Bleibt in euren Stuben,
so erfriert ihr nicht.

Folgt ihr Gottes Worten,
Der es redlich meint.
bleib ich hier und dorten
Euer guter Freund

N. N.

153.

Mein lieber Michel Schief,
Hier ist ein kurzer Brief.
Ich kan nicht länger schreiben,
ihr müßt zurücke bleiben.

Denn ach der Kopf und Hand
sind jezt noch nicht im Stand,
recht lange Brief zu machen.
Die Klugen würden lachen,

---

[1]) s. S. 405 ff.

[2]) Das Tanzen der Knaben und Mädchen mit einander war bei diesem Fest bis in unsre Zeit herein gebräuchlich.

weil in dem Kopf nur Wind
und nicht Gedanken sind.
Ich kan nicht buchstabiren
und nicht die Feder führen.
Der Jakob Opferstok
macht mehr als einen Bok.
Ich und [der] Martin Pfizer
wir machen tausend Schnizer.
Bald fehlt ein Semicolon,
ein Komma und ein Colon.
Wer kan die Böke zehlen!
Jezt muß ein Punktum fehlen;
was groß ist, schreib ich klein,
kein Blat bleibt bei mir rein
man kan von meiner Dinten
mein Wappen immer finden.
Vors P sez ich ein B,
vors D schreib ich ein T;
es will mir dummen Tropfe
das Schreiben nicht in Kopfe [!].
O wär ich aus der Schul
auf einem Weberstuhl,
beim Schuster oder Gerber
beim Schneider oder Färber,
beim Wagen oder Pflug.
Der Brief ist lang genug,
ich schreib mich lahm und krumm
Ich heiße
Nikel Dumm.

Religiöse Gedichte aus Schubarts Schuldiktaten.

Lied auf den 5ten Sonntag[1]) nach Trinitatis.

Mel.: Schwing dich auf zu deinem Gott.

1.

Seele, was verzweifelst du
an des Himmels Güte,
Fehlt es dir an Glük und Ruh
und an Seelenfriede?
Ach so schreist du in der Noth:
Gott hat mein vergessen,
Dann ich muß mein armes Brod
offt mit Thränen essen.

2.

Hab ich gleich die ganze Nacht
bis an frühen Morgen
in der Arbeit zugebracht
und in tausend Sorgen,
dannoch fehlet mir das Glük
und die süße Freuden,
uud ich muß ein kleines Stük
Brot den Kindern schneiden.

3.

Arme Seele, schweige doch
mit betrübtem Klagen,
lebet nur der Schöpffer noch,
was wilst du verzagen:
Der dem Vieh das Futer gibt,
daß sie können essen,
der die ganze Erde liebt,
sollte dich vergessen?

4.

Gott, der vor die Menschen wacht,
stillt auch dein Verlangen.
Petrus hat die ganze Nacht
keinen Fisch gefangen.
Aber Jesus Christus sieht
seinen Schweiß und Leiden,
und der fromme Jünger zieht
nun das Nez mit Freuden.

---

[1]) Nach dem damaligen Ulmer Gesangbuch.

5.
Seine Neze reisen schier
vor der grosen Menge.
Dann der Wundermann ist hier
und der Herr der Dinge.
Ja Er sorget väterlich
vor der Frommen Tische,
Speiß und Trank vermehren sich
wie im Nez die Fische.

6.
Werfet nur in eurem Hauß
Neze, die euch quälen,
offt in Jesu Nahmen aus,
kan es euch nicht fehlen.
Wer dem Schöpffer Opffer bringt,
darf nicht ängstlich beben;
wer arbeitet, bethet, singt,
hat genug zu leben.

7.
Muß ich dann ein groses Guth
von den Meinen erben,
wann ich will durch Jesu Blut
Seeligkeit erwerben?
Nakend kam ich in die Welt
in der Zeit der Leiden,
nakend wann es Gott gefällt,
werd ich wider scheiden.

8.
Schöpffer nun verzag ich nicht,
wie die Sünder müßen,
wann mir gleich vom Angesicht
Schweiß und Thränen fliesen.
Wann ich nur auf Jesu Wort
treu und redlich schaffe;
o so leb ich ruhig fort
esse, trink' und schlafe.

9.
Nun ich folge Jesu nach
durch mein ganzes Leben,
was mir öffters hier gebrach,
wird Er dort mir geben.
Jugend[1]), wage deinen Zug,
stärke deine Hände;
o so hast du Brod genug
bis ans Lebens Ende.

Lied auf den Feiertag Jacobi.

Mel.: Meinen Jesum laß ich nicht.

1.
Welche Müter bethet nicht
Tag und Nacht vor ihre Kinder
Daß sie wandlen in dem Licht
und nicht gehn die Bahn der Sünder,
und sie stellet immerdar
ihre Kinder Christo dar.

2.
Aber Müter, die den Herrn
nur um Rang und Ehre bitten,
sind von Jesu Christo fern,
der den Hochmuth oft bestritten.
Nur die Demuth kan allein
Diesem Herrn gefällig seyn.

---

[1]) Man beachte die fast in jedem Lied sich findende Nutzanwendung.

3.

Eitle Eltern, lasset noch
heute eure Flügel sinken;
sprechet nicht: Herr stelle doch
den zur Rechten, den zur Linken,
Herr nimm uns're Söhne hier
und erhöhe sie zu dir.

4.

Jede Muter denket so,
wann sie ihre Söhne siehet
und sie ist im Herzen froh,
wann das Glük der Kinder blühet.
Jede glaubt was ihr gefällt
sei das Beste in der Welt.

5.

Doch sie mögen immerhin,
ihre Kinder glüklich machen
und in ihrem stollzen Sinn
and're Söhne nur verlachen;
aber Gott der Vater hört
das nur, was der Christ begehrt.

6.

Wer vor Kinder bethen will,
bethe, daß sie auf der Erden
fromm, gehorsam, fleisig, still
und geschikte Bürger werden;
So gefällt man Gott dem Herrn
und Er hört uns herzlich gern.

7.

Muß es dann nur auf der Welt
groß und reiche Leute geben?
Soll der Grose und der Held
nur in Gottes Gnade leben?
Und der Handwerksmann allein
soll vom Herrn verworfen seyn?

8.

O, ihr Knaben glaubt es nicht!
Reichthum, Ehre, Stand und Glüke
sind in Gottes Angesicht
gar verächtlich kleine Stüke.
Unter allem in der Welt
nur die Tugend Ihm gefällt.

9.

Ach so suchet in der Zeit,
Söhne, nicht so hoch zu steigen
Demuth und Bescheidenheit
ist den frommen Kindern eigen.
Und das ist der gröste Christ
der dereinst im Himmel ist.

10.

Ach so laß Herr Jesu mich
künftighin vor allen Dingen
wie ein Krieger, ritterlich,
nach der wahren Ehre ringen;
vor der ganzen Erde klein
und im Himmel groß zu seyn.

Lied auf den 7ten Sonntag nach Trinit.

Mel.: Aus der Tiefe rufe ich.

1.

Kommt ihr Arme in der Noth,
fehlt es euch an Trank und Brod;
o so kommt und bethet nur
zu dem Schöpffer der Natur.

2.

Wischt die Thränen vom Gesicht,
euer Gott verläßt euch nicht,
und im Elend reichet Er
euch das Brod des Lebens her.

3.
Er erquickte einst die Seel
aller Kinder Israel,
und das Manna, das Er gab,
fiel in ihren Schooß herab.

4.
Selbst des Felsen rauher Stein
muß die klare Quelle sein,
die den Durst des Volkes stillt
und mit Stärke sie erfüllt.

5.
Schreit Elias in der Noth
in der Wüstenei nach Brod;
o so bringt der Raben Heer
Brod in ihren Schnäbeln her.

6.
Wenn der Heyland Jesus Christ
in der dürren Wüste ist;
sättigt er viertausend Mann,
die kein Engel speisen kan.

7.
Ach so traue nur auf Gott.
Christen werden nicht zu Spott
die in Hunger, Durst und Pein
dennoch voll Vertrauen seyn.

8.
Drum ihr Armen denket doch
Jesus Christus lebet noch,
der viertausend Mann gespeißt
und der Menschen Brüder heißt.

9.
Fromme Knaben denken so
und im Mangel sind sie froh,
weil ihr starker Glaube spricht:
Gott verläßt die Unschuld nicht.

10.
Wer in Arbeit und Gebeth
in der Gnade Gottes steht
leidet ewig keine Noth,
er hat Kleider, Trank und Brod.

Lied auf den 9ten Sonntag nach Trinit.

Mel.: Gott des Himmels und der Erden.

1.
Welche schrekenvolle Stimme
donnert in mein Herz hinein:
Thue Rechnung, eh im Grimme
meine Strafe bricht herein,
bringe heut dein Schuldenbuch
sonsten tödet dich mein Fluch.

2.
Groser Gott, was soll ich machen?
Angst und Zittern sagt es mir,
Daß ich alle meine Sachen
übel ausgericht vor dir.
Und ich weiß es, daß ergrimmt
Gott die Rechnung von mir nimmt.

3.
Doch ich will, eh das Verderben
meines Richters auf mir ruht,
wahre Freunde mir erwerben
mit dem ungerechten Guth:
Schuldner, nimmt von dem Gewinn
euren grosen Antheil hin.

4.
Habt ihr irrdische Gemüther
euren Mammon aufgehäuft,
so gebrauchet eure Güter
eh die Rache euch ergreift.
Reicht dem Armen in der Noth
Kleider, Speise, Trank und Brod.

5.

Wer bei Reichthum, Geld und Gaben
auch die Armen nicht vergißt,
wird den Schaz im Himmel haben,
den nicht Rost und Motte frißt.
Den nimmt nach des Lebens Lauf
Gott in Friedens Hütten auf.

6.

Jugend, hänget die Gemüther
nicht an Mammon Guth und Geld,
brauchet die ererbten Güter
oft zum Dienst der armen Welt.
Denn was hilft ein groses Guth
das umsonst im Kasten ruht?

7.

Was habt ihr in diesem Leben?
Reichthum? Ehre? Stand und Glük?
o das müßt ihr wider geben
oft in einem Augenblik.
Welt und Geld vergeht zugleich
nur die Tugend bleibet euch.

Lied auf den Michaelistag.

Mel.: Jesu meine Freude.

1.

Schöpffer aller Dinge
höre mich, ich bringe
dir ein Jubellied.
Salbe mich mit Öle,
daß die frohe Seele
nach dem Himmel sieht.
Groß ist Er
mein Gott und Herr
der auf goldnen Thronen sizet
und die Welt beschüzet.

2.

Geister ohne Mängel,
Seraphim und Engel
sind um seinen Thron.
Gott, der sie erschaffen,
leihet ihnen Waffen,
zu des Satans Hohn.
Ihre Macht
wird in der Schlacht
dich, der Hölle alten Drachen,
ganz zu schanden machen.

3.

Gottes Geister fliegen
strahlend vor Vergnügen
zu den Frommen aus.
Ihre Flügel breiten
sich von allen Seiten
über iedes Hauß.
Dieser Schuz
ist unser Truz.
Höll und Tod mag immer wüten,
wann sie uns behüten.

4.

Meine Füße stosen
sicher, wie in Gosen,
nie an einen Stein.
Wann die Engelschaaren
meinen Gang bewahren,
kan ich sicher seyn.
Dieser Staab
geht mit ins Grab
und sie werden mich mit Freuden
einst im Tode leiten.

5.

Reine Geister führen,
schüzen und regieren
iedes Frommen Schritt.
Wann die kleinen Seelen
ihren Weg verfehlen,
gehen Engel mit.
Jeder Knab
hat diesen Stab,
wann er Engel nicht betrübet
und die Tugend übet.

6.

Kommt ihr reinen Geister,
euer groser Meister
gibt euch Sonnenlicht.
Wischt des Himmels Erben,
wann sie weinend sterben,
Thränen vom Gesicht.
Bringt den Geist,
der sich entreißt,
bald aus diesem Weltgetümmel
in den schönen Himmel!

7.

Laß die Engelschaaren,
Gott, auch mich bewahren,
bis ich sterben muß.
Alsdann soll ihr Wagen
mich gen Himmel tragen
wie den Lazarus.
Alsdann singt
mein Mund und bringt
dir — und bethend fall ich nieder —
Dank und Freudenlieder.

Lied auf den 16ten Sonntag nach Trinit.

Mel.: Welt pake dich.

1. O Eitelkeit
dich will ich heut
mit Ernst betrachten.
Drum eilet von hinnen, vergängliche Freuden,
ich will mich auf bessere Dinge bereiten.

2. Mein Auge hat
vor Nains Stadt
ein Bild gesehen,
wie eitel die irrdische Dinge zu nennen,
wie flüchtig die Tage der Jünglinge rennen!

3. O Eitelkeit,
die Frühlingszeit
der Jugend fliehet,
wie reizende Veilchen im Thale verderben,
so müssen auch muntere Jünglinge sterben.

4. So sehen wir
das Leben hier
vorüber fliehen,
wie flüchtige Nebel im Sturme zerrinnen,
so eilen die menschliche Tage von hinnen.

5. O arme Welt,
dein Stolz zerfällt,
der Menschen reizet,
wie Türme und Berge und Schlößer versinken,
so sinket die Erde von göttlichen Winken.

6. Die Ehre ist
von kurzer Frist,
die Helden krönet;
heut könen sie noch in der Herrlichkeit prangen,
doch morgen ist wieder ihr Ansehn vergangen.

7. Reichthum und Geld,
der Gott der Welt,
wird bald vergehen,
nur dorten im Himmel sind Schäze zu sehen
die nicht wie die irrdische Schäze vergehen.

8. O Erdenglük
ein Augenblik
bist du zu nennen,
bald hebst du die Menschen, bald stürzst du sie nieder,
bald gibst du uns Schäze, bald nimmst du sie wieder.

9. Bald wird die Zeit
der Eitelkeit
vorüber fahren,
wie Räder an einem entfliehenden Wagen,
so fliehen die Räder an unseren Tagen.

10. Drum trachtet doch,
von eitlem Joch
euch loß zu machen.
entfliehet dem nichtigen Erdengetümmel
und sehet mit klügeren Augen gen Himmel.

11. O lieber Sohn,
aus Babilon
must du entfliehen,
so wird dir der Mittler im ewigen Leben
die daurende Freude der Ewigkeit geben. Amen.

Lied auf den 19ten Sonntag nach Trinit.

Mel.: Aus der Tiefe rufe ich.

[Matth. 9. Heilung des Gichtbrüchigen und Sündenvergebung.]

1.
Groser Gott, ein Sünder steht
hier vor deinem Thron und fleht
dich, der Schuld vergeben kan,
weinend um Vergebung an.

2.
Ach mich drükt die Sündenlast,
meinen Gott hab ich gehaßt
und verschmähte Jesum Christ
der die Liebe selber ist.

3.
Nie hab ich an Gott gedacht,
nie ein Opfer Ihm gebracht,
dann ich rannte blind und dumm
in der Laster Kreiß herum.

4.
Wollust, Leichtsinn, eitler Scherz,
braußten durch mein iunges Herz
und auf diese Welt erpicht,
dacht ich an den Himmel nicht.

5.
Aber Vater, höre mich
meine Augen öfnen sich
und ich sehe unter mir
schon die schwarze Höllenthür.

6.
Satan wartet voller Hohn
und das Feuer brennet schon,
das, von Rache Gottes voll
mich auf ewig martern soll.

7.
Wär der ganze Körper wund
und die Seele blieb gesund,
würd ich doch bey Gicht und Pein
glüklicher als iezo seyn.

8.
Doch der grose Wundermann,
der die Kranken heilen kan,
der vergibt nach seiner Huld,
auch den Sündern ihre Schuld.

9.
Eine fromme Zähre spricht
hier auf meinem Angesicht:
Jesus Christus sieh mich an,
der du gnug vor mich gethan.

10.
Groß ist meine Sündenschuld,
doch die Langmuth und Gedult
meines Heylands Jesu ist
höher als du Himmel bist.

11.
Wenn mir nur der gute Geist
Stärke in die Glieder fleißt [!],
Daß ich auf der Tugendbahn
stark und tapfer gehen kan,

12.
O so hat es keine Noth
und ich troze Höll und Tod
wann ich nur noch stammlen kan:
Jesus nimmt die Sünder an.

Lied auf den 20sten Sonntag nach Trinit.

Mel.: Herr Jesu Christ ich weiß gar wohl.

1.
Mein Richter, ach was fang ich an?
Ich bin ein Knecht der Sünden
und mein erschroknes Herze kan
kaum einen Tröster finden.
Du sizst auf deinem Richterthron
und deine Donner sprechen schon:
wie hast du Haus gehalten?

2.
Was fang ich an? Wo flieh ich hin?
O sündenvolles Leben!
Ich der ich Gottes Schuldner bin
soll ihm die Rechnung geben?
Mensch thue Rechnung? Welch ein Wort!
Mensch thue Rechnung! Welch ein Mord
zermalmet mein Gebeine.

3.
Antworte heut, wie lebtest du
in deiner ersten Jugend?
Warst du ein Feind der faulen Ruh
und übtest du die Tugend?
Hast du die Eltern stets geliebt?
Hast du den Lehrer nie betrübt?
Und warst du fromm und fleisig?

4.
Erfüllte nur die Reinigkeit
dein keusch und iunges Herze?
mißbrauchtest du die Jugendzeit
nicht zu dem eitlen Scherze?
Hast du dein Glük in Gott gesucht?
Gebethet nur und nicht geflucht,
und nicht den Herrn gelästert?

5.
Hast du in deiner Lehrlingszeit
der Faulheit dich entrissen
und dich der stillen Erbarkeit
und Tugend stets beflissen?
Warst du in einem fremden Land
mit bösen Buben nie bekannt
und flohst du ihre Strike?

6.
O groser Gott, was soll ich dir
vor eine Antwort geben?
Sieh doch mein armes Herze hier
in wahrer Buse beben.
Ich seufze mit zerknirschtem Geist
Gott der du auch mein Vater heißt
vergib mir meine Schulden.

7.
Beleidiget mein Nächster mich
so laß mich ihm vergeben,
sonst muß mein Vaterunser sich
umsonst zu dir erheben.
Vergib uns uns're Schulden gern
als wie wir unsern Schuldigern
die Sündenschuld vergeben.

8.
Laß mich so lang ich leben soll
mein Hause [!] wohl verwalten
und mach mich aller Freuden voll
wann du wirst Rechnung halten.
Ach Gott, mein Vater gehe nicht
mit deinem Knechte ins Gericht,
wer kan vor dir bestehen?

XV. Erinnerungen an die Geislinger Zeit.

1. Ludwig Schubarts Mitteilungen über Geislingen.

Aus der von ihm selbst verfaßten Lebensbeschreibung in: Sammlung von Bildnissen gelehrter Männer und Künstler, nebst kurzen Biographien derselben. I. Band, Gestochen und herausgegeben von Christoph Wilh. Bock. Nürnberg 1802.

Ludwig Schubart, geboren 1765[1]) den 17. Februar zu Geislingen bei Ulm, wo sein Vater Präzeptor und Organist war; seine Mutter eine Tochter des dasigen würdigen Oberzollers Bühler. Schon hier — in diesem zwischen steilen Felsbergen versteckten, von einem auf dem höchsten Felsen errichteten öden Turme gleichsam bewachten, von starken, einfältigen, gesundäugigen Natursöhnen bewohnten Städtchen, hatte sein Vater den entschiedensten Einfluß auf ihn. Oft ließ er den Knaben von seinen Schülern auf den erwähnten Turm hinauftragen; wies hinab auf die manchfaltigen Schönheiten der großen Natur — auf den steigenden Staubbach[2]); auf den goldlockigen Ziegenhirten, der, von seiner Herde umgaukelt auf der wild überhangenden Klippe sorglos zwischen Gesträuchen blies; auf den heimkehrenden Pflüger; den sanft steigenden Hüttenrauch; den im Abendrot glühenden See[3]); deutete dann mit thränendem Auge zum Himmel: „das alles hat Der da droben

---

[1]) Auffallenderweise sagt er selbst 1766!

[2]) Wasserfall beim Rötelbad?

[3]) Oberhalb der Stadt, befanden sich damals noch Weiher, s. S. 137.

gegeben und geschaffen!" Oft auch — am geselligen Winterabend, legte er den lauschenden Knaben auf seine Brust, ließ an der Wand verirrte Pilger und Spuckgestalten aufmarschieren und erzählte ihm Stunden lang Märchen und Wundergeschichten. Dadurch wurden in der zarten Seele des Kindes Eindrücke gebildet, welche den Jüngling und den Mann ewig begleiten werden.

L. Schubart war 4 Jahre alt, als sein Vater Geislingen verließ und als Organist und Musikdirektor nach Ludwigsburg versetzt wurde. Dieser Übergang vom einfachsten kindlichsten Landleben ins rauschende Getöse eines verderbten schwelgerischen Hofes, — der die widrigste Dissonanz im Leben seines Vaters ausmacht, und einen so entschiedenen Anteil an dessen nachfolgenden Verirrungen hatte, — war auch für ihn nicht ohne Folgen.

Sein Vater konnte sich ihm in der wilden Zerstreuung, worin er jetzt lebte, nun weit nicht mehr so widmen, wie ehemals; seine treue Mutter hatte selbst mancherlei Kummer zu bekämpfen, selbst zu wenig Mittel, als daß ihr bester Wille, ihm und seinen Geschwistern die volle Sorgfalt zu schenken, nicht der Unmöglichkeit hätte unterliegen müssen. Dazu kam eine tödliche langwierige Krankheit, welche sein zartes Leben auf den äußersten Rand des Todes hinausführte und seine Seele ein ganzes Jahr lang allem Wachstum verschloß . . . So konnt' es nicht anders kommen, als daß er bei der nachmaligen Entfernung seines Vaters, da seine Mutter in den Schoß ihrer Eltern zurückkehrte, nicht viel mehr als Lesen, Schreiben und die 5 Spezies nach Geislingen zurückbrachte.

Damals trat sein Vater seine Wanderschaften nach Heilbronn, Mannheim, Heidelberg, Saarbrücken, München an und setzte sich am Ende als Novellist zu Augsburg — wie das alles in dessen selbstverfaßtem Leben ausführlich zu lesen ist. Der Sohn ward indes in die nur für künftige ehrsame Zünftler eingerichtete Schule zu G. geschickt, welcher nach dem Abtritt seines Vaters ein sicherer Leibheimer vorstand, der sich nach Leib, Seele und Sitten, mehr zu einem Ochsenhändler, als zu einem Erzieher der Jugend qualifizierte. Bei diesem Menschen sollte er den ersten Grund zur deutschen und lateinischen Sprache, zum Christentum, zum Rechnen und Schreiben legen. Er hatte bereits seinem Vater zuviel abgehorcht und abgesehen, als daß ihm nicht das Lächerliche und Tölpische im Betragen seines Mentors Anlaß zu Spott und Trotz hätte geben sollen. Daher widerfuhr ihm öfters vor anderen seiner Kameraden mit blauem Buckel und aufgeschwollenen Händen aus der

Schule geschickt zu werden. Oft führte dieser Schulscherge den armen Ludwig wegen eines verstohlenen Lächelns, eines entfallenen Endreims, einer Mackel auf der Schrift, am Arme herum, und peitschte auf ihn ein, als ob seine Knochen ebenso eseltreiberhaft wären, wie die seines Peinigers. Sein Vater fand nicht für gut, ihn lange in solchen Händen zu lassen. [s. S. 210 oben, vgl. Pressels Vortrag S. 15. Später, vor der Augsburger Katastrophe, scheint Ludwig nach G. zurückgeschickt worden zu sein s. S. 210 unten]. — — —

So weit Ludwig Schubart. Was er hier über seines Vaters Nachfolger sagt, muß wahr sein. Leibheimer († 1812) war scheint's bei der Geislinger Bürgerschaft sehr unbeliebt. Als es sich daher um Anstellung eines Provisors[1]) handelte, 1778, hob man lieber durch Gerichtsbeschluß die Lateinschule auf. „Und da anbei auch von des Herrn Praeceptoris Rang geredet worden, so solle Ihme p. Extractum angefüget werden, daß, wann Er sich die Liebe und Freundschaft von der Burgerschafft wie seine Antecessores erwerbe, Er von derselben hierunter ein mehrers, alß er verlangen könne, erhalten werde."

Über Ludwig Schubart nur so viel, daß er in der Karlsakademie gebildet, 1787 Sekretär beim preußischen Minister Graf Herzberg, 1789 preußischer Legationsrat im fränkischen Kreise wurde, 1792 mit dem Charakter als Legationsrat sich ins Privatleben zurückzog, schriftstellerisch thätig war und am 27. Dezember 1811 unvermählt starb.

2. Ein Familienstück.

(Reliquie von Schubart 1775.)

Aus: Chronologen, ein periodisches Werk von Weckhrlin, Band XI. Frankfurt und Leipzig 1781. S. 351—354.

Hier, Bruder[2]), wo die Donau fließt,
sei brüderlich von mir gegrüßt
im deutschen Minnelied.
Du haßt, wie ich, Verlokenklang
und Frankreichs weibischen Gesang
Vom Wechselbalg zu Gnid.

Ach, Bruder, unsrer Jugend Glück
Schwimmt wonnesam vor meinem Blick!
Da war es immer Mai.
Da flog die Zeit wie Genien
mit zarten, goldnen Flügelchen
im Blütenduft vorbei.

---

[1]) Derselbe wurde übrigens 1780 doch noch angestellt. Dies war somit der dritte Lehrer in G.; heute wirken daselbst 15.

[2]) Konrad, vgl. S. 9.

Wie stumm, wie lauschend saßen wir,
wann du vom alten Hilben mir
ein Märchen vorerzählt!
Kein Wieland, kein Crebillion
hat launischern, hat frohern Ton
als den dein Witz gewählt.

Und was war's für 'ne Herzenslust,
wenn unsre heiße, nackte Brust
der Kocherfluß erfrischt,
und wir ein Fischlein silbern, zart,
ein Krebschen mit dem Stachelbart
aus ihm hervorgefischt.

Wie Nachtigallen sangen wir
beim goldbesaiteten Klavier
in sorgenfreier Ruh. —
Doch ach! wohin du goldne Zeit
voll wolkenloser Heiterkeit,
wohin entflohest du?

Ein Bruder modert schon im Grab![1])
Du hüpftest an dem leichten Stab
ins weite Feld hinaus.
Ich aber ritt, wie Don Quixott,
Bald im Galopp, und bald im Trott
auf Abenteuer aus.

Zur Dulcinea wählt' ich mir
ein Mädchen, wie dein Weibchen schier
so deutsch, so tugendreich,
so wonniglich — ich glaube gar,
daß es dein Weibchen selber war;
mein' Seel, sie sah ihr gleich!

Wir saßen oft auf Ziegelstein,
vergnügt als wie die Engelein
auf Morgenwolkensitz.
Und Händedruck und Augensprach
und ach und oh! und oh und ach!
war unser ganzer Witz.

Als ich einmal als Pädagog
im schwarzen Rock aus Aalen zog,
wie war ich da betrübt!
Kathrinchen hing an meinem Pferd.
Wir weinten laut. Sie war mir wert,
und ich von ihr geliebt.

Doch ach, ein böser Genius
entzog mich grausam ihrem Kuß;
Kathrinchen ward nicht mein.
Ha, nur Pistolen fehlten mir;
sonst, Werther, würd' ich izt bei dir
im Thal Ben Hinnom sein.

Das Schicksal launt gar wunderlich;
Kathrinchen, Bruder, war für dich,
für dich nur war sie da.
Zur sanften Liebe stimmt ich sie,
nun ist ihr Herz voll Harmonie
als wie Melodika.

Weg mit dem Schleier vom Gesicht;
er bildet junge Wittwen nicht.
Auf, Bruder, sei ein Mann.
Du bist ja sonst in Amors Reich
so streitbar und so thatenreich
wie Sultan Tamerlan.

Leb, Bruder, wie im Himmelreich,
an Tugend und an Freuden gleich.
Ganz schmeck dein Glücke, ganz.
Und wenn des Bruders Telyn schallt,
so flicht für ihn im Eichenwald
der deutschen Barden Kranz.

---

[1]) Johann Jakob, s. S. 201.

3. Aus der Deutschen Chronik Schubarts.

[Die nachfolgenden 4 Stücke wurden noch in Augsburg geschrieben.]

Deutsche Chronik 1774, S. 94—96.

Schreiben an den Verfasser der deutschen Chronik[1]).

Mein Herr!

Sie haben wohl recht, daß wir Protestanten im großen Geschäfte der Erziehung sehr kaltsinnig zu Werke gehen, und uns von unsern Glaubensbrüdern, den Herrn Catholicken, (denn sind wir nicht Brüder im Glauben an Jesum?) beschämen lassen. Hier ist ein Gemälde von der Schuleinrichtung meines kleinen Städtchens. Es sind hier zwey Schulmeister, die bey ihren Besoldungen vortreflich stehen können, aber wovon keiner die Eigenschaften eines rechtschaffenen Schullehrers besitzt. Einer hat die Anlage eines Korporals[2]), der im Prügeln seine Ehre sucht; der andere ist eine völlige Pagode[3]), der bey Lob und Tadel demüthig mit dem Kopfe wackelt. Morgens um 8. Uhr wird eine Heerde von Knaben in die Schule geschaft, ganz und zerrissen, gekämmt und ungekämmt, kothicht und gewaschen, bestrumpft und baarfuß. Nach dem Gebethe fangen die Kleinen an zu buchstabieren in einem so abscheulich gedehnten und langweiligen Tone, der sich mit nichts vergleichen läßt, weil die Natur keinen Vogel geschaffen hat, der so gräuliche Töne heult. Dann recitiren sie ihren Catechismus ohne Verstand, seitenlange Auslegungen darüber aus einem andern Buche, Gesänge von 20. bis 30. Strophen, Psalmen und Sprüche aus dem Zusammenhange gerissen, und weil die Knaben von all diesem nichts verstehen; so gähnen sie, just wie in Chodowiekis Kupferstiche, die „Landschule" betitelt, der Stunde entgegen, die sie aus dem dumpfen Schulkerker ruft. Dann gehen sie mit wilder Freude nach Hause, und das Vieh, welches eingetrieben wird, erregt keinen solchen Lermen, als eine Heerde Schulkinder nach geendigter Schule. Von 10. bis 11. Uhr wird das Lateinische gelehrt, aber ohne Rücksicht auf die künftige Bestimmung der Knaben. Das Decliniren, Conjugiren und verstandlose Vocabellernen, diese Gränze des hiesigen Pädagogen, ist auch die Gränze der Schüler. In 4. Wochen ist Alles wieder verlernt, was man hier

---

[1]) Bezieht sich auf einen Aufsatz: Erziehung S. 69.

[2]) Wohl Präzeptor Leipheimer s. S. 436.

[3]) Wohl Kantor Röbelen.

in ganzen Jahren eingeprügelt hat. Nachmittags wird es mit den deutschen Schülern wieder gehalten, wie Vormittags. Immer müssen Gesänge, Psalmen, Sprüche, Lieder, ellenlange Antworten auf ellenlange Fragen hergeleirt werden, und der wird als ein Wunder von Geschicklichkeit betrachtet, der den 119ten Psalm, und: „O Mensch, bewein dein Sünden groß" ohne Fehler recitiren kann. Zuweilen wird ein Brief angegeben, aber so elend, daß ihr neulich recensirter Briefsteller[1]) noch ein Plinius dagegen ist. Da ist nimand, der der armen Jugend die Sittenlehre, ihre Pflichten als Christen und als Bürger einzuschärfen weiß; niemand, der sie aus dem Anschauen der Natur auf die Erkenntnis des großen Gottes leitet; niemand, der die Schönheit der Tugend und die Häßlichkeit des Lasters schildert; niemand, der aus der Vaterlandsgeschichte die interessantesten Begebenheiten zu heben, und den Jüngling zum Patrioten zu bilden weiß; niemand, der künftige Land- und Hauswirthe zieht; niemand, der die Rechenkunst in allen Gattungen, nebst der Lehre von den Verhältnissen und Proportionen; niemand, der Schönschreibkunst, Orthographie, Meßkunst mit praktischen Aufgaben, Zeichenkunst und Mechanik, in so ferne sie dem künftigen Künstler oder Handwerker nützlich sind, mit Nachdrucke zu lehren weiß, und ach! ich sehe mein Städtgen mit künftigen Ignoranten und elenden Bürgern besäet, die zu jedem Geschäfte des bürgerlichen Lebens untüchtig sein müssen — Musik? — O die wollt' ich unsern unharmonischen Lehrern vergeben, wenn sie in den wichtigsten Dingen keine Ignoranten wären. Ich bin mit aller Ehrerbietung

— ß — — Dero gehorsamster Diener

Den 3. Mai 1774. J. G. B.

Die Antwort soll nächstens folgen, mein Herr Patriot[2]).

1774. S. 421.

Beytrag zur Geschichte der neusten Didaktik.

In = = ist eine Kolonie von den Abderiten. Dumm und zufrieden. Sie lassen auch, wie Horaz, den Himmel einfallen, und erschrecken nicht. Jüngst war's Rathstag. Was wird aus unsern Kindern werden? sagte der Burgermeister. Unsre Schulmeister sind unwissend:

[1]) im 5. Stück.

[2]) Die Antwort ist nicht erfolgt.

können kaum lesen; schreiben auch kaum. Schaut, meine Herren, wir hörens, wie die Katholischen in unsrer Nachbarschafft vor ihre Kinder sorgen, sie zu allem Guten anhalten, und ihnen Dinge lehren, wovon wir — was brauchts Rückhaltens! alle selbst nichts wissen. Wenn unsre Buben mit leeren Köpfen in die Fremde kommen, und sie von den weisern Katholiken gehöhnt werden; — werden sie nicht — O! erwiederte Scholz, lernen sie doch ihren Catechismus, und der ist ein Harnisch, der sie unüberwindlich macht — Und unser Schulmeister, sagte Blank der Glaser, ist doch ein freundlicher Herr, trinkt braunes Bier mit uns und Wein, und schlägt ein Spielchen Picket auch nicht aus. — Allzu viel wissen macht Kopfweh, schrie Buk, der Schneider, und — Christum lieb haben, ist besser, denn alles Wissen, sagte der Pfarrer, und hiemit hatte die Rathsversammlung ein Ende.

1774. S. 528.

Tonkunst.

In — sucht man einen Organisten, der zwey Präludia kann, eins für Sonn- und Feyertage, das zweyte für die Festtage; der ein paar Murki spielt, im Ton: Ey jagt mir doch die Käfer weg u. s. w.[1]) und den Choral ohne Vorspiel und ohne Manieren nach einem vom Stadtthurner geschriebenen Choralbuch, schlägt; der Kühnheit genug hat, sich über Quinten und Oktaven und andere solche Kleinigkeiten hinwegzusetzen, und zu Verhütung des Podagra im Pedal keinen andern Ton zu treffen weiß, als das tiefe c. Die Liebhaber können sich bey Herrn — in — melden; man hofft, es werden derer sehr viel seyn, weil sie mit der Matthesonischen Organisten oder Feuerprobe verschont werden.

1774. S. 551.

Gott zum Gruß.

Vielgeehrter Herr Chronikschreiber!

Kann nicht unterlassen, Ihm ein paar Zeilen zu schreiben, sintemal mir mein Herr Pfarrer aus Seiner Weltchronik vorlas, daß man einen Organisten brauche; aber der Teufel weiß, wo? Ich habe die überzwerchen Striche nicht zusammen bringen können. Mein Pfarrer sagt, es seyen Buchstaben, wie man in China, einer großen Stadt hinter Rußland, schreibt. Wann's nicht so gar weit weg ist, so will ich den Dienst wohl annehmen.

---

[1]) S. 167.

Ich verstehe, ohne Ruhm zu melden, noch was mehr, als der Pfarrer fordert. Ich kann drey Präludium, aus c. g. und f., mit den andern Tönen laß ich mich gar nicht ein, dann sie machen nur die G'meinde confus. Mein C. Präludium ist gar ein herrliches Stuck.

Aber dieß ist auch mein Festpräludium. An Sonn- und Feyrtagen nimm ich's nicht so genau. Unter den Communionen spiel ich: Weiche banger Schmerz u. s. w. mit dem Tremulanten, und aus der Kirch ein Presto, inn Ton: Hopsa Mariandel u. s. w. Mit dem Pedal mag ich nichts zu schaffen haben. Doch hab ich meinen Budel abgericht, der zuweilen drüber lauft. Im Choral bin ich ferm, ich spiele mit einem oder zwey Fingern, und hab mir mein Choralbuch selbst zusammen geschrieben. Die Zahlen hab ich weggelassen, dann die g'hören in Faulhabers Rechenbuch. Er darf mich also wohl zum Organisten rekommendiren. Ich bin ein billicher Mann, laß mit mir handeln, und nicht so stolz, wie manche Organisten, die sich auf ihr Kribes Krabes weiß nicht was einbilden. Hier schick ich Ihm eine Metze Huzeln vor Seine Müh, womit nebst dienstfreundlicher meiner Salutation allstets verharre

Dessen dienstwilliger
Michael Flachs
Organist in G.[1])

4. Aus Schubarts Selbstbiographie,

I. Teil 1791 von ihm selbst, II. 1793 von seinem Sohn herausgegeben, welche die wichtigste Erinnerung auch an die Geislinger Zeit bildet, wenn gleich die Darstellung nicht immer unanfechtbar ist, sind einzelne Abschnitte an den entsprechenden Stellen eingeschaltet worden. Die Stücke reihen sich folgendermaßen aneinander:

S. 9: „Ich war kaum — Betrachtung anzustellen." S. 24 bis 25: „Geislingen liegt — altschwäbischem Zuschnitte;" zu ergänzen durch: „die aus den heroischen Zeiten der Grafen von Helfenstein und Geiselstein, die beide hier weiland ihr Felsennest hatten, noch manche Miene erhalten haben. Auch findet man hier Fleiß und erfinderischen Geist, wovon der letztere nur zu sehr mit Kleinigkeiten spielt. Indessen werden

[1]) Diese 4 Stücke, von denen sich das zweite auch auf eine Dorfschule im allgemeinen, das dritte und vierte auf Ludwigsburg beziehen könnte, zeigen Schubarts stetes Interesse für die hier besprochenen Fragen, s. S. 170 und 23.

sie gewiß aufhören, Kirschenkerne zu bevölkern und Flohkutschen zu machen[1]), sobald sie der kindische Fremde nicht mehr kauft." S. 164 (unten): „Der Ulmische Obervogt — lebte." S. 170 f.: „Meine Schule — zu erziehen haben." S. 167: „Mein Musikchor — lassen wird." Sodann: „Neben meinem beschwerlichen Amte – denn ich hatte täglich 9 Stunden Unterricht zu geben — übte ich mich auch im Predigen, sowohl in Geislingen, als auf den benachbarten Dörfern. Sonderlich mußte ich in Kuchen, eine Stunde von Geislingen, beinahe beständig des dasigen kranken Pfarrers Stelle vertreten, welches ich, wie ich hoffe, nicht ohne Segen gethan habe." S. 65: „In Eybach — Beispiel sah." S. 166 f.: „Meine Pflicht — vom Papier lesen." S. 47 f.: „Alle diese Geschäfte — arm war." S. 72 f.: „In der Naturlehre — über die Sitten weg." — „Um diese Zeit schrieb ich einige pindarische Oden und ließ sie drucken, nicht ohne Beifall des Publikums." S. 78 unten f.: „Die Zaubereien — eigen ist." S. 73: „Mit diesem trefflichen Manne — zu wärmen." S. 83: „Im Jahre 1766 — zu geben." S. 92: „Diese Genesung — zufrieden zu sein." S. 73 f. (132): „Meine kleinen Versuche — Augenblicken." S. 160: „Besuche — schimmern." Darauf: „Ach, ich verschob es zu sagen — denn dieser Artikel ist der zärtlichste in meinem ganzen Leben, den ich nicht berühren darf, ohne daß meine ganze Seele dröhnt — daß ich schon 1764, kaum als ich in Geislingen warm wurde, mich mit Helene, einer Tochter des dasigen Oberzoller Bühlers, verheiratete." S. 27 f.: „Sie ist — Ordnung." S. 160 (nach der Mitte): „Ich war viel zu wild — verloren" (S. 161 oben). S. 125: „So viele Freuden — heilen können." S. 180: „Zu meinem Unglück — abgewartet hätte." S. 187 (unten): „Es wäre mir — war es allein." S. 164: „Bei allen meinen Fehlern — stehen werdet." S. 187 (Z. 1 v. u.): „Die Gelegenheit — mit mir war." S. 197 (oben): „Das letztemal predigte ich — betreten sollte." S. 188: „Thörichter Tausch — preisgeben." S. 197 (unten) bis S. 198 (unten): „Mein trauriger Abschied — Gesellschafter war." S. 199: „Meine Frau — Gefährten hatte." S. 217: „Nachklang."

5.

Einen der lieblichsten Nachklänge zur Geislinger Schulmeisterszeit bilden die 3 sicher erst auf dem Asperg entstandenen Gedichte: „Der

[1]) s. S. 392 Note 1.

Provisor" (1783), „Provisorlied" (1784) und „Schulmeistertrost" (1784), welch letzteres den Schluß bilden möge:

Schulmeistertrost.

Ich habe viele Sorgen,
Mein Leben wird vom Morgen
Bis in die späte Nacht
Mit Lehren zugebracht.

Viel Mägdlein und viel Knaben
Auf seiner Seele haben
Ist wahrlich eine Pflicht
Von drückendem Gewicht.

Doch thu' ich es mit Freuden;
Denn Christi Schäflein weiden
Auf kleebesäter Trift —
Macht selig nach der Schrift.

Die großen starken Geister
Beschämt oft ein Schulmeister,
Der in dem Hirtenamt
Von reinem Eifer flammt.

Der Kinder Herz regieren —
Und sie zur Tugend führen
Durch treuen Unterricht;
Welch' eine süße Pflicht!

Das Lesen, Rechnen, Schreiben
Mit künft'gen Bürgern treiben,
Und sie mit Bildners Hand
Bereiten für das Land;

Und wenn mit stillem Schmähen
Die Menschen auf uns sehen,
Und für verdienten Lohn
Oft geben Spott und Hohn;

Dies leiden ohne Kränken
Und still im Herzen denken:
Ich dulde gern die Schmach
Dem größten Lehrer nach:

Dies ist Schulmeisterswürde,
Drum trag' ich meine Bürde.
Und meinen Hirtenstab
Geduldig bis ins Grab.

Wenn ich die Orgel spiele,
Voll göttlicher Gefühle,
Und die Gemeinde singt,
Daß mir's im Herzen klingt;

Wenn Gottes Huld mir lächelt,
Und Himmelsluft mich fächelt,
Rinnt von der Stirne heiß
Herunter mir der Schweiß;

So fühl' ich süßen Frieden;
Und will ich auch ermüden,
So denk' ich an den Lohn
Uns beigelegt am Thron.[1])

Sing' ich mit meinen Knaben:
„Laßt uns den Leib begraben!"
Vor eines Christen Grab;
So blick' ich stumm hinab

Und seufz: Hier will ich schlafen
Einst unter meinen Schafen,
Und ach, nach kurzer Ruh',
Erlöser, weckst uns du!

[1]) s. S. 9, Z. 22 v. o. Ähnlich der Schluß im Provisorlied: „Im Himmel ist unsre Belohnung bereit".

Alphabetisches Sachregister.

Die Ziffern nach dem Gedankenstrich verweisen auf den Anhang.

Nägele, Eugen,

Aus Schubarts Leben und Wirken mit e. Anh.: Schubarts Erstlingswerke u. Schuldiktate

Stuttgart 1888